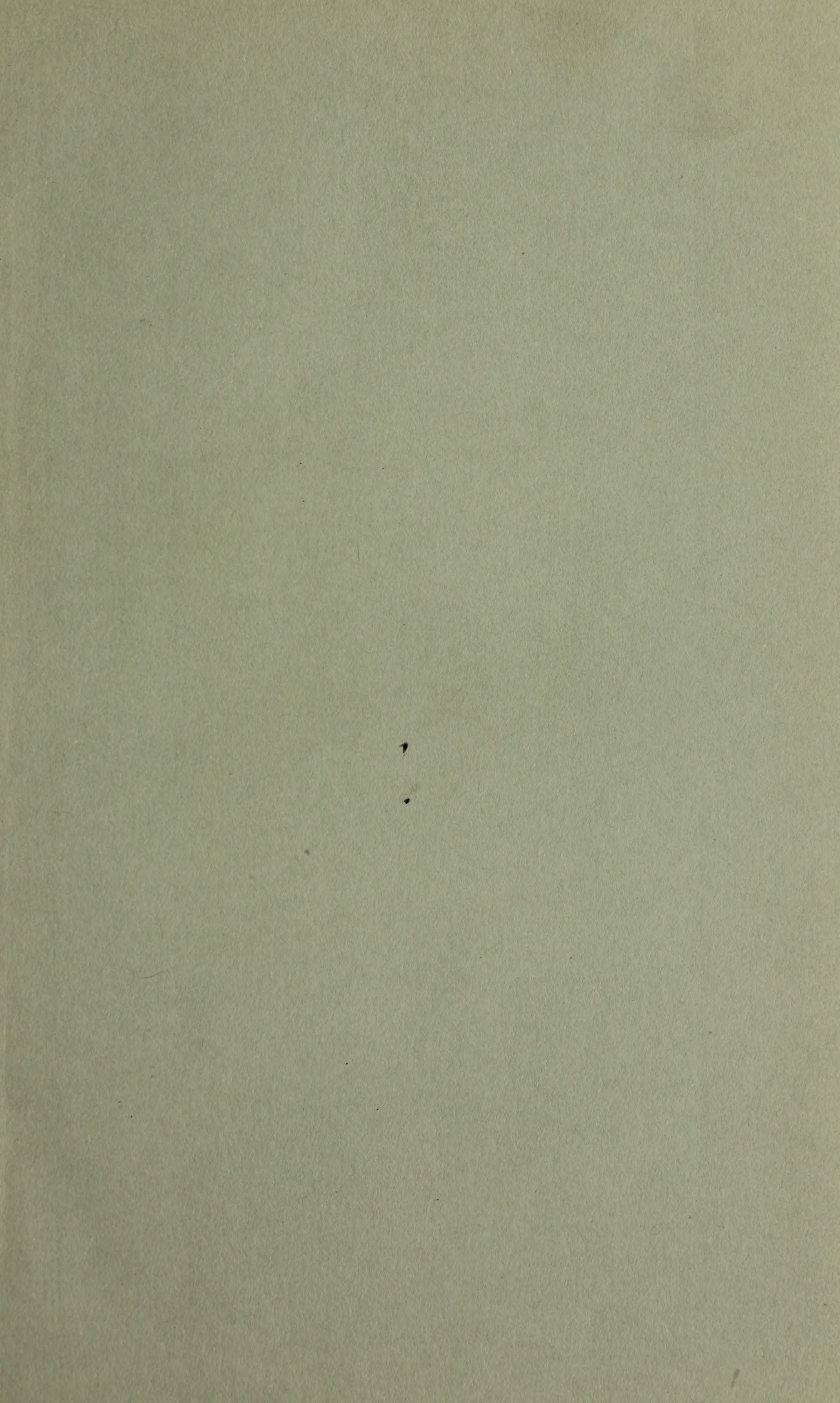
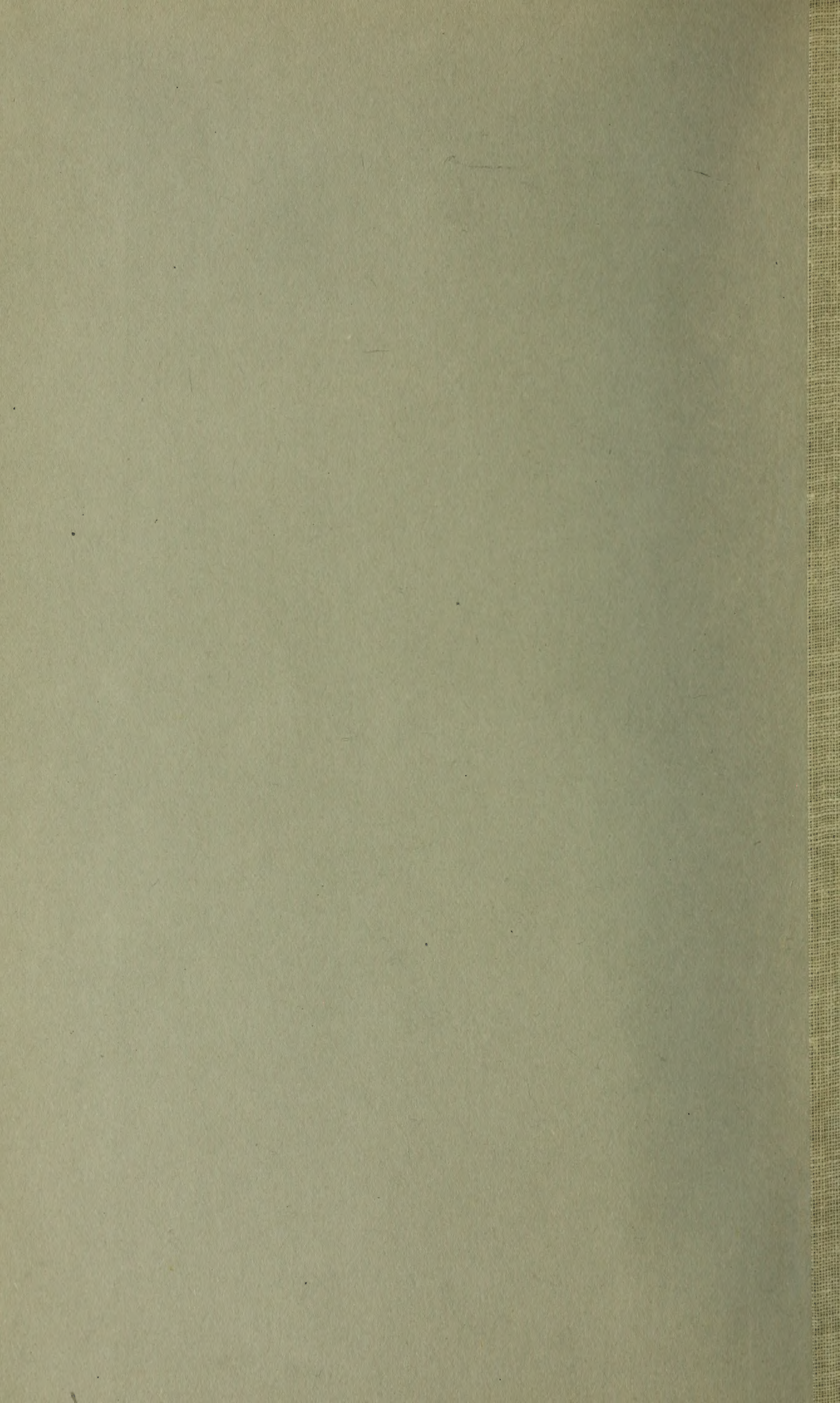
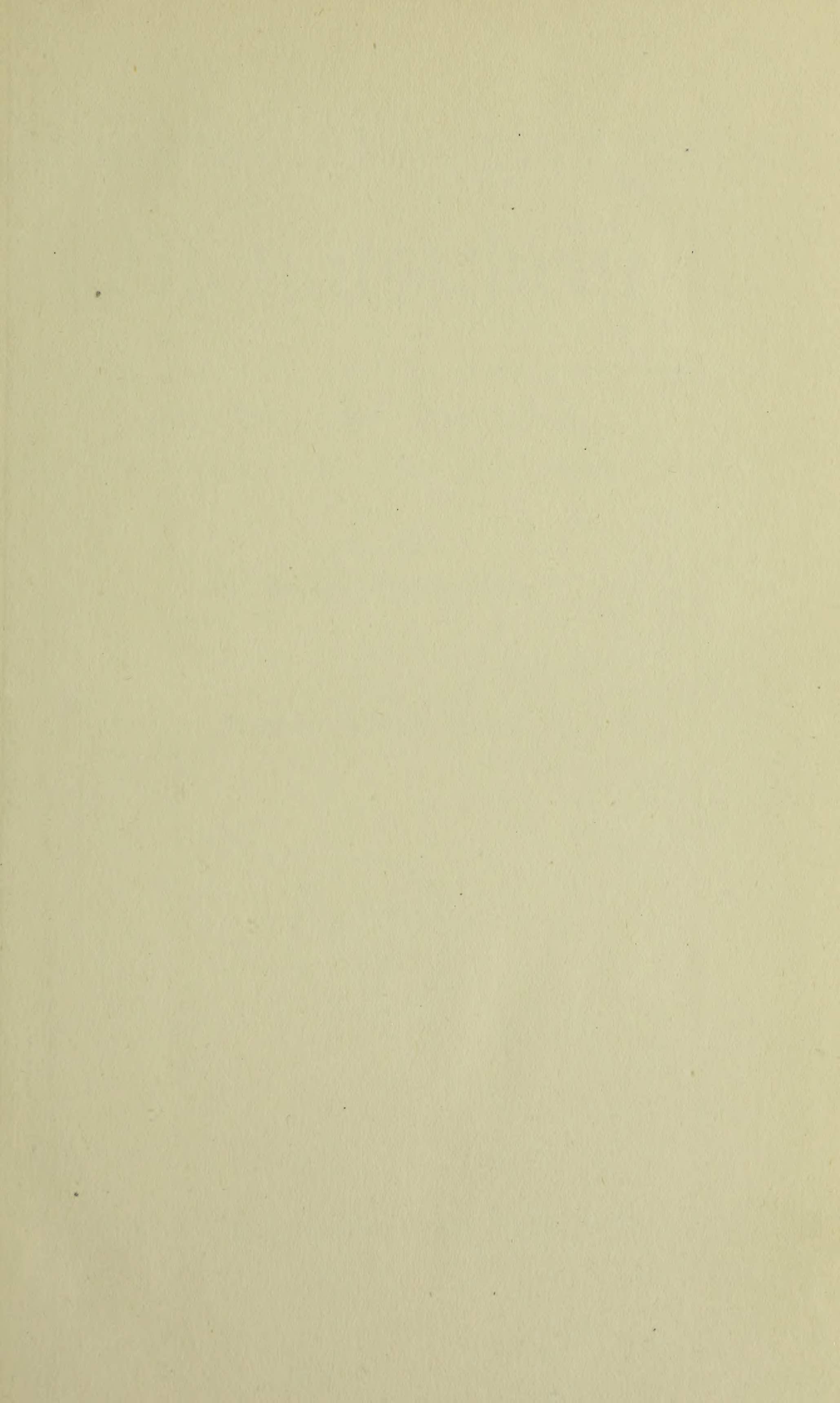
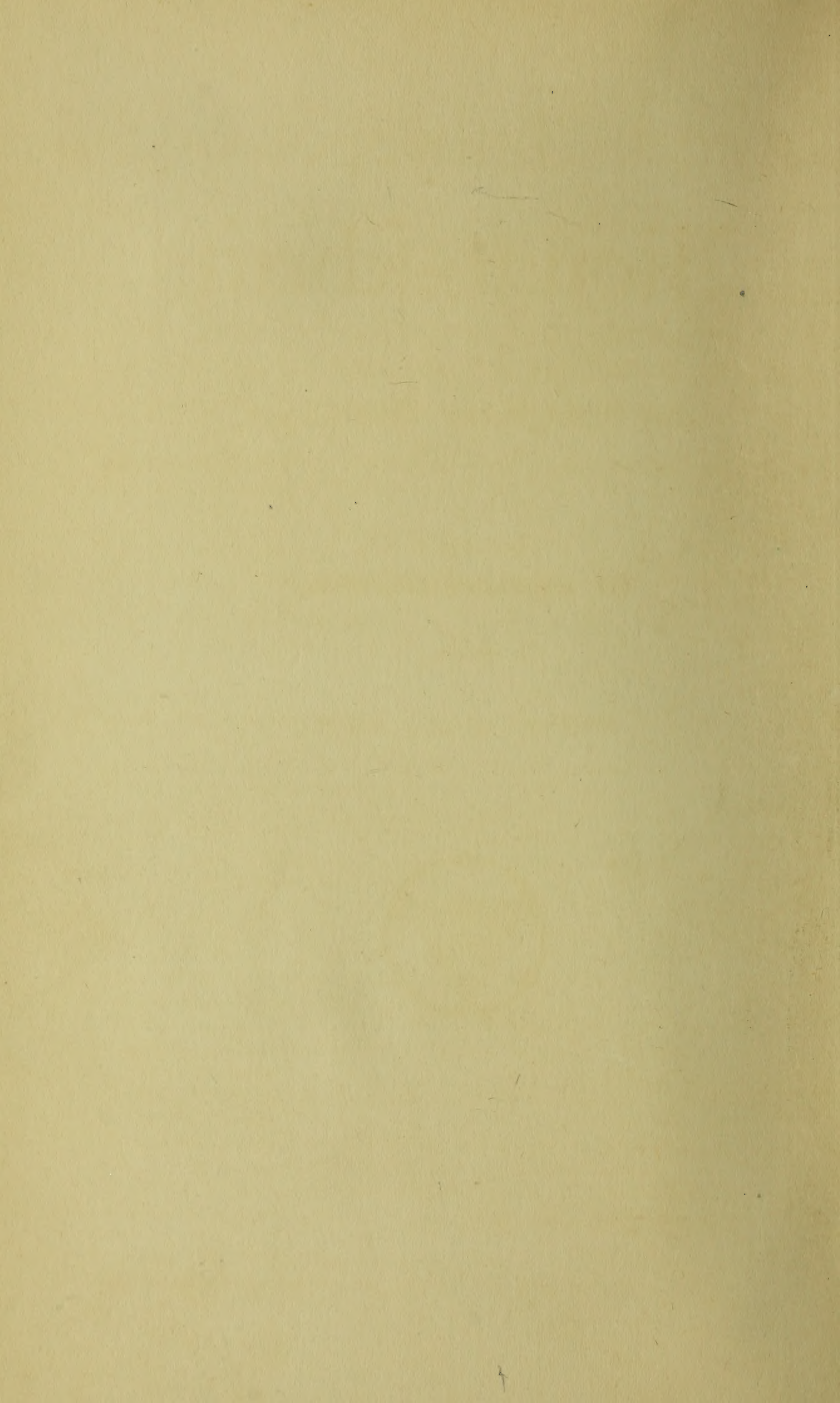










Politisch-Anthropologische Monatsschrift

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung auf biologischer Grundlage.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Herausgeber:

Dr. Schmidt-Gibichenfels.

Siebzehnter Jahrgang 1918/19.



Politisch-Anthropologischer Verlag Berlin-Steglitz.

Inhalt
des siebzehnten Jahrganges.

Aufsätze.

Berichte und Notizen.

Besprechungen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVII. 1 — 1918

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

An die verehrten Leser und Mitarbeiter!

Wiederum hat die „Politisch-Anthropologische Monatsschrift" ein Kriegsjahr nicht nur glücklich überstanden, sondern hat sogar noch erheblich an Ausbreitung und öffentlicher Bedeutung gewonnen. Sie tritt nunmehr in den siebzehnten Jahrgang.

Für den sechzehnten Jahrgang werden, wie bisher, Einbanddecken zum Preise von 1,50 M. angefertigt. Man wolle schon jetzt Bestellungen aufgeben, damit der Verlag sich danach einrichten kann.

Auch während dieses Jahrganges sind mir wieder recht zahlreiche Anerkennungsschreiben zugegangen. Ich sage dafür an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank, da mir eine Beantwortung im einzelnen nicht immer möglich ist. Meine erneute Bitte, die ich weniger im eigenen Interesse als in dem unserer großen vaterländischen Sache ausspreche, geht nach wie vor dahin, durch recht eifrige Werbetätigkeit von Person zu Person den Leserkreis immer mehr zu erweitern, damit die Zeitschrift immer mehr das wird, was die Leser selbst so sehnlich wünschen.

Möge dieses Jahr, das nach menschlicher Voraussicht das Friedensjahr sein wird, für das Vaterland und seine fernere Zukunft ein recht gesegnetes werden!

Der Herausgeber.

Der sogenannte „Zeitgeist".

Vom Herausgeber.

In einer gewissen Presse, die durch ihre Hauptorgane: „Frankfurter Zeitung", „Berliner Tageblatt" und „Vorwärts" genügend gekennzeichnet ist, begegnet man sehr oft dem Worte „Zeitgeist". Das „Berliner Tageblatt" hat sogar eine wöchentlich erscheinende Sonderbeilage danach benannt. Der diesem Worte entsprechende Begriff wird, auch wenn man das Wort selbst nicht ausspricht, den Lesern stets mit einer gewissen Ehrfurchtsbezeugung — wie eine Art von Dalai Lama — vorgeführt.

Was ist das nun für ein Geist, für ein Götze, und warum streut eine gewisse Presse ihm bei jeder Gelegenheit Weihrauch?

Bekanntlich läßt schon der alte Goethe den Doktor Faust zu seinem Famulus Wagner sagen: „Was Ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigner Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln." Faust meint das hier aber in bezug auf die Zeit der Vergangenheit, von der ja Wagner vorher gesprochen hatte. Was jedoch heute von einer gewissen Presse unter „Zeitgeist" verstanden wird, bezieht sich ausschließlich auf die Gegenwart und nächste Zukunft. Man gebraucht dafür auch zur Abwechslung und zur Verstärkung der damit beabsichtigten Suggestion das Beiwort „modern". Mit diesem Beiworte will man nämlich den „Zeitgeist" par excellence bezeichnen. Ihr, der hochgelobten „Moderne", wurde früher bei der Ehrfurchtsbezeugung noch eine gewisse Vorzugs-Nuance beigegeben. Da indes diese Münze sich durch allzu vielen Gebrauch stark abgenutzt, auch durch eine gewisse „Kunst" viel von ihrem Glanze verloren hat, so bemüht man sich neuerdings, dafür die Falschmünze „neudeutsch", die ja „modern" und „vaterländisch" zugleich klingt, also noch sicherer irreführt, in Kurs zu bringen.

All dieser „moderne" und „neudeutsche" Zeitgeist ist natürlich nichts anderes als einer gewissen altbekannten Menschensorte eigner Geist, und niemand weiß das besser als diese Art Menschen, die ja all das, was sie „Zeitgeist" nennen, bei uns und anderswo erst gemacht haben; aber sie wollen mit dieser unpersönlichen Bezeichnung allen denjenigen, die darüber nicht ernst ich nachdenken, also der großen Masse, glauben machen: dieser „Zeitgeist", nämlich der Geist einer gewissen, am besten „alljüdisch" zu nennenden Politik, sei eine unpersönliche, übernatürliche Macht, die alles Gegenwärtige und Zukünftige mit unentrinnbarer Notwendigkeit bestimme, gegen die anzukämpfen also nicht nur ein Frevel, ein Verbrechen, sondern auch eine Torheit sei. Daß es die größte Torheit ist, so etwas zu glauben, verschweigen sie natürlich auf das sorgfältigste, und so kommt es denn infolge der unendlichen Wiederholungen der geistigen Eindrücke mittels jenes Suggestionskniffs, der im Januarheft 1916 als „Papageientaktik"[1]) näher gekennzeichnet worden

[1]) Vergl.: „Die Technik der Suggestion im Völkerleben". Januarheft 1916 d. Z.

ist, allmählich dahin, daß nicht nur die große Masse der Gedankenlosen, sondern selbst leidlich verständige Menschen steif und fest glauben, der „Zeitgeist", die „Moderne", das „Neudeutsche" sei nicht der Geist gewisser, hinter der „Frankfurter Zeitung", dem „Berliner Tageblatt" und dem „Vorwärts" stehender Herren von vergleichsweise recht geringer Anzahl, sondern der Druck übernatürlicher Mächte, zum mindesten des „Volksgeistes", dem sich alles zum „Volke" gehörige nach „demokratischen" Grundsätzen fügen müsse.

Und da der feste Glaube auch noch heutzutage Berge versetzt und Hügel hinfallen macht, so nimmt die Welt, wenigstens die „zivilisierte" (vergl. letztes Februarheft), tatsächlich die Gestalt an, die jene gewissen Herren — nach Rathenau höchstens ein paar Hundert — ihr zu geben wünschen.

Das ist das ganze Geheimnis des unleugbar großen Erfolges, den jene Herren bei uns (anderswo, in „fortgeschritteneren" Ländern, noch mehr als bei uns) schon gehabt haben und — falls sich nicht endlich eine andere Auffassung vom „Zeitgeist" mit oder ohne Gewalt durchringt — auch weiterhin haben werden.

Was ist nun aber das Ziel, das jene paar hundert Männeken — vielleicht sind es noch nicht einmal soviel — mit dem von ihnen in aller Welt gemachten „Zeitgeiste" zu erreichen streben?

Im Grunde nichts weiter als das: Die ganze Natur- und Kulturwelt auf wirtschaftlichem, sozialem und politischem Gebiete allmählich so umzuformen, zu „zivilisieren", d. h. in einem ganz bestimmten Sinne zu „verbürgerlichen", daß auf allen Gebieten zunächst eine ganz bestimmte Schicht des Bürgertums, aber im weiteren Verlaufe ein ganz bestimmtes Volk darin die möglichst besten Lebens- und Entwicklungsbedingungen findet. Das erscheint auf den ersten Blick als ein Ziel, das ein billig Empfindender nach dem Prinzip von „Leben und Lebenlassen" jedem menschlichen Lebewesen nach dem Maße seines Könnens zugestehen muß. Ist ja doch die Umgestaltung der Umwelt, des „Milieu" nach eignem Willen eine hervorragend menschliche Eigenschaft. Die genauere natur- und menschenwissenschaftliche (biologische) Betrachtung ergibt aber, daß der tatsächliche, von jener Menschensorte vielleicht selbst nicht gewollte Erfolg ihres Strebens der ist: die ihr verfallene Welt in überraschend kurzer Zeit auf allen Gebieten, zuletzt sogar dem wirtschaftlichen, zugrunde zu richten.

Man könnte meinen, das sei eine Verleumdung. Es ist aber leider eine Wahrheit, die nicht nur durch den bisherigen Verlauf der Menschengeschichte ausnahmslos bestätigt wird, sondern die sich auch logisch und — was noch mehr besagen will — biologisch sicher begründen läßt.

Wäre nämlich der Lebens- und Machtwille jener Menschensorte ein positiver, ein im höheren Sinne schöpferischer oder auch nur im gewöhnlichen Sinne ehrlich schaffender, dann könnte man ihn, falls er nicht

geradezu nach der Weltherrschaft strebte, vom sittlichen und rechtlichen Standpunkte aus gelten lassen. Die übrigen, ebenfalls schöpferischen oder schaffenden Menschengruppen müßten dann eben sehen, wie sie sich neben ihm behaupten bezw. ihn mit offenen, ehrlichen Waffen niederkämpfen könnten. Ein solcher Kampf wäre, selbst in der äußersten Zuspitzung (als Krieg) ein guter, d. h. ein lebenerhaltender und lebenfördernder. Ein Unterliegen in ihm wäre nicht schimpflich, nicht traurig, sondern höchstens tragisch, da ja das Leben im höheren, edleren Sinne dadurch nicht allseitig vernichtet würde, sondern — für den Sieger — ein neues, oft höheres, schöneres Leben daraus hervorginge.

Nun ist aber eben der Lebens- und Machtwille jener später noch genauer abzugrenzenden Menschensorte — nicht alle Juden gehören zu ihr — keineswegs ein positiver, ein im höheren Sinne schöpferischer, ja, er ist nicht einmal ein im gewöhnlichen Sinne schaffender, Werte erzeugender und vermehrender, sondern ein negativer, ein Werte verzehrender und zuletzt völlig zerstörender. Er lebt eben nur von den unter anderen Verhältnissen, vor seiner Herrschaft, aufgespeicherten Natur- und Kulturkräften, beutet diese aus und muß darum, wenn seine Erfolge ein gewisses Maß überschreiten, die schöpferischen Menschengruppen und ihre Kulturwerke vernichten. Er kann aber wiederum nur in größerem Maße erfolgreich sein, wenn er auf wirtschaftlichem, sozialem und politischem Gebiete zur Macht gelangt. Und diese Macht kann er wiederum nur erlangen, wenn er die vor ihm an der Macht Befindlichen, die Erzeuger und Erhalter jener Natur- und Kulturwerte, ihrer Macht — und damit natürlich auch ihrer Schöpfer- und Erhalterkraft — beraubt.

So treibt ein Keil den anderen, und das Schlußergebnis dieses Lebens- und Machtwillens ist eben das vorher angedeutete, das sich als Chaos, als Anarchie, als Gegenteil der kosmischen Ordnung bisher überall offenbart hat und, wo man dieser Entwicklung nicht rechtzeitig entgegentritt, überall offenbaren wird.

Ein bekanntes Christuswort sagt: „An den Früchten werdet Ihr sie erkennen.“ Nun — die „Früchte“ sind eben in jeder Beziehung derart, daß die Menschensorte, die sie durch ihre „Tüchtigkeit“ hervorbringen muß, dadurch genügend gekennzeichnet, d. h. gebrandmarkt ist. Es handelt sich also um eine Menschensorte, die jeder rechtlich Wollende gleich anderen Verbrechern als Feinde der besseren Menschheit schlechthin bezeichnen und behandeln muß. Ja — die gemeinen Verbrecher, die gewöhnlichen Räuber, Diebe, Betrüger usw. sind im Vergleich damit noch verhältnismäßig harmlos; denn diese wissen genau, daß sie Unrecht tun, und wundern sich nicht, wenn sie den Gesetzen des Landes gemäß bestraft werden. Gegen sie kann sich auch jedes Staatswesen, in welchem die Gesetze noch halbwegs Kraft haben, verhältnismäßig leicht schützen. Ganz anders ist das aber mit der hier in Rede stehenden Sorte von schweren Verbrechern. Diese wissen meist

gar nicht, daß sie Unrecht tun; ja, sie befinden sich wohl sogar in dem Wahne, die Menschheit durch ihre Bestrebungen beglücken zu können. Jedenfalls aber wissen sie ihre selbstsüchtigen Absichten durch salbungsvolle Phrasen listig zu verschleiern und dadurch in den Ländern, wo man ihrer verbrecherischen Tätigkeit freien Raum läßt, den Massen des urteilslosen Volkes, ja sogar schwachen, unklugen Regierungen, denselben Wahn der Beglückung zu suggerieren. Wo sie aber noch nicht diese Erfolge erreicht haben, versuchen sie zunächst ihre eignen Leute und fremden Helfershelfer an die Spitze der Regierungen zu bringen.

Man sollte meinen, eine derartige Suggestion müsse schwer zu erregen und demnach auch eine Beeinflussung der Völker und ihrer Regierungen in diesem Sinne schwer zu erreichen sein. Das ist aber aus nachstehenden Gründen nicht der Fall.

Anfangs nämlich, ehe jene — sagen wir unfreiwilligen — Verbrecher die vorgefundene Ordnung und die auf ihr beruhenden, nur durch sie zu erhaltenden und fortzuentwickelnden Kulturwerte zerstört haben, sieht es so aus, als ob ihre Tätigkeit zum mindesten keine gemeinschädliche wäre. Der Umsatz gewisser Waren und Arbeitsleistungen vermehrt sich, der wirtschaftliche Organismus nimmt in gewissen — nicht allen — Organen einen lebhafteren Stoffwechsel an und täuscht so anfangs eine Scheinblüte der Gesundheit vor. Da aber der Machthunger jener Menschensorte kein Maß und kein Ziel kennt, nach immer stärkerer Sättigung verlangt und nicht eher ruht, als bis er nicht bloß auf wirtschaftlichem, sondern auch auf sozialem und politischem Gebiete die Macht an sich gerissen hat, so werden allmählich die Grundlagen, die Natur- und Kulturwerte, auf denen die früher so feste Ordnung beruhte, zerstört und das Ende ist eben das Chaos, der Zusammenbruch auf allen Gebieten, so stark, ja unverwüstlich der betroffene staatliche und soziale Organismus anfangs auch zu sein schien. Die Sache fängt also harmlos an, endigt aber, falls man nicht rechtzeitig eingreift, mit Schrecken. Es wird später noch im einzelnen gezeigt werden, wie der Zerstörungsprozeß beginnt, wie er verläuft und welche Hauptstadien dabei zu unterscheiden sind. In großen Zügen ist das schon im letzten Januar- und darauf folgenden Februarheft unter der Überschrift: „Wodurch Völker geführt und genasführt werden", geschehen. Zunächst ist jedoch das Menschenmaterial: die Hauptträger und Hauptmacher des in Rede stehenden „Zeitgeistes", sowie der völkische Grundstock, das „volksorganische Massiv" (nach Max Bewung), aus dem sie sich trotz aller starken Abnutzung immer und immer wieder erneuern, noch genauer zu betrachten.

Es wäre nicht richtig, wenn man diese Menschensorte als „die Juden" schlechthin bezeichnen wollte. Sie rekrutiert sich mehr oder weniger auch aus anderen völkischen Grundstöcken, und nicht alle Juden sind ihr zuzurechnen. Das jüdische Volk eignet sich aber aus nachstehenden Ursachen ganz besonders

dazu, diese Menschensorte sowohl als Urheber wie als Mitläufer und Helfershelfer für die Mache jenes sogenannten „Zeitgeistes" hervorzubringen.

Erstens hat nämlich das jüdische Volk kein eigenes Vaterland mehr und ist über die ganze europäische sowie einen Teil der asiatischen Kulturwelt verbreitet. Es hat darum weniger als irgendeine andere Menschensorte Veranlassung, sich an ein besonderes Land und dessen Bewohner mit ganzer Seele anzuschließen und deren Sitten, Gewohnheiten, Lebensgesetze rückhaltlos anzunehmen. Andererseits hat es aber — ich spreche hier nur von dem völkischen Grundstock, nicht von dem ihm abtrünnig gewordenen Einzelnen — durch die gemeinsame Abstammung, Religion und Weltanschauung einen außerordentlich festen Zusammenhang, der auch für weit voneinander entfernte Länder einen geistigen und wirtschaftlichen Verkehr unter den einzelnen Gliedern ermöglicht. Alles das trägt nicht wenig dazu bei, den Handelsverkehr in und zwischen den verschiedenen Ländern zum besonderen Interessengebiet dieses Volkes zu machen.

Zweitens hat das jüdische Volk, abgesehen von seinen Gliedern in gewissen östlichen Ländern, die in dieser Beziehung weniger „fortgeschritten" sind, die eigentlich werteschaffenden Stände verloren. Wie auch Nietzsche gelegentlich sagt, „hat es nur einen vornehmen Typ: den Priester, und dann kommt gleich der „Tschandala", d. h. der Händler, und noch dazu, was für ein Händler! Damit will ich natürlich nicht sagen, daß es keinen durchaus einwandfreien, ehrenwerten Kaufmann unter den Juden gäbe; aber die Verführung zum Mißbrauch der händlerischen Tätigkeit ist gerade bei der rassischen und völkischen Eigenart der Juden größer als irgendwo anders. Dieses Volk wird nämlich

Drittens von einer uns oft geradezu wahnsinnig anmutenden Gier nach Geld und Geldmacht gepeinigt. Der „Mammon" war ja schon vor 2000 Jahren der Götze, dessen Dienst Christus den Juden mit den stärksten Anklagen vorwarf. Diese Gier ist seitdem durch natürliche Auslese, Übung und Absonderung eher stärker als schwächer geworden. Auch die schon damals bemerkbare, seitdem noch mehr fortgeschrittene körperliche Dekadenz und die damit zusammenhängende übermäßige Nervosität wirkt bei ihm in der Richtung des Strebens nach möglichst schnellem und leichtem Gelderwerb. Auch setzt der wohlhabend, ja selbst der reichgewordene Jude sich nicht etwa zur Ruhe und läßt andere verdienen, sondern er strebt meist auch dann noch danach, seine Geldmacht zu erweitern und diese Macht für die jüdische Herrschaft auch auf anderen Gebieten dienstbar zu machen.

Niemand wird leugnen können, daß diese drei hauptsächlich kennzeichnenden Eigenschaften des altjüdisch-völkischen Grundstockes, zu denen sich übrigens auch noch andere in gleicher Richtung wirkende gesellen, vorzugsweise geeignet sind, die vorher charakterisierte Sorte von schweren Verbrechern hervorzubringen. Diese Eigenschaften mögen ja nicht bei allen Juden in höchster Potenz vereinigt sein; aber bis zu einem Grade vor-

handen sind sie bei allen denjenigen, die noch nicht durch weitgehende Blutmischung und langjährige Anpassung völlig in den Wirtsvölkern aufgegangen und das Bewußtsein ihrer jüdischen Abstammung verloren haben. Und selbst bei solchen tritt die ursprüngliche Rassenanlage in einzelnen Nachkommen hin und wieder zutage. Das wäre aber für die Wirtsvölker schließlich noch zu ertragen, da ja ein allmähliches Abspalten und Ausmerzen der Eigenschaften, falls keine neue jüdische Blutauffrischung erfolgt, zu erwarten wäre.

Wenn also auch nicht alle Juden und Judensprößlinge als Hauptträger und Haupturheber des vorher gekennzeichneten „Zeitgeistes" und seiner völkerverheerenden Wirkungen anzusehen sind, so kommen doch so ziemlich alle Juden als Förderer, Mitläufer oder mindestens Dulder in Betracht. Solange demnach nicht der bessere Teil der Juden gegen diesen „Zeitgeist" und die raffinierte Art seiner Propaganda energisch Front macht, wird er sich nicht wundern dürfen, wenn das Judentum insgesamt dafür verantwortlich gemacht wird. Jedenfalls muß derjenige, der die vorher angedeuteten und später noch genauer zu schildernden Vorgänge auf wirtschaftlichem, sozialem, politischem usw. Gebiete mit den Augen des Arztes betrachtet, die bewußten oder unbewußten Förderer, Mitläufer, Dulder mit zu den Schuldigen rechnen.

Noch schuldiger freilich als diese immerhin durch eine natürliche Anlage Belasteten sind diejenigen Elemente unter den Wirtsvölkern, die, obgleich von den verheerenden Wirkungen des alljüdischen Zeitgeistes überzeugt, ihm dennoch, sei es aus Feigheit, sei es aus philisterhafter Bequemlichkeit, sei es gar um materieller Vorteile willen, nicht nur nicht entgegentreten, sondern sogar Vorschub leisten. Diese Elemente, die in eingeweihten Kreisen „Judengenossen" oder „Judenknechte" genannt werden, sind wohl die verächtlichste Menschensorte, die es überhaupt gibt. Sie müssen von allen denen, die ihre außerordentliche Gemeinschädlichkeit in vollem Umfange zu beurteilen vermögen, für noch schlimmer und schuldiger als überführte Landesverräter gehalten werden; denn solche Verbrecher schädigen Land und Volk meist nur im materiellen Sinne, während jene sich an dem Morde der Seele des eigenen Volkes beteiligen.

Soviel über die persönlichen Urheber, Träger, Förderer, Dulder des alljüdischen „Zeitgeistes", zu denen, ich wiederhole es, nicht nur und nicht immer Juden, sondern mit noch größerem Rechte Judengenossen und Judenknechte unter den Wirtsvölkern zu rechnen sind. Abgesehen davon gibt es aber auch noch in jedem Volke Einzelne, die durchaus keine Stützen der staatlichen und sozialen Ordnung sind, die, vermöge ihrer überindividualistischen, anarchistischen Anlage, ebenfalls im Sinne des hier in Rede stehenden „Zeitgeistes", wenn auch mehr unbewußterweise und ohne spezifisch jüdische Färbung, wirken. Sie gehören entweder selbst schon den Kreisen der gemeinen Verbrecher an oder haben doch zu ihnen ver-

trauliche Beziehungen. Sie sind für die Erregung revolutionärer Bewegungen besonders wichtig. Ohne sie würde für solche Erregungen der Zündstoff fehlen. Man könnte also nicht in jedem für günstig gehaltenen Augenblicke Straßenaufläufe hervorrufen. Es war und ist darum in allen Ländern eine besondere Eigentümlichkeit der alljüdischen Politik, mit diesen unterirdischen Elementen sowie außerdem noch mit Gelegenheitsarbeitern und allerlei zweifelhaftem Gesindel, in Großstädten schlechtweg die „Straße" genannt, stets gute Beziehungen zu unterhalten. Sie werden durch besondere „Straßenblätter" in ganz bestimmtem Sinne bearbeitet. Auch für solche Beziehungen eignet sich der jüdisch-völkische Grundstock deshalb besonders gut, weil er in seiner sozial niedrigst stehenden Schicht über gewisse „Kleinhändler" verfügt, die ein besonderes geschäftliches Interesse daran haben, mit solchen Gelegenheitsarbeitern und anderen Elementen der großstädtischen „Unterwelt" unterirdischen Verkehr zu pflegen. Es ist das, wie gesagt, für die alljüdische Politik wichtig, denn:

„Flectere si nequeo Superos — Acheronta movebo"
(Kann ich die Götter nicht beugen, mach ich die Unterwelt rege.)

Diese großstädtische „Unterwelt" kann durch Vermittelung jener jüdischen „Kleinhändler" in jedem für günstig oder notwendig gehaltenen Augenblicke mobil gemacht werden. Die „Oberwelt" folgt dann, soweit sie dumm, verblendet und aufgehetzt genug ist, ohne weiteres nach. Der Öffentlichkeit gegenüber ist es dann natürlich das „Volk" oder sind es die „Arbeiter", die gegen eine angeblich volks- oder arbeiterfeindliche Politik „demonstriert" bezw. „revolutioniert" haben. Die urteilslose Masse glaubt das natürlich auch meistens, besonders wenn keine Organe da sind, die wirklichen Arbeiter und das wirkliche Volk über ihre Interessen wahrheitsgemäß aufzuklären.

Man sieht: die alljüdische Politik ist ein weitverzweigtes, in sich widerspruchloses System, dessen äußerste Ausläufer bezw. Werkzeuge nicht nur bis zu den höchsten Spitzen hinauf-, auch bis in die tiefsten Abgründe der Gesellschaft aller zivilisierten Länder hinabreichen. Das eine wie das andere wird natürlich der Öffentlichkeit gegenüber auf das sorgfältigste verborgen. Und das wirksamste Mittel dieser Politik ist eben der alljüdische „Zeitgeist", der durch die alljüdische Presse und andere Organe, über die später noch das Nötige zu sagen sein wird, in möglichst alle zivilisierten Völker und in möglichst alle sozialen Schichten jedes Volkes hineingetragen, nötigenfalls auch praktisch, durch die Tat, verwirklicht wird. Meist genügt jedoch schon die bloße geistige Einwirkung, jene (im Dezemberheft 1915 und Januarheft 1916 näher gekennzeichnete) Suggestion, um die zivilisierte Welt allmählich immer mehr im alljüdischen Sinne umzugestalten. Die Revolutionen sind sozusagen nur Stromschnellen im Flusse dieser stetig vorwärts drängenden, „Fortschritt" genannten Bewegung.

Selbstverständlich kann diese Bewegung überall da, wo eine starke und einsichtige, die Interessen ihres Staates und Volkes energisch wahrende Regierung[1]) am Ruder ist, mit Leichtigkeit abgedämmt oder, wenn man will, erstickt werden, denn die „ultima ratio regum" ist ja dann in den rechten Händen. Niemand weiß das besser als die geistigen Antreiber und Lenker dieser Bewegung. Darum war es von jeher und überall ihr eifrigstes Bestreben, entweder die Regierungen der Länder durch List und Korruption vollständig in ihre Hände zu spielen, oder, wo das nicht angängig, möglichst schwache, unfähige, leicht in ihrem Sinne beeinflußbare Personen an die Spitze der Regierungen zu bringen. Sie hatten dazu bis jetzt überall Mittel, Wege, Helershelfer genug, und ihre Presse sorgte eifrig dafür, durch reichlich gestreuten Weihrauch die Unfähigkeit solcher Personen dem Volke oder, in Monarchien dem Monarchen, möglichst lange zu verbergen. Geht das aber durchaus nicht länger, dann sucht man an deren Stelle ähnlich geartete Personen durch ähnliche Lobhudeleien zu „lanzieren". Daß (im Sinne der Landesinteressen) wirklich tüchtige Regierungspersonen entsprechend scharf, schärfer oder ganz scharf getadelt werden, versteht sich nach dem Geiste dieser Politik von selbst.

Alles das können die Haupturheber und Hauptträger des alljüdischen Geistes aber nur da, wo sie die stärksten ihrer Betätigung entgegenstehenden Hindernisse oder wenigstens eins davon beseitigt haben. Worin bestehen nun aber diese stärksten Hindernisse?

Es sind das drei Dinge, die organisch mit einander zusammenhängen, von denen eins das andere hält und stützt. In sozialer Hinsicht ist es die ständische Gesellschaftsverfassung, besonders deren wichtigstes Glied, der selbständige Mittelstand in Stadt und Land, in staatlicher bezw. politischer Beziehung die starke Monarchie, namentlich die Militärmonarchie.

Die ständische Gesellschaftsverfassung bildet für die Durchsetzung der alljüdischen Machtpolitik deshalb ein so großes, vielleicht das größte Hindernis, weil unter ihr nicht der Einzelne wehrlos der ganzen, wie Kletten zusammenhaltenden Judenschaft gegenübersteht, sondern durch ein gleichfalls fest geschlossenes Ganze von ihr geschützt wird. Der selbständige Mittelstand ist der alljüdischen Politik nicht nur als das, wie sich weiter unten zeigen wird, wichtigste Glied der ständischen Verfassung, sondern auch besonders deshalb im Wege, weil er die wirtschaftliche Versklavung aller durch einige

[1]) Am besten wies auf diese Möglichkeit Bismarck schon am 6. 9. 1849 mit den Worten hin: „Möge es das letztemal sein, daß Errungenschaften des preußischen Schwertes mit freigebiger Hand weggegeben werden, um die nimmersatten Anforderungen eines Phantoms zu befriedigen, welches unter dem fingierten Namen von Zeitgeist oder öffentlicher Meinung die Vernunft der Fürsten und Völker mit seinem Geschrei betäubt, bis jeder sich vor dem Schatten des andern fürchtet und alle vergessen, daß unter der Löwenhaut des Gespenstes ein Wesen steckt von zwar lärmender, aber wenig furchtbarer Natur."

Wenige (Trusts) am wirksamsten zu verhindern vermag. Warum endlich die echte Monarchie, namentlich die Militärmonarchie dem alljüdischen Geiste so verhaßt ist, wurde schon im vorigen Hefte[1]) ausführlich dargelegt. In der Tat bildet sie den diametralen Gegensatz zu ihm und ist auch, ihrer ganzen Art nach, allein imstande, die ständische Gesellschaftsverfassung zusammenzuhalten, gegen innere und äußere Feinde zu verteidigen, insbesondere aber den selbständigen Mittelstand vor dem Zerreiben durch die beiden Mühlsteine: das internationale Großkapital oben, das Proletariat unten, wirksam zu schützen. Zu verstärken wäre dieser Schutz noch durch ein ständisches Wahlrecht und entsprechend ständische Volksvertretung. Dadurch vermöchte jeder ehrenwerte Stand oder Beruf seine berechtigten Interessen selbst zu wahren, während es andererseits Aufgabe des monarchischen Staates wäre, seine und der Gesamtheit Interessen vor etwaigen Übergriffen der ständischen Selbstsucht in Schutz zu nehmen. Das vermag nicht ein vorherrschender Stand, sei es der obere, sei es der mittlere, sei es der untere, also weder eine aristokratische, noch eine demokratische Republik, sondern eben nur ein Einzelner, ein Monarch, dessen persönliche wie staatliche Interessen ja auch am besten durch das Wohl der Gesamtheit gewahrt und gefördert werden.

Andererseits kann aber auch in einer starken Monarchie die ständische Gesellschaftsverfassung auf die Dauer nur durch einen breiten, zahlreichen und einigermaßen zufriedenen selbständigen Mittelstand in Stadt und Land im Gleichgewicht erhalten werden. Die Gesellschaft kippt infolge unausgleichbarer Spannungen über, stürzt um, wenn die finanziell, geistig und kulturell tragende Oberschicht allzu schmal, die getragene Unterschicht allzu breit, allzu massig, und eine selbstverantwortliche Mittelschicht ganz fehlt oder auch nur zu schwach ist, um einen genügenden Ausgleich zwischen oben und unten zu ermöglichen. Der selbständige Mittelstand ist sozusagen das Schwungrad, der Regulator bezw. Akkumulator in der ständisch-monarchischen Regierungsmaschinerie wie überhaupt in dem ganzen staatlich-gesellschaftlichen Gemeinwesen.

Alles das wissen natürlich die Hauptträger des alljüdischen Geistes und Hauptmacher der alljüdischen Politik ganz genau. Wo ihr Intellekt nicht so weit reicht — diese Leute stehen nämlich geistig keineswegs immer so hoch, wie gewöhnlich angenommen wird —, da sagt es ihnen der natürliche Instinkt, der die drei soeben gekennzeichneten, organisch zusammenhängenden Dinge überall, bei jedem Betätigungsversuche seines Machtwillens, als schwere, unüberwindliche Hindernisse empfindet. Man kann also begreifen, warum der alljüdische „Zeitgeist", der Geist der alljüdischen Politik, es ganz besonders auf diese drei Dinge — aller guten Dinge sind drei — abgesehen hat.

[1]) „Der Wille zur Macht, eine eiserne Notwendigkeit für Preußen-Deutschland."

Als „locus minoris resistentiae“ (Ort des geringeren Widerstandes) erscheint ihm in der Regel die ständische Gesellschaftsverfassung. Gegen diese richtet er gewöhnlich seine ersten — natürlich maßlos verleumderischen — Angriffe. Diese werden da leicht Erfolg haben, wo die ständische Verfassung aus irgendwelchen Ursachen in der Entwicklung zurückgeblieben oder durch Verknöcherung entartet, veraltet ist, so daß sie ihre Bestimmung nicht mehr zur Zufriedenheit der Einzelnen erfüllt. Das einzig Richtige wäre hier eine Verjüngung; aber die alljüdische Politik weiß in diesem Falle die Einbildung hervorzurufen, als ob die empfundenen Mängel in der Einrichtung an sich, nicht in deren zurückgebliebenem oder entartetem Zustande ihre Ursache hätten. Er stellt nämlich als unerträglichen Zwang hin, was in Wahrheit dem Schutze dienen soll, und so gelingt es ihm unter ausgiebiger Verwendung der Phrasen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit nur zu leicht, an Stelle der Reformation eine Revolution in die Wege zu leiten. Daß die verheißene Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit später, bei fortschreitender Revolutionierung und Atomisierung der Gesellschaft, in das genaue Gegenteil, in zunehmende Unfreiheit, Ungleichheit, Unbrüderlichkeit, ja in Klassenherrschaft und Klassenhaß übergeht, verschweigt er natürlich auf das sorgfältigste. Die Hauptsache ist ihm, daß das erste Haupthindernis seiner Machtbetätigung beseitigt wird. Am wirksamsten geschieht das durch die Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts, denn dadurch löst sich die vorher organisch gegliederte und infolge davon in sich fest zusammenhängende Gesellschaft am sichersten in zusammenhanglose, ja einander vielfach abstoßende, bekämpfende Atome auf.

Gleichzeitig hat diese Auflösung der Gesellschaft und die dadurch in verstärktem Maße mögliche Machtbetätigung des beweglichen Großkapitals die notwendige Folge, daß der selbständige Mittelstand zuerst in den Städten, später auch auf dem Lande immer mehr geschwächt wird. Mit dem einen beseitigt also der alljüdische Geist zugleich das andere Haupthindernis seiner Herrschaft.

Nun bleibt nur noch das letzte Haupthindernis: die starke Monarchie. Diese zu beseitigen, gelingt gewöhnlich nicht auf einmal. Die alljüdische Politik bedarf dazu gewöhnlich einer Zwischenstufe, und das ist die sogenannte parlamentarische Regierungsform. In besonders schwierigen Fällen, d. h. da, wo die Monarchie im Volke fest verankert ist und sich auf eine starke Militärmacht stützen kann, ist diese Stufe auch wieder erst nach Überwindung mehrerer Zwischenstufen zu erreichen. So schnell wie in Frankreich und andern kleineren Ländern geht das eben nicht immer. In England mußte von Johann ohne Land bis zu Wilhelm III. ein weiter und beschwerlicher Weg zurückgelegt werden. Dafür dürfte hier aber auch die allerletzte Station, die restlose Beseitigung der Monarchie, um so schneller erreicht werden, namentlich wenn England und Amerika zu einer einzigen Interessengemeinschaft zusammenwachsen sollen. Viel ist ja freilich

von der Monarchie in England ohnehin nicht mehr vorhanden, und es kann auch sein, daß man diesen letzten Rest, der überdies die Täuschung des Volkes nicht wenig erleichtert, hier „großmütig" bestehen läßt. Anderswo aber, namentlich in Deutschland, kann und wird man in dieser Hinsicht nicht so „großmütig" sein, so sehr man anfangs auch den Anschein davon zu erwecken suchen wird. (Vergl. Februarheft 1918, S. 534—535.)

Nachdem alle diese vorher genauer gekennzeichneten Haupthindernisse überall ganz oder bis auf ohnmächtige Reste aus dem Wege geräumt sind, ist für den alljüdischen Geist die Bahn für eine heimliche — nicht offene — Weltherrschaft auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens völlig frei. Ich sage absichtlich: heimliche, nicht öffentliche Weltherrschaft; denn würden die Hauptträger und Verbreiter des a jüdischen Geistes ihr Ziel öffentlich proklamieren und verfolgen — ein ungeheures Weltgelächter würde alle Verwirklichungsversuche schon im Keime ersticken. Das weiß niemand besser als die Hauptträger dieses Geistes selbst, und darum verbergen sie sowohl ihre letzten Absichten wie ihre zunächst zu erreichenden Stationen auf das sorgfältigste hinter weltbürgerlichen, menschheitlichen, humanitären, pazifistischen, sozialistischen, demokratischen, liberalen und sonstigen Phrasen. Sie wissen zwar, wie einer der ihrigen, vielleicht der eigentliche Urheber oder mindestens Wiederauffrischer dieses „Zeitgeistes", Lord Beaconsfield, geb. D'Israeli, in dem Roman: „Endymion" unvorsichtigerweise ausgeplaudert hat, ganz genau, daß nur das ausgesprochen Rassische und Völkische in der Welt eine Zukunft hat und nach ewigen, ehernen Lebensgesetzen haben kann, denn der bloße Selbsterhaltungstrieb des Einzelnen kann ohne den völkischen Arterhaltungstrieb den Bestand der menschlichen Gesellschaften eher gefährden als sichern; aber eben darum wollen sie diesen starken Lebenserhalter und Lebensförderer nur für sich selbst. Bei den übrigen Menschen soll er durch übermäßige Aufreizung der Selbstsucht und Genußgier der Einzelnen nach und nach abgetötet oder doch möglichst neutralisiert werden.

Wo aber, wie z. B. in England, Amerika, Frankreich, Ungarn, der rassische oder doch der völkische Arterhaltungstrieb allzu kräftig entwickelt ist, wo ein Abtötungs- oder auch nur Abschwächungsversuch gefährliche Gegenwirkungen hervorrufen würde, da suchen sie ihn für sich selbst als Vorspann und Maske zu benutzen, indem sie ihre übernationalen Absichten in einen bestimmten Nationalismus sozusagen einwickeln. Bei den Engländern und Amerikanern wird ihnen das dadurch erleichtert, daß die neuenglische Welt- und Lebensanschauung schon seit Jahrhunderten — vergl. Februarheft 1918 — viele Wesenszüge mit der jüdischen gemein hat und sich immer weiter in der alljüdischen Richtung entwickelt. Sie vergeben sich also damit im Grunde sehr wenig. Auf Kleinigkeiten, wie Sprache, Kleidertrachten, Bart und sonstige Äußerlichkeiten, kommt es ihnen dabei nicht an, wenn nur die Hauptsache: der Geist, die Seele, der Wille alljüdisch

bleibt und die Umwelt immer mehr im alljüdischen Sinne („Zeitgeist") umgestaltet. Das ist ja aber in England und Amerika bisher immer der Fall gewesen. Jenes vor dem Kriege viel zitierte Wort: „The world is rapidly getting english" hätte ohne von seinem wesentlichen Sinne das mindeste zu verlieren, auch heißen können: „The world is rapidly getting jewish."

Hiernach erscheint es selbstverständlich, daß der alljüdischen Politik in diesem Kriege alles darauf ankommen muß, auch Deutschland und die Mittelmächte in demselben Maße unter angelsächsische (englische und amerikanische) Botmäßigkeit zu bringen, wie das vor dem Kriege mit Frankreich, Rußland und Japan der Fall war. Ich sage ausdrücklich: in einem bestimmten Maße, nicht völlig, wie es mit den übrigen Mächten ruhig der Fall sein kann; denn die Politik des Gleichgewichts, die für das nationalistische England und Amerika nur in bezug auf den europäischen und asiatischen Kontinent als Ziel gilt, muß dem Alljudentum für die ganze Welt — also England und Amerika eingeschlossen — als Ziel gelten, und zwar aus folgenden Gründen: Ein allzu wuchtiges Überwiegen der stark national empfindenden angelsächsischen Weltmächte würde zwar die alljüdische Weltanschauung für immer sichern, könnte aber unter Umständen die Herrschaft des Alljudentums sogar innerhalb der angelsächsischen — geschweige denn der übrigen — Welt in Gefahr bringen. Das Alljudentum hätte ja dann im Falle der Bedrängnis keine Möglichkeit mehr, die eine Mächtegruppe gegen die andere auszuspielen und sich auf diese Weise nötigenfalls auch gegen die angelsächsische Welt zu behaupten. Das Alljudentum weiß das anscheinend sehr wohl, es weiß auch, daß in dem ja sehr stark national fühlenden und in Fragen des Wettbewerbs oder gar der Monopole sehr herrischen England-Amerika der Antisemitismus der Rasse — nicht der Weltanschauung — leicht ebenso gefährliche, ja noch gefährlichere Größenmaße erreichen könnte, als wie es in den übrigen Ländern jetzt schon der Fall ist und nach dem Frieden noch viel mehr sein wird. Was sollten dann die Juden machen? Wo sollten sie dann noch Schutz finden?!

Am meisten erwünscht wäre darum dem über alle Länder verbreiteten Alljudentum zwar ein zweifelloser Sieg Englands und Amerikas — schon der gemeinsamen Weltanschauung wegen —, aber kein so überwältigend großer und vollständiger, daß dadurch alle übrigen Mächte für absehbare Zeit völlig an die Wand gedrückt und gar nicht mehr mit Erfolg gegeneinander auszuspielen wären. Ein solcher Sieg wäre nun jener bekannte, durch die Reichstagsresolution vom 19. Juli 1917 so schon vorgedachte „Verständigungs"- d. h. Verzichtsfrieden auf allen Seiten bis zu einem Grade auch auf jenen Englands und Amerikas, da ja England dann die deutschen Kolonien und die türkischen Eroberungen gegen Belgien herausgeben müßte. Das wäre zwar kein auch nur eine Seite halbwegs befriedigen-

der Zustand, also kein dauernder Frieden, sondern nur ein Waffenstillstand; es würde aber der völkerverhetzenden Tätigkeit des Alljudentums in allen Ländern nach wie vor Spielraum lassen und nebenbei, durch die überall sich erhebende Unzufriedenheit mit dem Friedensschlusse, die Möglichkeit geben, den Haß von sich auf andere abzulenken. Gegen einen solchen allein den Interessen des Alljudentums und anderer internationaler Mächte dienenden Frieden sträuben sich aber hüben wie drüben die vom Alljudentum und den übrigen Internationalen gehässigerweise „Chauvinisten" Genannten, d. h. alle die wirklich national Empfindenden, mit Recht auf das äußerste. Das ist natürlich dem Alljudentum sowohl in England, Frankreich, Amerika usw. wie auch bei uns in Deutschland und Mitteleuropa höchst unerwünscht. Seine Presse und sonstigen Werkzeuge eifern dagegen, wenigstens bei uns, so sehr sie können, haben aber diesen „Chauvinisten" gegenüber hüben wie drüben einen schweren Stand, der drüben erst nach unserem Endsiege besser werden dürfte. Bei uns, den wirklichen Siegern, wäre dieses eifrige Bemühen um allseitigen Verzicht völlig aussichtslos, wenn die verbündeten Regierungen und der Reichstag in dieser Beziehung vollkommen im Bilde wären, was aber leider nicht der Fall zu sein scheint.

Dem politisch Denkenden, nicht nur bei uns, in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern, wird jetzt hinsichtlich der äußern und innern Kriegsziele so manches sonnenklar werden, wofür er keine rechte Erklärung finden konnte. Wir wollen jedoch, so verlockend dieses Thema ist, jetzt nicht weiter darauf eingehen.

Ganz besonders gefährlich, ja im völkischen Sinne geradezu seelenmörderisch wirkt die alljüdische Politik da, wo, wie bei uns in Deutschland, das großnationale, großvölkische Gefühl kaum erst erwacht ist, wo vor noch nicht langer Zeit an Stelle des einen großen Vaterlandes und Volkes viele kleine Vaterländer und Völker standen. Hier verspricht man sich von den Neutralisierungsversuchen noch Erfolg. Hier fürchtet man auch noch keine überwältigenden Gegenwirkungen, und darum verfolgt hier der alljüdische Geist das völkische, vaterländische oder gar das rassische Ehrgefühl fast wie ein altspanischer Inquisitor-Kardinal die Ketzerei. Er schreckt dabei, besonders gegenüber den „Alldeutsch-Konservativ-Schwerindustriellen", dem Alldeutschen Verband und der Vaterlandspartei, wie das bei den Kriegszielerörterungen zutage getreten ist, auch vor gemeinen Verleumdungen und groben Entstellungen nicht zurück. Wer auch nur in den Hauptorganen der alljüdischen Presse vor dem Kriege und besonders während desselben die Hetze gegen den „Alldeutschen Verband" und später die „Vaterlandspartei" einigermaßen verfolgt hat, wird diese Ausdrücke noch milde finden. „Alldeutsch" und „vaterländisch" gilt eben der angeblich international oder, wie man neuerdings sagt „übernational", in Wahrheit „alljüdisch" gesinnten Presse fast gleichbedeutend mit „antisemitisch", also mit dem schlimmsten Verbrechen, was es für das Alljudentum in der Welt überhaupt gibt. Alles andere,

wie Majestätsbeleidigung, Landesverrat, Verfassungsbruch gilt ihm dagegen nur als Kinderscherz, höchstens „grober Unfug". Ihre Hintermänner scheinen eben zu fürchten: wenn hier, in Deutschland, erst einmal das völkische, vaterländische, rassische Gefühl einen größeren Aufschwung nimmt, dann ist es mit den alljüdischen Weltherrschaftsträumen ein für allemal vorbei. Sie wissen eben, daß es hinsichtlich der Weltanschauungen und Lebensauffassungen keinen größeren Gegensatz gibt, als zwischen „alldeutsch" und „alljüdisch". Eine Überbrückung, wie in England und Amerika, ist hier nicht möglich. Darum eben setzt der alljüdische Geist gerade hier und namentlich in Organen, wo er es sich unauffällig leisten kann, wie z. B. im „Vorwärts", seine ganze Kraft ein, um das Aufkommen eines starken National- und Sozialgefühls zwischen den verschiedenen Gliedern des Gesamtorganismus zu verhindern. Darum hetzt er gerade hier Stadt und Land, Regierung und Volk, hoch und niedrig, vornehm und gering, alt und jung, ja, durch das Stimmrecht, sogar Mann und Weib mit den raffiniertesten Mitteln, unter Vorgeben der „Einigung" gegeneinander. Um Beschönigungsphrasen, die dieses Bestreben als ein „freiheitliches", „demokratisches", „pazifistisches", „humanes", ja sogar „vaterländisches", „patriotisches" hinstellen, ist er dabei niemals verlegen.

Die besondere Beschreibung, Kennzeichnung dieser Art von Mitteln und ihrer mannigfachen Handhabung ist eine Sache für sich. Davon das nächste Mal.

Das preußische Herrenhaus im Kriege.

Dr. Helmuth Rogge.

Das preußische Herrenhaus ist im Frieden im Vergleich zu anderen parlamentarischen Körperschaften nach außen nur wenig hervorgetreten und hat in den letzten Jahren auch nur selten im Mittelpunkt innerpolitischer Kämpfe gestanden. Das liegt in seiner Zusammensetzung, in den überlieferten Formen seiner Geschäftsführung und in der Art der Aufgaben, die die Verfassung ihm zuweist, begründet. Es wirkte im stillen, mehr durch die Tatsache seines Daseins als durch auf ebenerregende Entscheidungen und genoß trotzdem oder vielleicht gerade deshalb ein nicht unbedeutendes politisches Ansehen im Lande. Die innerpolitische Entwicklung der letzten Friedensjahre und die außerordentlichen Umwälzungen, die der Weltkrieg mit sich gebracht hat, mußten nicht nur die Bedeutung des Herrenhauses für den Staat in irgendeiner Richtung steigern, sondern auch seine Wirksamkeit stärker hervortreten lassen. Die Tätigkeit des Herrenhauses im Kriege, von der hier die Rede sein soll, kann daher nur im Zusammenhang mit jener bedeutungsvollen Entwicklung verstanden werden.

Blättert man die Verhandlungen des Herrenhauses im Kriege durch, so gewinnt man den Eindruck, daß es ihm in der Hauptsache um die Verwirklichung dreier Ziele zu tun gewesen ist, nämlich erstens: durch weitgehende Zurückhaltung in der Behandlung schwieriger Kriegsfragen, namentlich der auswärtigen Politik, der Regierung ihre Arbeit im Interesse des Vaterlandes zu erleichtern, zweitens: vor Heimat und Ausland in Fragen der inneren Politik Einmütigkeit zu erreichen und zu bewahren, drittens: den starken monarchischen, in der Geschichte wurzelnden Charakter Preußens als der Grundlage deutscher Macht und damit eines sicheren Friedens gegen alle Angriffe zu verteidigen.

Daß der preußische Landtag im Sinne der Reichsverfassung das Recht hat, der Regierung „in auswärtigen Fragen seine Ansicht auszusprechen und um Auskunft über ihre Stellung im Bundesrat zu diesen Fragen zu ersuchen", steht fest. Das Abgeordnetenhaus hat das nachdrücklichst betont. Das Herrenhaus hat sich dem angeschlossen, hat aber in der Sitzung vom 29. März 1916 in einer Erklärung beider Fraktionen durch den Grafen von Behr anerkannt, daß eine solche Erörterung „in der zwingenden Rücksicht auf die Kriegslage ihre Grenze finden muß". Schlechthin gelte dies, „wo es sich um Angelegenheiten handle, welche mit der Kaiserlichen Kommandogewalt direkt oder indirekt verknüpft sind[1])". Dies zielte gegen

[1]) Die Erklärung lautete vollständig: „Das Herrenhaus vermag die in dem Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 15. Februar 1916 dargelegte Auffassung der Königlichen Staatsregierung von der ausschließlichen Zuständigkeit des Reichstages zur Erörterung von Fragen der auswärtigen Politik in der allgemeinen Fassung dieses Artikels nicht zu teilen. Das Herrenhaus erkennt indessen an, daß eine solche in der zwingenden Rücksicht auf die Kriegslage ihre Grenze finden muß. Schlechthin gilt dies, wo es sich um Angelegenheiten handelt, welche mit der Kaiserlichen Kommandogewalt direkt oder indirekt verknüpft sind.

Bei voller Anerkennung der außergewöhnlichen Schwierigkeiten, welche die Neuheit und die Vielseitigkeit der Aufgaben des Krieges mit sich brachten, ist doch das Herrenhaus der Ansicht, daß auf verschiedenen Gebieten der inneren Politik Fehler gemacht worden sind. Insbesondere muß dem Wunsche Ausdruck gegeben werden, daß die Ernährungsfürsorge frühzeitig und nach einem vorbedachten Plane für die Zukunft unter Zuziehung der geordneten Vertretungen aller beteiligten Kreise in die Wege geleitet werde. Ebenso wird es schwer empfunden, daß die Handhabung der Zensur nicht überall gleichmäßig gewesen ist und insbesondere die Erörterung der Kriegsziele vielfach auch da ohne zureichenden Grund beschränkt hat, wo das vaterländische Empfinden eine Erweiterung deutscher Macht forderte. Das Herrenhaus gibt der Erwartung Ausdruck, daß diesen weitverbreiteten Empfindungen künftig Rechnung getragen werde, soweit es mit der Rücksicht auf die Kriegslage irgend vereinbar ist.

In Bewunderung und mit unerschütterlichem Vertrauen blickt das Herrenhaus auf die Führung von Heer und Flotte, auf unsere Streiter, die in Hingabe und Heldenmut mit den ruhmreichen Vorvätern wetteifern. Hinter ihnen steht schaffend und opferbereit die ganze Nation. Mit allen weiß sich das Herrenhaus eins in dem festen Willen, den Kampf durchzuführen bis zur Erreichung eines glorreichen Friedens, der gesteigerte Machtstellung und innere Wohlfahrt unseres Vaterlandes verbürgt."

ein Hereinziehen des U-Bootkrieges in parlamentarische Debatten. Es braucht nicht erst hervorgehoben zu werden, daß diese Erklärung beider Fraktionen wie andere Erklärungen auch das Ergebnis eingehender Verhandlungen zwischen ihren beiderseitigen Mitgliedern darstellte. Meinungsverschiedenheiten und Gegensätze, die immer vorhanden sind und sich desto schärfer äußern werden, je wichtiger der Gegenstand der Beratungen ist, können so nicht aus der Welt geschafft, wohl aber unschädlich gemacht werden. Der Eindruck nach außen war dem Herrenhause hier stets maßgebend. Der verstorbene Präsident von Wedel hat das kurz vor seinem Tode im März 1915 auf Wunsch zahlreicher Mitglieder sehr treffend zum Ausdruck gebracht, indem er eine Erörterung der Friedensbedingungen mit der Begründung ablehnte, daß er sie im jetzigen Augenblick, wo die Entscheidung noch so ungewiß sei, den deutschen Interessen nicht förderlich halten könne. Man muß anerkennen, daß es dem Herrenhause gelungen ist, diesen Standpunkt in seinen Kriegstagungen zur Geltung zu bringen. Daran ändert nichts die Tatsache, daß Graf Hoensbroech im Namen einer Anzahl von Mitgliedern des Hauses am 27. März 1917 einen Antrag betreffend die Führung des U-Bootkrieges einbrachte, der im Widerspruch zu der eben gekennzeichneten Auffassung stand. Die große Mehrheit ist dem nicht gefolgt, und innerhalb der rechten Fraktion hat diese Abweichung von der früher beschlossenen Erklärung zu weitgehenden Folgerungen geführt.

Ähnliches kann von der Behandlung von Fragen der inneren Politik im Herrenhaus gesagt werden. Das Herrenhaus vertritt zwar in seiner Mehrheit eine konservative Staatsauffassung, und radikale Elemente fehlen ihm ganz, aber auch die liberale hat in ihm zahlreiche Anhänger, namentlich unter den Vertretern der Industrie, der Städte und der Gelehrtenschaft. Eine ungehemmte Aussprache über solche Fragen mußte auch im Herrenhaus tiefgehende Gegensätze aufdecken. Es hat daher von Anfang an sein Bestreben darauf gerichtet, wie über die großen Streitfragen der äußeren, so auch über die der inneren Politik ausgedehnte Auseinandersetzungen zu verhindern, um dem eigenen Volk und dem aufmerksamen Ausland kein Bild der Zerrissenheit, sondern der Einmütigkeit zu bieten. Wollte es diesen rein praktisch-nationalen Gesichtspunkt zur Geltung bringen, so durfte es nicht davor zurückschrecken, die Eigenschaft einer parlamentarischen Körperschaft, deren Tätigkeit im wesentlichen im Reden besteht und ohne dieses undenkbar ist, zu verleugnen und gerade durch entschlossenes Schweigen dem Staate zu dienen. Dementsprechend sind eine ganze Reihe von Gesetzesvorlagen erörterungslos angenommen worden, so die Gesetze über die Notstandsbewilligung, über die Beihilfen zu Kriegswohlfahrtsausgaben der Gemeinden, über Förderung der Ansiedlung, der Entwurf zum Eisenbahn-Anleihegesetz, die Novelle zum Einkommensteuergesetz[1]) und vor allem der

[1]) Die beiden Fraktionen des Herrenhauses gaben damals, am 27. Juni 1916, durch den Führer der Alten Fraktion, von Buch, folgende Erklärung ab: „Das Herrenhaus hält

Staatshaushaltetat. Dessen debattelose Verabschiedung und ihre Begründung am 15. März 1915 waren, wie der Vizepräsident des Staatsministeriums damals sagte, „Ereignisse, die wohl noch nicht vorgekommen sind in der Geschichte dieses hohen Hauses". Mit ihnen hatte es in eindrücklichster Weise seinen Willen zur Einmütigkeit unter Zurückstellung aller Bedenken erwiesen. Es war ein Bekenntnis zu der Auffassung, „daß, was uns sonst auch trennt, beschäftigt und bewegt, zurücktreten muß hinter dem einen Ziel der siegreichen Beendigung dieses uns aufgedrungenen Krieges", ein Bekenntnis zum Burgfrieden.

Der Burgfrieden war geboren aus dem Geist des 4. August 1914, dem Geist unerschütterlicher Einigkeit und Siegeszuversicht. Heute, nach drei Kriegsjahren, ist er vielfach nur noch Erinnerung, Geschichte, beinahe Mythos. Wohl wirken noch Kräfte von ihm in uns fort. Wäre dem nicht so, wir wären längst ein Opfer unserer Feinde geworden. Aber Wesentliches, vielleicht das Schönste und Eigentümlichste von ihm, ist uns verloren gegangen, nämlich die Vereinigung aller in dem Willen zum Siege. Die ungelösten Fragen der inneren Politik, der Kampf der Parteien und Parteigruppen untereinander sind wieder hervorgetreten, ja sie haben zeitweilig und besonders in den letzten Monaten zum Schaden des Vaterlandes überragende Geltung in Anspruch genommen. Schlagworte wie „Neuorientierung", „Demokratisierung" und „Parlamentarisierung" beherrschen die innere Lage. Man fordert, daß mitten im Kriege, während der Feind mit äußerster Kraft die vorgeschobenen Werke der großen Festung Deutschland bestürmt, deren Fundamente von Grund aus umgestaltet werden.

Daß im Verlauf dieser Bewegung die heftigsten Angriffe gegen **Preußen** und seine Einrichtungen gerichtet wurden, kann nicht verwunderlich erscheinen. Wenn unsere Feinde heute vorgeben, gegen den preußischen Militarismus zu kämpfen, wenn sie vorgeben, das deutsche Volk von der preußischen Autokratie, von der Herrschaft der preußischen Militärkaste, von den mittelalterlichen Institutionen Preußens befreien zu wollen, so können sie sich hierbei auf manches deutsche Zeugnis berufen. Der Abgeordnete Adolf Hoffmann hat in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 14. März

---

aus den Gründen, welche in dem Berichte seiner Kommission vom 15. Juni d. Js. niedergelegt worden sind, an der Überzeugung fest, daß die Regierungsvorlage auch vor der jetzt vom Abgeordnetenhause beschlossenen Fassung des Gesetzentwurfs bei weitem den Vorzug verdient. Auf der anderen Seite erkennt das Herrenhaus aber an, daß die Bedenken, welche seinerzeit zu einer Ablehnung der Beschlüsse des Abgeordnetenhauses geführt haben, durch die gegenwärtige Fassung gemildert worden sind. Im Hinblick auf die allerseits anerkannte Notwendigkeit der verlangten Steuererhöhung will das Herrenhaus deshalb bei der gegenwärtigen Kriegslage den einmütigen Willen, alle zur siegreichen Durchführung des Krieges erforderlichen Opfer zu bringen, dadurch betätigen, daß es von einer weiteren Erörterung seiner Bedenken absieht und dem Gesetzentwurf in der jetzt vorliegenden Fassung seine Zustimmung nicht mehr versagt.

Ich beantrage, den Gesetzentwurf im ganzen ohne Besprechung anzunehmen."

1917 gesagt, daß die Feinde sich in geschickter Weise mancher Bilder des neuorientierten „Simplicissimus" zur Verhetzung unserer Feldgrauen bedienten. Er hätte auch sagen können, daß die Engländer aus den Friedensausgaben des „Simplicissimus", in denen die preußische Armee, die preußischen Beamten, der preußische Landtag usw. in den Staub gezogen wurden, Bände zusammengestellt haben, um in den Ländern der Entente und der Neutralen gegen Preußen Stimmung zu machen. Es gehörte seit langem bei allen „Aufgeklärten" zum politischen guten Ton, sich wegwerfend über die spezifisch preußischen Eigentümlichkeiten zu äußern. Das Herrenhaus hat schon im Frieden diese Entwicklung mit Besorgnis verfolgt und einige Monate vor Beginn des Krieges, am 10. Januar 1914, zu ihr Stellung genommen. Graf Yorck von Wartenburg hat damals vor dem Ministerpräsidenten die Ansicht des Hauses über die Stellung Preußens im Reich auf breitester Grundlage erörtert. Diese sogenannte „Preußenrede" gab eine Begründung des vom Grafen Yorck eingebrachten, von 18 Mitgliedern des Hauses unterstützten Antrages, „die Königliche Staatsregierung zu ersuchen, im Reiche dahin zu wirken, daß der Stellung Preußens, auf die es seiner Geschichte wie seinem Schwergewicht nach Anspruch hat, nicht dadurch Abbruch geschieht, daß eine Verschiebung der staatsrechtlichen Verhältnisse zuungunsten der Einzelstaaten Platz greift". Graf Yorck wies hin auf die Bestrebungen „der im Reichstag herrschenden Demokratie", „die Macht des Reichstages auf Kosten derjenigen des Kaisers zu vermehren", auf die Bestrebungen, „sich der Herrschaft in Preußen auf dem Umwege über das Reich zu bemächtigen", auf das „privilegium odiosum", das Preußen zuteil geworden sei durch die Bedeutung der elsaß-lothringischen Stimmen im Bundesrat, auf die Fortschritte des Unitarismus und die Versuche, die Rechte der Krone in wesentlichen Punkten zu schmälern.

Der Antrag und seine Begründung wurden damals und werden noch heute, je nach dem Standpunkt, den man in den innerpolitischen Fragen einnimmt, verschieden beurteilt. Das aber muß anerkannt werden, daß das Herrenhaus, indem es ihn annahm, und, wie betont werden muß, seinem sachlichen Inhalt einmütig zustimmte, nicht nur seinen Überlieferungen getreu blieb, sondern auch durchaus den Forderungen entsprach, die ihm seine Stellung im Staate auferlegt.

Der damalige Ministerpräsident und Reichskanzler von Bethmann Hollweg hat dem Herrenhause versichert, daß die starke Stellung Preußens, begründet in dem starken monarchischen Königtum als Grundlage des Reiches bis dahin unverändert geblieben sei und unverändert erhalten bleiben müsse „im Interesse des Reichs und Preußens", und daß kein preußischer Staatsmann sich bereitfinden werde, „den geschichtlichen Beruf Preußens dem Andrange demokratischer Tendenzen aufzuopfern". Und andererseits hat er später bekannt: „Mich beseelt der einzige Gedanke, und ich meine, er sollte uns alle hinausheben über

die Fragen des Tages: Wie führen wir diesen Krieg zu einem siegreichen Ende? Kein anderer Gedanke soll und darf uns im Innern erschüttern."

Dem Staatsmann, der diese Zusagen in so feierlicher Form gab, ist es nicht beschieden gewesen, sie zu halten. Seine Regierungsführung ist in keiner Weise geeignet gewesen, den Burgfrieden zu stärken. In entscheidenden Fragen des deutschen Staatslebens ist er vor „dem Andrange demokratischer Tendenzen" zurückgewichen und hat dadurch der Monarchie und dem monarchischen Gedanken unnennbaren Schaden zugefügt. Ich erinnere nur daran, welche Bedeutung durch seine Programmreden die Frage der Neuorientierung im Kriege gewonnen und unter welchen Bedingungen er die preußische Wahlreform eingeleitet hat. Schon die Ankündigung einer Reform der gesetzgebenden Körperschaften in Preußen im Jahre 1915 mußte als eine Störung des Burgfriedens angesehen werden. Die Alte Fraktion des Herrenhauses gab darauf im Januar 1916 in einer Erklärung[1]) ihrem Bedauern darüber Ausdruck, daß die Königliche Staatsregierung ohne zwingende Notwendigkeit eine so grundlegende Frage unserer inneren Politik, wie es die Verheißung der Wahlreform sei, in den Kreis

---

[1]) Die Erklärung wurde von Freiherr von Richthofen-Damsdorf verlesen und lautete: „Wiederholt hat die Königliche Staatsregierung durch den Mund ihrer Vertreter darauf hingewiesen, daß die Eintracht der Parteien während der Kriegszeit gewahrt werden müsse, daß sie es für ihre Pflicht halte, an ihrem Teil diese Eintracht zu fördern.

Diese Stellungnahme hat dazu geführt, daß von den Gesetzentwürfen, welche dem Landtag in der vorigen Session vorlagen, heute nur das Fischereigesetz als Gegenstand unserer Beratung wiedergekehrt ist, während der vom Herrenhaus angenommene Entwurf eines Fideikommißgesetzes bereits in der vorigen Session aus der Kommission nicht wieder in das Plenum des anderen Hauses gelangt ist, da seine weitere Beratung geeignet sein sollte, den Burgfrieden zu gefährden.

Die Königliche Staatsregierung hat den bisher eingenommenen Standpunkt verlassen. Ihre jüngste Kundgebung ist, ohne daß die Königliche Staatsregierung widersprochen hat, von allen Parteien des anderen Hauses dahin verstanden worden, daß in Anlehnung an die in der Thronrede von 1908 gemachte Verheißung ein Gesetzentwurf, betreffend die Abänderung des Wahlrechts zum Hause der Abgeordneten, unmittelbar nach dem Kriege zu erwarten sei. Damit hat die Königliche Staatsregierung ohne zwingende Notwendigkeit zu unserem Bedauern eine Behandlung dieser grundlegenden Frage unserer inneren Politik in den Kreis der Erörterungen gestellt.

Tiefgehende Meinungsverschiedenheiten über Notwendigkeit und Art eines derartigen Eingriffs in die Grundlagen des preußischen Verfassungslebens, der keinen Vergleich zuläßt mit dem vorerwähnten Entwurfe eines Fideikommißgesetzes, sind jetzt wie früher unvermeidlich.

Die konservative Partei dieses Hauses hält es daher für ihre Pflicht, ihrer einhelligen Ansicht dahin Ausdruck zu geben, daß der gegenwärtige Augenblick nicht wohl gewählt war für eine Kundgebung der Königlichen Staatsregierung, welche das Wahlrecht zu den gesetzgebenden Körperschaften betrifft. Jedes sachlichen Eingehens auf die Anregungen der Königlichen Staatsregierung werden wir uns zurzeit enthalten.

Wir wollen in gemeinsamer Arbeit wie bisher uns bemühen, das Trennende zu vermeiden. Wir wissen uns mit allen Mitgliedern dieses Hauses eins in dem festen Vorsatz, jegliche Sonderbestrebungen unterzuordnen dem höchsten Ziele, dem der Erreichung eines glorreichen, alle berechtigten Forderungen der Nation erfüllenden Friedens."

der Erörterungen gestellt habe. Der gegenwärtige Augenblick sei nicht wohl gewählt für diese Kundgebung der Königlichen Staatsregierung, die tiefgehende Meinungsverschiedenheiten über Notwendigkeit und Art eines derartigen Eingriffs in die Grundlagen des preußischen Verfassungslebens hervortreten lassen müsse. Dennoch aber enthalte sie sich zurzeit jedes sachlichen Eingehens auf die Anregung der Regierung. Nachdem aber in der weiteren Entwicklung der Burgfrieden weder von der Regierung noch von den Parteien gehalten wurde, sondern im Gegenteil der innerpolitische Kampf immer rücksichtslosere Formen annahm, konnte das Herrenhaus den Grundsatz völliger Enthaltsamkeit, den andere deutsche Parlamente sich nie zu eigen gemacht hatten, nicht mehr in vollem Umfange aufrecht erhalten. Es hielt an ihm auf dem Gebiet der auswärtigen Politik und der Kriegführung fest, gab ihn aber auf dem der inneren Politik in vollem Bewußtsein seiner Verantwortung und unter Vermeidung überflüssigen Geredes auf. Man kann in der Tat sagen, daß der Beruf des Herrenhauses, sowohl der Regierung als auch dem Abgeordnetenhaus gegenüber vor übereilten und schädlichen Maßnahmen zu warnen, niemals wichtiger gewesen ist als heute. Unter diesem Gesichtspunkt müssen die großen Erörterungen im Herrenhaus über die innere Lage im März d. Js. beurteilt werden. Es handelte sich bei ihnen im wesentlichen um das dritte der großen Ziele des Herrenhauses: Wahrung der monarchischen Grundlagen des Staates gegen parlamentarische Eingriffe.

Die wichtigsten Aufschlüsse in dieser Beziehung gibt die Sitzung vom 9. März 1917, in der die bekannte Diätenvorlage, deren Schwerpunkt in der Gewährung freier Fahrt in ganz Preußen für sämtliche Abgeordnete lag, zur Erörterung kam und nach einer groß angelegten Rede des Grafen Yorck von Wartenburg abgelehnt wurde.

Zunächst muß hervorgehoben werden, daß das Herrenhaus zu dieser Ablehnung von seiner staatsrechtlichen Stellung aus vollauf berechtigt war. Daran ändert nichts die Tatsache, daß es nur selten von diesem Recht Gebrauch gemacht hat. Bismarck hat, namentlich in der Konfliktszeit, aber auch später, wiederholt betont, daß die Erste Kammer das Recht habe, ein von der Zweiten Kammer beschlossenes und ihm nicht zusagendes Gesetz, sogar das ganze Budget, zu verwerfen. Der betreffende Artikel der Verfassung dürfe keineswegs als eine bloße Phrase aufgefaßt werden. Man hat das auf liberaler Seite zugegeben, aber die Frage aufgeworfen, ob das Herrenhaus nicht klüger und würdiger gehandelt hätte, wenn es auch diesmal von seinem verfassungsmäßigen Recht der Ablehnung keinen Gebrauch gemacht hätte. Im vorliegenden Falle hatte aber das Herrenhaus, schon ehe ihm das Gesetz zur Beratung überwiesen wurde, der Regierung keinen Zweifel darüber gelassen, daß es ihm ablehnend gegenüberstände. Aber damals war nichts mehr rückgängig zu machen. Die Regierung hatte wohl mit Parteiführern des Abgeordnetenhauses, nicht

aber mit solchen des Herrenhauses, ehe sie sich den Parteien des Abgeordnetenhauses gegenüber auf das Gesetz festlegte, Fühlung genommen. Es kann daher nicht verwunderlich erscheinen, daß einer der Führer der Alten Fraktion des Hauses in der Sitzung vom 8. März seiner Mißstimmung darüber Ausdruck gab. Man würde das Herrenhaus aber falsch beurteilen, wenn man glaubte, daß seine ablehnende Haltung in solchen mehr persönlichen als sachlichen Erwägungen begründet war. Es sah in der Vorlage zunächst eine gewisse Verbesserung der Bezüge der Abgeordneten und eine Mehrbelastung der Eisenbahnen, die ihm im Kriege zum mindesten nicht angebracht erschienen. Diesen Standpunkt vertrat auch die konservative Fraktion des Abgeordnetenhauses. Sie war daher, wie Freiherr von Richthofen-Mertschütz sagte, dafür eingetreten, „den Zeitpunkt des Inkrafttretens des Gesetzes bis nach Friedensschluß hinauszuschieben".

Es war aber weniger die Tatsache der Ablehnung, als die Art der Begründung durch den Wortführer der Mehrheit, Graf Yorck von Wartenburg und seine Freunde, die außerordentliche Erregung in Presse und Abgeordnetenhaus hervorrief. Man warf dem Herrenhause vor, daß es die rein aus Zweckmäßigkeitsgründen eingebrachte Vorlage zum Anlaß genommen habe, um seiner tiefinnerlichen Abneigung gegen alles parlamentarische Wesen einmal weithinhallenden Ausdruck zu geben, und daß es damit, zumal in einer brüsken, herausfordernden Form seine reaktionär-junkerliche Gesinnung kraß enthüllt habe. Es sei daher geboten, bei der in Aussicht stehenden „Neuorientierung" gründlich zu prüfen, wie weit und in welchen Formen diese veraltete, nicht nur überflüssige, sondern geradezu schädliche Institution noch Recht auf Weiterbestehen habe könne.

Graf Yorck hat in seiner Rede die materielle Tragweite des Diätengesetzes zwar im Eingange, etwa in dem Sinne, wie ich ihn oben schon andeutete, behandelt, hatte sich dann aber der staatsrechtlichen zugewandt und ihr den größten Teil seiner Ausführungen gewidmet. Er hatte festgestellt, daß hier eine Verfassungsänderung mitten im Kriege beabsichtigt werde, die eine Erweiterung der Parlamentsrechte bedeute, und die Frage erhoben, ob es jetzt wohl an der Zeit sei, „auch nur den kleinsten Stein aus dem Gebäude der Verfassung zu nehmen". Diese Vorlage sei ein bedeutsames Glied in einer langen Kette, bedeutsam deshalb, weil die Staatsregierung freiwillig dem steten Streben nach Ausdehnung der Macht und der Befugnisse des Parlaments entgegenkomme. Er belegte das mit Hinweisen auf parlamentarische Eingriffe in die Kaiserliche Kommandogewalt, in die Exekutive, auf die Ausbildung von ständigen Kommissionen und Ausschüssen mit vermehrten Befugnissen, wodurch die Grundlagen der Reichsverfassung an einem entscheidenden Punkte durchbrochen würden. Alles dies seien Etappen auf dem Wege zum Parlamentarismus. Zu welchen Zuständen aber der Parlamentarismus führe, zeigte die Lage in den großen westlichen Demokratien. Dies und die Tatsache, daß wir

Deutschen sowohl der geographischen Lage als auch der inneren Struktur unseres Vaterlandes nach in hohem Grade anders als unsere westlichen Nachbarn gestellt seien, müßten es uns verbieten, „von da aus unsere Institutionen modeln zu wollen".

Das waren im wesentlichen die Gründe, auf die Graf Yorck und dementsprechend die große Mehrheit des Hauses ihre Haltung stützten. Graf Yorck hatte sich nicht, wie man nach der Erwiderung des damaligen Reichskanzlers von Bethmann Hollweg in der Abgeordnetenhaussitzung vom 14. März 1917 annehmen könnte, gegen eine Reform des preußischen Wahlrechts oder gegen eine Neuregelung der Verhältnisse des preußischen Landtages ausgesprochen, wenn man auch vermuten darf, daß er vielerlei gegen beides hätte sagen können. Graf Yorck hatte sich vielmehr, und mit ihm also das Herrenhaus, wie noch einmal betont werden soll, gegen Erweiterung der Parlamentsrechte, gegen Übergriffe in das Gebiet der Exekutive und gegen jede Einschränkung der Rechte der Krone gewendet.

Daß die Diätenvorlage eine Verfassungsänderung darstelle oder erfordere, stand außer allem Zweifel, ist auch von ihren eifrigsten Befürwortern anerkannt worden. Bei der Diätenvorlage für die Mitglieder des Reichstages im Jahre 1884 lag der Fall ähnlich. Aber damals trat die Staatsregierung, vertreten durch den Reichskanzler Fürsten Bismarck, sehr entschieden gegen sie auf. Er sagte in seiner Rede vom 26. November 1884: „An der Verfassung zu rütteln, zu zerren, einzelne Stücke herauszureißen nach dem Bedürfnis einzelner Abgeordneter ist für die Verfassung nicht ohne Gefahr, und ich glaube, es ist nicht Sache des Parlaments, gerade mit dem Beispiel voranzugehen, alle Jahre einen Sturm auf gewisse Verfassungsparagraphen zu erneuern." Er warnte auch, ähnlich wie jetzt das Herrenhaus, vor der Schaffung eines Berufsparlamentariertums, das nicht in eigener Tätigkeit wurzele und von ihr nicht getragen werde.

Die heutige Lage hat große Ähnlichkeit mit der, die Bismarck vor 33 Jahren im Auge hatte.

Seit der Ablehnung der Diätenvorlage durch das Herrenhaus ist noch kein Jahr verflossen. Was wir in diesem kurzen Zeitraum erlebt haben, ist geeignet, die eben skizzierte Auffassung in ebenso schlagender wie beklagenswerter Weise zu rechtfertigen. Unter diesen Verhältnissen entfällt auch der Vorwurf, daß das Herrenhaus die großen Erörterungen im März dieses Jahres vom Zaun gebrochen habe. Das Herrenhaus hat so selten Gelegenheit zu sprechen, daß es die erste Gelegenheit ergriff, um, ehe es zu spät war, seinen tiefen Sorgen Ausdruck zu geben.

Ich kann darauf verzichten, hier eine eingehende Schilderung dieser Erlebnisse zu geben, zumal sie noch in aller Erinnerung sind, und will nur an das Wesentlichste erinnern.

Seit der Einbringung der Friedensentschließung im Reichstage und der mit ihr hervorgerufenen Krise ist ein Vorstoß gegen die Grundlagen unserer Verfassung dem anderen gefolgt. Sie werden von der linken Mehrheit des Reichstages unter Führung der Sozialdemokratie dazu herabgewürdigt, als Objekte ihres Kampfes um die Macht zu dienen. Die sozialdemokratische Partei hat auf dem Würzburger Parteitag offen ausgesprochen, daß es für sie nicht nur gelte, an der Leitung des Staates beteiligt zu sein, sondern die Macht in ihm zu erringen. In ihrem Aufruf vom 1. November hat sie soeben verkündet: „Wir kämpfen jetzt in erster Linie für das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht in Preußen. Das ist die wichtigste Frage der deutschen Politik." Es ist mit Händen zu greifen, wie weit diese Auffassung, die über den Rahmen der sozialdemokratischen Partei hinaus an Boden gewonnen hat, sich von der des August 1914 entfernt hat. Das Wort des Grafen Yorck: „Die Zugänglichkeit für große nationale Impulse und Aspirationen in der Stunde der Gefahr bietet keine Gewähr für das Verständnis komplizierter politischer Situationen" hat sich als wahr erwiesen.

Während Artikel 11 der Reichsverfassung bestimmt, daß der Kaiser das Reich völkerrechtlich zu vertreten und Frieden zu schließen hat, maßt es sich die Reichstagsmehrheit an, die auswärtige Politik nach ihrem Willen zu beeinflussen und von der Reichsleitung eine Bindung auf ihr Programm zu verlangen. Während Artikel 18 der Reichsverfassung bestimmt, daß der Kaiser die Reichsbeamten ernennt und erforderlichenfalls deren Entlassung zu verfügen hat, beansprucht die Reichstagsmehrheit das Recht, bei der Ernennung der höchsten Reichsbeamten mitzuwirken oder ihre Entlassung zu verlangen, und setzt diesen Anspruch unter schweren, das Reich tief erschütternden Krisen durch. Man hat auf demokratischer Seite während der letzten Krise ganz ernsthaft erörtert, welche Minister Graf Hertling wohl in sein Kabinett berufen werde, als ob das parlamentarische Regime im Deutschen Reiche schon Rechtens wäre. Daß wir uns ihm in den letzten Monaten genähert haben, kann allerdings nicht geleugnet werden. Insofern hatten demokratische Blätter recht mit ihrer Feststellung, daß wir an einem Wendepunkt der deutschen Politik angelangt seien.

Diese Entwicklung vollzieht sich nicht nur im Namen des Reichs, sondern greift unter dem Drängen ihrer Urheber auf die Bundesstaaten über. Vor allem der größte von ihnen, der das monarchisch-konstitutionelle System am eindrücklichsten verkörperte und bisher seinen stärksten, in einer unvergleichlichen Vergangenheit wurzelnden Rückhalt bildete, nämlich Preußen, soll gewissermaßen von Reichs wegen demokratisiert werden. Entgegen Artikel 23 der Reichsverfassung versucht die Reichstagsmehrheit, Preußen unter Übergehung seiner Volksvertretung die Neugestaltung seines Wahlrechts vorzuschreiben. Diese innerhalb des Parlamentarismus durchaus inkonsequente Ignorierung des überwiegend konservativen Abgeordneten-

hauses zeigt deutlich, daß es sich um eine reine Machtfrage handelt. Wenn diese Versuche vorläufig eingestellt sind, so ist das nur deshalb geschehen, weil Preußen dem Druck bereits nachgegeben hat. Es sei nochmals daran erinnert, unter welchen hier nicht näher zu erörternden Umständen die Einbringung der Wahlrechtsvorlage in Preußen beschlossen worden ist. Der neue Reichskanzler, ein Bayer, der noch bis in die jüngste Zeit als ein Gegner der Demokratisierung und Parlamentarisierung bekannt war, hat vor seiner Berufung im Verlauf seiner Unterhandlungen mit Vertretern der Parteien diesen auf beiden Gebieten weitgehende Zugeständnisse gemacht. Auf die neue Zusammensetzung des preußischen Staatsministeriums hat so der Reichstag entscheidenden Einfluß ausgeübt.

Ähnlichen Einfluß hat er auch auf einem der wichtigsten Gebiete der Exekutive zu erringen versucht, nämlich auf dem der kaiserlichen Kommandogewalt. „Das Bestreben geht dahin, die königlich preußische Armee und ihre angeschlossenen Kontingente durch eine über die verfassungsmäßigen Grundlagen hinausgreifende Einwirkung der Reichstagsmehrheit allmählich in ein Parlamentsheer überzuführen.“ Darauf hatte Graf Yorck schon in seiner Preußenrede warnend hingewiesen. Es handelt sich hier um eines der eigentümlichsten und wichtigsten Rechte der Krone überhaupt. „Keiner würde die Verantwortung vor der Zukunft dafür tragen können, daß an dieser preußisch-deutschen Heeresverfassung gerüttelt wird, weil dieses Heer der Eckstein ist der Macht und Stärke Preußens und Deutschlands.“

Diese am 10. Januar 1914 gesprochenen Worte des damaligen Reichskanzlers von Bethmann Hollweg entsprachen voll den Auffassungen des preußischen Herrenhauses. Die von radikaler Seite gemachten Vorschläge auf parlamentarische Überwachung der Obersten Heeresleitung im Kriege konnten und können auf dieser Seite nie anders als undiskutabel behandelt werden.

In der Frage der Steuerbewilligung hat das Herrenhaus den Standpunkt vertreten, daß sie nicht zu einem Kampfmittel für innerpolitische Ziele gemacht werden dürfe, namentlich während sich das Reich im Kriege befindet. Es nahm hierin seine Überlieferungen aus der Konfliktszeit auf. Dementsprechend ist es Versuchen der Zweiten Kammer, die Steuern von Fall zu Fall zu bewilligen, entgegengetreten.

Das Gesamturteil über die Haltung des Herrenhauses, die in allen diesen Reden, Erklärungen und Beschlüssen zu den brennendsten Fragen unserer Entwicklung zum Ausdruck kommt, kann für den, der verstehen will, nicht zweifelhaft sein. Wie wir gesehen haben, hat das Herrenhaus die Lage unseres Staates klar erkannt. Wenn es warnend seine Stimme erhob, wenn es in letzter Zeit immer wieder versuchte, eine ihm unheilvoll erscheinende Entwicklung aufzuhalten, so hat es eine selbstverständliche Pflicht erfüllt. Es verlangt in seiner überwältigenden Mehrheit dafür keinen Dank. Im anderen Falle hätte es die Überlieferung,

die in seinen einzelnen Mitgliedern sowohl als in seiner Gesamtheit lebt, hätte es den guten, alt-preußischen Geist an entscheidender Stelle schwer verleugnet. Aber noch mehr: - Das Herrenhaus hat unzweifelhaft im Interesse des Staates gehandelt. Es ist beklagenswert, aber nicht seine Schuld, wenn es nicht in seiner Macht stand, aufzuhalten, was ihm und vielen Deutschen verderblich erschien und immer erscheinen wird.

Aber mit alledem wäre die Tätigkeit des Herrenhauses im Kriege erst zu einem, wenn auch besonders wichtigen Teile gekennzeichnet.

Das Herrenhaus hat sich, auch hier in vollem Einklange mit seiner Überlieferung, nicht darauf beschränkt, den Staatswagen zu bremsen und zu verhindern, daß die Gesetzesmaschine zu übereifrig arbeite. Es hat auch während des Krieges neben der bedeutenden sachlichen Arbeit, die es bei Erledigung einer ganzen Reihe von Gesetzesvorlagen geleistet hat, wiederholt staatliche Maßnahmen angeregt. Ich erinnere hier an den Antrag des verstorbenen Generalgouverneurs Freiherrn von Bissing betreffend die Einführung der Sexualpädagogik in die akademische und seminaristische Lehrerausbildung. Der Antrag war schon 1914 eingebracht worden, konnte aber wegen des Krieges erst 1916 zur Erörterung kommen. Das Herrenhaus, voran der Antragsteller, begründeten ihn unter Benutzung der Erfahrungen des Krieges in wahrhaft großzügiger und vorurteilsloser Weise in voller Erkenntnis der außerordentlichen Tragweite des Problems für unser ganzes Volksleben. In derselben Sitzung, am 8. Juni 1916, gab das Haus durch Annahme des Antrages Hillebrandt betreffend Vermehrung der Auslandskenntnisse einen Anstoß, „in Deutschland Persönlichkeiten in hinreichender Zahl heranzubilden, welche in dem einen oder anderen ausländischen Staat Bescheid wissen, um dem Vaterlande diejenigen Dienste zu vermitteln, die dort erwartet werden können". Ein ähnlicher Antrag war schon im Abgeordnetenhaus eingebracht worden, aber wie der Antragsteller im Herrenhause richtig bemerkte, ohne positive Angaben. Auch hier zeigte das Herrenhaus, daß es, fußend auf der reichen Lebenserfahrung seiner Mitglieder, Aufgaben, die für die Stellung des Deutschtums in der Welt besonders nach dem Kriege von Bedeutung sein werden, in weitblickender Weise zu behandeln verstand. Endlich erinnere ich an die Erörterung des Antrages von Hertzberg um größere Berücksichtigung der Erzeugung von Lebensmitteln bei allen behördlichen Anordnungen. Ausdrücklich wurde hier betont, daß der Antrag nicht gestellt sei im einseitigen Interesse der Produzenten, sondern im Interesse der Allgemeinheit. Seine Besprechung war getragen von der Überzeugung, daß heute Stadt und Land und alle Berufskreise einmütig für das Wohl des Ganzen zusammenarbeiten müssen. In ihrem versöhnlichen und sachlichen Geist unterschied sich diese Herrenhausdebatte, wie auch von Kreisen, die dem Herrenhaus nicht sonderlich freundlich gegenüberstehen, anerkannt werden mußte, sehr wesentlich von Beratungen über denselben Gegenstand in anderen Ab-

geordnetenhäusern. Wenn einzelne Redner des Hauses gelegentlich in einem Tone gesprochen haben, der manchen Kreisen des Volkes verletzend erscheinen mochte, so ist das vom Herrenhaus selbst am meisten bedauert worden.

Das Herrenhaus hat sich, wie nicht anders zu erwarten war, auch im Kriege als nützlich und notwendig erwiesen. Ein starkes, monarchisch-konstitutionelles Preußen kann des Herrenhauses nicht entbehren. Je demokratischer die Zweite Kammer in Preußen eingerichtet wird, je stärker überhaupt „der Andrang demokratischer Tendenzen" im Reiche wird, und je weiter man ihm von seiten der Regierung entgegenkommt, desto dringender benötigt unser Staatsleben eines starken Gegengewichtes. Wird dieses Bedürfnis verkannt, so muß unsere Politik jede Stetigkeit verlieren. Das gilt sowohl für Preußen, als auch für das ganze Reich. Es ist eine oberflächliche, ungeschichtliche und formelhafte Denkweise, die meint, daß der Reichsgedanke nur im Gegensatz zu dem preußischen Staatsgedanken florieren werde, daß die Macht des Reiches auf Kosten derjenigen Preußens gestärkt werden könne. Das Reich kann nur gedeihen, wenn ihm der Zustrom preußischer Kraft und Eigenart dauernd erhalten bleibt. Die Demokratie hat freilich nur geringes Verständnis für die Bedeutung der geschichtlichen Kräfte im Staate. Es liegt aber eine große Gefahr darin, das Staatsschiff aus seiner Verankerung in den Tiefen der Geschichte herauszureißen, ihm den ausgleichenden Ballast zu nehmen, und es so den wechselnden parlamentarischen Strömungen zu überlassen, zumal in einer von unerhörten Stürmen erfüllten Zeit.

Ich glaube in diesen kurzen Ausführungen gezeigt zu haben, daß das Herrenhaus dem Staate erhalten werden muß. Fraglich ist es, in welchen Formen es ihm fortan die besten Dienste leisten wird. Aber es würde über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen, die sehr verwickelte Frage der Neuordnung des Herrenhauses im einzelnen zu erörtern. Nur auf einige Hauptpunkte sei hingewiesen.

Daß das Herrenhaus hinsichtlich seiner Zusammensetzung einer Ergänzung bedarf, kann keinem Zweifel unterliegen, wird auch von sehr weit rechts stehenden Mitgliedern rückhaltlos anerkannt. Die große und ernste Prüfung erheischende Frage ist nun die, wie sich eine Reform ermöglichen lassen wird, die seinen Grundcharakter unverfälscht erhält.

Das Herrenhaus ist eine Versammlung von gereiften Männern, die fast alle in einer bedeutenden Tätigkeit gestanden haben oder noch stehen und in ihr sich ein reiches Maß von Wissen und Erfahrung angeeignet haben. Es sind Männer, die in den Überlieferungen des preußischen Staats wurzeln, denen die Hingabe an ihn vielfach von Geschlechtern her im Blute liegt. Das Wichtigste aber ist, daß die Mitglieder des Herrenhauses unabhängig sind von all den Einflüssen, denen die Abgeordneten der Zweiten Kammer und des Reichstages in

Hinsicht auf ihr Mandat und ihre Wiederwahl unterliegen. Gewiß ist es für diese von großem Wert, wenn sie ihre Beschlüsse auf das Vertrauen ihrer Wähler, die hinter ihnen stehen, gründen können. Aber hiermit sind auch erhebliche Nachteile verbunden. In dem Aufbau des Herrenhauses bildet jedenfalls die Freiheit von solchen Einwirkungen einen der wesentlichsten Züge. Wird sie beseitigt, so wird es nicht mehr in der Lage sein, seinen geschichtlichen Beruf, Regierung und Parlament warnend zur Seite zu stehen, zu erfüllen. Daß es dies aber könne, muß der Wunsch aller derer sein, denen eine organische, im Einklang mit den lebendigen geschichtlichen Mächten stehende Entwicklung des Staates am Herzen liegt.

Indogermanen und Deutsche.

Karl Felix Wolff.

„Nichts wären wir heute von dem, was wir sind und was Großes in uns steckt und noch weiter aus uns hervorbrechen mag, hätten wir nicht die große Erbschaft von unseren Vorvätern zu eigen. Unsere längst erloschenen Ahnen haben uns nicht nur ihr Fleisch und Blut, sondern darin auch ihre Gedanken, ihren Geist und ihren Charakter vererbt."

Gustaf Kossinna: „Die deutsche Vorgeschichte", 1914, S. 4.

1. Der Begriff des Indogermanentums.

Jegliche Indogermanenforschung muß von der Sprache ausgehen. „Indogermanisch" ist ursprünglich nur ein sprachwissenschaftlicher Begriff. Er entsprang der Erkenntnis, daß die altindische Sprache mit den wichtigsten europäischen Sprachen verwandt sei. Diese Tatsache mußte folgerichtigerweise zur Annahme einer Grundsprache führen, aus der sich die betreffenden mit einander zusammenhängenden Sprachen entwickelt hätten. Schriftdenkmäler in jener Grundsprache sind nicht bekannt, die Formen der Grundsprache konnten also nur erschlossen werden. Dieser Aufgabe haben sich die vergleichenden Sprachforscher mit ungeheurem Fleiße gewidmet und so wurde dem „Indogermanischen" sein überragender Platz in der Sprachwissenschaft errungen.

Nun ist es klar, daß eine Sprache ein Volk voraussetzt, von dem sie gesprochen wird. Es gäbe heute keine romanischen Sprachen, wenn nicht einst Römer gelebt und das allen romanischen Sprachen zugrunde liegende Latein verbreitet hätten. Daraus folgert man, daß es einmal auch Leute gegeben haben müsse, die „Indogermanisch" redeten und diese Leute nennt man „Indogermanen". Rasse und Lebensführung spielen dabei keine Rolle, es handelt sich zunächst nur um die Sprache. Ziehen wir nun alle geschichtlichen Angaben in Betracht, die uns über die Träger indogermanischer Sprachen bekannt sind, so erkennen wir, daß bereits um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends von einer einheitlichen indogermanischen Sprachgemeinde keine Rede mehr sein kann. Vorderasiatische Sprach-

denkmäler aus jener Zeit gehören fertig ausgebildeten indogermanischen Einzelsprachen an. Etwa um 1000 v. Chr. sind die homerischen Gesänge entstanden; sie setzen aber ein mindestens tausendjähriges Eigenleben der griechischen Sprache voraus. Das „Indogermanische" kann also nicht nach dem Jahre 2000 v. Chr. angesetzt werden, sondern fällt mindestens ins dritte vorchristliche Jahrtausend. In jener dunklen Vorzeit gab es also irgendwo ein Volk, das sich dann ausbreitete und mit den einzelnen indogermanischen Sprachen in die Geschichte eintrat. Jenes geschichtslose Volk sind die „Indogermanen".

Man glaubte nun, in diesen „Indogermanen" des dritten Jahrtausends nicht nur die Träger einer einheitlichen Ursprache gefunden zu haben, sondern man hoffte aus den Formen dieser vermeintlichen Ursprache Aufschlüsse über die Anfänge menschlicher Sprachentwicklung gewinnen zu können. Beides waren Irrtümer. Die Vermutungen, die man über die Anfänge der Sprachentwicklung, über Urwurzeln und dergleichen angestellt hatte, erwiesen sich ohne Ausnahme als hinfällig. Noch wichtiger aber war die Erkenntnis, daß auch von einer einheitlichen Grundsprache bei den „Indogermanen" des dritten Jahrtausends längst keine Rede mehr sein kann; innerhalb des betreffenden Sprachgebietes gab es vielmehr schon damals deutlich ausgeprägte Mundarten, die allerdings durch gemeinsamen Ursprung, durch wechselseitige Beziehungen und durch mehr oder weniger weit sich erstreckende Übereinstimmungen verschwistert und verkettet waren. Wer also die indogermanischen Mundarten jener Zeit schlechthin unter dem Sammelnamen „Indogermanisch" zusammenfaßt und die Träger dieser Mundarten als „Indogermanen" bezeichnet — wie das meistens geschieht —, der nimmt es eben mit dem Indogermanenthema nicht genau. Denn die indogermanischen Mundarten des dritten Jahrtausends lassen mit vollster Bestimmtheit den Schluß auf eine Grundsprache zu, die weiter zurückliegt. Seit der Auflösung jener Grundsprache in die erwähnte Gruppe von Mundarten können diese eine Menge wildfremder Lehnwörter aufgenommen haben, die allmählich große, ja allgemeine Verbreitung erlangten und sich dem Lautstande der einzelnen indogermanischen Mundarten anpaßten. Diese Lehnwörter sind gemeinindogermanisch, aber nicht urindogermanisch — zwei Begriffe, die wir in der Theorie streng auseinander halten müssen, mag es auch in der Praxis oft sehr schwer oder ganz unmöglich sein, die betreffende Zugehörigkeit eines Wortes zu bestimmen.

Was nun die Meinung von der Ursprache anbelangt, so sehen wir, daß sich der Formenreichtum der indogermanischen Sprachen im Laufe der Zeit nicht gesteigert, sondern vermindert hat. Vergleichen wir z. B. das heutige Französische und Englische mit dem Lateinischen und Gotischen oder gar mit dem Griechischen und Altindischen, so gewahren wir einen ungeheuren Sturz; es ist gleichsam als hätte sich ein reichgestickter, farben-

strotzender Königsmantel in ein schlichtes Arbeiterkleid verwandelt, das wohl seinem Zwecke genügt, aber jeglichen Prunkes entbehrt[1]). Da nun jener Formenreichtum des Griechischen, Altindischen usw. nicht etwa dem Einzelleben dieser Sprachen angehört, sondern gemeinsamen Ursprung erkennen läßt, so ergibt sich daraus mit Sicherheit, daß schon das Urindogermanische eine hochentwickelte, voll ausgebildete Sprache war. Diese formenreiche Grundsprache zeigt im dritten Jahrtausend mundartliche Spaltung und löst sich im zweiten Jahrtausend in ganz verschiedene Teilsprachen auf. Wenn wir nun klare Begriffe schaffen wollen, so müssen wir sagen: die Träger der Grundsprache sind die Urindogermanen, die Träger der noch zusammenhängenden Mundarten-Gruppe sind die Gemeinindogermanen, die Träger der fertig ausgebildeten Einzelsprachen endlich sind die geschichtlich bekannten indogermanischen Völker.

Damit lassen sich die in der Sprachen- und Völkerkunde üblichen Bezeichnungen sehr gut vereinbaren. So ist in der Sprachwissenschaft ganz allgemein von einem indogermanischen Sprachstamm die Rede; ferner heißen „indogermanisch" jene Formen, welche urverwandten Worten der indogermanischen Einzelsprachen zugrunde liegen (ohne Rücksicht darauf, ob es sich um urindogermanische oder bloß um gemeinindogermanische Grundformen handelt), — in der Völkerkunde hingegen ist Indogermanen die Benennung jener wandernden Eroberer des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, aus deren Vermischung mit den Ureinwohnern der betreffenden Länder die späteren indogermanischen Völker hervorgegangen sind.

Der dreigliederigen sprachwissenschaftlichen Einteilung in Urindogermanisch, Gemeinindogermanisch und Indogermanisch-Einzelsprachlich muß auch eine kulturgeschichtliche Stufenfolge entsprechen. Die Kulturen der indogermanischen Völker sind uns bekannt. Aus den Sprachen dieser Völker aber hat die „linguistische Paläontologie" jene Kultur zu ermitteln versucht, welche den noch ungetrennten „Indogermanen" eigen war, und ist dabei zu dem Ergebnisse gelangt, daß die Kultur der „Indogermanen" in der Übergangsperiode von der Steinzeit zur Metallzeit (im sogenannten Aeneolithikum) anzusetzen sei. Es ist klar, daß wir es hier mit der jüngsten gemeinindogermanischen Kultur zu tun haben. Unmöglich können die Urindogermanen, die mindestens ins vierte Jahrtausend zurückverlegt werden müssen, schon das Metall gekannt haben[2]); trotzdem gibt es in einer ganzen Reihe indogermanischer Sprachen ein lautlich angepaßtes Wort für Metall (lateinisch aes, gotisch aiz, altindisch áyas, altiranisch ayo),

---

[1]) Schon einer der ältesten Erforscher der altindischen Sprache, William Jones, sagte von ihr 1786: „Die Sanskritsprache ist von bewunderungswürdiger Bildung, vollkommener als das Griechische, reicher als das Lateinische, feiner ausgebildet als beide." (Aus Herman Hirt „Die Indogermanen", I, S. 74.)

[2]) Wie jetzt von den Archäologen ziemlich allgemein angenommen wird, hat sich das Metall erst in der zweiten Hälfte des dritten Jahrtausends über Mitteleuropa verbreitet.

das also nicht urindogermanisch, sondern nur gemeinindogermanisch sein kann. Als urindogermanisch dürfen wir nur gemeinsame Bezeichnungen für solche Begriffe gelten lassen, die ganz der Steinzeit angehören. Freilich wird auch der gemeinindogermanische Wortschatz eine Menge rein steinzeitlicher Begriffe umfassen. Da es nun für uns die Hauptsache ist, gerade die urindogermanische Lebensführung festzustellen, so werden wir darauf achten müssen, ob ein bestimmtes Kulturgebiet einen reichentwickelten, über die verschiedensten Einzelsprachen verbreiteten Wortschatz aufweist, — ferner ob einzelne der betreffenden Worte Ablaut zeigen, was immer ein Zeichen höchsten Alters ist, weil es sich mit den uns bekannten Lautgesetzen der indogermanischen Mundarten und späteren Sprachen nicht verträgt, — weiters ob ein bestimmter indogermanischer Wortstamm eine doppelte Bedeutung aufweist (nämlich eine ursprüngliche und eine abgeleitete) und ob er sich mit dieser doppelten Bedeutung über mehrere ganz verschiedene Einzelsprachen erstreckt; dann wird er nämlich mit großer Wahrscheinlichkeit als urindogermanisch zu betrachten sein, weil sich in gemeinindogermanischer Zeit wohl kaum für zwei Begriffe derselbe Wortstamm verbreitet haben wird; — endlich ob ein Wort aus indogermanischen Teilworten zusammengesetzt, aber schon frühzeitig verkürzt worden ist, und ob es in dieser verkürzten Form in verschiedenen Einzelsprachen erscheint; das trifft z. B. bei dem Worte „hundert" zu, von dem im nächsten Abschnitt noch die Rede sein wird.

Reich entwickelt, weit verbreitet und von altertümlichem Gepräge sind die indogermanischen Bezeichnungen für den Ackerbau, für den Hausbau, für die Haustiere und für das Fuhrwerk. Diese Kulturerrungenschaften dürfen wir also bei den Urindogermanen schon voraussetzen. Auch die Schiffahrt erscheint durch die Worte „Schiff" und „Nachen" als gesichert. All diese Umstände — abgesehen von der Bekanntschaft mit dem Pferd und mit dem Fuhrwerk — sprechen gegen die Annahme, daß die Urindogermanen ein nomadisierendes Reitervolk gewesen seien; daß die Skythen Nomaden waren, beweist nichts für die Urindogermanen; ist doch auch ein Teil der nach Amerika ausgewanderten Europäer zu Gauchos und Cowboys geworden.

Wenn wir ferner in Betracht ziehen, daß slawisch pluku etymologisch dasselbe ist wie unser „Volk", daß jenes aber „Kriegerschar" bedeutet und wenn wir bedenken, daß lateinisch populari „verheeren" von populus „Volk" abgeleitet ist, so werden wir uns der Folgerung nicht entziehen können, daß bei den Urindogermanen „Volkshaufen" und „Kriegerschar" ein Begriff gewesen sein müssen. Dies berechtigt uns, in den Urindogermanen ein durch Kriegsfahrten sich ausbreitendes Erobervolk zu erblicken.

Vor dem Beginne dieser Kriegsfahrten müssen aber die Urindogermanen in ihrem Heimlande ein ruhiges, ja geradezu beschauliches Leben geführt

haben. Das läßt sich aus der wahrhaft philosophischen Weltanschauung erschließen, die sich bei ihnen entwickelt hatte. So gab es z. B. für den Begriff „Mensch" drei Bezeichnungen (der „Irdische", der „Denkende" und der „Sterbliche"), die wir aus den meisten Sprachen reich belegen können (lateinisch humus „Erde", homo „Mensch", — lateinisch mens „Vernunft", gotisch munan „meinen", altslowenisch menja „meinen", altindisch Manu „Stammvater der Menschen", germanisch Mannus „Stammvater der Westgermanen", deutsch „Mann" und „Mensch", eigentlich „männisch", — lateinisch mors und germanisch mortha „Tod", altindisch marta — und armenisch mard „Mensch"). Noch bedeutungsvoller für den geistigen Hochstand der Urindogermanen ist jedoch die Tatsache, daß sie nicht nur den alten Dämonenglauben, sondern auch den Götzendienst bereits überwunden und sich zum erhabensten Gottesbegriff, dem reinen Monotheismus, emporgerungen hatten. Das zeigt uns die Gleichung altindisch Dyauspita, griechisch *Ζεὺς πατήρ*, lateinisch Juppiter „Gottvater"; es ergibt sich daraus ein urindogermanisches Deiwos „Gott", das nur von der Wurzel diw „strahlen" abgeleitet werden kann. Wir haben da also den Begriff eines großen, allumfassenden Himmelsgottes, als dessen bevorzugtes Element das Licht betrachtet wurde; darum erblickte man im Sonnenrad sein Sinnbild. Dieser urindogermanische Monotheismus ging später durch die Vermischung der Urindogermanen mit niederrassigen Menschen verloren, nur die Inder, Hellenen und Germanen bewahrten noch in ihrem Dyaus, *Ζεύς* und *Tiwaz eine allmählich verblassende Erinnerung daran.

Das Familienleben der Urindogermanen beruhte auf der Vaterfolge und war ein äußerst inniges; die Verwandtschaft — auch entfernteren Grades — wurde sehr geschätzt und das Weib genoß als Hausfrau hohes Ansehen. Das geht aus der Fülle altertümlicher Bezeichnungen für die Verwandten hervor und aus dem Worte „Hausherrin" für die Ehefrau.

Im Hause herrschte rege Tätigkeit: man verstand zu kochen, zu backen und zu weben.

Sklaven und Nebenfrauen gab es nicht; für diese Begriffe haben die indogermanischen Sprachen keinerlei urverwandte Worte. Wenn solche Worte vorhanden gewesen wären, hätten sie aber nicht ganz verloren gehen können, weil gerade diese beiden Begriffe von der ersten Ausbreitung der Urindogermanen bis zum Ende des Altertums nicht nur eine äußerst wichtige Rolle spielten, sondern auch aufs innigste mit einander zusammenhingen[1]).

Die Lebensführung der Urindogermanen war also wohl einfach, aber durchaus nicht armselig; sie zeigt sogar Vorzüge gegenüber den berühmten

[1]) Lateinisch paelex und griechisch *παλλακή*, *πάλληξ* „Kebsweib" sind dem Hebräischen entlehnt (pilleges); Wort und Begriff kamen also erst aus dem morgenländischen Kulturkreise zu den Indogermanen. Das deutsche Kebse (germanisch kabisjô) steht ganz vereinzelt; man kann es daher nicht als indogermanisch ansehen; es bedeutet zunächst „Sklavin", später „Nebenfrau".

Kulturen des geschichtlichen Altertums. Es war die Kultur eines freien, wirtschaftlich und sittlich aufstrebenden Bauernvolkes; in werkhafter Hinsicht entspricht sie den Verhältnissen, welche die Altertumsforschung für die neuere Steinzeit ermittelt hat.

2. Die Gliederung des indogermanischen Sprachstammes.

Zu den indogermanischen Sprachen gehören: das Indische und Iranische, das Baltische und Slawische, das Albanesische (als Fortsetzung des Albano-Illyrischen), das Armenische (als Fortsetzung des Thrako-Phrygischen), das Germanische und Griechische, das Keltische, Italische, Veneto-Illyrische, Tocharische, Hethitische und das Ligurische[1]). Die vier letzten sind erloschen. Alle indogermanischen Sprachen zeigen solche Übereinstimmungen im Wortschatz und in der Formenlehre, daß an ihrem einheitlichen Ursprung nicht gezweifelt werden kann. Doch macht sich eine Kluft bemerkbar, die sie in zwei Gruppen scheidet: Bei der einen Gruppe sind die urindogermanischen Gaumenlaute erhalten, bei der andern sind sie in Zischlaute übergegangen[2]).

Hierher gehört die Geschichte des Wortes „Hundert"; es lautet gotisch hund[3]), lateinisch centum[4]), slawisch suto, iranisch satem, altindisch çatam, litauisch szimtas (sz = sch), griechisch ἑκατόν und keltisch cet (sprich ket). Als Grundform ergibt sich ein urindogermanisches *Kmtom und dieses ist ganz offenkundig eine Verkürzung des ursprünglichen *dekmtom „Zehnheit von Zehnern"[5]). Wie alt und eingebürgert muß der noch heute vielen Wildvölkern unbekannte Kulturbegriff „Hundert" bei den Indogermanen gewesen sein, wenn seine Bezeichnung in gemein-indogermanischer Zeit nur

---

[1]) Eduard Meyer („Geschichte des Altertums", I.) hält die Ligurer allerdings für Nichtindogermanen. Friedrich Stolz („Geschichte der lateinischen Sprache", Leipzig, Göschen, 1910) mahnt jedoch zur Vorsicht und von Scala („Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft", 1912) sagt geradezu, daß sich die Ligurer in einer Schichte als Indogermanen erweisen. Das kann aber nur die Herrenschichte gewesen sein. Wir haben es also auch bei den Ligurern, wie bei allen indogermanischen Völkern, mit einer nord- oder mitteleuropäischen Herrenschichte und einer stammfremden Unterschichte zu tun.

[2]) Dieses ist der auffälligste Unterschied. Es gibt noch andere.

[3]) Vorgermanisch kmtó-, nach der Lautverschiebung hunda-. Unser „hundert" ist durch Zusammensetzung dieses hunda- mit rathjô „Zahl" entstanden und bedeutet daher „Hundert-Zahl".

[4]) Lies Kentum. Die dem Lateinischen entnommenen Lehnwörter Keller, Kirsche, Kaiser (cellarium, ceresia [eine volkstümliche Nebenform des klassischen cerasum], Caesar) müßten Zeller, Zirsche, Zaiser lauten, wenn die Römer das c vor e und i so ausgesprochen hätten wie wir.

[5]) Lateinisch decem (sprich dekem), griechisch δέκα, altindisch daça, keltisch deo (sprich dek), gotisch taíhun (sprich tehun), angelsächsisch tyn, englisch ten, althochdeutsch zehan, litauisch deszimt (sz = sch), armenisch tasn usw., urindogermanisch *dekm „zehn". Dieses *dekm steht nun zu *dekmtom, richtiger (d)kmtóm, im Ablaut, was allemal ein Zeichen höchsten Alters ist.

noch verkürzt erscheint! Das Wort für „Hundert“, das so alt und über alle indogermanischen Sprachen verbreitet ist, bildet nun ein passendes Beispiel für die Behandlung der Gaumenlaute und deshalb spricht man von Kentum-Sprachen und Satem-Sprachen, d. h. von Sprachen mit Erhaltung der Gaumenlaute und solchen mit Umwandlung der Gaumenlaute in Zischlaute. Zu den Kentum-Sprachen gehören: das Griechische und Germanische, das Keltische, Italische, Veneto-Illyrische, Tocharische, Hethitische und wohl auch das Ligurische, — zu den Satem-Sprachen: das Indische und Iranische, das Slawische und Baltische (Litauische), das Armenische (als Fortsetzung des Thrako-Phrygischen) und das Albanesische (als Fortsetzung des Albano-Illyrischen)[1].

Man glaubte früher die Entstehung der einzelnen indogermanischen Sprachen aus der Grundsprache durch die sogenannte Stammbaum-Theorie, d. h. durch fortgesetzte Spaltung erklären zu können. Dies ist jedoch nicht der Fall. Nicht einmal die Wellentheorie, welche die einzelnen Sprachen gleich einer Gruppe kreisförmiger Wellen sich ausbreiten und gegenseitig berühren und kreuzen läßt, vermag alle von der indogermanischen Sprachwissenschaft ermittelten Tatsachen begreiflich zu machen.

Diese Tatsachen lassen nämlich folgendes mit Sicherheit erkennen:

1. Das Sprachgebiet der indogermanischen Grundsprache erfuhr schon in der Urzeit eine Scheidung in zwei Teile; aus dem einen dieser Teile erwuchs die Gruppe der Satem-Sprachen, aus dem anderen die Gruppe der Kentum-Sprachen;

2. Das Germanische hat sich auf einem abgeschlossenen Gebiete vollkommen selbständig entwickelt; dieses Gebiet muß an der See gelegen

---

[1]) Als Beispiel für die Übereinstimmung der indogermanischen Sprachen diene folgende Nebeneinanderstellung:

Lateinisch	Griechisch	Gotisch	Altindisch	Urindogermanisch (erschlossen)	Bedeutung
fero	φέρω	bera	bharami	bhero	ich trage
fers	φέρεις	beris	bharasi	bheresi	du trägst
fert	φέρει	berith	bharati	bhereti	er trägt
ferimus	φέρομεν	beram	bharamas	bheromes	wir tragen
fertis	φέρετε	berith	bharatha	bherethe	ihr tragt
ferunt	φέρουσι	berand	bharanti	bheronti	sie tragen

(gotischem beran „tragen“ entsprechen im Deutschen „Bahre“ und „Bürde“).

Zur Veranschaulichung des Unterschiedes zwischen Kentum- und Satem-Sprachen seien angeführt:

Griechisch	Altindisch (ç, d. h. ein Zischlaut steht für idg. k)	Urindogermanisch (erschlossen)	Bedeutung
ἔδρακον	adrçam	edrkom	ich sah
ἔδρακες	adrças	edrkes	du sahst
ἔδρακε	adrçat	edrket	er sah
ἐδράκομεν	adrçama	edrkomen	wir sahen
ἐδράκετε	adrçata	edrkete	ihr sahet
ἔδρακον	adrçan	edrkont	sie sahen

haben, denn das Germanische besitzt eine Fülle von eigenen Bezeichnungen für alles, was die Schiffahrt und das Meer betrifft; keltische Lehnwörter sind ins Germanische, germanische Lehnwörter hingegen ins Finnische und in die slawischen Sprachen gedrungen; hingegen ist die Annahme einer alten slawisch-germanischen Verwandtschaft hinfällig; diese beiden Sprachzweige haben sich erst berührt, als sie bereits ihre Eigenheiten entwickelt hatten; das Merkwürdigste am Germanischen ist die sogenannte Lautverschiebung, welche den Lautbestand der Grundsprache nach ganz bestimmten, klaren Gesetzen vollkommen verändert hat (aus p, t, k wurden f, th, h, aus b, d, g wurden p, t, k und aus bh, dh, gh den sogenannten Mediae aspiratae — wurden b, d, g); ähnliche Vorgänge vollzogen sich auch in anderen indogermanischen Sprachen, z. B. im Armenischen, aber nirgends in solchem Umfange und mit solcher Regelmäßigkeit wie im Germanischen;

3. Keltisch, Italisch, Veneto-Illyrisch, Hethitisch und Tocharisch haben sich gemeinsam auf einem Teile des alten Kentum-Gebietes entwickelt und zwar in solcher Lagerung, daß dem Italischen die Mitte zufiel; dabei muß die Nachbarschaft des Keltischen und Italischen eine sehr innige gewesen sein, denn diese beiden zeigen sogar je eine p- und qu-, bezw. b- und v-Gruppe.

4. Das Tocharische läßt Beziehungen zum Armenischen erkennen; es muß also, obwohl zu den Kentum-Sprachen gehörig, an die Satem-Gruppe — und zwar an deren thrako-phrygische Abteilung — gegrenzt haben; denn nur durch andauernde wechselseitige Beeinflussung während der gemeinindogermanischen Periode lassen sich solche Sonderbeziehungen zwischen einzelnen indogermanischen Sprachen erklären;

5. Das Griechische zeigt manche Beziehungen zum Italischen, aber auch zum Thrako-Phrygischen und zum Altindischen.

6. Die einzelnen indogermanischen Sprachen hatten ihre besonderen Eigentümlichkeiten schon entwickelt, als ihre Träger das geschlossene indogermanische Wohngebiet verließen; wer das leugnet, wird die auffälligen Sonderübereinstimmungen zwischen einzelnen, bei Beginn der Geschichte bereits geographisch weit auseinanderliegenden indogermanischen Sprachen nicht erklären können;

7. Die Geschichte der Indogermanen zerfällt in drei gänzlich verschiedene Perioden:

a) die urindogermanische Periode, in der die indogermanische Grundsprache entwickelt und von allen Indogermanen gleichmäßig gesprochen wurde; das urindogermanische Sprachgebiet kann nur eine verhältnismäßig beschränkte, von natürlichen Grenzen umschlossene, ebene Landfläche gewesen sein;

b) die gemeinindogermanische Periode, in der die Indogermanen ihre Wohnsitze mächtig erweiterten, sich mit fremden Menschen vermischten und dadurch den Anstoß zur Auflösung des Urindogermanischen in die einzelnen indogermanischen Sprachen gaben; das gemeinindogermanische Gebiet war aber noch immer ein geographisch zusammenhängendes, so daß die einzelnen Sprachen in ihrer Entwicklung sich gegenseitig beeinflussen konnten; nirgends gab es eine Kluft, nirgends eine Trennung. Wir werden uns das gemeinindogermanische Sprachgebiet etwa so vorzustellen haben, wie heute das deutsche mit seinen verschiedenen Mundarten, wobei die Kentum-Satem-Scheidung der Zweiteilung des Deutschen in Hoch- und Niederdeutsch entsprechen würde; genau so weit entfernt wie das Deutsche vom Urgermanischen waren die indogermanischen Mundarten dieser zweiten Periode vom Urindogermanischen;

c) die Ausbreitungsperiode, in der verschiedene Indogermanenschwärme sich neue, von ihrem Heimatlande meist weit entfernte Wohnsitze erkämpften; die indogermanischen Sprachen, die sie dahin mitbrachten, zeigten bereits einen ganz bestimmten, nicht mehr zerstörbaren Charakter, aber sie erlitten in ihrem ferneren Sonderleben noch starke Einwirkungen durch den Wortschatz und durch die lautgesetzliche Veranlagung der unterworfenen, viel zahlreicheren Eingeborenen[1]). (Fortsetzung folgt.)

Berichte und Notizen.



÷ **„Für Kaiser und Reich!“** Eine Reihe vaterländischer Schriften. Die Schriftenreihe „Für Kaiser und Reich“ will das vaterländische Bewußtsein vertiefen und unsere Volksgenossen an die starke Monarchie binden, mit der Preußen-Deutschland steht und fällt. Denn die Monarchie war und ist das eigentlich Erhaltende in unserer Geschichte, das Friedrich der Große zum erstenmal rein vertreten hat, als er in seinem von ihm harmonisch gegliederten Staate die Wohlfahrt der Teile von der des Ganzen und umgekehrt abhängig machte.

Die Ausbildung dieses Gedankens — der zugleich unsern „Militärstaat“ mit bedingte — bis zur Gegenwart und ihren volksfreundlichen, wirtschaftlichen Maßnahmen unter Wilhelm I. und II. soll in dieser Schriftenreihe verfolgt werden.

Im 19. Jahrhundert hat eine Gegenströmung, aus der Aufklärung und französischen Revolution des 18. Jahrhunderts kommend und durch den immer mehr entartenden Liberalismus der fünfziger Jahre verstärkt, die Grundlagen unseres deutschen Staates

---

[1]) Ganz richtig heißt es bei Meillet-Printz („Einführung in die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen“) auf S. 257: „Die indogermanischen Sprachen sind die Umbildungen der bereits differenzierten Mundarten eines ziemlich ausgedehnten Landstriches.“

dadurch ins Wanken gebracht, daß sich die Teile, statt sich dem Ganzen zu fügen, vielmehr auf dessen Kosten ausleben und alles überwuchern wollten.

Dieser Erscheinung und ihren Folgen ist auf allen Gebieten unseres geistigen, religiösen, künstlerischen und wirtschaftlichen Lebens nachzugehen. Der Trubel wurde bei uns vornehmlich durch das Ausland gefördert; von dort sprang auch in die Lehren der Führer unserer Sozialdemokratie das Vaterlandslose, Volksverführerische, Antichristliche und Überindividualistische über, das sich mit den wahrhaften Bedürfnissen deutscher Arbeiter und mit ihrer Förderung durch die Regierung niemals deckte.

Alle diese gegen Kaiser und Reich gerichteten feindseligen Einflüsse laufen schließlich in jenem gerissenen „Zeitgeist" zusammen, der sich vor dem Kriege so verwirrend und auflösend breitmachte. Aus der deutlichen Kenntnis der beiden Plus und Minus, der aufbauenden und zerstörenden Kräfte, erwachsen Richtlinien und Notwendigkeiten für Gegenwart und Zukunft, für jenen ordnenden, selbstloseren Geist, den wir im Kriege erkennen und nach dem Kriege beim Einzelnen wie beim Ganzen weiter durchzusetzen haben. Deutschland wird, wenn es wieder organisch verwächst und sich dadurch siegreich behauptet, als Großmacht alle andern gelten lassen und sie nicht beherrschen und aussaugen wollen, wie es die übrigen Weltreiche vom Altertum bis in die Neuzeit mit den Völkern taten. Es wird sie vielmehr vorbildlich leiten und so im höchsten Sinne die Gesundung der Welt mit herbeiführen helfen.

Solche, auf Stärkung unserer Monarchie aufgebaute Gedankenreihen, die sich gegen alle Zersetzungen und antidynastischen Bestrebungen der inneren Entente richten, sollen die Arbeiten, die nach Kriegsende in Deutschland einzusetzen haben, vorbereitend mitbestimmen und richten.

Es erscheinen zunächst folgende Schriften: 1. Heinrich Heinrich, „Preußentum und Demokratie". 2. Prof. Dr. H. Kraeger, „Die Heilige Not, Reden an das deutsche Volk". Ferner: „Grundzüge deutscher Erneuerung", „Sozialdemokratische Führer und ihre Lehren, Bausteine zu einer Geschichte der Sozialdemokratie" u. a. Deutschnationale Verlagsanstalt, Aktiengesellschaft, Hamburg und Leipzig.

Die Weltenwende. Es geschehen noch Zeichen und Wunder! Man muß nur Augen haben, das Wunderbare zu sehen, was geschieht. Wenn nach hundert Jahren unsere Nachkommen in den Büchern der Geschichte lesen werden, was das deutsche Volk in dieser Zeit ohnegleichen geleistet und gelitten, ertragen und erstritten hat, dann werden sie sagen: das ist doch wohl Sage und Legende, das ist ja geradezu wunderbar! Wir, die wir mitwirkend und mitleidend das alles erleben, sind gar nicht imstande, die sinnverwirrende Größe des Weltgeschehens, aus dem das deutsche Zeitalter hervorwächst, zu übersehen. Steil ist der Weg und dornig der Pfad, er führt durch ein Meer von Blut und Tränen, aber er führt zur Höhe! Sie hatten um das freiheitsdurstige Volk der Germanen eine Kette gelegt, sie ist zersprengt. Das Riesenreich Rußland liegt am Boden, der Rücken ist uns frei geworden; nun reckt und streckt sich die deutsche Brust dem Westen entgegen zur letzten Abwehr, und, wenn's sein muß, zum entscheidenden Schlag. Das Auge Deutschlands ist gerichtet auf England. Was wir wollen, ist nicht Weltherrschaft; was wir wollen, ist Freiheit für die deutsche Weltarbeit. Die Entscheidungsstunde über Sein und Nichtsein dieser Freiheit schlägt. O Deutschland, hoch in Ehren, erkenne die Zeichen der Zeit und stehe fest, mein Vaterland! Fest steht und treu der feldgraue Wall; wir in der Heimat wollen und werden uns von unseren Brüdern da draußen nicht beschämen lassen. Wir stehen vor dem Tor des deutschen Friedens, wir leben im Zeichen der Weltenwende. Das Vaterland erwartet von jedem deutschen Mann und jeder deutschen Frau, daß sie in dieser entscheidungsvollen Stunde restlos ihre Pflicht erfüllen. Es ist nicht nur eine Pflicht der Vaterlandsliebe, es ist die Pflicht der Selbsterhaltung, die uns gebietet, die jetzt aufgelegte 8. Kriegsanleihe zu einem überwältigenden Erfolg zu bringen. Das Geld ist da. Ihr Männer und Frauen in Stadt und Land, heraus mit dem Gelde

fürs Vaterland! Es ist kein Rußland, dem ihr's gebt, es ist Deutschland, unser starkes, sieghaftes, zukunftsfrohes Vaterland. Segen von Kindern und Kindeskindern über alle, die nun mit ihrem Gelde helfen, daß das Werk vollendet wird, zu dem unsere Liebsten und Besten mit ihrem Blut den Grundstein gelegt haben. — Dieckmann-Lehe.

Die Bulgaren in ihren historischen, ethnographischen und politischen Grenzen. Die aufstrebende Balkanvormacht hat in einem bei Wilhelm Grave in Berlin hergestellten stattlichen Atlas ein wirkungsvolles Propagandawerk ins Leben gerufen, um das wir Deutschen das Bulgarenvolk beneiden können. Aus ihm spricht nicht nur der Stolz auf eine lange und ruhmreiche Vergangenheit, sondern auch der Wille, das im Weltkriege errungene Gebiet mit eiserner Energie festzuhalten. 40 Landkarten aus den Hauptepochen des Staates sind hier zu einer Fundgrube für jeden Geschichtsforscher, Politiker und gebildeten Laien vereinigt. Sie umfassen die bedeutsame Zeitspanne von 679 bis 1917. Besonderes Interesse verdienen folgende Karten: die des Tschechen Schafarik von 1842, die 1847 bei J. Perthes in Gotha erschienene von Ami Boué, die des Serben Dawidowitsch von 1848, die des Franzosen Lejeau von 1861, die russische ethnographische Karte von 1867, die englische von Mackensie und Irby vom selben Jahr, die ethnograpische von Kiepert — diente dem Berliner Kongreß 1878 als Grundlage —, die ethnographische der slawischen Wohltätigkeitsgesellschaft in Petersburg von 1890 (hier hätte im Begleittext die lächerliche Neubildung „Petrograd" vermieden werden müssen; auf der Karte selbst steht in russischen Lettern „S.-Peterburg"). Überall ist ersichtlich, und das ist der Hauptzweck des Werkes, daß den Bulgaren als Volk und als Staat das Land zwischen Donau und Ägäischem Meer, Schwarzem Meer und Ochridasee gebührt. Das sehr lehrreiche, warmgeschriebene Vorwort stammt vom kgl. bulgarischen Gesandten in Berlin D. Risow (Rizoff ist die französische Schreibung). Möge das zähe und zielbewußte Streben des verbündeten Volkes, seine Waffenerfolge in Makedonien, Oberserbien und der Dobrudscha in dauernden Landbesitz umzuwandeln, von Erfolg sein; möge dies Beispiel nationaler Kraft und Beharrlichkeit aber auch anspornend auf unser Volk wirken, dem im Ost und West dank seinen heldenhaften Söhnen weite Strecken erobert worden sind, wo entweder Jahrhunderte altes deutsches Stammes- und Kulturwesen vorherrscht, oder die Möglichkeit zur Ausbreitung gegeben ist, ohne die wir verdorren müßten. Hier kann ein großes Volk von einem kleinen lernen. — Wilhelm Marks.

Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik in Ungarn. Im Jahre 1914 wurde von zahlreichen führenden Vereinen in Ungarn ein gemeinsamer Ausschuß für Rassenhygiene eingesetzt, der nunmehr im November 1917 zu einer Ungarischen Gesellschaft für Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik (Budapest, II, Heltai Ferenc u. 5—6) umgestaltet wurde. An der Spitze der Gesellschaft, der bereits die namhaftesten Persönlichkeiten aller Berufskreise des Landes angehören, steht der Reichstagsabgeordnete Graf Paul Teleki, Präsident des kgl. ung. Landeskriegsfürsorgeamtes. Verschiedene Behörden, in erster Reihe die Fachministerien, nehmen an den Arbeiten der Gesellschaft regen Anteil. Die Gesellschaft vertritt, im Unterschiede zur einseitigen englisch-amerikanischen Eugenik, unter Berücksichtigung der besonderen ungarischen Verhältnisse den Gedankenkreis der deutschen Rassenhygiene; andererseits trachtet sie die qualitative Seite der Frage nicht zu übersehen, beschränkt sich daher nicht auf die rein zahlenmäßige Bevölkerungspolitik. Das kgl. ung. Landeskriegsfürsorgeamt, dem die gesamte Kriegsfürsorge einschließlich der Kriegsbeschädigten-, der Kriegerwitwen- und -Waisenfürsorge unterstellt ist, hat bereits mit der Verwirklichung rassenhygienischer Grundsätze begonnen. In einem Runderlaß sind sämtliche Behörden, die mit der Kriegsbeschädigtenfürsorge zu tun haben, auf die Bedeutung rassenhygienischer Gesichtspunkte aufmerksam gemacht worden; ein in verschiedenen Teilen des Landes wiederholter Lehrgang sorgt für die rassenhygienische Schulung der Beamten; die Ansiedlung der Kriegsbeschädigten erfolgt nach rassenhygienischen Grundsätzen; dem

Zuge nach der Großstadt wird entsprechend entgegengetreten; die Verehelichung der Kriegsbeschädigten wird erleichtert und unterstützt, andererseits die ärztliche Untersuchung vor der Eheschließung amtlich empfohlen usw. — Zur Einleitung dieser Maßnahmen wurde k. u. k. Konsul G. v. Hoffmann aus Berlin nach Budapest berufen.



Jede bisher gezeichnete Mark Kriegsanleihe hat mitgearbeitet an den bisherigen großen Erfolgen unseres Heeres.

Zeichnet den Enderfolg durch die „achte"!

Die deutsche Nationalbücherei in Gotha, diese einzigartige Sammelstelle völkischen Schrifttums, ist am 4. Dezember durch Feuer vernichtet worden. Viele Tausende von Schriften über deutsche Kultur sind in Flammen aufgegangen oder durch Wasser unbrauchbar gemacht. Mitten in der vaterländischen Liebestätigkeit für unsere Feldgrauen, die die deutsche Nationalbücherei fortgesetzt mit völkischem Lesestoff versorgte, ist ihrem Wirken ein Ziel gesetzt. Diese Lücke darf nicht dauernd klaffen. In einer Zeit, wo die deutsche

Kultur gegen eine Welt von Feinden sich siegreich behauptet, soll nicht ein tückischer Zufall Herr werden über die Schaffenskraft deutschen Geistes. Deshalb bitten wir das deutsche Volk Ersatz zu schaffen für das Verlorene durch Geld- und Bücherspenden.

Geldspenden werden erbeten an die Herzogl. Landeskreditanstalt in Gotha (für Rechnung der „Deutschen Nationalbücherei"), Bücherspenden an Prof. Langhans in Gotha, Ülleberstraße 5.

Adolf Bartels. Heinrich Claß. Adolf Damaschke. Albrecht Haupt. Paul von Beneckendorff und v. Hindenburg. Gustaf Kossinna. Friedrich Lienhard. Hans Meyer. Adam Müller-Guttenbrunn. Anton Ohorn. Wilhelm Rein. Bernhard Rogge. Peter Rosegger. Otto Sarrazin. Dietrich Schäfer. Paul Schultze-Naumburg. Heinrich Sohnrey. Martin Spahn. August Sperl. Hans Thoma. Hans v. Wolzogen. Ernst Zahn. Philipp Zorn.

Das Rätsel der Loge. Während über den Anteil der romanischen Freimaurerei an den Geschehnissen des Weltkrieges bereits ein erdrückendes Material bekannt geworden ist, hat man über die Haltung der anglo-amerikanischen Freimaurerei nur wenige zuverlässige Nachrichten. Es ist bekannt, daß die deutsche Freimaurerei die Beziehungen endgültig zerrissen hat nur gegenüber der französischen und italienischen, nicht aber speziell gegenüber der englischen Freimaurerei. Ob diese unterschiedliche Behandlung sachlich gerechtfertigt ist, darf bezweifelt werden, denn — wie ich einer Bemerkung des bekannten freimaurerischen Schriftstellers Dr. Neumann (Elberfeld) entnehme, besitzen die deutschen Logen Material darüber, daß von der deutschfeindlichen Betätigung der Auslandsmaurerei England nicht ausgenommen ist (vergl. Bauhütte Nr. 4 v. 27. Januar 1917). Die Großloge zu den drei Weltkugeln, die dieses Material besitzt, hat es anscheinend bis jetzt noch nicht als notwendig oder zweckmäßig erachtet, aus dieser ihrer Kenntnis auch die einzig mögliche Folgerung zu ziehen und die englische Freimaurerei ganz ebenso zu behandeln wie ihre romanischen Brüder.

Die anglo-amerikanische Freimaurerei stand bislang in dem Rufe, wesentlich anders geartet zu sein als die romanische Freimaurerei. (Daß die deutsche Freimaurerei sich von diesen beiden Zweigen des Freimaurertums erheblich unterscheidet, darf ich bei meinen Lesern als bekannt voraussetzen.) Während die romanische Freimaurerei, wie heute auch die deutschen Freimaurer zugeben, sich ganz dem politischen Getriebe ergeben hat, hatte die anglo-amerikanische Freimaurerei, äußerlich gesehen, den Anstrich eines ziemlich harmlosen Klubwesens, wenngleich auch in ihrem Bilde die „antiklerikale" Note nicht fehlte. Es scheint aber, daß man mit dieser Charakterisierung den Kern ihres Wesens nicht trifft. A. von Peez, der bekannte österreichische Publizist, der wohl als der scharfsinnigste Beurteiler der englischen Politik anzusehen ist, machte in seiner 1909 erschienenen Schrift „England und der Kontinent" darauf aufmerksam, daß in der von der Londoner City aus geleiteten Organisation der englischen Weltherrschaft die freimaurerischen Vereine eine bedeutsame Rolle spielen (S. 51). Prof. Dr. Bischoff, der Vorsitzende des Vereins deutscher Freimaurer, betonte in der „Latomia" (Nr. 9, 1916): „. . . daß überhaupt ein eifrig wirkendes Logenwesen geeignet ist, den Einfluß eines Volkes im Auslande in wertvoller Weise zu mehren. Hat doch die weitverzweigte Logenarbeit dem englischen Geist unzählige Freunde unter den Intellektuellen aller Weltteile erworben." Noch deutlicher sprach sich der Freimaurer Prof. Hesse (Saarbrücken) in einem Aufsatz „Zur 200jährigen Jubelfeier der Freimaurerei" (Kölnische Zeitung, 24. Juni 1917) aus: „Im Jahre vor dem Ausbruch des Weltkrieges gab es in Großbritannien und Irland 5937 Logen mit rund 220000 Mitgliedern, und auf der Erde gibt es gegen 19000 Logen mit 1½ Millionen englischsprechenden Mitgliedern. Die englische Freimaurerei hat überall in der Welt Fuß gefaßt. Sie ist eine Kolonisierungsmacht großen Stiles geworden wie die englische Mission. In allen Erdteilen bestehen Freimaurerlogen nach englischem Muster, und alle diese Logen sind Sammelstellen englischen Denkens und Wirkens in der Ferne. Es ist nicht zuviel

gesagt, wenn behauptet wird, England verdanke seinen Logen zum Teil seine Weltherrschaft. Die Logen halten die englische Art auch dann fest, wenn sich die Kolonien politisch unabhängig machen oder niemals englischer Besitz waren. Der Weltkrieg bringt dafür die besten Beweise.“ Von Wert ist auch das Zeugnis des Deutsch-Amerikaners Wilhelm Marten, der selber Freimaurer, wegen seiner Gegnerschaft gegen den famosen Botschafter Gerard von den preußischen Logen „gestrichen“ wurde; in den Mitteilungen des Weltbundes der Wahrheitsfreunde „Der Bindestrich“ (Juni 1917) nennt er die Freimaurerei „noch vor der Flotte die Waffe der Engländer“; „seit 200 Jahren verfügt England über einen Apparat, der in allen Ländern für Englands Ziele (besser, die gewisser Drahtzieher) arbeitet.“ Faßt man diese Zeugnisse zusammen, so erhält das Bild die erwünschte Klarheit. Man braucht sich nur noch zu vergegenwärtigen, wie die ganze englische Weltpolitik im Dienste der Interessen der englischen Bank- und Börsenherren steht und von diesen recht eigentlich geleitet wird. Nunmehr bekommt der über die ganze Welt verbreitete Geheimbund der Freimaurerei eine sehr wichtige und große Aufgabe: er ist neben der Presse das berufene und geschickte Werkzeug, um die ganze Welt dem Willen der englischen Plutokratie gefügig zu machen. Das gleiche gilt von dem Freimaurertum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

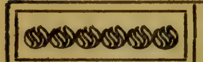
Diese Erklärung des wahren Charakters der anglo-amerikanischen Freimaurerei bekommt weiteres Licht durch die Tatsache, daß auch in der, im übrigen wesentlich anders gearteten, romanischen Freimaurerei die Zusammenhänge mit der Plutokratie sehr deutlich erkennbar sind. Für Frankreich hat Dr. M. Übelhör in seiner Schrift „Frankreichs finanzielle Oligarchie“ dieses Kapitel eingehend erörtert.

Es wird nach dem Kriege eine besonders wichtige Aufgabe sein, in allen Ländern, wo die anglo-amerikanische und die romanische Freimaurerei Einfluß besitzt, den Zusammenhängen der Logen mit der Plutokratie nachzuspüren. Es will mir scheinen, als ob diese Zusammenhänge von viel größerer Wichtigkeit für die Erkenntnis des Wesens der Freimaurer und der von ihr den Völkern drohenden Gefahr seien als man bisher in Betracht gezogen hat. Der Kampf gegen die Freimaurerei ist bis jetzt vornehmlich unter kirchlich-religiösen Gesichtspunkten geführt worden. P. Gruber S. J., der verdiente antifreimaurerische Forscher, hat eine große Gelehrsamkeit und einen großen Scharfsinn an den Nachweis seiner These gewandt, daß die Freimaurerei eine in ihrem Wesen einheitliche, nur in den Methoden ihres Wirkens verschieden geartete „Kulturmacht“ sei. Seine Beweisführung hat mich nicht überzeugen können, weil ich die für eine solche Auffassung des Freimaurertums als Voraussetzung unbedingt notwendige Einheitlichkeit der Idee und der Leitung nicht als tatsächlich vorhanden erkennen konnte. Vielleicht gibt uns jetzt der Weltkrieg den Schlüssel zur Lösung des Rätsels der Loge in die Hand, indem nämlich die anglo-amerikanische wie die romanische Freimaurerei als Werkzeuge in derselben Hand der international verbündeten Plutokratie erkannt werden. Daß es sich bei der Plutokratie tatsächlich um eine festgefügte internationale Gruppe handelt und daß diese Gruppe recht eigentlich den Kampf der ganzen Welt gegen die Mittelmächte leitet, daran kann nach den Erfahrungen dieser Jahre kaum noch ein Zweifel sein. Den Bereich und das Wirken der internationalen Plutokratie im einzelnen nachzuweisen, wird eine der wichtigsten Aufgaben sein, die wir nach dem Kriege zu lösen haben werden, wenn wir die Kriegsursachen endgültig beseitigen wollen.

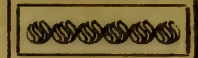
Ist die Deutung richtig, daß die anglo-amerikanische ebensowohl wie die romanische Freimaurerei Werkzeuge der Plutokratie sind, so würden damit viele Dinge aufgehellt: die Sonderart der anglo-amerikanischen Freimaurerei in England, in seinen Kolonien und in den Vereinigten Staaten ebenso wie die Sonderart der romanischen Freimaurerei, die Kampfstellung der ganzen außerdeutschen Freimaurerei gegen die Mittelmächte, die Unterstützung aller auf die Untergrabung der Autoritäten und die Unterwühlung des Bestandes und der Lebenskraft der Staaten gerichteten Bestrebungen durch die Loge, mögen sie Antiklerikalismus, Demokratie, Nationalismus, Antinationalismus, Pazifismus usw.

heißen, ihre Beteiligung an Revolutionen und irredentistischen Bestrebungen, ihr „Ideal" der demokratischen Weltrepublik oder, wie es neuestens heißt, der „Gesellschaft der Nationen", ihr Zusammenhang mit dem Sozialismus, ihre Verbindung mit allen Korruptionsaffären in den romanischen Ländern. Als der leitende Geist erscheint dann immer der ungekrönte König der internationalen Plutokratie, deren Interessen durch alle diese zerstörende Tätigkeit gedient werden soll. Denn starke Staaten, in denen die alten Autoritäten ihren Platz behaupten, in denen ein gesundes und wirtschaftlich unabhängiges Volk wohnt, sind die Todfeinde der internationalen Plutokratie und werden von ihr mit allen Mitteln bekämpft, bis sie erliegen und damit der Ausbeutung durch die Mammonfürsten ausgeliefert sind. Die Loge und die Presse aber sind die bevorzugten Werkzeuge, deren sie sich bedient, um ihre Vernichtungspläne durchzuführen. Daß die Mittelmächte dagegen stark blieben, das ist vielleicht der tiefste Grund, weshalb es zum Weltkriege kam.

Dr. Brauweiler. (Düsseldorfer Tageblatt, Nr. 319, 18. 11. 17.)



Bücherbesprechungen.



Graf E. Reventlow, Brauchen wir die flandrische Küste? 76 S. gr. 8°. Verlag von Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Berlin 1918.

Dieses höchst beachtenswerte neueste Buch des in nationalen Kreisen rühmlichst bekannten hervorragenden Politikers und Publizisten der „Deutschen Tageszeitung", dessen hohe Verdienste um die nationale Sache leider noch nicht überall gerechte und volle Würdigung finden, kommt hoffentlich noch nicht zu spät, um dem deutschen Volke und seiner Regierung die Augen über die wichtigste Friedens- und Zukunftsfrage des Deutschen Reiches zu öffnen. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß es diesen Zweck nach allen Richtungen hin aufs beste erfüllt. Über die Dringlichkeit seines Erscheinens gerade im gegenwärtigen Augenblicke gibt am besten das Vorwort Aufschluß, in dem es heißt: „Die Lösung des Kriegsproblems nach Westen ist durch die Ereignisse näher gerückt worden denn je zuvor. Es können Ereignisse eintreten, welche das Deutsche Reich sozusagen über Nacht vor die Entscheidung seiner Zukunft stellen. Das gilt vor allem hinsichtlich der belgischen Frage, denn in deren Entscheidung liegt die Zukunft des Deutschen Reiches und Volkes nach der positiven Seite wie nach der negativen eingeschlossen. Man kann leider nicht behaupten, daß die deutsche Bevölkerung als Ganzes auch nur annähernd begriffe, um was es sich hier handelt und wo die Kernpunkte des Weltproblems liegen. Erfahrungsmäßig und der menschlichen Natur gemäß werden große Entscheidungen unter solchen Umständen immer nach der negativen Seite hin ausschlagen. Die Dinge gehen zu lassen, führt nie zu positivem Erfolge, sondern folgt der Richtung des geringsten Widerstandes, mithin der schiefen Ebene.

Das belgische, im besonderen das flandrische Problem, kann nur dann in das richtige Licht treten, wenn es sachlich und eingehend beleuchtet wird. Das gilt, beiläufig bemerkt, auch für die Flamen. Diese haben neuerdings und natürlich im Einverständnisse mit dem Deutschen Reiche ihre Selbständigkeit erklärt. Die vorliegende Schrift beweist, daß ihnen alle solche Erklärungen nichts helfen werden, und daß dieselben nur Scheinwerte darstellen, falls Deutschlands Oberherrschaft über Belgien und insbesondere die flandrische Küste nicht als fest und dauernd durchgesetzt wird."

Wir wünschen der auch der Form nach ansprechenden Schrift besten Erfolg im Sinne der Interessen des deutschen und des stammverwandten flamischen Volkes, dessen hartes Schicksal uns stets sympathisch gewesen und das nun endlich hoffentlich einer besseren Zukunft entgegengeht. Sch.-G.

G. W. Schiele, Programm einer Änderung unserer Ernährungspolitik. Selbstverlag des Verfassers, Dr. Schiele, Arzt in Naumburg a. S. — 35 Seiten gr. 8°. Preis 2 Mark.

Der Verfasser glaubt an die „natürliche" Regulierung des Preises durch den freien Handel. Er sagt: „Auf öffentlichem sicheren Markte, wo 100 Käufer und 100 Verkäufer alle Vorräte und Käufe übersehen, bilden sich feste Preise. In der gegebenen Quantität der Ware und der Zahl der Mäuler werden die gerechten und notwendigen Preise gefunden." — Sehr richtig für normale Verhältnisse. Wenn aber durch Krieg oder Mißernte oder Zurückhaltung eine unentbehrliche oder für unentbehrlich gehaltene Ware nicht in der Menge vorhanden ist, daß jeder genügend davon bekommen kann, dann hat der Preis im freien Handel, wie ich in Nr. 5 des XV. Jahrg., S. 260, Schiele gegenüber hervorgehoben habe, in der Tat die von ihm in Abrede gestellte Tendenz ins Unendliche zu steigen. Es geht also nicht ohne staatliche Einwirkung auf den Preis und die Rationierung solcher Ware. Das scheint Dr. Schiele jetzt anzuerkennen, wenn er am Schluß in seinem „Vorschlag zu einer Änderung unserer Ernährungspolitik" die öffentliche Bewirtschaftung überhaupt zuläßt. Mit Recht schränkt er sie ein auf die besonders dazu sich eignenden „Dauerwaren", Brotkorn, Hafer als Heeresbedarf, Schlachtvieh, Zucker und einen kleinen Teil Kartoffeln. Er will sie nur angewandt wissen auf das Heer und die bürgerliche großstädtische und industrielle Bevölkerung. — In der Tat ist es ein Unsinn, Höchstpreise für Sachen wie Obst anzusetzen, die neben ihrer Verderbbarkeit so verschieden sind an Güte wie an Liebhaber- oder Gewohnheitswert, und sie durch die öffentliche Bewirtschaftung dem sicheren Verderben auszusetzen, oder Gemüse und Zwiebeln zum plötzlichen Verschwinden zu bringen, bis sie nach vielfachen Umwegen in „veredelter Form" zu Wucherpreisen wieder auftauchen. Auch sind die amtlich festgesetzten „Höchstpreise" tatsächlich nie solche, sondern Zwangspreise gewesen, die durch ihre unterschiedslose Anwendung notwendig die Güte der Ware herabdrücken mußten. Daneben mußte die Unstetigkeit der Höchstpreise die Ware mit Sicherheit vom Markte treiben, wenn der Händler an einem anderen Orte oder zu anderer Zeit höhere Preise erwarten durfte. Überhaupt wäre es richtiger gewesen, die Preise nicht durch zwangsmäßige, leicht fehl greifende Verfügung festlegen zu wollen, sondern durch amtliche Ausbietung von Ware auf einen im freien Handel sich bildenden überhohen Preis zu drücken. Diese Maßregel hat sich in allen Städten, die sie anwenden konnten und durften, vorzüglich bewährt. Das mußte natürlich für das Reich schon im Frieden durch Aufhäufen von Dauerware in guten Jahren vorbereitet und das Volk an diese Regelung gewöhnt sein, wie sie auch für Kohle und für Kali angestrebt wird. Immerhin hätte auch noch während des Krieges eine regulierende Einwirkung auf den Preis und eine Ausscheidung des unberechtigten, räuberischen Zwischenhandels, den Schiele zugunsten der Unbedingtheit seines Systems der „natürlichen Preisregulierung" nicht sehen will, stattfinden können, wenn, wie ich es von Anfang an gefordert habe, durch genügend hohe Mindestpreise für den Erzeuger und Höchstpreise für den Verbraucher dem ordentlichen Handel Spielraum gelassen wäre. Statt dessen wurden die eingewöhnten, auf Treu und Glauben beruhenden Beziehungen zwischen Verbraucher und Kleinhändler oder kleinbäuerischem Erzeuger mit roher Hand zerstört und damit ebensoviel moralische Werte vernichtet, wie wirtschaftliche durch den Zwang zum Einkauf in kleinsten Mengen an vorgeschriebener Verkaufsstelle. Dadurch wurde das „Hamstern" künstlich groß gezogen, weil jeder fürchten mußte, überhaupt nichts zu bekommen, und durch die Behinderung des natürlichen und wirtschaftlich berechtigten „Eindeckens" Not erzeugt, wo sie sonst vermieden wäre. Insbesondere ist der kleine Mittelstand, vor allem das festbesoldete Beamtentum und überhaupt die geistigen Arbeiter durch das herrschende Bewirtschaftungssystem gegenüber dem Handarbeiter und den unterstützten unbeschäftigten „Wehrfrauen" benachteiligt und vielfach in wirkliche Not gedrängt.

Mit den aus dieser Wahrung unseres Standpunktes sich ergebenden Einschränkungen möchten wir die abschließenden, auch als besondere Drucksache verbreiteten, nach den Grundsätzen „Einschränkung des Personenkreises, Kontingentierung der Warenmenge, keine Beschlagnahme sondern Umlageverfahren, Wiederherstellung eines freien Wirtschaftsmarktes, kein Preisregulieren, Rationierung des Verbrauches wie bisher durch Fleischkarten und Brotkarten", aufgestellten Vorschläge Schieles eingehender Beachtung empfehlen und drucken sie hier vollständig ab:

§ 1. Die öffentliche Bewirtschaftung. Diese ging bisher aufs Ganze. Von nun an wird sie eingeschränkt und kontingentiert.

§ 2. Einschränkung. Erstens in bezug auf den Kreis der Menschen, zweitens in bezug auf den Kreis der Waren.

1. Menschen: Die öffentliche Bewirtschaftung soll nur Heer und Großstadtbevölkerung versorgen einschließlich der industriellen Provinzen (Rheinland, Westfalen, Sachsen).

2. Waren: Alle leichtverderblichen Waren bleiben außerhalb der öffentlichen Bewirtschaftung. Nur Brotgetreide, Hafer, Vieh, Zucker und ein kleiner Teil Kartoffeln werden der öffentlichen Bewirtschaftung überwiesen. Obst, Gemüse, Eier, Butter, Fische, Konserven aller Art und der größte Teil der Kartoffelernte werden freigegeben.

§ 3. Kontingentierung. Außerdem wird auch von jenen Waren nicht die Gesamternte, sondern nur ein im voraus für das ganze Jahr festgelegtes Kontingent von jeder Ware öffentlich bewirtschaftet.

Z. B. 5 Mill. To. Brotgetreide, 3 Mill. To. Hafer (nur der Heeresbedarf), X Mill. Zentner Schlachtvieh, X Mill. D.-Z. Zucker, 3 Mill. To. Kartoffeln.

§ 4. Die freie Wirtschaft. Die Versorgung der übrigen Volksteile, also der ländlichen, kleinstädtischen und mittelstädtischen Bevölkerung, wird dem freien Verkehr überlassen. Die großstädtische Bevölkerung nimmt an dem freien Verkehr teil.

§ 5. Aufhebung der Verkehrshindernisse. Es fallen fort und werden untersagt alle staatlichen und örtlichen Maßnahmen, welche den freien Verkehr im Reichsgebiet behindern, insbesondere: Ausfuhrverbote, Höchstpreise, Verkaufszwang, Gewinnbeschränkungen.

§ 6. Wucherbekämpfung. Die örtlichen Preisprüfungsstellen werden in Warenprüfungsstellen verwandelt. Die Wuchergesetze werden aufgehoben und neu gefaßt. Es wird eine Bundesratsverordnung erlassen, wonach jeder Kaufmann und Privatmann verpflichtet wird, seine Vorräte zu bekennen. Strafen und Beschlagnahme nur im Fall offenbarer Unehrlichkeit. Hamstern ist nicht strafbar.

§ 7. Preisfestsetzung im Bereich der öffentlichen Bewirtschaftung. Der Preis für Brotgetreide, Hafer, Vieh, Zucker, Kartoffeln wird in Deutschland für ein Wirtschaftsjahr festgelegt, nachdem die Ernte ungefähr bekannt ist, und zwar auf der vermutlichen Höhe des Weltmarktpreises oder in möglichster Annäherung an die im freien Wirtschaftskreis entstehenden Preise.

§ 8. Die Erfassung der Mengen im Bereich der öffentlichen Bewirtschaftung durch Umlage, nicht durch Beschlagnahme. Die kontingentierten Mengen werden auf die Erzeugerkreise im Beginn des Wirtschaftsjahres schon vor der Ernte in grobem Maßstabe umgelegt. Gleich nach der Ernte werden sie auf die einzelnen Produzenten im Wege des Ausbietungsverfahrens verteilt und zum Schluß die nicht eingedeckten Mengen auf die leistungsfähigen Wirte zwangsweise verteilt. Zugleich werden die Einzellieferungen entsprechend dem mutmaßlichen Verbrauch auf zahlreiche Termine des Wirtschaftsjahres verteilt. („Befristete Lieferungsverträge und Umlegen.") Zwangsmittel sind nur Geldstrafen. Die totale Beschlagnahme, welche jedes vernünftige, vorausschauende Wirtschaften stört, fällt fort. So wird auf dem Bauernhof eine freiere Wirtschaft wieder hergestellt. Die Preise werden festgelegt, sollen aber hoch sein.

§ 9. Die Verteilung der Vorräte der öffentlichen Bewirtschaftung. Die Vorräte der öffentlichen Hand, Brotmehl, Hafer und Gerstenpräparate, Fleisch, Zucker, Kartoffeln werden bei den Magazinen der öffentlichen Bewirtschaftung angefordert durch die städtischen Gemeinden und Kreise industriellen Charakters in begrenzten Monatsraten und werden von diesen Kommunen zum vollen Preise bezahlt. Sollten diese Anforderungen bedenklich steigen, so wird von den zentralen Stellen der Preis erhöht. (Streckung durch den Preis.)

§ 10. Die Austeilung der Vorräte der öffentlichen Bewirtschaftung. Diese geschieht bezüglich des Brotgetreides wie bisher, aber unter bedeutender Erhöhung des Preises. Außerdem durch Volksspeiseanstalten, Mittelstandsküchen, Krankenhausküchen und ähnliche öffentliche Anstalten an arme und nicht arme Bevölkerung. Die letztere hat für das Gebotene den vollen Preis zu zahlen. Die wirklich zahlungsschwachen Volksteile erhalten das Essen zum herabgesetzten Preis in Volksküchen.

§ 11. Notstandsaktionen. Die wirklich bedürftigen, zahlungsschwachen Personen und Familien werden von den lokalen Behörden streng und sorgfältig ausgesucht. Sie erhalten Eßmarken zum herabgesetzten Preise. Die Wohnsitz- oder Arbeitsgemeinde hat den Preisausfall zu decken. Bei nachgewiesener Ohnmacht der Gemeinde leistet Kreis oder Provinz Hilfe; im großen tut dasselbe der Staat aus der Einkommensteuer. Das Reich tut nichts derart.

§ 12. Kommunale Bewirtschaftung. Die Stadtgemeinden hören auf zu wirtschaften. Es bleibt ihnen zwar unbenommen, eine öffentliche Milchversorgung einzurichten, aber nur im Wege des privatwirtschaftlichen Vertrages und des freien Wettbewerbes mit den privaten Kräften. Jeder öffentliche Zwang hierzu ist ihnen untersagt. Die ländlichen Gemeinden und Kreise (als Zwangsorganisation der Erzeuger mit gegenseitiger Haftung und Zwangsgewalt) scheiden aus aus dem System der öffentlichen Bewirtschaftung. Die zentralen Stellen haben nur mit dem einzelnen Wirt zu tun.

§ 13. Die Verbrauchsregelung im Kreise der freien Wirtschaft. Fleischkarten: Es ist bis auf weiteres nötig, daß der Fleischverbrauch des Volkes eingeschränkt wird, damit die Viehhaltung in den Dörfern und vor allem auch die Viehhaltung der Selbstversorger auf das notwendige Maß zurückgeführt wird. Hierzu dient strenger Schlachthauszwang mit hoher Abgabe in den Städten, desgleichen hohe Schlachtabgabe auf dem Lande, ferner Erschwerung der Viehhaltung der Selbstversorger in den Städten und Beibehaltung der Fleischkarten.

§ 14. Brotkarten. Die Brotkarte wird vorläufig beibehalten.

§ 15. Milchkarten. Um die Milch den Kindern und Kranken zuzuführen, muß der Luxusverbrauch der Restaurationen und Konditoreien gedrosselt werden. Die Ausführung bleibt den kommunalen Behörden überlassen. Sie geschieht durch Milchkarten.

§ 16. Zuckerkarten. Desgleichen wird der Zuckerverbrauch unter Kartenkontrolle gestellt.

§ 17. Kartoffelkarten. Die Austeilung der 3 Mill. To. öffentlicher Kartoffelvorräte geschieht in der Hauptsache in Volksspeiseanstalten und nur ausnahmsweise auch durch Austeilung an Bedürftige im Wege der Kartenverteilung.

§ 18. Wiederherstellung der Rechtssicherheit und der Freiheit der Bewegung für den Handel. Damit in dem Bereich der freien Wirtschaft die schwergeschädigten Kräfte des Handels ihre Tätigkeit wieder aufnehmen können, ist es nötig, daß die unentbehrliche Rechtssicherheit wieder hergestellt wird, darum allen nachgeordneten Staats- und Kommunalbehörden ihre gewalttätigen Eingriffe in die Freiheit und Sicherheit des Verkehrs untersagt werden und von den Gerichtshöfen der strenge Eigentumsbegriff wieder hergestellt wird.

„Denn die Sicherheit des Eigentums ist sowohl die Voraussetzung des Friedens unter den Menschen als auch die Grundlage alles erfolgreichen Wirtschaftens und aller Fruchtbarkeit der Arbeit, wie für den Einzelnen, so für das Volk."

Hoffentlich finden diese Vorschläge Dr. Schieles auch bei den Personen, die beim jetzigen Wechsel in der Leitung des Ernährungsamtes maßgebend geworden sind, die wünschenswerte Beachtung.

H. G. Holle.

Hermann Werner Siemens, „Die biologischen Grundlagen der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik". Verlag Lehmann, München.

Siemens gehört zu jener Gruppe verdienstvoller Männer, die sich die Lebensaufgabe gestellt haben, die tiefe biologische Unkenntnis unserer „Modernen Welt", so weit dies möglich ist, zu erhellen. Wir müssen bescheiden sein und bloß von der Möglichkeit der Aufklärung sprechen, denn wir haben es nebst dieser Unkenntnis auch mit dem hartnäckigen Willen unserer führenden Geister zu tun, die Rassenfrage solange als möglich unbeachtet zu lassen oder gar ad absurdum zu führen. Der Verfasser steht auf dem Boden der Forscher Dr. Lenz und Dr. Plöetz. Trefflich sind seine Verdeutschungen der von diesen Forschern gewählten Fachausdrücke. Wenn er von „erbbildlichen" und „erscheinungsbildlichen" Eigentümlichkeiten der Lebewesen spricht, so steht mit plastischer Klarheit der Artstamm vor uns mit seinem unverrückbaren erbmassischen Besitze, während ihre „Erscheinungsform" bloß ein Augenblicksbild sein kann, bedingt durch den Einfluß der Umwelt, die — in sozialer Beleuchtung — in gutem wie im schlimmen Sinne wirksam sein kann. Setzen wir nämlich in diese biologische Formel des Verfassers statt der allgemeinen Zahlen bestimmte soziale Werte ein, so können wir sie am besten verständlich machen. Ein reinrassiger Germane zum Beispiel ist durch den Einfluß des Zeitgeistes und seiner korrupten Umgebung von Jugend an zur semitischen Weltanschauung erzogen worden und seinem Wesen und Gebaren nach ein echter Aschkenasin. Ein Erzköter hingegen mit einem Rassenblute, aus dem ein geübter Spektralanalytiker alle nur denkbaren dekadenten Charakteristika herauszulesen versteht, ist auf einmal ein heiliger Augustinus geworden und hat sich zu einer höchst idealen Weltanschauung bekehrt. Der Geist des Christentums wird den reuigen Sünder mit größeren Freuden als über neunundneunzig Gerechte segnen, der Biologe hingegen denkt anders, denn diesem ist der verführte Germane noch immer lieber, als der bekehrte Aschkenasin. Wir haben es hier nämlich nur mit einem „Erscheinungsbilde", mit einem vergänglichen Bilde zu tun, das mit der „Erbmasse" jedes einzelnen nichts zu tun hat. Die „Erbbilder" bleiben ja trotz Verführung, beziehungsweise Bekehrung stets die gleichen und ihre Nachkommenschaft müßte immer wieder verführt, beziehungsweise immer wieder bekehrt werden, um die gleichen Erscheinungsbilder hervorzubringen. Diese Tatsache muß man unseren Sozialpolitikern ins Gewissen einprägen. — Trotzdem dürfen wir es mit der Starrheit des „Erbbildes" nicht zu weit treiben. Es hat Köpfe gegeben, die die Weismannsche Idee von der Unbeweglichkeit der Art so weit trieben, daß wir wieder auf die Schöpfungstage und das Paradies zurückgreifen mußten, um überhaupt zu Arten zu gelangen. Wir dürfen die Umstände, die auch das „Erbbild" ändern können, nicht unterschätzen. Ich kann dem Verfasser nicht beipflichten, wenn er in der Überkultur und allen schädigenden Einflüssen eines Zuviel und Zuwenig keinen degenerierenden Faktor erblickt, der auch den Keim in ungünstigem Sinne beeinflussen kann. Freilich werden wir den Keim nicht mehr retten, wenn wir jetzt erst mit dem Zuviel und Zuwenig abräumen in der trügerischen Hoffnung, eine Entartung rückgängig zu machen, aber es heißt eben, die gesunden Keime retten und ihnen eine andere Umwelt und andere Lebensbedingungen schaffen. Die Entartung der Völker ist meiner Ansicht nach durchaus nicht nur durch die „Kontraauslese" allein, das heißt durch eine Auslese der Untüchtigsten für die Vermehrung, bedingt, es treten auch noch die schädigenden Einflüsse einer ungünstigen Lebensform, so wie jene des stammesfremden Blutes dazu. Die Spartaner wußten schon, wie man ein Herrenvolk dauernd am Ruder erhalten muß. Nicht bloß auf euere Vermehrung kommt es an, sondern auch auf euere Zucht, denn Verweichlichung wird nicht bloß euere Zahl vermindern, auch euer — Erbbild wird an Kraft verlieren! — Aber auch die fortgesetzten neurasthenisierenden Angriffe unseres technischen Zeitalters, der stürmenden Hetze und „Arbeit", die Nietzsche so am Zuge hatte, müssen das Erbbild schließlich degenerieren. Wollen wir etwa unsere Feinde durch unsere Maschinen überflügeln, während wir unseren Keim dabei zugrunde

richten? Man sehe sich doch nur die Tuberkulose an, sie hätte unter gleichen Umständen auch den gesündesten spartanischen Aristokraten schließlich ergriffen. Wir gleichen einer Froschgeneration, die ein Experimentator dazu verurteilt hat, in verdünnter Schwefelsäure zu leben. Niemals wird sich das Leben diesem Gifte anpassen, besonders wenn die Konzentration bis zu unerträglichen Graden gesteigert wird. Der Verfasser sagt ja selbst, daß gewisse Gifte, wie z. B. der Alkohol, eine erbändernde Wirkung hervorrufen können. Der Verfasser erblickt ferner in einer reichlichen Vermehrung der „wirtschaftlich führenden Klassen" ein Abwehrmittel gegen den rassischen Niedergang. Wären wir noch im Altertume und bildeten die Besitzenden eine Kaste, also ein Geschlecht, so könnten wir sie nicht genug ermahnen, auf ihre reichliche Vermehrung bedacht zu sein, um nicht von den minderwertigen unteren Kasten schließlich erdrückt und aufgesogen zu werden. Wir haben es aber heute lange nicht mehr mit abgeschlossenen Kasten, sondern ganz im Gegenteil mit der Freizügigkeit der Klasse zu tun. Gerade in die besitzenden Klassen haben sich innerhalb der letzten hundert Jahre gänzlich rassenfremde und minderwertige Elemente eingeschlichen. Finanzielle Tüchtigkeit und rassische sind Gegenpole und ergänzen sich keineswegs. — Nur allzuwahr ist hingegen die traurige Tatsache, die der Verfasser hervorhebt, daß nämlich alle begabteren Elemente aus dem ländlichen Reservoir unseres rassischen Besitzes ausgesiebt werden, als Beamte, Offiziere und Studierte dem Staate die treuesten Dienste leisten, um zur Belohnung dafür zur Unfruchtbarkeit verurteilt zu werden. Da ist aber meiner Meinung nach in erster Linie die Gesellschaft selbst schuldtragend, nicht der Staat. Warum mußte unser materieller und dummer Gesellschaftsgeist beim Kampfe um den Vorrang als entscheidenden Faktor eine protzige Repräsentation in die Wagschale werfen und einen geradezu unantastbaren Ehrbegriff mit ihr verbinden? Man knauserte an allem und jedem, natürlich auch an den Kindern, um nur möglichst viel dem Moloch „Repräsentation" in den Rachen werfen zu können. Eine Blüte unseres demokratischen Zeitalters, die Puppe vor dem Volke! — Glänzend ist die Idee der „bäuerlichen Lehen". Auf das ländliche Reservoir müssen wir vor allem unser Hauptaugenmerk richten, daß es uns nimmer versiege, von den Städten werden wir nie viel zu erwarten haben, sie werden immer Raubbau am Menschen treiben und Rasse vernichten, gleich dem Kriege, aber trotzdem ewig Gesetz bleiben. Wo aber des Menschen Geist Wandel schaffen und über das tote mechanische Geschehen Sieger werden kann, da setze der Mensch seine Vollkraft ein und vertausche ein sinnlos Geschehen durch seine Ideale. „Die Natur kennt keine Moral; sie gibt die Anlagen, die unserer Kultur und Gesellschaft schädlich sind mit derselben Treue und nach denselben Gesetzen weiter wie die Anlagen, die uns wertvoll dünken" (S. 29). Sehr richtig! Sie kann ein Diener des guten, wie des bösen Geistes werden! F. Haiser.

Guglia, „Maria Theresia", ihr Leben und ihre Regierung. München 1917, Oldenbourg. 2 Bände.

Ein ausgezeichnetes Volksbuch, das den reichen Stoff geschickt meistert und unsere friderizianische Auffassung manchmal richtig stellt.

Schirokauer, August der Starke, der erste deutsche König in Polen. Berlin 1917. Bong.

Ein gut geschriebenes Buch über den allzu lebenslustigen und genußsüchtigen Wettiner in Warschau, das dadurch zeitgemäß wird. Die Zeitschilderung ist geschichtlich.

„Der Nibelungen Not" nach der ältesten Überlieferung herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin 1911, Bard.

Die bekanntlich wissenschaftlich vielleicht beste Ausgabe des Nibelungenliedes in einer würdigen Ausstattung, die dem stolzen Inhalt gerecht wird.

Schweden. Eine politische Monographie von B. Rudolf Kjellén. Verlag R. Oldenbourg, München.

In der Sammlung „Nachbarvölker Deutschlands“ ist als erster Band dieses Werk des namhaften schwedischen Gelehrten und Politikers erschienen. Auf 170 Seiten entwirft der Verfasser ein großzügiges, trotz gedrängter Darstellung umfassendes Bild des schwedischen Reiches, Volkes und Staatsregimentes von den Uranfängen bis zum heutigen Tage. Von höchstem Werte ist auch der reiche geschickt gewählte statistische Stoff. Der Typus Schwedens erweist sich als dem Deutschlands ähnlich; im Westen an angelfränkische demokratische Zivilisation, im Osten an halbasiatische Revolution grenzend, muß es um die Wahrung seines nationalen Selbst nach beiden Seiten ringen. Der Anschluß an den mächtigen germanischen Nachbarn im Süden wäre das naturgegebene; leider haben fremde Einflüsse dies bisher verhindert. Möge das sympathische Brudervolk noch rechtzeitig zur rassengemäßen Erkenntnis der ihm notwendigen Außenpolitik gelangen. W. M.

Seimann, Künstlermappen, 1. Menzel, 2. Thoma. Leipzig, Seimann.

Künstlerisch hervorragende Nachbildungen der schönsten Meisterwerke dieser echt deutschen Künstler, deren unvergänglicher Ruhm bereits wieder von weltbürgerlichen „deutschen Kritikern“ begeifert wird. Der billige Preis ermöglicht die Anschaffung auch bei bescheidenen Mitteln.

Das Januar-Februar-Heft der **„Vorposten“** des Verbandes gegen Überhebung des Judentums E. V. Charlottenburg 4 zeichnet unter „Vorspiele zur Schreckensherrschaft“ recht anschaulich die Urheber des Januar-Streikes. — Die ausgegrabenen „Denkschriften des Frhrn. v. Kottwitz“ an Friedrich Wilhelm III. von Preußen zeigen, daß weitsichtige Vaterlandsfreunde schon vor 100 Jahren die Gefahr der internationalen Geheimbünde klar erkannt haben. — Eine Erinnerung an Rethels „Totentanz aus dem Jahre 1848“ möge unseren verführten Volksgenossen aus dem Arbeiterstande als ernste Warnung dienen. — Ein Aufsatz „Sozialdemokratie und Freimaurertum“ bekundet, daß die Losung „Selbstbestimmung der Völker“ und „demokratisches Polen“ bereits 1866 auf dem internationalen Arbeiter-Kongreß in Genf erteilt wurde! — Die Wiedergabe des „Briefes eines Freimaurers“ und die Antwort darauf geben lehrreichen Einblick in die Kampfesweise dieses Geheimbundes. — Zur Beurteilung der „Ostjuden“, die schon jetzt unsere Grenzen überfluten, werden die Greueltaten dieser Unmenschen aus dem Jahre 1812 nach deutschen und französischen Quellen aufgedeckt. — Ein Gedicht „Die Hölle“ schildert schließlich die „segensreiche“ Tätigkeit der Kriegswucherer und Kriegsgesellschaften. — **„Auf Vorposten“** beleuchtet von hoher Warte aus die Wege, auf welchen die internationalen Geheimbünde der Freimaurer und der Juden unter Führung des internationalen Großkapitales zur Weltherrschaft gelangen wollen. Über den Einfluß dieser Geheimbünde auf die Vorgeschichte des Weltkrieges, auf die Verhetzung der Kulturvölker, auf die Umsturzbewegung und auf die Bestrebungen zur Erzielung eines faulen Friedens müßte jeder deutsche Mann sich baldigst belehren. Die Aufsätze über die Freimaurerei sollten auch in solchen Kreisen beachtet werden, die über die Judenfrage bereits genügend unterrichtet sind. Geben sie doch an Hand von unwiderleglichen Urkunden den Schlüssel zu vielen sonst ganz unverständlichen Geschehnissen der Weltgeschichte.

Vierteljahrspreis der Zeitschrift 1,50 M., Einzelhefte 60 Pf., Doppelhefte 80 Pf. Bestellung durch Postanstalt, Buchhändler oder Verlag „Auf Vorposten“, Charlottenburg 4.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.

Abgeschlossen am 26. 3. 18.

Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVII. 2 — 1918

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Schleichwege alljüdischer Machtpolitik.

Vom Herausgeber.

Nachdem im vorigen Hefte mit dem sogenannten „Zeitgeist" der Geist der alljüdischen Machtpolitik sowie deren Mittel, Wege und Ziele im allgemeinen gekennzeichnet worden sind, soll das jetzt im besonderen geschehen.

Es ist das ein Unternehmen, das seinen großen Reiz, aber auch seine nicht geringen Schwierigkeiten hat; denn, um es noch einmal zu sagen: das Eigentümliche aller dieser Mittel und Wege ist die Heimlichkeit, die Unsichtbarkeit, ja die direkt irreführende Maske (Mimikry), die sie vor den Augen der Öffentlichkeit annehmen. Darin liegt ihre Gefährlichkeit für die große Masse der Arglosen, aber auch ihre Schwäche; denn hat man sie erst einmal erkannt, dann zerfließen sie wie Nebel vor der Sonne, und alle Welt wundert sich, daß man sich solange davon nasführen ließ. Es ist das wie mit der Tarn-(Nebel-)Kappe des Zwergkönigs Alberich. Sie verleiht bekanntlich diesem Schwarzalben die Zauberkraft, nicht nur sich selbst zu verbergen, sondern auch jede beliebige andere Gestalt, bald die eines schreckhaften Ungeheuers, bald die einer verlockenden Huldin, anzunehmen. Wird ihm aber die Tarnkappe entrissen, dann steht er unverhüllt in seiner wahren, halb Lachen, halb Mitleid erregenden Mißgestalt da. Weder sein „Ring von unschätzbarem Wert" noch alle Schätze der Nibelungen können ihn dann vor Schmach und Schande schützen.

Dieses alte Märchen zeigt übrigens, wie glücklich die intuitive Denkweise unserer Altvordern höchst verwickelte Sachlagen zu versinnbildlichen und dadurch dem Empfinden des Volkes näher zu bringen vermochte.

„Märchen, noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr.“

Zugleich ergibt sich daraus, daß es sich bei den hier in Rede stehenden, höchst „modern“ erscheinenden Dingen im tiefsten Grunde um alte, uralte Trödelwaren handelt. Die Erscheinungsformen, die „Aufmachungen“ der Gaunerei und Gaukelei wechseln freilich, dem Charakter der Zeit und der Art der Umstände entsprechend, mannigfach, sehr mannigfach; aber das Wesen bleibt sich immer gleich. Die schrecklichen Ungeheuer, mit denen der heutige Alberich, der heutige König der Gauner und Gaukler die großen und kleinen politischen Kinder zu fürchten macht, heißen nach der einen Seite, nach unten hin: „Junker“, „Alldeutsche“, „Schwerindustrielle“, „Militarismus“, „Autokratie“, „Annexionswut“ usw. usw. Nach der andern Seite, nach oben hin, schreckt er die dortigen politischen Kinder, zu denen manchmal sogar „Staatsmänner“ gehören, mit „Revolution“, „Sturz der Throne und Altäre“, „Schwinden aller Autoritäten“, „Anarchie“ usw. usw. Auch die verlockenden Huldinnen, in deren verführerische Gestalten sich einzuhüllen die Tarnkappe dem Schwarzalben die Zauberkraft gibt, fehlen nicht. Sie heißen heute: „Freiheit“, „Gleichheit“, „Brüderlichkeit“, „ewiger Friede“, „Verständigung der Völker“, „Schwinden der nationalen und staatlichen Beschränkungen“, „Weltdemokratie“, „Weltparlament“, „Abrüstung“, „Weltschiedsgericht“, „Glückseligkeit für alle“, besonders für die Schwachen, Dummen und Faulen. Letzteres sagt der Gauklerkönig natürlich nicht ausdrücklich, läßt es aber so deutlich durchblicken, daß es nicht verkannt werden kann.

Diese bald schreckhaften, bald verlockenden Gaukelbilder, die mit der nüchternen Wirklichkeit wenig, meist gar nichts zu tun haben, werden auf die mannigfachste Art und Weise, auf der Redner- und Theaterbühne, auf den Lehrstühlen, in Zeitungen, in Büchern, in gesellschaftlichen Unterhaltungen, im Wohn- und im Wirtshause, in der Werkstatt, im Fabriksaale, auf der Straße, im Eisenbahnwagen, überall, überall, wo der dumme Riese „Staat“ es dem listigen Zwergkönig gestattet, bald ganz plump und frech, bald recht geschickt und fein vorgeführt. Die unendliche Wiederholung derselben Eindrücke bewirkt es, daß bis zu einem Grade auch die Starken, Tapferen und Weisen der Zauberkraft erliegen. So kommt es denn, daß, wie im vorigen Hefte gezeigt, aus den Gaukelbildern, wenigstens den schreckhaften, durch den festen Glauben an ihre Wirklichkeit zuletzt manchmal richtige Wirklichkeiten werden, daß z. B. der Teufel „Revolution“, nachdem man ihn so oft an die Wand gemalt, sich schließlich von der Wand abhebt und in seiner ganzen teufelischen Wüstheit mitten unter ein sonst braves, gutes Volk tritt.

Um aus dem Sinnbildlichen wieder ins Begriffliche zurückzukommen: der richtige, von phantastischen Weltherrschaftsträumen für sich und sein Volk erfüllte Alljude, der sich, wie schon im vorigen Hefte bemerkt, nicht mit dem „Juden" schlechtweg deckt, treibt überall und immer, mit allem und mit jedem nicht nur Handel — das könnte man bei genügender Vorsicht allenfalls noch ertragen — sondern — was viel schlimmer — auch Politik und zwar ausschließlich seine Politik. Es ist gar nicht möglich, in alle die dunkeln Winkel, die unterirdischen Kanäle, die geheimen Gänge hinein zu leuchten, die dem Alljuden für seine politische Propaganda, für die ungestörte Einträufelung seiner Giftmischereien zur Verfügung stehen. Wir müssen uns hier auf das beschränken, was klar am Tage liegt oder aus klaren Tatsachen erschlossen werden kann.

Dabei darf man sich nun aber nicht etwa vorstellen, daß die Alljuden, um ihre Ziele zu erreichen, mit irgendwelchen positiven, von ihnen selbst erdachten Vorschlägen, „Ideen" usw. an die Wirtsvölker herantreten müßten. Das vermag ihr unschöpferisches, ihr vorzugsweise auf Kritik, ja Krittelei eingestelltes Wesen nicht; sie haben es aber auch gar nicht nötig. Sie brauchen nur die natürlichen Laster der Völker zu reizen, deren Tugenden zu verleumden und alle diejenigen Personen und Parteien mit Rat und Tat, mit Geld und guten Worten zu unterstützen, die aus Unverstand oder aus Verbitterung (infolge unglücklicher Veranlagung oder unglücklicher persönlicher Erfahrungen) mit der sozialen, staatlichen, wirtschaftlichen Verfassung, mit den Sitten und Gesetzen des Landes unzufrieden sind. Die Listigen hüten sich dabei aber wohl, Unzulänglichkeiten, Mängel, soweit sie wirklich vorhanden sind, ausbessern zu helfen, oder gar heilsame Verjüngungen, Reformationen herbeizuführen, sondern gehen darauf aus, altüberlieferte oder neu hinzugekommene Kulturerrungenschaften, falls sie ihrer Machtbetätigung entgegenstehen, radikal zu beseitigen oder doch so zu verballhornen, daß sie den Zweck, für den sie geschaffen wurden, vollständig verfehlen oder gar die gegenteilige Wirkung haben. Im vorigen Hefte ist das schon in bezug auf die staatliche und gesellschaftliche Verfassung der Länder gezeigt worden, und es wird diese Untersuchung später noch auf andere altüberlieferte und neu hinzugekommene Kulturerrungenschaften ausgedehnt werden. Näher liegt vorläufig, das Verhalten des Alljudentums im gegenwärtigen Kriege, diesem vielleicht bedeutsamsten Ereignisse der ganzen bisherigen Menschengeschichte, von unserem Standpunkte aus zu betrachten. Dieses Beispiel ist auch wie kaum ein anderes geeignet, um daran die eigentümliche Art und Weise, wie das Alljudentum seine Machtpolitik betreibt, zu enthüllen. Die hochgradige Erregung, die Kriegspsychose hat nämlich manchmal die Vorsicht vergessen lassen, die das Alljudentum sonst so streng beobachtet und die seine Schleichwege für den Unkundigen sonst so schwer erkennbar macht. Versuchen wir also im folgenden, das positive und negative Verhalten des Alljudentums in diesem

Kriege, besonders das seiner Presse, hüben wie drüben, auf der einen wie auf der anderen Seite in das richtige Licht zu setzen. Auf Vollständigkeit machen wir dabei keinen Anspruch; denn um dieses Thema einigermaßen zu erschöpfen, würde kaum ein dickes Buch ausreichen.

Was zunächst die Vorbereitung und Anstiftung des Krieges anbelangt, so steht der entscheidende, ausschlaggebende Anteil des Alljudentums, namentlich des englischen, amerikanischen, französischen, italienischen, bereits wissenschaftlich fest[1]) und wird im Laufe der Zeit wohl noch weiter aufgeklärt werden. Wie in diesen Blättern schon wiederholt angedeutet, hätte selbst alles zusammen: der Handelsneid der Briten, die Revanchehysterie der Franzosen, die Länderraubgier und der Machtdünkel der Panslawisten in Rußland, Österreich, am Balkan nicht ausgereicht, um so viele Völker in den größten, furchtbarsten, opferreichsten Krieg hineinzupeitschen und trotz aller Opfer so lange bei der Stange zu halten, wenn nicht der von dem Alljuden Lord Northcliffe (aus dem Hause Stern in Frankfurt a. M.) geleitete Presseklüngel und Bestechungsapparat in allen Ländern mit allen nur erdenkbaren Mitteln gearbeitet hätte. Und zwar wurde dabei die positive Arbeit auf der einen Seite durch eine entsprechend negative auf der anderen Seite ergänzt, indem hier die Völker und deren Regierungen durch Einschläferung, Beschwichtigung, Irreführung der öffentlichen Meinung bis zum endlichen Ausbruch in völlig unbegründete Sicherheit gewiegt wurden. Ohne beides wäre der Krieg vielleicht überhaupt nicht ausgebrochen, oder, wenn das trotzdem geschehen wäre, hätte der Krieg infolge besserer Vorbereitung auf seiten der Mittelmächte nicht den Umfang, die Erbitterung, die Länge annehmen können, unter der all die an ihm unmittelbar oder mittelbar beteiligten Völker — fast die ganze Welt — so schwer haben leiden müssen und noch leiden werden. Rechtzeitig und richtig aufgeklärte, nicht bis zum Wahnsinn aufgehetzte Völker hätten es sich wohl dreimal überlegt, ehe sie sich auf diesen Krieg einließen, und währenddessen hätte mancherlei passieren können, was ihn als entbehrlich oder als allzu gefährlich für die Angreifer erwiesen hätte.

Indessen: — wir wollen einmal ganz ruhig annehmen, die Auseinandersetzung zwischen Großbritannien und Deutschland wäre auch ohne die positive und negative Mitwirkung des Alljudentums unvermeidlich

---

[1]) Wer sich in dieser Hinsicht genauer unterrichten will, dem sei das vortreffliche Buch von Fritz Bley: „Wie kam es doch?" (Verlag von Erich Matthes, Leipzig und Hamburg, 167 S., Preis 2 M.) auf das wärmste empfohlen. Es wurde hier bereits im letzten Januarheft darauf hingewiesen und wir werden später noch einmal darauf zurückkommen. Fritz Bley, dem diese Art geschichtlicher Darstellung und Betrachtung als altem, namentlich in Zeitungssachen wie kaum jemand gewandten und erfahrenen Schriftsteller besonders liegt, vereinigt dabei Fülle der Gesichte, künstlerische Beherrschung des Stoffes, vaterländische Bedeisterung, sicheren politischen Instinkt usw. mit strenger Sachlichkeit und Zuverlässigkeit in einer Weise, die nicht selten an Treitschke erinnert und die man bei unseren heutigen hochgelobten Größen der Geschichteschreibung vergeblich sucht.

gewesen und hätte sich in der tatsächlich erfolgten Weise einer nahezu allseitigen Einkreisung Deutschlands vollziehen müssen. Es bleibt dann aber immer noch die Frage: wie das Verhalten des Alljudentums auf der einen und auf der anderen Seite hätte sein müssen, wenn der Krieg nicht gewissermaßen „sein Krieg" gewesen wäre, wenn es keine eigenen machtpolitischen Zwecke damit verfolgt und, nachdem der Krieg einmal ausgebrochen, nur den Sieg des Rechts, der Wahrheit und der Vernunft, also den der Mittelmächte, gewünscht hätte. Diese Frage ist so außerordentlich bedeutsam, daß wir sie einmal in aller Gründlichkeit und Unbefangenheit zu beantworten suchen wollen.

Auf der Seite unserer Feinde hätte dann die bekanntlich so weitverbreitete und einflußreiche alljüdische Presse — es gibt in Feindesland und bei gewissen Neutralen jetzt kaum noch eine andere als sie — alles tun oder versuchen müssen, um die über jedes Maß niederträchtige, jedes bessere Wissen bewußt beiseite lassende Verleumdung Deutschlands, ja des Deutschtums überhaupt zu hintertreiben und der — gerade ihr doch recht gut bekannten — Wahrheit Gehör zu verschaffen. Oder, wenn ihre Vertreter der eigenen Sicherheit wegen dazu nicht imstande gewesen wären, dann hätten sie doch wenigstens vornehm schweigen müssen. Bekanntlich ist aber seitens dieser Presse und sonstigen öffentlichen Meinungsmache gerade das Gegenteil geschehen. Man hat sich nicht nur nicht gescheut, die Deutschen als den Auswurf der Menschheit hinzustellen, hat nicht nur alle schlimmen nationalistischen Leidenschaften bei den feindlichen Völkern aufgewühlt, sondern hat sogar durch Verbreitung bewußt falscher Nachrichten über Sieg und Siegesaussichten einen Neutralen nach dem anderen in das uns feindliche Lager gelockt. Und wenn ja einmal der Kriegswille der von den schwersten Nöten heimgesuchten feindlichen Völker zu ermatten drohte, dann wurde er auf dieser Seite durch dieselbe Presse mit den verwerflichsten Mitteln immer wieder von neuem aufgepeitscht. Der Teufel selber hätte hier die Öfen der Kriegshölle nicht besser anheizen können, als es die angeblichen Vertreter des Rechts, der Wahrheit, der Zivilisation usw. getan haben.

Da ist doch die Absicht ganz unverkennbar: der Kriegswille der Völker sollte eben nicht erlahmen, bevor Deutschland auf die eine oder andere Weise, sei es durch Waffen, sei es durch fortschreitende Kriegsmüdigkeit infolge innerer Uneinigkeit, Entbehrung, Hunger usw. auf die Knie gezwungen und zu jedem Frieden bereit wäre. Es steht also ganz zweifelsfrei fest, daß jenseits unserer Grenzen die im alljüdischen Sinne geleitete Presse und sonstige öffentliche Meinungsmache, wie überhaupt die ganze alljüdische Politik während des Krieges auf seiten unserer Feinde gestanden, hier alles nur Erdenkliche getan und nichts unterlassen hat, um die Niederlage Deutschlands herbeizuführen.

Wie steht es nun aber mit dem gleichzeitigen Verhalten derselben alljüdischen Presse innerhalb unserer Grenzen? Was hätte diese hier tun

und was hier unterlassen müssen, wenn sie auf unserer Seite gestanden und unseren Sieg gewünscht hätte?

Wir sind weit entfernt, in dieser Hinsicht zu verlangen, daß die alljüdische Presse sich bei uns genau so hätte verhalten sollen, wie auf seiten unserer Feinde. Das war bei uns, Gott sei Dank, nicht nötig. Auch unser niederes Volk hätte mit der Wahrheit auskommen können, um im Willen zum Siege und mannhaften Durchhalten bis zum Siege unentwegt zu verharren, wenn man nur nicht geradezu alles versucht hätte, ihm diesen Willen zum Siege auszutreiben. „Ein Narr, wer noch an den Sieg glaubt", hat bekanntlich Scheidemann in einem kritischen Augenblicke des Krieges, also zu denkbar ungelegenster Zeit, gesagt. Viel genützt und nichts geschadet hätte es auch, wenn durch Verbreitung unanfechtbar wahrer — nicht falscher — Tatsachen über feindliche Greuel der „furor teutonicus" in unserem Volke erweckt und dadurch der Kriegs- und Siegeswille indirekt gestärkt worden wäre. Das zu tun, hat sich aber die alljüdische Presse, vornehmlich der für die Stimmungsmache im niedern Volke so wichtige „Vorwärts", wohlweislich gehütet. Ja, sie hat sogar alles getan, um diesen „furor teutonicus" zu „dämpfen", indem sie sich den Feinden gegenüber einer ihr in unseren Angelegenheiten sonst so fern liegenden „Objektivität", d. h. der Lau- und Flaumacherei befleißigte. Namentlich der „Vorwärts", aber auch das „Berliner Tageblatt" und die „Frankfurter Zeitung" haben in dieser Hinsicht das Menschenmöglichste geleistet. Sie haben auch nichts unterlassen, um die auf falsch angebrachter Herzensgüte beruhende politische Eselei, dieses echt deutsche, aber stets gefährliche und im Kriege doppelt gefährliche Laster auf jede Weise zu reizen, ihm in der bedenklichsten Art zu schmeicheln und dadurch seine schädlichen Wirkungen, die sich besonders bei der Erörterung der Kriegsziele zeigten, zu erhöhen. Vor allem aber in Gestalt der Friedensfimpelei, d. h. des würdelosen, bettelhaften Nachlaufens hinter dem hohnlachenden Feinde her, hat dieses von jener Presse gereizte Laster Ströme besten deutschen Blutes gekostet und den Krieg mehr als alles andere verlängert. Jedesmal, wenn unsere Heere große Erfolge errungen hatten und die feindlichen Völker an ihrem Endsiege zu zweifeln anfingen, kriegsmüde wurden, kam infolge des Druckes unserer alljüdischen Presse und der nur zu bereitwilligen Nachgiebigkeit ihr gegenüber wie gerufen ein Friedensangebot von unserer, der Sieger! Seite. Die feindlichen Völker schöpften dadurch neuen Mut und konnten durch ihre alljüdische Presse von neuem zum Ausharren angefeuert werden. Bei uns dagegen sagte man in solchen kritischen Augenblicken: „Ein Narr, der noch an den Sieg glaubt", und unsere alljüdische Presse tat nichts, um ein solches Wort in solchen Augenblicken als hochverräterisch, zum mindestens als — narrenhaft zu brandmarken. Von einer auch nur neutral, dem deutschen Volke und seiner Zukunft nicht direkt feindlich gesinnten Presse hätte man in dieser Beziehung etwas anderes erwarten können.

Alle diese außenpolitischen Tat- und Unterlassungssünden jedoch wiegen in ihrer gemeinschädlichen Wirkung noch vergleichsweise leicht gegenüber dem, was unsere alljüdische Presse und ihre Hintermänner während des Krieges bei uns innerpolitisch verbrochen haben. Während nämlich drüben, bei unseren Feinden, gerade von der alljüdischen (Northcliffe-) Presse alle innerpolitischen Streitigkeiten oder gar Verfassungsfragen auf das sorgfältigste vermieden und die ganze Volksseele einzig auf den Krieg eingestellt wurde, brach dieselbe Presse bei uns ausgerechnet gerade während des Krieges innere Streitigkeiten, ja schwerwiegende Verfassungsfragen förmlich vom Zaune und suchte sie durch die dringende Forderung jener sogenannten „Neuorientierung" ausgerechnet gerade während des Krieges durchzusetzen. Sollte das vielleicht vom Kriegs- und Siegeswillen ablenken und jene innere Uneinigkeit hervorrufen, auf welche unsere äußern Feinde jetzt, nachdem ihr Waffenglück überall versagt hat, ihre letzte, einzige Hoffnung setzten und noch immer setzen?

Man kann nicht umhin, das anzunehmen; denn wo liegt sonst ein vernünftiger, stichhaltiger Grund, um solche innern Fragen gerade während des schwersten, furchtbarsten Daseinskampfes aufzurollen und mit solchem Nachdruck, unter Androhung von Streiks[1]), ja von Revolution auf ihre sofortige Lösung zu bringen? Es scheint wahrhaftig, als ob unsere hartnäckigen, gar nicht abreißen wollenden Siege auch bei unseren Alljuden jene eingangs erwähnte Psychose hervorgerufen haben, die alle Vorsicht vergessen machte. Offenbar konnten sie die Zeit bis zu unserer Niederlage gar nicht mehr erwarten, denn während bei unseren Feinden sich der weitgehende Demokratismus und Parlamentarismus als Hindernisse für die energische Durchführung eines schweren Krieges erwiesen haben und darum dort überall durch die Autokratie eines Einzelnen oder einiger weniger ersetzt worden sind, sollte bei uns ausgerechnet gerade dieser weitgehende Demokratismus und Parlamentarismus das Heil bringen und an die Stelle der bewährten starken Monarchie treten!! Kann man sich, wenn man guten Glauben annimmt, eine größere politische Eselei oder, wenn man das nicht tut, eine offenere Parteinahme für den Feind vorstellen? Gönnt uns etwa die alljüdische Machtpolitik nicht die Einheit der militärischen und politischen Führung in der Person des Monarchen und will sie unsere zum guten Teil darauf beruhende militärische Stärke durch eine entsprechende politische Schwächung zugunsten unserer Feinde ausgleichen? Wir fordern die alljüdische Presse, insbesondere den „Vorwärts", das „Berliner Tageblatt" und die „Frank-

[1]) Als der Streik Ende Januar dieses Jahres nicht die von der Oberleitung der alljüdischen Machtpolitik allem Anscheine nach gewünschte und erwartete Wirkung hatte, versuchte die alljüdische Presse und sonstige von ihr abhängige öffentliche Meinungsmache dann die Schuld für die Anstiftung auf die — Arbeiter abzuwälzen. Wer die Arbeiter selbst gefragt hat, weiß, daß genau das Gegenteil wahr ist.

furter Zeitung" auf, andere Gründe als die hier angedeuteten, außerordentlich nahe liegenden für ihr innerpolitisches Verhalten während des Krieges anzuführen. Dabei erinnern wir sie an das Wort: „Qui tacet consentire videtur."

Man komme uns hier nicht mit dem lächerlichen Einwand, diese Presse sei ja doch, wenigstens während des Krieges, niemals gegen Deutschland und für England, oder Amerika, oder Frankreich, oder Rußland ganz offen und rückhaltlos eingetreten. Nein, für so dumm halten wir die alljüdische Presse, wenigstens die „Frankfurter Zeitung" und das „Berliner Tageblatt", wirklich nicht; denn so politisch harmlos, eselhaft, um sich das gefallen zu lassen, sind selbst wir Deutsche, ist bei uns selbst Jochen Bäsel nicht. Aber es gibt jenseits dieser selbstverständlichen Grenze für das Alljudentum Mittel und Wege genug, um die Interessen des einen Landes zu fördern, die des anderen zu schädigen, je nachdem es die eigenen, überstaatlichen Machtinteressen zu gegebener Zeit erheischen. Man stelle sich einmal vor, die Entente, insbesondere England und Amerika, hätten bei uns eine oder zwei oder drei oder noch mehr große weit verbreitete Zeitungen für schweres Geld gekauft. Hätten sich diese, ohne fürchten zu müssen, für die ganze Kriegszeit verboten zu werden, anders verhalten können, als es von seiten z. B. des „Vorwärts", des „Berliner Tageblatts", der „Frankfurter Zeitung" tatsächlich erfolgt ist? Damit will ich jedoch keineswegs sagen oder auch nur durchblicken lassen, daß diese Organe vom Auslande gekauft wären, obwohl ihr Verhalten schon vor dem Kriege[1]) diesen Verdacht für den Unbefangenen zum mindesten recht nahelegt. Eine Bestechung kann aber schon deshalb nicht in Frage kommen, weil es sich bei diesem Verhalten weder um ausländische noch um inländische, sondern einfach um — alljüdische Interessen handelt. Diese weisen aber, wie im vorigen Hefte S. 13—14 gezeigt, das Alljudentum mit unausweichlicher Notwendigkeit auf die Seite unserer Feinde. Deren Krieg ist, wie schon gesagt, auch „sein Krieg".

Sehr lehrreich für die Art und Weise, wie das Alljudentum seine zwischenländische Machtpolitik betreibt, ist das Verhalten unserer alljüdischen Presse und ihrer Hintermänner beim Abschlusse des Friedens mit Rußland. Die Stellungnahme unseres und des russischen Alljudentums zu diesem Lande hat während des Krieges so schroff gewechselt, daß auch dem politisch Harmlosesten darüber ein Licht aufgegangen sein müßte. So lange nämlich der Zarismus in Rußland herrschte, hatte das Alljudentum bei uns — und wohl auch in Rußland selbst — nicht das geringste dagegen, daß wir Deutsche von diesem Lande so viel, als wir nur irgend wollten, unter unseren Einfluß oder auch unter unsere Botmäßigkeit brächten. Selbst vor der jetzt von der alljüdischen Presse so sehr verdammten „Annexion"

[1]) Vergl. das schon vorher genannte Buch von Fritz Bley: „Wie kam es doch?" Seite 124.

schreckte diese Presse damals nicht zurück. Kaum war aber der Zarismus gestürzt und eine vom Alljudentum beherrschte revolutionäre Regierung an seine Stelle getreten, so wurde mit einem Male Rußland für absolut unantastbar erklärt. Nicht einmal der freie Wille der Randvölker wurde jetzt — trotz aller sonstigen Selbstbestimmungsphrasen — für ausreichend gehalten, um eine Losreißung von Rußland und Anlehnung an Deutschland zu rechtfertigen. Und gar ein Sonderfriede, obgleich er unmittelbar nach Beseitigung des Zarismus unter für uns recht günstigen Bedingungen leicht erreichbar gewesen wäre, wurde ausgerechnet gerade durch die Bemühungen unserer sogenannten „Demokraten", d. h. der Werkzeuge der Alljuden, trotz alles vorausgegangenen Friedensgeschreis hintertrieben, indem durch die drohende Haltung Scheidemanns, der einen allgemeinen Frieden verlangte, die Russen Mut schöpften und Bethmann Hollweg sich einschüchtern ließ. Das Schwert mußte noch einmal sprechen, das Blut des deutschen Volkes noch einmal fließen, der Krieg um mindestens ein Jahr verlängert werden, ehe hinsichtlich des Sonderfriedens wieder günstige Vorbedingungen eintraten.

Und selbst dann noch versuchte unsere alljüdische Presse sowie ihre sehr weit nach oben hin reichenden Hintermänner während der Friedensverhandlungen in Litauisch-Brest die geheimen Absichten des Alljuden Braunstein-Trotzki auf jede Weise, direkt und indirekt, zu fördern. Erst ein militärischer Machtspruch und nochmaliges Einrücken unserer Truppen vermochten diese geheimen Absichten endlich zu durchkreuzen und einen für uns annehmbaren Frieden zu erzwingen. Die Art und Weise aber, wie unsere alljüdische Presse und ihre Hintermänner diesen Frieden hinnahmen, wie sie ihn unter lächerlichen Vorwänden verurteilten, zeigte auf das deutlichste die Hintansetzung der deutschen und Voranstellung der alljüdischen Interessen. Selbst die Vossische Zeitung versuchte in einem Artikel mit weit hergeholten, aber in der Jetztzeit, unter den jetzigen Umständen ganz hinfälligen Gründen — sogar der Geist Bismarcks wurde heraufbeschworen — diesen Frieden als einen den deutschen Zukunftsaussichten schädlichen hinzustellen. Man wollte offenbar bei der Auslegung und Vollziehung des Friedensvertrages für Rußland noch retten, was zu retten war.

Hier liegen die Fäden für jeden politisch halbwegs Urteilsfähigen so klar am Tage, daß auch die frechste Lügnerstirn sie nicht mehr zu verschleiern vermag. Wäre unsere Regierung in dieser Hinsicht von vornherein klar im Bilde gewesen, dann hätte ein für Deutschlands Zukunftsinteressen noch besserer Friede viel früher und viel leichter erreicht werden können. Auch ein in Österreich und Deutschland zweckbewußt heraufbeschworener Streik mit Revolutionsdrohung, ja Revolutionsversuch — bekanntlich (vergl. voriges Heft S. 8) ein sehr beliebtes Mittel der alljüdischen Politik — hätte das nicht zu hindern vermocht. Hoffentlich läßt sich bei der Auslegung und Vollziehung des Friedensvertrages noch

einigermaßen wieder gutmachen, was zur gegebenen Zeit versäumt worden ist.

Dieses Verhalten der alljüdischen Presse und ihrer — ich wiederhole — sehr weit nach oben reichenden Hintermänner muß uns eine Warnung sein für den ja noch viel wichtigeren Friedensschluß im Westen. Hier kommt vorzugsweise das westlich orientierte Alljudentum in Betracht, während an dem Friedensschlusse mit Rußland besonders die östlich orientierte Abart, deren Hauptorgan bei uns die Ullstein-Presse zu sein scheint, machtpolitisch interessiert war und ist. Erstere, die westlich orientierte Abart, deren führendes Organ die „Frankfurter Zeitung" ist, hat dagegen (vergl. voriges Heft S. 13—14) ein starkes Interesse an einem den Westmächten, namentlich England und Amerika, möglichst günstigen, oder wenigstens nicht ungünstigen Friedensschlusse. Sie wird darum in Verbindung mit ihren Gesinnungsverwandten drüben noch einmal alles nur Erdenkliche versuchen, das deutsche Volk um den so schwer errungenen und zu seinem ferneren Bestehen so unbedingt nötigen Siegespreis zu prellen. Deutschland könnte ja sonst allzu mächtig werden und eine ganz neue, dem Alljudentum höchst unbequeme sittliche und gesetzliche Weltordnung aufrichten. An der Aufrichtung einer solchen besseren Weltordnung müßte eigentlich auch das Papsttum sowie der Sozialismus, wenn man beiden für ihre Weltanschauung die bona fides zubilligen will, ein lebhaftes, sympathisches Interesse nehmen und sie nach Kräften zu fördern suchen. Nun war und ist aber bekanntlich die rote Internationale und ihre Hauptvertreterin, die Sozialdemokratie, nur ein Werkzeug des Alljudentums und der in ihm aufgehenden, mit ihm nahezu sich deckenden goldenen Internationale. Von der roten ist also, wie ja auch ihr bisheriges Verhalten gezeigt hat, in der gedachten Hinsicht keine Hilfe, vielmehr das Gegenteil zu erwarten, und auch die schwarze Internationale sowie eine Macht, die wir vorläufig nicht nennen wollen, scheinen vom Standpunkte eigener Machtinteressen ein zu starkes Anwachsen der deutschen Macht zu fürchten. Diese Furcht scheint schon lange, alsbald nach dem Einsetzen des hemmungslosen U-Bootskrieges und des russischen Zusammenbruches, ein treibender politischer Faktor geworden zu sein, und so haben sich denn diese Interessenten zusammengefunden, um zu gegebener Zeit in die Speichen des Schicksalsrades zugunsten der Westmächte einzugreifen. Sie haben zu diesem Zwecke mit der bekannten Papstnote und der darauf folgenden, durch den Abgeordneten Erzberger[1]) angeregten Reichstagsresolution vom 19. Juli 1917 recht klug vorgearbeitet. „Der kluge Mann baut vor", dachten sie offenbar.

---

[1]) Man kann manchmal nicht umhin, solche Menschen, wie Erzberger, Scheidemann usw. zu erwähnen, obwohl ihre Person an sich das gar nicht verdient. Sie sind ja nichts Eigenmächtiges, sondern nur Exponenten einer fremden Machtbasis.

Was diese Resolution für unser Vaterland bedeutet, aus welchem Geiste sie hervorgegangen ist, kann man an den Worten ermessen, die selbst ein so vorsichtig abwägender Politiker, wie Graf Ernst zu Reventlow, in Nr. 163 der Deutschen Tageszeitung darüber schreibt:

„Es wäre eine interessante politische, historische und kulturhistorische Untersuchung, ob jemals die Parlamentsmehrheit eines großen Landes, das, im Daseinskriege mit steigendem Erfolge kämpfend, die größten Feldherrngenies besitzt, so geschlossen und entschlossen den Sieg bekämpft und Durchhaltemut wie Siegeszuversicht der Bevölkerung so zielbewußt und in den Mitteln erfinderisch zu zermürben versucht hat, — wie die drei führenden Verzichtresolutions-Fraktionen.“

Inzwischen ist nun die Gesamtlage, die dem Abgeordneten Erzberger als Vorwand dienen mußte, um die Verzichtsresolution den nicht international interessierten Reichstagsabgeordneten annehmbar zu machen, eine ganz andere, genau entgegengesetzte geworden. Das wird aber die Urheber dieser Beschlußfassung nach allen bisherigen Erfahrungen kaum abhalten, sie bei den Friedensverhandlungen mit den Westmächten dem deutschen Volke und seiner Regierung wie einen Geßlerhut vorzuhalten, wenn nicht auch in dieser Beziehung endlich ein Machtwort gesprochen wird.

Daß die Vertreter der Verzichtsmehrheit, auch soweit sie nicht international interessiert sind, sich selber von dieser unglückseligen Resolution losmachen werden, ist nicht wahrscheinlich; denn wie sollten diese Halbgötter jemals zugestehen, daß sie sich geirrt, daß sie in einem Augenblicke hysterischer Furcht, Schwäche und Dummheit sich von listigen Gauklern hätten überrumpeln lassen! Und gar die international Interessierten unter ihnen ließen wohl eher das Deutsche Reich und Volk elend zugrunde gehen, als daß sie so etwas zugäben. Es wird also wohl schwerlich etwas anderes übrig bleiben, als daß der ja längst überständige Reichstag noch vor dem Friedensschlusse aufgelöst und das deutsche Volk in einer Neuwahl mit der Parole: „Los von der Verzichts- und Hungerfriedensresolution“ selber jenes Machtwort spricht. Daß die heldenhaften Kämpfer an der Front dann noch nicht dabei sein könnten, ist außerordentlich bedauerlich; aber wenn man wichtigste, einschneidendste Verfassungsänderungen ohne sie hat in Angriff nehmen können, dann wird doch wohl auch eine gesetzlich schon längst fällige Neuwahl nicht Tabu sein dürfen. Oder ist etwa die jetzige Reichstagsmehrheit, gerade weil sie während des Krieges eine für das Deutsche Reich und Volk so überaus unheilvolle Tätigkeit ausgeübt hat und, wenigstens zum größten Teil, anscheinend noch weiter auszuüben gewillt ist, für diese Zeit unantastbar geworden?

Auch die übrigen mit der Kriegslage zusammenhängenden Gründe, die vorher gegen eine Neuwahl etwa geltend gemacht werden konnten, sind jetzt nach dem überall entscheidenden Siege unserer Waffen hinfällig

geworden. Also was hindert jetzt, diesen Reichstag endlich dahin fahren zu lassen, wohin er nach seinen schweren Tat- und Unterlassungssünden schon längst gehörte?

Das Verhalten unserer alljüdischen Presse zu der bisherigen Reichstagsmehrheit, an deren Bildung sie einen großen, wenn nicht den größten Anteil hat, ist so recht geeignet, die Schleichwege der alljüdischen Machtpolitik erkennen zu lassen. Es wird darum wohl nicht mehr lange dauern, bis der überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes in dieser Beziehung die Augen aufgehen. Der letzte und zugleich der gefährlichste Feind, den es noch vor dem Friedensschlusse niederzuringen gilt, steht im Innern, und dazu wird die nächste Reichstagswahl die Gelegenheit geben, wenn vorher eine gründliche und großzügige Aufklärung von oben bis unten, der ich schon so lange das Wort rede, mit allen Mitteln ins Werk gesetzt wird. Nur so ist auch ein wahrhaft deutscher, die ungeheuren Opfer an Gut und Blut rechtfertigender und die Zukunft unseres Volkes sichernder Frieden erreichbar, wenn man nicht überhaupt, was vielleicht das beste und auch allein verfassungsgemäß wäre, den Reichstag von den Friedensverhandlungen ganz ausschließen will. Dann allenfalls könnte die bisherige Reichstagsmehrheit ihre Sünden solange weiter schleppen, bis die heimkehrenden Helden an einer Neuwahl teilnehmen und diese Spottgeburt der Vorkriegszeit, die ihre Heimkehr als Sieger um mindestens ein Jahr verzögert hat, in alle vier Winde jagen können.

Freilich müßte dann aber auch die jetzige Reichsregierung sich entweder von der Verzichts- und Hungerfriedensresolution entschieden losmachen, oder durch neue Männer ersetzt werden. Ein Drittes gibt es zum Heile Deutschlands nicht.

Das mußte zunächst einmal klipp und klar ausgesprochen werden. Es bleibt nun noch die Schlußfolgerung aus all dem vorher Gesagten zu ziehen. Danach kann es nicht im mindesten zweifelhaft sein, daß in dem Verhalten der alljüdischen Presse und ihrer Hintermänner hüben wie drüben ein unverkennbarer Zusammenhang besteht und daß ein solcher Zusammenhang nur durch eine wenn nicht bewußte, so doch sicher unbewußte, instinktive Zusammenarbeit zwischen hüben und drüben denkbar ist. In dieser Überzeugung wird man noch bestärkt durch das Verhalten derselben Presse zu anderen, mehr nebensächlichen und darum vorher nicht erwähnten Dingen, wie z. B. zu jener sonderbaren, höchst sonderbaren Denkschrift des Fürsten Lichnowsky, dann zu jener äußerst auffälligen, von Zürich ausgehenden britisch-amerikanischen Propaganda, die unter dem Titel: „Great-Anti-Northcliffe“ dem deutschen Volke und seiner Regierung eine Stellungnahme gegen Japan, den natürlichen Bundesgenossen Deutschlands und den künftigen Feind Englands und Amerikas, mit heuchlerischen Gründen plausibel zu machen sucht, vielleicht auch mit dem Nebengedanken, dadurch einen vorzeitigen Friedens- und Bündnisschluß Deutschlands mit Japan zu verhindern.

Daß hinter dieser „Anti"-Northcliffe-Propaganda Northcliffe selbst steckt, ist für jeden, der die Schleichwege der alljüdischen Machtpolitik halbwegs kennt, ohne weiteres selbstverständlich. Dieses Versteckspiel ist so plump, daß nur die Allerharmlosesten darauf hineinfallen können. Um so sonderbarer, aber bezeichnender ist das positiv wie negativ unterstützende Verhalten unserer alljüdischen Presse zu dieser deutschfeindlichen und britenfreundlichen Propaganda. Den gleichen Sinn hat auch der Kampf z. B. des Berliner Tageblatts gegen den „Bund der Freunde Indiens" und gegen die Irenfreunde in Deutschland. In allen diesen Fällen, denen noch andere hinzugefügt werden könnten, handelt es sich um offene oder versteckte Parteinahme für England und Amerika, obgleich die gegenwärtigen wie die zukünftigen Interessen Deutschlands in den genannten Dingen eine ganz andere, genau entgegengesetzte Stellungnahme von einem in deutscher Sprache geschriebenen und in Deutschland erscheinenden Blatte erwarten lassen sollten.

In diesem eigentümlichen Lichte zeigte sich unsere alljüdische Presse mit ihren Hintermännern während des großenteils durch ihre Schuld nun schon bald vier Jahre andauernden Entscheidungskampfes zwischen Deutschtum und Britentum bezw. Alljudentum[1]), zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen heldischer und händlerischer Weltanschauung, zwischen den Schaffenden und den Raffenden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Presseorgane zusammen mit ihren Bluts- und Gesinnungsverwandten drüben alles nur Erdenkliche getan und nichts unterlassen haben, um die gemeinsamen Interessen zu fördern. Es wird das auch bei den künftigen Friedensverhandlungen nicht anders sein, nur noch deutlicher und emsiger in Erscheinung treten, mögen dafür auch noch so ölige, salbungsvolle Redensarten, wie „Menschlichkeit", „Weltgewissen", „Kulturgemeinschaft", „Weltfriede", „Blutsverwandtschaft der Völker", „Abrüstung", „Weltschiedsgericht" usw. einerseits, und „zurückbleibender Stachel", „neuer Krieg" usw. andererseits, für die großen und kleinen politischen Kinder mehr oder weniger schmackhaft aufgetischt werden. König Alberich wird, um an den Eingang, die „Ouvertüre" dieser Untersuchungen zu erinnern, noch einmal alle seine Lock- und Schreckbilder vorgaukeln. Es ist das natürlich alles Blendwerk. Die wahren Gründe und Hintergründe sind dabei einzig und allein die Interessen der allbritischen bezw. alljüdischen Machtpolitik in Europa sowohl wie in der ganzen übrigen Welt. Der Weltfriede wird sofort da sein und für absehbare Zeit nicht gestört werden, sobald diese gemeinsame Machtpolitik gebrochen, entlarvt und für immer lahmgelegt ist. Es ist darum diesen voraussichtlichen Machenschaften gegenüber die äußerste Vorsicht und das wachsamste Mißtrauen geboten. Von den künftigen Friedensschlüssen wird es abhängen, ob Deutschland

[1]) Hinsichtlich der engen Beziehungen zwischen Allbritentum und Alljudentum vergl. voriges Heft S. 13—14, sowie auch letztes Februarheft S. 528—29.

nach Besiegung aller seiner äußern Feinde nicht schließlich doch noch durch die mit den äußern im stillschweigenden Einverständnis handelnden innern Feinde in eine Lage gebracht wird, an der es in kurzer Frist wirtschaftlich, politisch und zuletzt sogar militärisch zugrunde gehen muß. Dann wäre der letzte und zugleich mächtigste Vertreter der heldischen Weltanschauung beseitigt und die händlerische Versklavung der Welt könnte nicht mehr aufgehalten werden.

Man kann die Frage aufwerfen, wie es überhaupt möglich war, daß wir schon vor dem Kriege in solches innen- und außenpolitische Elend kommen, daß ein geistig, sittlich und in jeder anderen Hinsicht sonst so hochstehendes Volk, wie das unserige, so entsetzlich genasführt werden konnte. Das zu untersuchen, d. h. die Art und Weise aufzudecken, wie unser Volk seinerzeit an den Stellen seines geringsten Widerstandes hinterlistig beschlichen wurde, wie gewisse „friedliche" Eroberer nach und nach immer tiefer in unser geistiges, sittliches, wirtschaftliches, soziales, politisches Leben eindrangen, es in Fesseln schlugen und für ihre Zwecke ausbeuteten, das soll meine Aufgabe in den nächsten Heften sein.

Das ††† Junkertum.

Dr. Franz Haiser.

Alte Bäuerinnen in katholischen Gegenden pflegen sich dreimal zu bekreuzigen, wenn der Name des „Gottseibeiuns" genannt wird. Es gibt aber auch „Freiheitlich-Fortschrittliche" in Menge, die zwar männlichen Geschlechtes und sehr „aufgeklärt" sind, aber dennoch den „Gottseibeiuns" wie die alten Weiber fürchten, denn wenn in ihrer Nähe der Name „Junker" genannt wird, schreien sie nach Heiligenbildern und Weihwasser. Sie schreien nach ihrem Pfaffen, nach dem Semi-Sozialisten und dem Semi-Schriftsteller, der immer hinter ihnen steht und das größte Interesse daran hat, daß sich dieser Teufelsglaube im Volke immer mehr befestige.

Was wird nun diesem unseligen ††† Junkertume alles vorgeworfen? — Böser Einfluß auf die Geschicke des Reiches, die Diplomatie sei von ihnen besetzt und in ihren Händen, unfähige Leute kämen durch sie auf Posten, wo eigentlich die sogenannten „Tüchtigen" hingehörten, einseitige Hervorkehrung der agrarischen Interessen, Vernachlässigung der Industrie und Vertretung eines längst überwundenen Standpunktes, nämlich des Herrentumes und Feudalismus, Diskreditierung Deutschlands vor dem in dieser Beziehung weit vorgeschrittenen Auslande und so weiter in dieser links-kulturellen Tonart. Ja selbst Naturen, die sonst dem ekeligen Getue unseres geistlosen Fortschrittlertums abgeneigt sind, fühlen sich verpflichtet, dem Sündenbocke „Junkertum" noch eines aufzusalzen: die Junker wollten von ihren Vorrechten gar nichts ablassen und verhinderten so die Koloni-

sation Ostpreußens durch frische Bauernkräfte. Kurz, der Vorwürfe gibt es unzählige.

Als Ausländer, der mit den Verhältnissen des Reiches wenig vertraut ist, kann ich nicht mit Tatsachen und Erfahrungen auftreten, um das Gegenteil zu beweisen, wage es aber, auch hier wieder dunklen Gefühlen und Instinkten zu folgen, die mich noch selten im Leben betrogen haben.

Daß unsere Diplomatie versagt hat, wird jeder Deutsche vorbehaltlos zugeben, aber warum das Junkertum dafür verantwortlich gemacht werden soll, ist nicht einzusehen. Staatskunst und diplomatisches Geschick sind weder durch Schule noch durch Fleiß und Organisationstalent zu erringen, Eigenschaften, in denen der heutige Deutsche wahrhaft groß ist; das sind Gaben, die geboren werden müssen, sie lassen sich durch keine Schule und Bildung erzwingen. Jeder große Politiker ist selbst Schule. Wir können aber getrost behaupten, daß auch unsere Feinde über keine bedeutenden Männer verfügen. Keiner von ihnen, und würde er uns selbst völlig besiegen, wäre imstande, auf die Dauer eine Weltherrschaft begründen zu können, sie würde höchstens nur eine Eintagsfliege sein. Das Charakteristikum unserer Zeit ist einmal die Schule und der Mangel an Staatsgenies. Die vermeintlich „Tüchtigen", die nach dem Programme des seligen Bethmann hätten ans Ruder kommen sollen, würden die Sache gewiß nicht besser gemacht haben. Um Deutschland einen eisernen Ring zu schmieden, war in der Tat nicht schwer, keinesfalls war dazu ein Genie nötig, aber um ihn zu sprengen, wäre eines vonnöten gewesen. Daß der Deutsche auf der ganzen Welt unbeliebt ist, war jedem weniger optimistisch veranlagten Landsmanne schon im voraus klar, freilich damals durfte man noch nicht darüber reden, Kassandra-Naturen werden vom lustigen Leben und Treiben ausgeschlossen. Die ideale Weltanschauung des Deutschen, die von seiner schmutzigen Umgebung scharf absticht, kommt dabei kaum in Betracht, man kennt unser innerstes Denken und Fühlen im Auslande überhaupt nicht, und wenn man es auch kennte, verstünde man es nicht. Wir müssen es uns zu unserer Schande eingestehen, daß uns nicht unser Idealismus, sondern gerade unser Materialismus, den wir innerhalb der letzten fünfzig Jahre wie eine giftige Schlange an unserer Brust großgezogen haben, mit der ganzen Welt verfeindet hat. Wie der Deutsche alles gründlich macht, so ging er auch als Materialist mit der größten Gründlichkeit zu Werke, unser junger aufblühender Kaufmannsgeist hat in den letzten Jahren beinahe den amerikanischen in den Schatten gestellt. Der geistig semitisierte deutsche Kaufmann hat als Händler selbst Israel besiegt, die Preise gedrückt, die Ware verludert und zugleich Bevölkerungsschichten zugänglich gemacht, die vordem ganz gut auskommen konnten, ohne sie zu besitzen. Beherrscht der Kaufmann die Welt, so herrscht auch sein Wahlspruch „Arbeit um der Arbeit willen" und es kommen immer mehr und immer neu ersonnene

Luxusartikel auf den Markt, die bis in die Hütte des Arbeiters dringen, um abermals vermehrte Landflucht und vermehrte Zusammendrängung des Proletariates in den Städten zu erzeugen, neue Rentner, Stadtbummler und Tingel-Tangel erstehen lassen. Der echte Deutsche sollte seine Zukunft nicht am Wasser und im Kaufmannsladen, sondern in seinem heldischen Charakter und seinem tief philosophischen Geiste suchen. Aber wenn schon einmal unsere moderne Kultur mit dem Kaufmannsgeiste untrennbar verknüpft ist, so sollte man doch trachten, den Weltmarkt eher durch die Güte der Ware, als durch deren Billigkeit und Übermaß zu erobern und nicht Werkzeuge und andere Waren in Umlauf bringen, die schon beim ersten Gebrauche unbrauchbar werden. (Stimmt nicht ganz. D. Schriftltg.)

Weil nun der Kaufmann heute die Welt beherrscht und über Krieg und Frieden entscheidet, so hatte die Verfeindung des deutschen Kaufmannes mit seinen ausländischen Standesgenossen auch die Verfeindung seines Vaterlandes zur Folge. Nun muß aber der Materialismus und Egoismus der Menschheit immer etwas ideal herausgeputzt und übertüncht erscheinen, und so kam es, daß das feindliche Ausland, das in Wahrheit die deutsche Rechtskultur und das deutsche Junkertum gar nicht kannte, oder wenigstens in ihrem Wesen nicht verstand, sich auf einmal als „Befreier des deutschen Volkes" von Tyrannei und Junkertum ausspielte. Der semitische, oder bloß semitisierte deutsche Kaufmann hat durch seine Preisdrückerei Deutschland mit der ganzen Welt verfeindet, er selbst steht im Kampfe mit den Vertretern der deutschen Rechtskultur, daher — Spieß geschickt und echt jesuitisch umgekehrt — nicht ich bin schuld, sondern der verfluchte Junker dort mit seiner „Reaktion"! — Was kümmerte früher diese angebliche Reaktion des Junkers unsere Nachbarn? Der Engländer ist viel zu praktisch veranlagt, als daß er innerpolitischer Angelegenheiten des Auslandes wegen, die seine Geschäfte nicht berühren, Kriege begonnen hätte. Erst durch das Geschrei unserer inneren Feinde ist er auf das ††† Junkertum aufmerksam gemacht worden und ergreift natürlich mit Freuden die Gelegenheit, echt jesuitisch-idealistisch, wie er schon ist, einen Kreuzzug gegen das Antichristentum der deutschen Rechtskultur zu predigen. Die Geschäftspresse des Auslandes hat es trefflich verstanden, auch ihre sogenannten „Gebildeten" von der Weltgefährlichkeit des Junkertums zu überzeugen und so kämpft heute tatsächlich eine Welt von Gaunern auf der einen, mit einem Haufen Wahnsinniger, oder zum Wahnsinne getriebener Menschen auf der anderen Seite gegen ein Phantom, wo es in Wahrheit gilt, einen Konkurrenten im Faustkampfe niederzuringen. Nichts war unseren äußeren Feinden angenehmer, als die Aufstellung dieses Phantoms als Zielscheibe, das sie der deutschen Linkskultur, also unseren inneren Feinden verdanken. In Wahrheit haßt man den deutschen Kaufmann, haßt seinen Übermaterialismus als lästigen Konkurrenten, aber der Mund darf nicht ausplaudern, wovon das Herz voll ist, darum — Arm in Arm mit seinem

eigentlichen Feinde gegen den Junker, der das Bad ausgießen soll. Der semitisierte deutsche Kaufmann und der Semi-Kaufmann mit deutschem Namen, den man am Broadway in Newyork Haus für Haus verfolgen kann, haben also Deutschland verfeindet, hetzen dann zu ihrer Entschuldigung das ganze Ausland auf die deutsche „Reaktion", drücken sich aber jetzt vom Kampfe und sagen: „Wir sind nicht schuld daran, der dort, der Junker, der soll nur seine Söhne allein abschießen lassen für seine Unverschämtheit, eine Lebensstellung festzuhalten, in der er auf unsere Gesellschaft verzichten kann." — Dieser Junker, der heute Deutschland allein ernährt und seine Söhne abschießen läßt, während der Großkaufmann Salomonssohn Kriegswucher treibt, im Klub sitzt und Bridge spielt! —

Ich kenne den deutschen Junker nicht, kann daher auch keine Kritik über seine agrarische Leistungsfähigkeit abgeben und kann als Österreicher nur eine Parallele unserer österreichischen agrarischen Verhältnisse hinstellen, wie sie sind und wie sie sein könnten.

Der Boden Österreichs könnte so bewirtschaftet sein, während des Krieges nicht nur das eigene Land, sondern auch noch Deutschland reichlich zu befriedigen.

Besäßen wir einen einheitlichen Herrenbauernstand, der über die nötige Bildung, Tatkraft und Arbeitslust verfügt und seinen Beruf weder verbummelt noch in eigennütziger, unpatriotischer Weise betreibt, so könnte das der Fall sein. Das dem nicht so ist, haben die Tatsachen bewiesen.

Wir besitzen keine Klasse Agrarier, die dem deutschen Junker würdig an die Seite zu stellen wäre. Unser Adel kommt immer mehr in jüdische Abhängigkeit, verbummelt, verspielt, verbuhlt sein Leben im Klub und in Monte Carlo, seine Abhängigkeit von Industrie und Bankwesen wird immer größer. Wie geht nun die Industrie vor, wenn sie ihre Hand auf die Bodenwirtschaft legt? — Die Fabrik sei der eigentliche Geldbringer, heißt es gewöhnlich. Der Boden wird in den meisten Fällen sozusagen nur als eingegrabenes Gold betrachtet, das zwar keine Zinsen trägt, aber eine wertvolle Selbstversicherung gegen alle Wechselfälle des Lebens darstellt. Wenn man aber schon einmal so einen wertvollen Goldklumpen im Schranke liegen hat, so will man damit auch tändeln und prunken, man trachtet eine schöne Jagd daraus zu machen, die Repräsentation verleiht, die feine und einflußreiche Gäste ins Haus zieht, die für den Großindustriellen von unschätzbarem Nutzen sein können und die Verluste der passiven Jagd tausendfach ersetzen dürften. Hofräte, Sektionschefs, Minister und Hochschulprofessoren bekommen Einladungen zu den Jagden, der Forstmeister führt den vornehmen Städter, der zumeist in einer Ausrüstung erscheint, als ginge es direkt nach Zentralafrika, auf die Hahnbalz. Der Hahn wird natürlich gefehlt, aber am nächsten Tage ebenso natürlich und mit rührender Pünktlichkeit vom Forstmeister „gefunden" und als Trophäe dem hohen Herrn eingesandt. Der Jagdherr macht daraufhin noch einen

Gratulationsbesuch, bekräftigt seine Freude über diesen starken Hahn durch ein Päckchen Tausendkronennoten und bittet als Entgelt dafür um „Nachsicht" bei den nächsten Staatslieferungen. Der hohe Herr winkt begütigend mit der Hand und lispelt: „Herr Kommerzialrat, mir werns scho machen."

Die Bodenwirtschaft hätte dem Großindustriellen lange nicht so schöne Früchte getragen, als die „passive" Jagd, er hätte davon nichts verstanden und sein Beamtenpersonal hätte ihn bestohlen, er forstet auf, denn seine Papiermaschine verbraucht Hunderte Hektar Jungwälder als Mastfutter.

Es ist klar, daß diese Klasse nicht allein den Typus des ersten agrarischen Standes Österreichs darstellt, aber immerhin war der Geist der letzten Jahrzehnte daraufhin gerichtet, den Kleinbauer massenhaft in den Armen des Industrie-Agrariers aufgehen zu lassen.

Einen anderen Herrenbauerstand, der aber kaum erwähnt zu werden verdient, bilden viele Stadtflüchtige des Mittelstandes, die in Pension gegangen, geerbt haben oder sonstwie zu Geld gekommen sind und den Entschluß faßten, Landwirte zu werden. Es sind zumeist nur Eintagsfliegen, denn wer bei der heutigen Leutenot von einem kleinen Gute durch seiner eigenen Hände Arbeit leben will, der darf seine Lebenskraft nicht bereits in der Stadt aufgezehrt haben. Die Landwirtschaft ist weder als Erholung für das Alter, noch als Sport oder Spielerei aufzufassen, wie es die Städter in der Regel tun, sondern erfordert reichliche Erfahrung, Genügsamkeit, ungebrochene Arbeitskraft, Wirtshausflucht und einen rüstigen Körper, Eigenschaften, die man vom Städter zumeist nie, am allerwenigsten aber vom Pensionisten erwarten darf. Die Folgen sind auch stets recht traurige. Das bißchen Geld verschwindet im Gute, wie ein Wassertropfen am heißen Ziegel, der naive Städter fühlt sich am Lande als Herrgott und treibt allerlei Sporte, die Hypotheken werden immer größer und das Ende vom Liede ist Rückkehr in die Stadt und Wiederaufnahme des früheren Berufes unter weit ungünstigeren Umständen.

Unseren agrarischen Mittelstand bildet der erbgesessene Großbauer, wie er sich noch in vielen Gegenden trotz „fortschrittlichen" Erbfolgerechtes erhalten hat. Festhaltend an allen Überlieferungen seines Geschlechts, hat er wohl alle guten Eigenschaften des staatserhaltenden Elementes zu sich herübergerettet, aber leider auch alle schlimmen. Zu letzteren gehört beispielsweise das hochausgebildete Mißtrauen, das er allem entgegenstemmt, was nicht aus seiner Gemeindestube hervorgegangen ist. Es ist ein großgezüchtetes Mißtrauen, ein Erbstück seiner frondienstleistenden Vorfahren, die jede Handbewegung ihrer Herren mit Mißtrauen verfolgten. Dieses Mißtrauen hat den heutigen Bauer wohl vor den vielen Schädigungen der allmählich überall einsickernden linkskulturellen Lockungen bewahrt, es hat ihn aber auch zu einem, wenn nicht gerade staatsfeindlichen, so doch in gewisser Beziehung staatsablehnenden Elemente herangezogen. Anfänglich war seine Herrschaft der Gegenstand des Mißtrauens, später die Stadt und

ihre Kultur, in letzter Linie der Staat und seine Erfordernisse. Der echte Bauer hat wohl für alle linkskulturellen Ausdünstungen ein sehr feines Geruchsorgan, aber seine Ablehnung hatte schließlich keine Grenzen und ging in rohe Selbstsucht über. Man wird mir wohl einwenden: welcher Stand sei in dem Sinne nicht ablehnend, wer müsse zum Tragen der Staatspflichten und -lasten nicht sozusagen mit den Haaren hingeschleppt werden? Gewiß, aber bei keinem Stande ist die Sache so gefährlich, wie bei unserem Ernährer. Unser Großbauer ist viel zu reich, um die Härten des Lebens und das Folgen kennen gelernt zu haben, geistig aber viel zu arm, um seine Freiheit und Unabhängigkeit idealen und staatsfördernden Zwecken dienstbar zu machen, er ist weit entfernt, eine patriotische Herrenkaste zu bilden. Das hat er ganz besonders während der Kriegszeit bewiesen. So tierisch egoistisch, wie unser Nährstand, könnte während dieser harten Zeiten allenfalls nur noch das Kapital in den Händen des Köters geherrscht haben. Ja, es war nicht allein ein Pressen und Prellen um der eigenen, bereits wohlgefüllten Tasche wegen, es lag geradezu eine planmäßige, boshafte Aushungerungspolitik in dem Gebaren unserer Bauern, aus Haß, aus Mißgunst gegen die Stadt, die sie nun endlich einmal in ihrer Gewalt hatten. Man konnte sogar Worte hören, die diese Stimmung bewiesen: „Sie sollen nur verhungern, sie sollen jetzt nur ihren eigenen Dr . . . fressen.“ Von Gemeingefühl und Vaterlandsliebe verraten solche Worte wenig. Der Demagoge wird mir nun einwenden, der Bauer müsse gegen Staat und Gesellschaft mißtrauisch werden, weil er schlecht verwaltet werde und die größten Lasten zu tragen habe. Das ist aber nichts anderes wieder, als das ewige Auskneifen von dem Kernpunkte der Sache: der Bauer bliebe immer Bauer und wäre auch Verwaltung und Regierung noch so tadellos, eher noch boshafter würde er sein, wenn es ihm noch besser ginge. Man will einmal aus lauter Menschheitsvergöttlichung durchaus nicht mehr einsehen, daß die menschliche Natur dieser Kreise auf das Gute erst dressiert werden muß, aber statt des Dresseurs steht hinter dem Manne heute der Demagoge, der immer nur einen ungezogenen, eigenwilligen, faulen und mit allen Lastern behafteten Fratzen heranbildet. Wie der Jude als roter Demagoge hinter dem Arbeiter steht und seine Erziehung übernommen hat, so lenkt die schwarze Hand des Pfaffen den Bauer. Das heißt, sie vermag ihn nur halb zu lenken, so weit dabei sein Interesse nicht gefährdet erscheint, was darüber hinausgeht, entzieht sich der Macht des Pfaffen, denn sein Mündel ist eben bloß nur ein — Demagogenmündel, die stets nur zu unerzogenen Rangen heranwachsen. Die Kirche hat die geistige Macht über den Bauer verloren, nun sucht sie sie durch die Demagogie, als „christlich-soziale Partei“ wieder zurückzugewinnen.

Der Großbauer wäre genug produktionsfähig, aber er selbst ist faul, hält einen Troß Leute, die das meiste selbst aufzehren, ist allen Neuerungen

und Verbesserungen gegenüber unzugänglich und verfüttert heute seine Milch noch eher den Schweinen, als daß er sie für teures Geld den verhaßten Städtern lieferte. Aber dieser trotzige Dummkopf verfällt trotz Starrsinn und Mißtrauen wie eine schwache Jungfrau dem Verführer in Gestalt eines jüdischen Agenten. Auf diesem Holze wirken weit weniger Banknoten, als vielmehr einschmeichelnde Worte und völliges Eingehen in die bäuerlichen Sitten, Umgangsformen, Ausdrucksweisen und ausgewählte Gastgeschenke. Das weiß der Jude, er ist ein feiner Psychologe, er vermag sich überall anzupassen, die Schwächen seiner Umgebung auszukundschaften und steckt dadurch im Handumdrehen eine eitle, tölpelhafte Welt in die Tasche. Um billiges Geld und ohne viel Mühe hat ein Agent irgend einer Großhamsterei dem Bauer all seine Eier und sein Obst abgekauft.

Der dritte agrarische Stand oder der Kleinbauer bietet ganz das Bild seiner Obstbäume, die ebenfalls dekadent und schon in jungen Jahren vergreist sind. Mit vierzig Jahren bereits eine verbrauchte, verkrüppelte Gestalt, dem Mosttrunke von der Wiege an ergeben, arbeitet er mit seinem Weibe und seinen Kindern nur so viel, als unbedingt nötig ist, um die Wirtschaft gerade aufrecht zu erhalten. Wie die Trümmer eines einst blühenden Planeten schweifen die Kleinbauern als Meteoriten planlos von einem Gehöft zum anderen herum, nirgends seßhaft und zum Schlusse dem Großgrundbesitze verfallend. Sie sind die Trümmer von Großgehöften, die das „moderne" Erbfolgegesetz in unzählige Stücke zerschlug oder entstammen Knechten, die geerbt, oder eine gute Heirat gemacht haben. Kaum kräftig genug, sich selbst ernähren zu können, kann man von ihnen nicht verlangen, daß sie auch noch ein isoliertes Deutschland-Österreich versorgen sollen.

So stehen die agrarischen Verhältnisse in einem Lande, wo nicht der ††† Junker herrscht. Ich kenne den deutschen Junker nicht, ich muß es nochmals wiederholen, aber ein instinktives Gefühl, das mich noch selten im Leben betrogen hat, sagt mir, daß wir dem lieben Herrgott danken könnten, wenn wir einen Nährstand hätten, der einerseits rassisch hochstehend und so gebildet ist, daß er der Landwirtschaft mit Freuden alle weitere Ausbildung zuteil werden läßt, andererseits so patriotisch ist, daß er jederzeit seine Söhne dem Vaterlande weiht, ohne dafür am Staate Erpressungen zu machen, der herrisch genug ist, um über das Gesinde imponierend gebieten zu können, aber zugleich selbst mit gutem Beispiele vorangeht und sich nicht scheut, selbst nach dem Rechten zu sehen. Das ist kein weichlicher Plutokrat, der nur mit dem Golde zu herrschen versteht und mit seinem unseligen Wahlspruche: „Leben und leben lassen" schließlich zugrunde gehen muß. Nur wer sich den Grundsatz zu eigen gemacht hat: „streng leben und streng leben lassen", dem gebühren die Zügel. Und ich glaube, ein guter Teil des Altpreußentums denkt noch heute so.

Indogermanen und Deutsche.

Karl Felix Wolff.

3. Die Stellung des Indogermanischen im Kreise der Sprachstämme.

Das indogermanische Sprachgebiet grenzt heute im Osten an das finnisch-ugrische, während sich im Westen die kleine baskische Sprachinsel erhalten hat; diese ist der letzte Rest des einst ganz Westeuropa und einen Teil Nordafrikas umfassenden iberischen Sprachgebietes. Die Lagerung des Indogermanischen zwischen dem Iberischen im Westen und dem Finnisch-Ugrischen im Osten muß aber schon in vorgeschichtlicher Zeit gegeben gewesen sein; dafür sprechen die Nachrichten der Alten über die Iberer und uralte indo-iranische und germanische Lehnwörter im Finnisch-Ugrischen.

Von Europa, wo er seine reichste Entfaltung erreicht hat, erstreckt sich der indogermanische Sprachstamm südöstlich fort mit dem Armenischen, Iranischen, Tocharischen und Indischen, die gleich den Altwässern eines versiegten Stromes inmitten der semitisch-asiatischen Sprachwelt stehen geblieben sind. Somit werden wir auch die Urheimat nicht anderswo suchen können, als auf jenem Länderstreifen, der Indien und Skandinavien verbindet. Doch davon später.

Wenn wir alle Sprachstämme der alten Welt betrachten, so ergibt sich uns die Wortzusammensetzung (nebst einigen dazugehörigen syntaktischen Eigentümlichkeiten) als Einteilungsgrund für die Scheidung sämtlicher Sprachstämme in zwei scharfumgrenzte Gruppen. Die eine Gruppe bildet zusammengesetzte Wörter, indem sie das im Wesfall gedachte Teilwort voranstellt, z. B. „Haus-Herr"; zu dieser Gruppe gehören: das Indogermanische, das gesamte Uralaltaische (vom Finnischen bis zum Japanischen), das Ibero-Baskische, das Kaukasische und Drawidische, ferner das gesamte Hyperboreïsche, das Nubische und das von den vorsemitischen Kulturbegründern Babyloniens gesprochene Sumerische. Die andere Gruppe bildet Wortzusammensetzungen in umgekehrter Weise, d. h. sie spricht „Herr-Haus"; diese Gruppe umfaßt das Semito-Hamitische, alle Negersprachen, das Malaio-Polynesische und das von den Ureinwohnern Indiens gesprochene Kolarische. Es ist offensichtlich, daß sich diese zwei großen Gruppen unvereinbar wie Feuer und Wasser gegenüberstehen; daran vermögen Übereinstimmungen im Wortschatz nicht das mindeste zu ändern. Wir haben es hier mit einer Zweiteilung der Menschheit zu tun, die entweder stammesgeschichtlich ist oder wenigstens in die Zeit zurückreicht, in welcher der Mensch ein Homo alalus, d. h. ohne Sprache war. Denn auch die ärmlichste Sprache bedarf der Wortzusammensetzung; der Kubu kann sie, trotz seines äußerst engen Begriffskreises, doch ebensowenig entbehren wie der Eskimo[1]).

[1]) Klaatsch glaubt aus anatomischen Gründen mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, daß bereits die Neandertal-Menschen sprechen konnten („Korrespondenzblatt der

Das Indogermanische gehört also mit seinen beiden Nachbarn, dem Ibero-Baskischen und dem Finnisch-Ugrischen, bezw. dem gesamten Ural-altaischen, zu der großen Nordgruppe der menschlichen Sprachstämme. Während aber das Indogermanische flektierend ist, sind die ihm benachbarten Sprachstämme agglutinierend[1]). Nun gibt es jedoch im Indogermanischen untrügliche Anzeichen dafür, daß auch dieser Sprachstamm einst flexionslos war[2]). Das Ibero-Baskische, das Urindogermanische (richtiger Vorindogermanische) und das Finnisch-Ugrische müssen sich damals viel näher gestanden haben, als wir heute kaum ahnen. Durch die Ausbildung der Flexion vermochte dann das Urindogermanische seine Nachbarn zu überflügeln.

Quer über Mitteleuropa hinweg zeigt nun das Ibero-Baskische uralte und rätselhafte Beziehungen zu den kaukasischen Sprachen. Diese wiederum hatten — wie wir aus morgenländischen Schriftdenkmälern wissen — im zweiten vorchristlichen Jahrtausend eine viel größere Verbreitung als heute, denn sie umfaßten damals das ganze alarodische Gebiet[3]) von Kleinasien bis zum persischen Meerbusen. Das hier (östlich von Babylonien) gesprochene Elamitische hing aber anderseits wieder mit den Drawidasprachen Indiens zusammen. Endlich gibt es Berührungspunkte zwischen dem Ibero-Baskischen und dem Finnisch-Ugrischen. So erscheint uns die Gruppe der europäischen Nordsprachen als ein großer, an seinem Südrande verwitterter Block[4]).

Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1910). Da nun die Neandertal-Menschen ins Diluvium gehören, so hätte sich die Trennung der beiden großen Sprachgruppen (falls man überhaupt eine ehemalige Einheit annehmen will) in vordiluvialer oder mindestens altdiluvialer Zeit vollzogen. Die daraus entspringende Folgerung, daß schon im Tertiär Menschen gelebt haben müßten, darf heute nicht mehr überraschen. Man vergleiche hierzu die Arbeit von Penck „Das Alter des Menschengeschlechts" („Zeitschrift für Ethnologie", 1908) und die sich anschließende von Klaatsch über „Die Steinartefakte der Australier" (ebendort). Die Verbreitung gewisser niederer Rassen über Afrika und die Südsee-Inseln läßt sich auch nur verstehen, wenn man an die im Tertiär vorhandene „lemurische" Landbrücke denkt.

[1]) Eine scheinbare Ausnahme macht das Finnische, von dem man aber weiß, daß es erst seit kurzer Zeit flektierend geworden ist.

[2]) Über diese Frage schreibt der bekannte Sprachforscher Paul Kretschmer: „Ein deutlicher Überrest der flexionslosen Periode des Indogermanischen ist vor allem die Bildung des ersten Gliedes von Compositis, das in dem nackten Stamm ohne Casusendung besteht: *ἱππό-δαμος* (Roß-Bändiger). Das heißt, der Typus der Wortzusammensetzung ist zu einer Zeit entstanden, als die späteren Casusendungen noch nicht existierten." („Einleitung in die Altertumswissenschaft", Leipzig 1912, Teubner.)

[3]) Nach der Terminologie des berühmten Münchener Orientalisten Fritz Hommel.

[4]) Allenthalben innerhalb der Nordsprachen-Gruppe lassen sich uralte, vorindogermanische Zusammenhänge aufdecken. „Gefäß" und „Schädel" sind ursprünglich ein Begriff, weil die Hirnschale als Gefäß benutzt wurde; nun finden wir finnisch kuppi „Schale, Tasse", baskisch kopor „Gefäß", ferner kopa „kleiner Korb" und koppa „Stirn", lateinisch cupa „Kufe, Gefäß", deutsch „Kopf". Damit sind lateinisch caput „Kopf" und

Dieses Bild müssen wir festhalten: in Mittel- und Nordeuropa das Indogermanische mit dem ihm nahestehenden Finnisch-Ugrischen, dann die kümmerlichen Reste der zerrissenen ibero-alarodisch-, bezw. basko-kaukasisch-drawidischen Kette und — an diese anschließend — die vollkommen fremdartige Gruppe der Südsprachen (in Nordafrika das Hamitische, in Syrien das Semitische, in Indien das Kolarische).

4. Das Rassentum der Indogermanen.

Während die Sprachforscher die Frage nach dem Rassentum der Indogermanen ganz ausgeschaltet wissen wollen und in ihnen nur eine Sprachgemeinschaft erblicken, bekennen sich viele Anthropologen zu der Annahme, die Indogermanen seien eindeutig mit der nordeuropäischen Rasse, d. h. mit den blonden Langköpfen.

Die Hauptgründe für diese Anschauung sind folgende. Die Germanen der Völkerwanderungszeit erscheinen in ihren „Reihengräbern" als ein merkwürdig einheitlicher Menschenschlag von nordeuropäischem Typus; römische Gewährsmänner berichten aber, daß sie blond und blauäugig gewesen seien. Ähnliches erfahren wir über die Kelten, nur daß bei diesen Kurzköpfigkeit vorzuherrschen scheint. Im frühen Mittelalter nennen die Araber jeden blonden Menschen einen Slawen; die aufgefundenen Skelette der Altslawen sind groß und langschädelig; wir müssen also die Altslawen für Angehörige der nordeuropäischen Rasse erklären, obwohl ein hyperboreïscher Einschlag bei ihnen unverkennbar ist. Gräber der Bronzezeit und der beginnenden Eisenzeit, die mit großer Wahrscheinlichkeit indogermanischen Eroberern zugeschrieben werden können, enthalten vorwiegend Skelette von nordeuropäischem Typus.

Ferner ist die ganze Wanderrichtung der Indogermanen, soweit sie im Frühlicht der erwachenden Geschichte und aus den notwendigen Folgerungen

---

gotisch haubith „Haupt" zweifellos irgendwie zu verbinden. Auch daß „Kuchen" (baskisch koka, estnisch kok) im Westen und Osten entlehnt sein sollte, scheint nicht recht glaubhaft. Dabei handelt es sich um den europäischen Teil der Nordgruppe. Aber noch viel ältere, das Gebiet sämtlicher Nordsprachen umfassende Zusammenhänge sind erkennbar. So steht das indogermanische Wort für Schnee in Beziehungen zu dem Wort für Nebel: germanisch snaiwaz, lateinisch nix (Genitiv nivis) „Schnee", griechisch νεφέλη, altindisch nabhas „Wolke", altindisch snih „feucht werden", „zerschmelzen". Und denselben Stamm finden wir im Eskimoischen wieder, wo er unmöglich entlehnt sein kann (Cumberland-eskimoisch nuvuja „Wolke", Labrador-eskimoisch ebenso, Grönland-eskimoisch nuia). Das Eskimoische bildet Wortzusammensetzungen nach Art der Nordsprachen. Ebenso das Australische, das sich dadurch scharf von den Sprachen der Malaien und anderer Südvölker unterscheidet; es ist ein versprengter nordischer Splitter. Und so stoßen wir denn im Australischen auf alte Bekannte aus Europa, z. B. Arunndta-australisch kaputta „Kopf", Aluridja-australisch würmi „Schlange" (dazu lateinisch vermis „Wurm", griechisch ῥόμος „Holzwurm"). Auch hier wird man nicht an Entlehnung denken können, sondern an die Entwicklung aller Nordsprachen aus Einer Wurzel. Eine ähnliche uralte Verwandtschaft besteht im Süden zwischen dem Semitischen, sowie den afrikanischen und malaio-polynesischen Sprachen.

der vergleichenden Völkerkunde erkennbar wird, eine nord-südliche. Die Wanderzüge der Germanen sind bekannt, aber auch die Kelten wohnen im Altertum hauptsächlich nördlich von den Alpen und Pyrenäen. Und daß die ältesten Hellenen und Italer, bezw. die Verbreiter der betreffenden indogermanischen Sprachen, nur aus den Donauländern in die beiden süd-europäischen Halbinseln eingewandert sein können, wird heute nicht einmal mehr von den romanischen Gelehrten bestritten.

Endlich finden wir allenthalben bei den alten Völkern der Mittelmeer-Länder und Vorderasiens Anzeichen dafür, daß Blondheit und Blauäugigkeit als Merkmale der Vornehmen galten, bezw. bei den Vornehmen häufiger wahrnehmbar wurden, als in der Unterschichte. Von einer nord-syrischen Prinzessin, welche um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends einen ägyptischen Pharao heiratete, wird ausdrücklich bemerkt, daß sie blauäugig gewesen sei; damals gab es aber in Nordsyrien Fürsten mit indogermanischen Namen.

Bei Griechen und Persern zeigen sich übereinstimmende Spuren von Blondheit in der Oberschichte und die eine indogermanische Mundart sprechenden Kurden, die sich im Gebirge verhältnismäßig rassenrein erhalten haben, sind heute noch blond[1]).

Daß die Urindogermanen vorwiegend blonde Menschen gewesen seien, wird deshalb heute auch von jenen zugegeben, welche an die Eindeutigkeit der Urindogermanen mit der nordeuropäischen Rasse nicht glauben wollen. In diesen Kreisen werden die Indogermanen auf die blonden Kurzköpfe zurückgeführt und von Asien, der angeblichen Heimat aller Kurzköpfe, hergeleitet; die nordeuropäische (blonde Langkopf-) Rasse aber sei von jenen Asiaten in Nordeuropa angetroffen und sprachlich indogermanisiert worden[2]). Was nun die vermeintliche asiatische Herkunft der blonden Kurzköpfe anbelangt, so glaube ich an dieser Stelle nicht näher darauf eingehen zu sollen, denn ich habe die asiatische Kurzkopfhypothese schon mehrmals scharf bekämpft[3]). Aber gewisse Beziehungen der Indogermanen (d. h. der im zweiten vorchristlichen Jahrtausend auftretenden Verbreiter

---

[1]) „Les Grecs voyaient blond tout ce qui était personnage d'ordre relevé: blonds les Dieux, blonds les héros, les grands hommes, les citoyens libres, blondes les femmes de condition. . . ." (Die Griechen sahen alles blond, was zu Persönlichkeiten von Bedeutung gehörte: blond die Götter, blond die Heroen, die großen Männer, die freien Bürger, blond die Frauen von Rang. Lapouge, „L'Aryen", S. 297.)

[2]) Nachdem schon Uifalvy, E. de Michelis und Sergi ähnliche Gedanken entwickelt hatten, tut dies neuerdings mit besonderem Nachdruck Sigmund Feist in seinen Büchern „Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen", 1913, und „Indogermanen und Germanen", 1914.

[3]) „Kann die sog. alpine Rasse asiatischer Herkunft sein?" (Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 10. Jahrg., 6. Heft.) — „Der europäische Ursprung des sog. Homo Alpinus" (Politisch-Anthropologische Monatsschrift, XIII. Jahrgang, Nr. 9 u. 10). — „Der Rassenausgleich, das Deutschtum und die Arierfrage" (Politisch-Anthropologische Monatsschrift, XIV. Jahrgang, Nr. 5 u. 6).

indogermanischer Sprachen) zu den europäischen Kurzköpfen lassen sich nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Eine genaue Untersuchung aller Bildwerke aus römischer Zeit hat nämlich ergeben, daß gerade unter den vornehmsten Römern eine kurze, beinahe viereckige Form des Schädels ganz allgemein erkennbar ist[1]). Dies muß aber um so mehr auffallen, als in Italien eine solche Schädelbildung nur am Alpenrande und zwar mehr im westlichen Oberitalien häufig vorkommt, d. h. in einem Gebiete und unter Menschen, aus deren Mitte wir die indogermanische Herrenschichte der Italer nicht ableiten können. In Mittelitalien selbst herrscht aber schon überall der mediterrane Langkopf vor, so daß die kurze, gedrungene Form des Römerschädels auch nicht durch Vermischung mit den unterworfenen Einheimischen erklärt zu werden vermag. Es drängt sich also die Vermutung auf, daß die indogermanischen Italer schon bei ihrem Einzuge in die nach ihnen benannte Halbinsel kurzköpfig gewesen seien.

Ähnliches vermutet Felix von Luschan, auf Grund seiner Untersuchungen in Kreta, von den Dorern. Bei den Kelten ist ein starkes Hervortreten der Kurzköpfigkeit sogar unzweifelhaft festgestellt; auch bei den Baiwaren[2]).

Die Frage nach dem Rassentum der Indogermanen, die durch die Lehre von ihrem nordeuropäischen Ursprung bereits erledigt zu sein schien, wird also neuerdings erörtert werden müssen.

5. Die Beständigkeit des europäischen Rassenbildes.

Es muß als eines der allerwichtigsten anthropologischen Forschungsergebnisse bezeichnet werden, daß Europa schon in der neueren Steinzeit, d. h. vor mehr als vier Jahrtausenden, dieselben Menschenrassen wie heute und dieselbe geographische Verteilung dieser Menschenrassen aufweist. Die ältesten auf uns gekommenen Schädel der Rhein- und Donauländer entsprechen den heute dort heimischen Formen, in Böhmen findet sich eine kleinwüchsige und mehr kurzköpfige Bevölkerung, in Skandinavien eine hochwüchsige und langköpfige — genau wie heute; ja sogar das

[1]) Hierzu Birkner „Die Rassen und Völker der Menschheit", S. 409 ff.

[2]) Bienkowski und Höfler sprechen von „ausgeprägter Brachykephalie" der Gallokelten („Archiv für Anthropologie", 1913) und Schliz schreibt über die keltische Bauernbevölkerung der Mittel-La-Tène-Zeit: „Sämtliche Schädel sind brachykephal, hyperbrachykephal oder an der oberen Grenze der Mesokephalie" („Archiv für Anthropologie", 1910). Bei den keltischen Edelingen bestand allerdings auch in der La-Tène-Zeit noch vielfach Dolichokephalie. — Bei den Baiwaren, die gleich den Aunetitzern (wenn auch 2000 Jahre später) aus den Sudetenländern süd- und westwärts wanderten, war die Langköpfigkeit nicht so ausgesprochen wie bei den übrigen Germanen; es finden sich nämlich in den baiwarischen Reihengräbern der Völkerwanderungszeit 13 bis 14 pCt. Kurzköpfe, in den übrigen germanischen Gräbern aus derselben Zeit hingegen nur 3,7 pCt. In demselben Verhältnis dürften die Aunetitzer, d. h. die Italer, Kelten, Veneto-Illyrier, Tocharer und Hethiter weniger langköpfig gewesen sein, als etwa die Hellenen oder Indo-Iranier jener Zeit.

Blondhaar hat sich bei nordeuropäischen Leichen, die in Baumsärgen bestattet worden waren, durch die Einwirkung der Gerbsäure erhalten. In Süddeutschland hat uns der Ofnetfund gezeigt, daß dort sogar schon vor Beginn der neueren Steinzeit, im Azilien-Tardenoisien, dieselben langen und kurzen Schädelformen heimisch waren, wie wir sie heute dort antreffen.

Während man bisher glaubte, daß Völkerwanderungen, insbesondere die Wanderungen der Indogermanen und Germanen, das Rassenbild Europas von Grund aus geändert hätten, zeigt uns die neue anthropologische Forschung ein ungeahntes Beharrungsvermögen dieses Rassenbildes. Immer deutlicher stellt es sich heraus, daß jene Wanderungen nur kleine Bevölkerungsteile und eigentlich nur Kriegerscharen mit geringem Troß betrafen, während die Hauptmenge der Ansässigen ihre Wohngebiete nicht verließ[1]).

Diese Erscheinung läßt sich nur verstehen, wenn man sie als eine Folge des **Ackerbaus** betrachtet, der schon seit dem Campignyien, das heißt seit mehr als zehn Jahrtausenden, in Europa heimisch ist. Der Ackerbauer bleibt auf seiner Scholle; Auswanderungslust kann sich höchstens bei solchen Bauernsöhnen zeigen, die nichts erben und denen die Möglichkeit fehlt, eine neue Hofstätte einzurichten; die übrige Bevölkerung wird mit großer Zähigkeit am Heimatboden festhalten. Brechen nun fremde Eroberer herein, so machen sie den landsässigen Bauer zum Hörigen, aber sie rotten ihn keineswegs aus, denn sonst müßten sie ja selbst die Felder bestellen; das ist aber das letzte, wozu ein siegreicher Krieger sich herbeiläßt. Da nun die hörigen Bauern zahlreicher waren als ihre Herren und da diese durch Kriege und durch die bekannte Kinderarmut der höheren Stände aufgezehrt wurden, so trat zuletzt immer wieder der Rassentypus der Unterschichte hervor, die sich auch den klimatischen Verhältnissen und allen sonstigen Eigenheiten der betreffenden Gegend seit Jahrtausenden angepaßt hatte. Veränderungen in der Sprache und Kultur können dieses Gesetz nicht beeinflussen.

Das Rassenbild Europas, das in der Jägerzeit sicherlich starken Schwankungen unterworfen war, ist also durch den Ackerbau im Verlaufe

---

[1]) „Es ist merkwürdig zu sehen, wie viel von den gegenwärtig herrschenden anthropologischen Verhältnissen auf die vorgeschichtlichen Grundlagen, wie wenig dagegen auf historisch überlieferte Vorgänge zurückzuführen ist. Man würde zu ganz falschen Schlüssen kommen, wenn man den geschichtlichen Ereignissen eine ähnliche Bedeutung für die Gestaltung des Rassenbildes beimessen wollte, als sie für die Gestaltung des Kulturbildes besessen haben. Die prähistorische Anthropologie gibt darüber zuverlässigen Aufschluß. . . . So kolossal, wie die Dauer der vorgeschichtlichen Zeiten gegenüber der Länge der historischen, ist die nachwirkende Kraft uralter, durch eben jene Zeitdauer gefestigter Formen und Verhältnisse. Die kleinen Schwankungen und Störungen, mit welchen die geschriebene Überlieferung paradiert, spielen in der Kulturgeschichte allerdings eine große Rolle. In der Naturgeschichte des Menschen werden sie kaum bemerkbar. . . ." (**Moritz Hoernes**: „Natur- und Urgeschichte des Menschen", 1909, I., S. 338, 358, 359.)

der neueren Steinzeit immer mehr gefestigt worden. Wir dürfen daher mit großer Bestimmtheit annehmen, daß zu Beginn der indogermanischen Ausbreitung, d. h. am Ende des dritten vorchristlichen Jahrtausends, die europäischen Rassen schon genau so verteilt waren wie heute: auf den südlichen Inseln und Halbinseln wohnten Angehörige der sogenannten Mittelmeerrasse, im Norden herrschten blonde Langköpfe vor und die Gebirgsländer der Mitte wurden von Kurzköpfen eingenommen. Soweit wir demnach aus den Grabfunden über die körperliche Beschaffenheit irgendeiner vorgeschichtlichen Bevölkerungsklasse unterrichtet sind, werden wir rückschließen dürfen, ob wir es mit Landsässigen oder mit Eingewanderten zu tun haben und (im zweiten Falle) aus welchem Teile Europas die Einwanderung erfolgt sein kann. Dabei müssen wir uns jedoch beständig vor Augen halten, daß die in den Gräbern aufgefundenen Beingerüste zum weitaus größten Teile der Oberschichte des betreffenden Volkes angehört haben, denn zu allen Zeiten sind hauptsächlich die Vornehmen in der Lage gewesen, ihre Angehörigen sorgfältig zu bestatten. Wenn wir also — wie es so häufig geschieht — in einer bestimmten Gegend und Kulturperiode zuerst *vorwiegend langschädelige* und dann mehr und *mehr kurzschädelige Skelette* in den Gräbern finden, so werden wir das wie folgt erklären müssen. Die eingedrungenen Eroberer waren vorwiegend langköpfig, weil das Wandern und Kriegführen der ganzen Veranlagung der Langköpfe entspricht[1]); also mußte in den Gräbern zunächst eine große Zahl von Langköpfen erscheinen; später gelang es aber den Unterworfenen durch Heirat und Erwerb immer häufiger in die Oberschichte aufzusteigen, bis diese fast ebenso kurzköpfig geworden war, wie die Unterschichte. Den besten Beweis für die Richtigkeit dieser Deutung bildet die Tatsache, daß wir jene *Umkehr der Schädelform* nur aus *Gegenden kennen, die auch heute noch eine ausgesprochen kurzköpfige Bevölkerung haben*; die Kurzköpfe sind also in jenen Gegenden seit der Einführung des Ackerbaues ansässig und bodenständig.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Begründung der Wahlrechtsvorlage.

Dr. jur. W. *Schatz*.

Die preußische Regierung hat uns für die Einführung des gleichen Wahlrechtes eine neuartige Begründung beschert; da eine logische Begründung dafür zugestandenermaßen nicht zu finden ist, so wurde eine

[1]) Hierzu vergleiche man meinen Aufsatz „Der Rassenausgleich, das Deutschtum und die Arierfrage" in Nr. 5 und 6 der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift", 1915. — Übrigens schreibt auch *Lapouge*: „Toutes les races envahissantes sont dolichocéphales" (alle Eroberer-Rassen sind langköpfig); „L'Aryen" (S. 359).

ethische ins Feld geführt. Bisher hat man Politik meist als etwas betrachtet, das auf dem Gebiet des praktischen Lebens liegt, und politische Maßnahmen sollten daher praktisch, d. h. mit Rücksicht auf den erstrebten Zweck, zu begründen sein. Die ethische Begründung läßt vermuten, daß eine praktische nicht für möglich angesehen wurde.

Das System des Pluralwahlrechts unter Berücksichtigung der Steuerleistung wird von der Demokratie und den ihr verfallenen Regierungsmännern mit hoher sittlicher Entrüstung zurückgewiesen. Es soll nicht angehen, daß die politischen Rechte nach den dem Staate erbrachten Steuerleistungen bemessen würden, also gewissermaßen käuflich wären. Jetzt im Kriege habe jeder zu seinem Teil, alle gleichmäßig, dazu beigetragen, daß der Kampf siegreich bestanden würde, deshalb gebühre jetzt jedem das gleiche Recht, über die Geschicke des Staates mitzubestimmen. Geht man den Ausführungen näher zu Leibe, so zerfallen sie in nichts. Es ist nicht wahr, daß jeder dasselbe geleistet hat — selbst denselben guten Willen bei allen vorausgesetzt, was man bei Leuten, die hinter Vogtherr, Dittmann und Konsorten stehen, doch wohl nicht annehmen kann —, weil Fähigkeit und Möglichkeit dazu fehlte; es hat auch nicht jeder sein Bestes getan, schon aus Mangel an Gelegenheit; sodann aber soll das Wahlrecht auch für spätere Geschlechter, die den Krieg nicht mit erlebt haben, gelten. Und selbst, wenn die Leistungen aller für den Staat die gleichen wären, ebensowenig, wie politische Rechte Gegenleistung für gezahlte Steuer sein dürfen, ebensowenig dürfen sie gegeben werden als Entgelt für andere dem Staate erbrachte Leistungen. Sie haben überhaupt mit dem, was der einzelne für den Staat tut oder getan hat, nichts zu tun. Ebenso, wie nach geläuterter politischer Auffassung der Fürst sein Recht nicht um seiner selbst, sondern um des Staates willen hat, ebenso stehen dem Bürger die politischen Rechte nicht um seinetwillen zu, weder als Entgelt für seine Leistungen noch als Vollendung seiner Persönlichkeit, wie dies die noch im Banne des Begriffes der allgemeinen Menschenrechte befangene Demokratie will, sondern lediglich des Staatswohles wegen.

Zwar kann der neuzeitliche Staat nicht ohne Schaden für sich selbst der Beteiligung seiner politisch reif gewordenen Angehörigen an den zu fassenden Beschlüssen entraten. Für Form und Umfang dieser Beteiligung muß aber stets das Staatswohl der einzige Maßstab sein. Es handelt sich nicht so sehr um das Recht, mitzubestimmen über Angelegenheiten, die auch die eigenen sind, sondern selbstlos mitzuwirken zum Wohle des Ganzen, das zu dem eigenen Behagen in Widerspruch stehen mag; es sind weniger Rechte als Pflichten.

Nun sind die Meinungen darüber, welches Wahlrecht dem Staate am dienlichsten ist, sehr geteilt. Aber jeder, der nicht ganz von demokratischem Phrasenrausch benebelt ist, dürfte einsehen, daß es Personen gibt, die besser als andere befähigt sind, geeignete Vertreter zur Volks-

vertretung zu bestimmen, und deren Bedeutung für den Staat eine höhere ist als die anderer. Die Regierung wandte gegen ein Pluralwahlrecht ein, es sei unmöglich, einen untrüglichen Schlüssel für Zumessung der einzelnen Rechte zu finden. Der Einwand ist recht lahm. Weil eine annähernd richtige Zumessung nicht gefunden werden kann, wird eine zweifellos völlig unrichtige gewählt, statt einer zwar immer noch sehr fehlerhaften, aber dem Ideal doch erheblich näher kommenden. Wie wird's denn bei der Steuer gemacht? Kein Einkommensteuergesetz ist ideal; wie die Lasten auf die einzelnen Steuerstufen verteilt werden sollen, wird stets umstritten sein, aber niemand zieht den Schluß, weil das Ideal nicht zu erreichen ist, eine gleiche Steuer einführen zu wollen; es wird, soweit es sich berechnen läßt, bei der Auflage der Leistungen die verschiedene Leistungsfähigkeit berücksichtigt. Sowie es sich aber um die Stimmenabgabe, die auch eine Leistung ist, handelt, ist das etwas ganz anderes. Dabei ist es doch zweifellos, daß die Klugen und Gebildeten besser geeignet sind, einen geeigneten Vertreter zu bestimmen als die, denen Mangel an Verstand oder an Mitteln es verwehrt hat, die nötige Umsicht zu erwerben, und gibt es, wie die Regierung zugibt, Kreise, deren Wert und Bedeutung für das Staatsganze die anderer überragt.

Auch werden die Gescheiten und Wertvollen der ungebildeten und weniger wertvollen Masse an Zahl stets weit unterlegen sein; sie alle gleich behandeln heißt daher, jene diesen völlig ausliefern. Sind aber ihre Belange deshalb, weil sie an Zahl geringer sind, entsprechend weniger wichtig? Es mag hundertmal soviel Fabrikarbeiter geben als Fabrikleiter; ist der Stand jener deshalb hundertmal so bedeutungsvoll für die Allgemeinheit wie der Stand dieser?

Die politischen Rechte müssen daher zugemessen werden, nicht nach dem Verlangen des Einzelnen mitzubestimmen über die das Allgemeine betreffenden Fragen, sondern nach dessen Eignung, es mit ersprießlichem Erfolge zu tun, nicht nach dem Wunsche der Menge nach möglichst großen Rechten, sondern jedem nach seiner Bedeutung für das Allgemeinwohl.

Wie diese Eignung, zum Wohle der Allgemeinheit zu raten, und die Bedeutung des Einzelnen für den Staat zu ermitteln ist, ist eine schwierige Frage, die hier nur oberflächlich gestreift werden soll, die aber lösbar ist, wenn berücksichtigt wird, daß es sich um eine reine Zweckmäßigkeitsfrage handelt. Die Lösung kann nur annäherungsweise erfolgen. Als Grundsatz möge dienen: als geeignet ist besonders der anzusehen, wer es im Leben zu etwas gebracht hat, sei es durch Ablegung von Prüfungen, Erlangung von Stellungen im öffentlichen oder im Wirtschaftsleben (selbständige Betriebsinhaber wie Kaufleute, Handwerksmeister) oder auch durch ein gewisses Einkommen, ja auch dadurch. Hohes Einkommen spricht zwar durchaus nicht immer für geistige Fähigkeiten — es kann ja auch ererbt sein — und vor allem nicht für sittliche, aber im großen und

ganzen werden Leute, die ein höheres Einkommen haben, einen gewissen Weitblick besitzen, der sie besser befähigt, zum Besten des Staates zu raten, als die in dumpfer Enge Lebenden. Alle diese Kreise aber umfassen eine erheblich geringere Personenzahl, als die unselbständige und besitzlose Menge, sie bedürfen also, um ihren Standpunkt bei Beurteilung dessen, was zum Besten des Staates dient, zur Geltung zu bringen, einer größeren Anzahl von Stimmen für jeden einzelnen.

Allerdings wird bei einer derartigen Bemessung vielen weniger, vielen mehr Recht zugebilligt werden, als ihren Fähigkeiten und ihrer Wichtigkeit für das Allgemeinwohl entspricht; das ist nicht zu ändern, ungerecht ist es auf keinen Fall, denn sie selbst haben keinen Schaden oder Nutzen davon, weil sie ihr Recht ja nicht zu ihrem Nutzen ausüben, und der Staat, also auch sie selbst fahren immer noch besser dabei, als wenn alle gleich und also auf jeden Fall die überwiegende Mehrzahl unrichtig bewertet wird; ja, man kann sagen, das gleiche Wahlrecht birgt, abgesehen von der Vergewaltigung der personenschwächeren Kreise, auch dadurch eine Ungerechtigkeit in sich, weil es vielen Kreisen eine Verantwortung aufbürdet, der sie nicht gewachsen sind.

Auch die Erfahrungen und die fraglos mehr gemäßigte Gesinnung des höheren Alters müßte der Staat sich durch Verleihung von einer oder auch von mehreren weiteren Stimmen zunutze machen; die Behauptung, Mehrstimmen für höheres Alter hätten keinen der Demokratie abträglichen Einfluß, ist zwar sehr bestimmt aufgestellt, jedoch für jeden, der die so ungeheuer häufige Wandlung von radikalen Anschauungen zu mehr gemäßigten selbst durchgemacht hat, einfach unverständlich.

Der in erster Lesung vom Verfassungsausschuß des Abgeordnetenhauses angenommene Antrag der Konservativen, der auf diesen Auffassungen beruht, erscheint als eine durchaus geeignete Verhandlungsgrundlage.

Und zum Schluß, die konservative Partei kann sich sagen: Das Pluralwahlrecht soll der Demokratisierung entgegenwirken, weil diese für den Staat unheilvoll ist! Die Beantwortung der Frage, ob das der Fall ist, hängt von der Lebensauffassung ab. Wir stehen auf dem Standpunkt (und unser Reichstag scheint uns ein schlagender Beweis dafür zu sein), daß dem so ist, und werden die Demokratie deshalb bekämpfen, soweit es in unserer Macht steht. Von uns wird in der Wahlrechtsfrage ein Nachgeben verlangt. Wir werden es nur in dem Umfange tun, wie wir es vor unserem Gewissen dem Staate gegenüber verantworten können, denn dessen Wohl ist im politischen Leben unser höchstes Sittengesetz. Damit haben wir, wenn man so will, auch eine ethische Begründung unserer Bekämpfung des gleichen Wahlrechtes.

Daß aber die Demokratie uns bei dieser unserer Staatstreue packen will, muß geradezu als eine Verruchtheit bezeichnet werden. Wir sollen unsere Überzeugung opfern, um den Staat vor den Erschütterungen zu

bewahren, die ein Fehlschlag der von ihr erweckten Hoffnungen bewirken soll, um es der Krone zu ersparen, eine Vorlage vergeblich eingebracht zu haben, die sie von ihr erpreßt hat. Dieser Kniff darf nicht gelingen! Besser, die verführten Mengen werden enttäuscht — die damit verbundenen Gefahren dürfen nicht verkannt werden — und die Krone dringt mit ihrem Antrag nicht durch — es wäre das nicht das erstemal, daß ein von der Regierung dringend gewünschtes Gesetz abgelehnt würde (siehe die Zuchthausvorlage unter „Berichten und Notizen") —, als Preußen wird durch die Demokratie dem langsamen aber sicheren Untergang zugeführt.

Volksvertretung und Regierung.

Albert Klein.

Wir stehn im Kampf um das allgemeine, gleiche Wahlrecht, das heißt um größere Macht der Volksvertretung, erhöhten Einfluß der radikalen Parteien, und letzten Endes um Demokratisierung oder doch Parlamentarisierung — je nach dem Standpunkt der Parteien — im größten und maßgebendsten deutschen Bundesstaat.

Am wenigsten radikal in der bunt gemischten Gesellschaft denken ja wohl die Nationalliberalen, aber auch was ihr Wortführer im Reichstag, Stresemann, zu Beginn und zur Begründung auch seiner „Neuorientierung" in einem Artikel „Advokaten und Könige" ausgesprochen hat, ist schließlich nichts anderes als eine Empfehlung und Verteidigung des parlamentarischen Systems. Und es mag sich gerade heute im Kampf der Meinungen um die nun brennend gewordene Wahlrechtsfrage lohnen, sich mit jenem Artikel zu beschäftigen.

Stresemann gibt zu, daß auch das parlamentarische System seine starken Schattenseiten habe, die sich jedem aufdrängen. Aber er meint: „wäre unser eigenes Regierungssystem so gar nicht reformbedürftig, hätte es alle Ansprüche erfüllt, die man daran stellen könnte, dann wäre es doch nicht gut möglich, daß die tiefe, innere Erregung über viele diplomatische Mißerfolge, die Deutschland leider erlitten hat, so allgemein im deutschen Volke wäre" — wogegen sich ja wohl nichts sagen läßt. Und er meint weiter: „es besteht keinerlei Veranlassung, die Dinge so darzustellen, als wenn diejenigen Länder zusammenbrechen und an innerer Fäulnis leiden müßten, die das parlamentarische System eingeführt haben", — worüber man doch schon etwas anderer Meinung sein kann. Zustimmen kann man ihm wieder, „daß auch in Deutschland nicht alles herrlich und unkritisierbar dasteht und sich bewährt hat". Und unterschreiben kann man auch seinen Schlußsatz: „Eine Überprüfung unseres eigenen Systems wird gerade angesichts der Erfahrungen des Weltkriegs zum mindesten nach der Richtung zu erfolgen haben, inwieweit ein engerer Zusammenhang

zwischen Volk, Volksvertretung und Regierung herbeizuführen und den großen, weltbewegenden Interessen dienstbar zu machen ist."

Zunächst einmal: man kann gewiß nach den Erfahrungen dieses Weltkrieges — und der Zeit, die ihm, nach Bismarcks Sturz, vorangegangen, ihn mit heraufgeführt hat — kein Loblied auf dieses Regierungssystem, aber ebensowenig — nach eben diesen Erfahrungen — eins auf das parlamentarische System singen — soweit wir es schon haben, also auf unsere Volksvertretung.

Daß mancher im Reichstag sitzt, der — auch der Regierung gegenüber — seinen Mann gestanden, dessen Reden wir mit Freuden gehört, der die Lebensinteressen unseres Volkes vertreten, wollen wir gern zugeben. Aber der Reichstag im ganzen? Hat er sich der großen und schweren Zeit würdig gezeigt? Jener 4. August 1914, so schön er war, er war doch selbstverständlich! Wir wollen ganz absehen von der radikalen und auch der „gemäßigten" Sozialdemokratie, von den schrillen Mißtönen, die schon bald nach jenem 4. August in steigendem Maße — doppelt schrill in dieser großen, ernsten Zeit — von jener Seite aus erklangen, dafür konnte schließlich der Reichstag als ganzes nichts. Aber eben der Reichstag als ganzes! Hat er immer seine Pflicht und Schuldigkeit getan? Hat er auch nur die Stimme des bis zu Erzbergers Vorstoß doch ganz überwiegend auf vollen Sieg und starken Frieden gestimmten Volkes der Regierung zu Gehör gebracht, hat er einem Bethmann gegenüber das so ganz anders gerichtete Volk vertreten? Hat er immer mitgeredet, wo er mitreden konnte, mitreden mußte — so wie er es nach dem Empfinden und dem Willen des hinter ihm stehenden Volkes hätte tun müssen; hat er nicht so oft geschwiegen, wo er nicht schweigen durfte? Hat er sich nicht, wie bei der Wiederaufrichtung Polens, völlig ausschalten lassen? Und da müssen wir auch gegen die nationalen Parteien, und gegen sie erst recht, eben weil sie national waren, sein wollten, klagen. Haben *sie* die Erwartungen des nationalen Teils unseres Volkes erfüllt? Haben nicht auch sie versagt, wo es sich um die großen Fragen unserer äußeren und inneren Politik, um die großen Fragen des Kriegs, des Friedens handelte? Konnte es einen nicht oft mutlos machen, wie die Fragen des U-Bootskriegs, des amerikanischen Verhältnisses, unserer Gefangenen in Feindesland, der Zensur, der Kriegsziele behandelt wurden? Die Rücksicht auf das feindliche und das neutrale Ausland soll da mitgesprochen haben, das doch so gut Bescheid wußte über unsere inneren Zustände, dank schon allein den bei uns so bevorzugten amerikanischen Zeitungskorrespondenten und unserem guten Freunde Gerard! Und die Rücksicht auf das Wohl und Weh, auf Stimmung und Siegeswillen des eigenen Volkes stand wohl nicht so hoch? — Daß einzelne Abgeordnete, so auch Stresemann selbst, auch gelegentlich ein deutliches, mannhaftes Wort geredet, soll nicht vergessen werden, aber die nationalen *Parteien* als solche, bis auf die konservative zuletzt, haben versagt. Da-

gegen mußten wir — mitten in diesem Krieg! — Reden hören, Dinge behandelt sehen, daß es einen jammern konnte, ohne daß auch von der nationalen Seite kräftig Einspruch erhoben wurde. Als ein konservativer Redner sich gegen eine Wilsonsche Friedensvermittelung aussprach, konnte ihm nicht nur bei den Sozialdemokraten lärmender Widerspruch begegnen, und keiner sprang ihm bei! Ein anderer konnte sich lustig machen über die Leute, die von einem beizeiten aufgenommenen rücksichtslosen U-Bootskrieg eine Verkürzung des Krieges erwarteten — angesichts der eben hinter uns liegenden Sommeschlacht mit ihrem ungeheuren Massenverbrauch an amerikanischer Munition — und keiner belehrte ihn eines besseren! Der große Scheidemann konnte die für „Narren" erklären, die an einen deutschen Sieg glaubten — man nahm es, bis auf eine zahme Einwendung hin! Das für uns so schimpfliche Gerardsche Festmahl wurde nur schüchtern berührt, aber über die „Adlonkonferenz" mußte einer seinen ganzen armen Witz ausgiebig ausgießen, mußte stundenlang geredet und geredet werden! Selbst Zabern lebte wieder auf — daß sie nicht erröteten! Und bei dem Worte Zabern muß man auch alter Sünden gedenken. Wir wollen nicht eingehen auf die Haltung des Reichstags in nationalen Fragen, seitdem es überhaupt einen Reichstag gibt, nur erinnern wollen wir an jenen dies ater der deutschen Geschichte, der Entlassung Bismarcks: wie beschämend war diesem Ereignis gegenüber die Haltung aller Parteien, auch der nationalen! — und wollen erinnern an die Verweigerung des Glückwunsches zu Bismarcks achtzigstem Geburtstag — beschämender für ein ganzes Volk hat wohl nie die „Vertretung" eines Volkes gehandelt! — und erinnern noch einmal an jenen glorreichen Zaberntag, an dem dieser Reichstag noch kurz vor dem schon heraufziehenden Unwetter dieses Kriegs — von dem er natürlich nichts merkte —, dem lauernden, hohnlachenden Ausland das allererbaulichste Schauspiel bot! (Wie sehr mag jener Zaberntag unseren Feinden wohl den Mut zu ihrem Überfall auf uns gestärkt haben — wie die Friedensresolution und Friedensreden dieses selben Reichstags nachher ihnen den Mut zu weiterem Blutvergießen stärkten!)

Und nun der Reichstag der Friedensresolution, jener Haupt- und Staatsaktion Erzberger-Scheidemannschen Geistes und der von ihnen — von einem Erzberger und Scheidemann! — genasführten, verängsteten, zusammengekoppelten Mehrheit! — und der Antwortnote- und Reden auf die Papstnote! Der Reichstag mit dem erwachten Löwenmut, als man endlich merkte, was für eine Regierung man vor sich hatte, was man ihr alles bieten konnte! Sturz zweier Kanzler, ein Kanzler von Reichstags Gnaden, Vizekanzler und Minister der Mehrheitsparteien, Mitredenwollen bei Dingen, bei denen man nichts mitzureden hatte, schnöde Bemerkungen über Hindenburg, drohende Forderung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts, Revolutionsdrohungen! Und das alles mitten im schwersten Krieg, im Kampf um Sein oder Nichtsein unseres Staates! Ist solch eine

„Parlamentsherrschaft" wirklich so viel besser als unser bisheriges Regierungssystem, glaubt Stresemann wirklich, uns dafür begeistern zu können? Wollen wir da doch nicht lieber in unserem alten Preußen bei unserer alten Regierungsform bleiben?

Stresemann spricht auch von den „vielen diplomatischen Mißerfolgen, die Deutschland leider erlitten". Das weiß heut jedes Kind bei uns. Auch im Reichstag ist darüber bitter Klage geführt worden. Aber auf wen gehn denn unsere diplomatischen Mißerfolge letzten Endes zurück? Unsere einzelnen Diplomaten empfangen ihre Instruktionen, sie handeln im Auftrag derer, die die hohe Politik machen, also vor allem des Reichskanzlers. Aber da klagte man nicht. Mit gutem Grunde. Denn an dieser Politik war ja auch der Reichstag mitschuldig, aktiv und passiv. Wenn unsere Politik seit jenem Unglückstage, der Entlassung Bismarcks, einen solchen Gang genommen, und auch in diesem Kriege so versagte — auch der Reichstag, und sei es durch bloßes Schweigen und Gehenlassen, hat sein voll gerüttelt und geschüttelt Maß Schuld daran! Immer wieder konnte Herr v. Bethmann seine Reden halten und gerechtfertigt aus dem „hohen Hause" scheiden und vor seinen kaiserlichen Herrn treten. Bis dann der „große" Tag dieses Reichstags kam, der Tag der „glorreichen" Friedensresolution, der buntscheckigen Mehrheit, die nun des Reichs Geschäfte im Sinne einiger kleinen Philisterseelen lenkte, und ihren „Staatsmann" in Herrn v. Kühlmann hatte! Da mag sich auch das M. d. R. Stresemann nicht wundern, wenn man von seinem parlamentarischen System nichts wissen will — und übrigens wohl auch seine Partei noch einmal den Schaden zu besehen haben wird!

Jedes Volk hat ja schließlich die Volksvertretung und Regierung, die es verdient. Aber die jene nationalen Vertreter gewählt, konnten doch wenigstens von ihnen auch eine nationale Politik erwarten. Und wenn uns die Politik unserer Regierung mit ihren immer wiederholten Friedensanerbietungen und Verzichterklärungen bis zu den monatelangen Friedensunterhandlungen mit Herrn Trotzki-Braunstein, dem Satirspiel in Brest-Litowsk, mit täglich wachsender Sorge erfüllte, bis dann wieder einmal unser gutes Schwert dem bösen Spuk endlich ein Ende machte — unsere Volksvertretung und auch die Partei des Abgeordneten Stresemann muß da an ihre Brust schlagen: mea culpa, mea maxima culpa!

Wenn deutsches Volk und deutsche Reichsmacht nicht trotz all unseren Siegen und Opfern schweren Schaden leiden wird — das Verdienst des Reichstags ist es nicht! Und wenn wir sehen, wie man seit der „Neuorientierung" dem sehr erstrebenswerten Stresemannschen Ziel: „einen engeren Zusammenhang zwischen Volk, Volksvertretung und Regierung herbeizuführen und den großen, weltbewegenden Interessen dienstbar zu machen", näher gerückt ist — dann danken wir für das große Geschenk, womit uns das hohe Haus in seiner Güte mit seinem

allgemeinen, gleichen Wahlrecht auch in Preußen beglücken will, dann danken wir für weitere „Parlamentarisierung" und wollen lieber bei der alten Ordnung bleiben!

Eine Hauptaufgabe für die reichsdeutsche Diplomatie.

Wilhelm Marks.

Die Friedensverträge mit der Ukraine und mit Großrußland sind überall eingehend besprochen und gewürdigt worden, indes bezeichnenderweise ausschließlich nach ihrer politischen und wirtschaftlichen Seite hin. Gewiß ist es für uns heute und in Zukunft von höchstem Wert, vor allem im Südosten einen starken Staat zum Freunde zu haben, der nicht nur ein Gegengewicht gegen die gewalttätigen Moskowiter und die ewig unzuverlässigen Polen bildet, sondern auch imstande ist, uns mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen aller Art reichlich zu versorgen und gleichzeitig einen guten Absatzmarkt für unsere Industrie zu bieten[1]. Aber auf einen Punkt ist nirgends aufmerksam gemacht worden, der m. W. zum ersten Male in unseren Staatsverträgen auftaucht, um hoffentlich nie wieder daraus zu verschwinden. Das ist die Bedingung, daß der vertragschließende Partner den deutschen Volksgenossen, die innerhalb seiner Grenzen wohnen, seien sie nun Reichsangehörige oder nicht, verständnisvolle Berücksichtigung ihrer Sprache, Kultur und Eigenart gewährt. Nach mehreren Hunderttausenden zählen z. B. in der Ukraine die deutschen Bauern und Bürger, die in Wolhynien 6 v. H., in Taurien 5 v. H. und in Podolien 4 v. H. der Bevölkerung ausmachen.

Diese erfreuliche nationale Selbstbesinnung unserer Diplomaten gibt Hoffnung, daß die Reichsvertretung nunmehr auch ihre Aufmerksamkeit und ihren Einfluß dem arg bedrohten Deutschtum in der uns so eng verbündeten Donaumonarchie zuwenden wird. Denn hier handelt es sich um 12 Millionen Volksgenossen, die einen so wesentlichen Bestandteil des Deutschtums nach Zahl, politischer und kultureller Bedeutung ausmachen, daß das Reich unbedingt auf ihrer Erhaltung, Förderung und Stärkung bestehen muß, will es nicht seinen eigenen Bestand gefährden[2]. Was die sehr spärlich gesäten Einsichtigen schon lange vor 1914 erkannt haben, hat der Weltkrieg mit furchtbarer Deutlichkeit bestätigt: unbedingter Verlaß, für die Habsburger Dynastie wie für das Deutsche Reich, ist nur auf die Deutschen in Österreich und Ungarn; schon bei den Madjaren

---

[1]) Vergl. Märzheft 1917 „Die Ostflügel des deutschen Mitteleuropas II", wo die nach Jahresfrist erfolgte Verselbständigung der Ukraine gewissermaßen vorhergesagt worden ist.

[2]) Vergl. Dezemberheft 1916 „Das neue Österreich". Die damals geäußerten Erwartungen haben sich leider nicht verwirklicht.

machen sich, allerdings verhältnismäßig schwache Sympathien für die Entente geltend[1]), die bei den slawischen und romanischen Stämmen der Doppelmonarchie in bedrohlichem Maße zunehmen, um bei den Tschechen, einem Teil der Südslawen und den Italienern in schamlos zutage tretendem Landesverrat zu gipfeln. Die vor dem Kriege unsererseits geübte Vogel-Strauß-Politik hat mit verlängernd auf das Völkerringen gewirkt, denn ein stärkeres, d. h. deutscheres Österreich-Ungarn hätte sich der Italiener, Serben und Rumänen selbst erwehren können und unsere Truppen wären ständig frei geblieben für den siegreichen Kampf gegen Russen, Engländer und Franzosen. Die deutsch-österreichischen Regimenter haben ebenso wie die madjarischen restlos ihre Schuldigkeit getan, sie machen indes zusammen nur die Hälfte der verbündeten Wehrmacht aus; die andere Hälfte war und ist bis auf die Bosnier, Kroaten und einige Truppen polnischer, ruthenischer und rumänischer Zunge unzuverlässig.

Nicht genug damit, nicht genug mit den unerhörten Vorfällen an der galizischen, serbischen und neuerdings an der italienischen Front und in der Marine, nicht genug mit dem Widerstand in Prag, Krakau, Laibach und anderswo gegen die Zeichnungen auf die Kriegsanleihen, nicht genug mit dem von bolschewikischer Seite hervorgerufenen verhängnisvollen Ausständen in Wien usw., die ihre Wellen nach Berlin, Hamburg, Danzig sandten — die Tschechen, Polen und Südslawen erheben nunmehr im Reichsrat wie in den einzelnen Ländern, kühn gemacht durch die unfaßbare Begnadigung der Hochverräter, die frechsten Forderungen, weigern sich, die reichlich vorhandenen Nahrungsmittel-Überschüsse abzuliefern, so daß in den industriellen Gebieten Deutschböhmens, Nieder-Österreichs und anderswo Hungersnot wütet, beschimpfen das Deutsche Reich und das deutsche Volk und suchen die Regierung „pazifizistisch" zu beeinflussen[2]). In der reichsdeutschen Presse hört man nur ab und zu von diesen Vor-

---

[1]) Vergl. Februarheft 1917 „Die Ostflügel des deutschen Mitteleuropas I".

[2]) Das wertvollste Material zur richtigen Beurteilung der österreichischen Vorgänge besitzen wir in der „Anfrage der deutsch-österreichischen Abgeordneten Dr. Schürff, Goll, Hartl, Knirsch, Dr. von Langenhan, Wolff und Genossen an den Ministerpräsidenten und den Landesverteidigungsminister, betreffend das Verhalten der Tschechen im Weltkriege" vom 5. Dezember 1917. Fast dreihundert doppelspaltige Seiten umfaßt dieses wichtige Aktenstück, das in keiner deutschen Bücherei fehlen sollte; es enthält nur Tatsachenstoff, belegt durch behördliche Dokumente aller Art, schriftliche und mündliche Äußerungen der Tschechen und anderer Slawen, sowie hervorragender Ententeführer usw. — in einer Reichhaltigkeit und Übersichtlichkeit, die Staunen erregt. Die „Anfrage" beginnt mit der allslawischen Propaganda, wie sie lange vor Kriegsausbruch unter russisch-französisch-serbischer Mitwirkung in Böhmen, Galizien und Südösterreich betrieben wurde und schließt mit den Vorgängen Ende 1917. Auch unserer politischen und militärischen Leitung sei dieses Werk eindringlichst empfohlen. — Die Aufsehen erregende Rede des Grafen Czernin vor der Wiener Gemeindevertretung hat ja endlich einmal in aller Öffentlichkeit die Larve von der Fratze des nichtdeutschen Hochverrätertums gerissen; mögen doch bald den Worten Taten folgen!

gängen, soweit sie Wolffs Telegraphen-Büro der Öffentlichkeit in verwässerter und abgeschwächter Wiedergabe kundzutun für gut findet und soweit die Tageszeitungen Platz dafür haben, da ja der parlamentarisch-demokratische Rummel den Vorrang behauptet, den Vorrang selbst vor den Berichten über die heranziehenden Entscheidungen im Westen und die großartigen Erfolge im Osten. Das große Geschlecht an den Fronten hat ein kleines Geschlecht in der Heimat gefunden, das ist die bittere Erkenntnis nach fast vier Kriegsjahren!

Aber während für uns doch noch die Hoffnung besteht, daß die einst siegreich zurückkehrenden Helden, die die Mehrheit der jetzt so viel umworbenen Wähler bilden, reinen Tisch im Vaterlande machen und die gefährlichen Wühler vom Schlage eines Scheidemann, Cohn, Stychel, Erzberger e tutti quanti hinwegfegen werden, sind die Aussichten für das Deutschtum in Österreich-Ungarn trostlos. Es hat dreifache Opfer an Gut und Blut gegenüber den Nichtdeutschen gebracht und steht, seiner besten Männer und seiner Jugend beraubt, den ungeschwächten Gegnern im Innern gegenüber, mit denen die Regierung in Erkennung der vollzogenen Kräfteverschiebungen zu paktieren beginnt. Das kann man ihr, von ihrem Standpunkte aus, nicht einmal verübeln, denn für das „Gewesene gibt selbst der Jude nichts". Mag die Habsburger Dynastie deutschen Ursprungs sein und eine reiche deutsche Vergangenheit haben — die Politik kennt keine Gefühle wie Dankbarkeit u. ä. — und die Zukunft in Österreich gehört den Slawen, wenn nicht das Deutsche Reich eingreift.

Und es muß eingreifen, schon um seiner selbst willen. Keiner seiner unmittelbaren Nachbarn hat sich als deutschfreundlich, bestenfalls nur als neutral erwiesen — das wird auch in Zukunft so bleiben. Und die Brücke zu den entfernteren Madjaren, Bulgaren, Ukrainern und Türken schlägt das österreichische Gebiet. Befindet es sich in feindlichen Händen, so sind wir abgeschlossen und ebenso unsere etwaigen Bundesgenossen umringt von feindlichen Völkern.

Es ist nun leider Tatsache, daß die Deutschen in Österreich-Ungarn, wenn man von dem durch der Parteien Mißgunst isolierten Schönerer absieht, sowohl eines hervorragenden Führers wie einer einflußreichen Oberschicht entbehren, die sie einigen und festigen könnten. Weiter hat sich der Parlamentarismus nirgends unfruchtbarer und schädlicher erwiesen als an der Donau. Die dortigen deutschen Volksvertreter sind alles andere als Willens- und Kraftnaturen. Eines Überflusses an solchen können wir uns zwar nach dem Heimgange Bismarcks und abgesehen von unseren rein militärischen Persönlichkeiten auch nicht rühmen; wir besitzen jedoch dafür die Geschlossenheit und Wucht eines ziemlich einheitlichen 65 Millionen-Volkes. Der Kern der Deutsch-Österreicher und Deutsch-Ungarn ist vortrefflich, in biologischer Hinsicht teilweise sogar gesunder als gewisse zivilisationsverseuchte Herde im Deutschen Reich.

Auf den Gebieten der Erfindungen, der Kunst, Wissenschaft und des Schrifttumes leisten unsere südöstlichen Volksgenossen Vorzügliches; viele von ihnen wanderten allerdings infolge des national und wirtschaftlich beengten Wirkungskreises der Heimat nach Berlin, München, Dresden und anderen Orten aus, wo sie einflußreiche und geachtete Stellungen einnehmen, für den deutsch-österreichischen Stamm jedoch verloren sind. Der kulturelle und politische Zusammenschluß zwischen Berlin und Wien muß also viel inniger gestaltet werden, um den Deutschen jenseits des Inns und der Sudeten den ungehinderten stärkenden Anschluß an die Hauptmasse ihres Volkes zu gewährleisten.

Im entgegengesetzten Falle wird aus Österreich-Ungarn ein zweiter Balkan: Polen, Tschechen und Südslawen werden ihre ungescheut ausgesprochenen Pläne[1]) verwirklichen, die welschen Gebiete Südtirols und des

---

[1]) Die polnische Anmaßung ist bei uns noch am besten bekannt, da wir hieran „direkt interessiert" sind. Viel weniger schon wird der deutsch-tschechische Kampf gewürdigt, obwohl jedem Deutschen die große Gefährlichkeit dieses wie ein Pfahl in unserem Volkskörper steckenden feindlichen Elementes klar sein müßte; eine Provinz „Deutschböhmen" ist das geringste, was wir zur Minderung des Übelstandes zu verlangen haben. Extra muros gar erscheint dem Reichsdeutschen die südslawische Frage; ein Großillyrien oder der Trialismus aber würde unsere Abdrängung vom Mittelmeer, die Erdrosselung der Deutschen in den Südostalpen, Kroatien und Slawonien bedeuten. Und der südslawische Staat ist „auf dem Marsche". In einem Aufruf der alldeutschen Parteileitung für die Steiermark vom Februar 1918 heißt es:

„Unsere slawischen Gegner und die sie fördernde österreichische Regierung müssen vor die Tatsache gestellt werden, daß das deutsche Volk in Österreich niemals die Errichtung des selbständigen Südslawenstaates in welcher Form immer — und sei es auch die der Kronlandsautonomie — zugeben wird. Niemals wird das deutsche Volk in den Alpenländern es zulassen, daß das deutsche Blut für die Verwirklichung der Pläne unserer Feinde geflossen sein soll. Die Errichtung des großen Südslawenreiches ist aber nichts anderes als die Erfüllung einer Forderung unserer Feinde.

Das deutsche Volk in den Alpenländern ruft allen Machthabern im Staate Österreich ein „Bis hierher und nicht weiter!" zu, denn die Geduld auch des deutschen Volkes in Österreich hat eine Grenze und diese ist schon überschritten worden.

Jetzt werden auch wir uns einmal kräftig zur Wehr setzen. Auf mächtigen Volkstagungen, an denen alle deutschen Parteien teilnehmen sollen, werden wir den Willen des deutschen Volkes zu Gehör bringen. Alle deutschen Gemeindevertretungen werden in entschiedenster Weise Verwahrung gegen die Errichtung des großen Südslawenstaates einlegen. Unterschriften wollen wir sammeln gegen die südslawischen Bestrebungen von Gasse zu Gasse, von Haus zu Haus und damit den Beweis erbringen, daß wir uns auf den Willen des ganzen deutschen Volkes in der Verneinung des Südslawenstaates stützen können.

Sollte auch diese Sprache hohenorts nicht verstanden werden, dann müßten wir noch deutlicher werden.

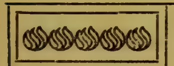
Vor dem Richterstuhle der Weltgeschichte werden einstens diejenigen als Schuldige dastehen, die das treue deutsche Volk zu solchem Kampfe gezwungen haben." — Inzwischen ist es bereits zum offenen Kampfe, zu brutaler Gewalt gegen die Deutschen in Untersteiermark gekommen. Die von Advokaten und Priestern aufgehetzte slowenische Menge hat sich in St. Johann und anderwärts an Leib und Gut der deutschen Minderheit vergriffen! Russische Kriegsgefangene beteiligten sich auf Einladung der Slowenen an den Ausschreitungen!

Küstenlandes an Italien, die rumänischen Ostungarns und der Bukowina an Rumänien, die ostgalizischen an die Ukraine fallen, das deutsche Element auf die Alpenländer zwischen Donau und Drau zurückgedrängt — überall aber: in Prag, Krakau, Lemberg, Triest, Laibach und Agram wird englisch-französischer Einfluß vorherrschen, ja vielleicht selbst in Wien und Ofenpest maßgebend sein.

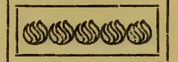
Das darf nie und nimmermehr geschehen!

Deutsches Volk, nicht nur auf den Schlachtfeldern im Westen, Osten und Süden, nicht nur in der Luft und auf dem Meere wird um deine Freiheit und dein Leben gestritten, auch hier auf dem Boden deines Verbündeten, zum Teil auf uraltem geheiligten Reichsboden, fallen die Würfel deiner Zukunft!

Tua res agitur!



Berichte und Notizen.



Nützliche Erinnerungen. Zum Kapitel: Wahlrecht, Königswort, Versprechen der Krone, an dem nicht zu rütteln, das nur schlecht- und schlichthin durchzuführen ist. Wenn das Phrasengeklingel, das mit diesem populären Motto von Minister- und Abgeordnetenbänken, aus Zeitungsartikeln, Versammlungsreden und am Biertisch uns entgegentritt, gar unerträglich wird, geht die Sehnsucht der nach reiner Luft dürstenden Seele nach draußen, ins Reich weltgeschichtlicher Taten, oder flüchtet in Belehrung spendende Vergangenheit. Sie schenkt mitunter überraschende Aufschlüsse:

Ein Beispiel: Am 17. Juni 1897 sagte der Kaiser auf dem Sporenberge bei Bielefeld:

„Ich erhebe den Pokal in der Hoffnung, daß Westfalens Söhne nicht zurückstehen werden mit ihrer Hilfe zur Unterstützung in der Ausführung *Meines* Programms: Schutz der nationalen Arbeit aller produktiven Stände, Kräftigung eines gesunden Mittelstandes, rücksichtslose Niederwerfung jedes Umsturzes und die schwerste Strafe dem, der sich untersteht, einen Nebenmenschen, der arbeiten will, am freiwilligen Arbeiten zu hindern."

Ein Jahr später, am 6. September 1898, in Oeynhausen:

„Der Schutz der deutschen Arbeit, der Schutz desjenigen, der arbeiten will, ist *von Mir* im vorigen Jahre in der Stadt Bielefeld *feierlich versprochen* worden. Das Gesetz naht sich seiner Vollendung und wird den Volksvertretern noch in diesem Jahre zugehen, worin jeder — er möge sein wer er will, und heißen wie er will — der einen deutschen Arbeiter, der willig ist, seine Arbeit zu vollführen, daran zu hindern versucht, oder gar zu einem Streik anreizt, mit Zuchthaus bestraft werden soll. Die Strafe *habe Ich* damals *versprochen*, und Ich hoffe, daß das Volk in seinen Vertretern zu Mir stehen wird, um unsere nationale Arbeit in dieser Weise, soweit es möglich ist, zu schützen."

Wiederum drei Monate später, am 6. Dezember 1898, heißt es, nicht minder feierlich, in der Thronrede zur Eröffnung des Reichstags:

„Der Terrorismus, durch den Arbeitswillige an der Fortsetzung oder Annahme von Arbeit gehindert werden, hat einen gemeinschädlichen Umfang angenommen. Das den Arbeitern gewährleistete Koalitionsrecht, welches unangetastet bleiben soll, darf nicht dazu mißbraucht werden, das höhere Recht: zu arbeiten und von der Arbeit zu leben, durch Einschüchterung oder Drohung zu vergewaltigen. Hier die persönliche Freiheit und Selbstbestimmung nachdrücklichst zu schützen, ist nach *Meiner* und Meiner Verbündeten

Überzeugung die unabweisbare Pflicht der Staatsgewalt. Hierzu reichen aber die bestehenden Strafvorschriften nicht aus: sie bedürfen deshalb der Erweiterung und Ergänzung. Diesem Zweck entspricht ein Gesetzentwurf zum Schutze des gewerblichen Arbeitsverhältnisses, welchem Sie, wie Ich zuversichtlich erwarte, Ihre Zustimmung nicht versagen werden."

Ein kaiserliches Versprechen, eine „feierliche" Wiederholung dieses Versprechens, eine erneute feierliche Ankündigung unter Mitwirkung aller konstitutionell berufenen Faktoren. Erfolg: am 19., 20. und 21. Juni 1899 kommt der Gesetzentwurf zur Sprache (nicht etwa zur Beratung). Fürst Hohenlohe, Graf Posadowsky und Dr. Nieberding, der Staatssekretär des Reichsjustizamts, legen sich ins Zeug. Der Zentrumsführer Ernst Lieber, der Nationalliberale Ernst Bassermann, der Fortschrittler Lenzmann lehnen die Vorlage, die feierliche Einlösung des Königswortes, glatt ab, und der Obergenosse Bebel erklärt am 20. Juni: „Meine Herren, wir wissen es alle, wo die Anregung zu diesem Gesetzentwurf gegeben wurde. Es war vor ungefähr zwei Jahren in einer Privatunterhaltung in der Waschküche zu Bethel bei Bielefeld." Keine Kommissionsberatung, keine Demissionsdrohung von seiten der Regierung, nichts, trotz tiefsten Friedens, nichts von Auflösung des Parlaments. Und nichts, weder von seiten des Zentrums, noch von seiten der Nationalliberalen, noch gar von den Fortschrittlern, über die Heiligkeit des Königswortes, das eingelöst werden muß. Keine Beratung im Plenum, keine zweite Lesung, nicht einmal, was jedem Agitationsantrag und jeder Petition beschieden ist, Kommissionsberatung. Begräbnis dritter Klasse. Totengräber: die Tartüffs von heut.

Heute dagegen? Heute bäumt sich dieser selben royalistisches Empfinden auf gegen die Nichtachtung eines selbstkonstruierten königlichen Versprechens, die in der Wahrung der eigenen Überzeugung und des Verantwortungsbewußtseins besteht. Bäumt sich auf in demselben Augenblick, wo den oben zitierten königlichen Versprechen ein nachträglicher Spott angetan wird in der Aufhebung des § 153 der Gewerbeordnung.

Sieht man jetzt im Lande draußen, wieviel Ehrlichkeit in dem Phrasenschwall steckt, dessen wir seit Monden genießen, und welcher Art die Leute sind, die über Nacht sich selbst zu Wächtern von Königsworten bestellten? (Deutsche Tageszeitung.)

△ **Friedensgedanken eines Arztes.** „Baralong ist schwerkrank, wie einer, der schon nicht mehr ordentlich atmen und wenig mehr auf natürlichem Wege zu sich nehmen kann, und der nun vor dem Tode künstlich durch den Darm mit flüssigen Stoffen genährt wird. Eine solche Zufuhr, ein solcher Schlauch ist der Kanal Dover-Calais, zwischen Frankreich und der Insel, jene kurze und enge Straße, die auf beiden Seiten durch eine Unmenge baralongischer Schiffe abgedichtet, dem zusammenfallenden Volkskörper noch das Nötigste vom Festlande her einverleibt, — bis Hindenburg das eine Stück des Schlauches bei Calais zu fassen gekriegt hat und abknipst, und damit die künstliche Ernährung des Weltgauners und Mammonsknechtes und mit ihm auch der Krieg sein Ende erreicht haben. — Ein Frieden vor der Zeit, der durch Verständigen und Verzichten gewonnen wäre, wird uns gewiß für den Augenblick großes Glück bescheren, — die unbeschreibliche Seligkeit, daß nun kein Krieg mehr sein soll, und die wunderbare Entspannung der Nerven, daß unser Liebstes, die Jugend, draußen, die Brüder nicht mehr in Lebensgefahr sind. Aber im Gefolge eines solchen Friedensrausches kommt bald endloses Siechtum. Für die flüchtige Stunde wird unser armes Volk schwer zu büßen haben, — wie ein Unberatener, der von einer Dirne verführt, zu spät nachher dem Taumel flucht, der seinen Körper mit Geschwüren schlägt, unfruchtbar macht und mit den furchtbarsten Schmerzen alle Zeit seines Lebens heimsucht. Wir müssen die Dinge jetzt bei Namen nennen und dürfen uns nichts mehr weismachen lassen. Ein Frieden, der unsere militärische Macht nicht ausnützte, und vor der Zeit von den Diplomaten ausgeboten, unserm pflichtgetreuen Volk nicht das Recht, das Land und die Macht wahrt, die es sich erkämpfte, ist nicht bloß ein

Verzichts-, Verständigungs-, Bankerott-, Hunger-, Geschäfts-, Schieber-, Bank- und Testamentsfrieden, sondern es ist ein Ausmergelungsfrieden, ein Syphilisfrieden, an dem wir nachher verelenden und verenden."

Die echten Finnen Arier? Es wird uns geschrieben: „Im Augustheft 1917 der Pol.-Anthropol. Monatsschrift finde ich in dem sehr verdienstvollen Aufsatz des Herrn K. F. Wolff auf Seite 240 einen Passus, dem ich im Interesse des Fortschrittes der Germanenforschung entschieden entgegentreten muß. Der Verfasser äußert sich wie folgt: ‚Als Arier betrachte ich daher nicht nur die Indogermanisch redenden blonden Kurzköpfe der Bretagne, Frieslands, Pommerns und der Alpen, sondern auch die echten Finnen.' ... Diese Behauptung, daß die Finnen Arier seien, beruht auf einem leicht zu erklärenden Irrtum des Verfassers. Da ich in Finnland geboren bin und einer dort ansässigen deutschen Familie entstamme, bin ich mit den politischen und ethnographischen Verhältnissen des Landes bekannt. Ich erlaube mir deshalb, Ihnen folgende kurze Mitteilung zu geben, für deren Richtigkeit ich verantwortlich bin.

Die eigentlichen Finnen, die in vier Stämme zerfallen, sind durchaus keine Arier; es ist hinlänglich bewiesen, daß sie, wie ihre nahen Verwandten, die Esten, Liven, Lappen und Wolgafinnen, aus Asien eingewandert sind. Die Kulturträger im heutigen Finnland sind nicht die Finnen, sondern die Schweden, deren Zahl fast 400 000 sein dürfte (nur 11 pCt. der Bevölkerung). Von einer Germanisierung der Finnen kann nur in gewissen Küstengebieten die Rede sein; dagegen beweist der Rückgang der schwedischen Bevölkerung, daß eher eine Finnifizierung stattfindet. Die Leistungen der Finnländer sind nur den dort wohnenden Germanen (Schweden und einer kleinen Anzahl Deutsche) zuzuschreiben. Germanischen Stammes waren die großen Staatsmänner und Heerführer; schwedisch-deutschen Ursprungs ist der gesamte Adel bis auf wenige Prozent (vergl. Adelsbuch des Landes). Die Führer der finnischen Parteien, die die schwedische Kultur als Fremdjoch empfinden, trugen ursprünglich schwedische Namen (Senllman, Forsman, Castren usw.). Die verballhornten Namen der jetzigen Gelehrten lassen gleich erkennen, daß die Träger dieser keine echten Finnen sind. Nein, es steht fest, daß das Hauptbollwerk der westeuropäischen Kultur des Landes von dem schwedischen Volksstamm gebildet wird; heute kämpfen die Schweden gegen die roten Garden, die Horden asiatischer Elemente." — Frhr. von Born.

Deutsche Treue in Welschland. Unsere alten „Zimberer", die die Hochebene der Sieben Gemeinden in der Provinz Vicenza bewohnten, gewaltige Überreste mittelalterlichen Deutschtums, mußten, als Österreichs Heer vorrückte, ins Hinterland flüchten. Die italienische Herrensippe wollte es so. Sie wußte gar gut, daß viele dieser Alten am deutschen Stamm hingen, ihm auch durch die Jahrhunderte treu geblieben waren und daß Österreich an dieser Bevölkerung eine gute Stütze gefunden hätte! Wie oft mußte ich's von diesem und jenem der „Zimberer" hören, daß er froh wäre, wenn „deutsche Herrschaft" wiederkehre! „Biar sein Teütsche" — wir sind Deutsche — sagten sie in ihrer guten alten Mundart. Ich wies vor Jahren darauf hin, daß in jenem vergessenen Deutschtum ein prächtiger Kern schlummere und daß man ihn nur zu erwecken brauchte. Der Krieg kam. Und es ward so, wie ich's vorausgesagt hatte. Die ersten österreichischen Truppen, die droben einzogen — es waren biedere Steirer und mein eigener Neffe tat auch als Kriegsfreiwilliger mit —, fanden unter den Trümmern eines brennenden Hauses, im Keller verborgen, einen ehrwürdigen Zimberer und zwei ebenfalls in vorgerückten Jahren stehende Weiblein seines Stammes. Sie hatten die Schrecknisse der Beschießung über sich ergehen lassen, um nur nicht ins Latinerland hinunter zu müssen. „Wir sind Deutsche und wollen zu unsern Brüdern zurück!" sagten sie. Wo ist dieses rührenden Vorfalles gedacht worden und wer gedenkt des Verbleibens der Übrigen? Haben wir so wenig Sinn für unsere mittelalterlichen Stammesbrüder, die in ihren Kirchen bis zum

Abzuge Lieder des 10. und 11. Jahrhunderts sangen? Die in ihren heimlichen Zusammenkünften stets ihre alte Mundart gebrauchten? Die mich in deutscher Treue schützten, als ich bei ihnen bedroht war und die mir Segensworte deutscher Art auf den Weg gaben, als ich vor welscher Niedertracht weichen mußte? Vielen der Alten brach das Herz auf der Flucht, zu der sie ihre lateinischen Herren zwangen! Tausende dulden und verzehren sich in der Verbannung in Italiens Tiefebene, in den ungewohnten Gefilden des Lazio, der Campania und Toscana. Ihre Gedanken fliegen zu ihren Bergen und Wäldern, in denen sie friedvoll lebten und die nur der Tummelplatz grausiger Kämpfe sind. „Sie wollen nicht mit uns leben und empfinden" — so klagt das Mailänder Blatt „Libertá", das den „von Österreichs Joch Befreiten und noch zu Befreienden" gilt. „Sie wollen nicht verstehen, daß wir zu ihrem Besten Krieg führen, sie wollen unser Blatt nicht lesen, unsere Abgesandten nicht anhören und sie werden deshalb von der übrigen Bevölkerung angefeindet. Es hat ihretwegen schon häßlichen Streit gegeben. Sie seien Eindringlinge, die nicht zu uns gehören und uns nur als unnütze Fresser in jetziger Zeit der Not auf dem Halse liegen." So sagt die „Libertá" und andere italienische Blätter stimmen zu. „Sie sollten wieder hinausgejagt werden" — ruft ein anderes. Wer denkt nun bei uns dieser Wackeren? Wer an ihre Zukunft, die sie uns vielleicht wieder nahebringt? — Ewald Paul. (Deutsche Tageszeitung.)

Die Grundbegriffe der Vererbungslehre. „Die Grundbegriffe der Vererbungslehre" war der Titel eines Vortrags, den am 28. Februar Herr Dr. Hermann Siemens in der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene hielt. Durch die Wiederentdeckung der Gregor Mendelschen Vererbungsgesetze im Jahre 1901 ist die Vererbungslehre in den Kreis der exakten Wissenschaft getreten. Die Darwinsche Annahme, daß die Geschlechtszellen von den Körperzellen gebildet würden, ist bereits durch Weißmann widerlegt. Aber erst die Mendelschen Gesetze haben uns den eigentlichen Einblick in den Mechanismus der Vererbung gestattet.

Die Keimzellen bleiben im lebendigen Körper als undifferenzierte Urzellen und Träger der Erbanlagen liegen, die bei der Reifung die Hälfte ihrer Anlagen abstoßen. Jede Anlage eines Lebewesens ist aus zwei Paarlingen zusammengesetzt, die entweder gleichartig sind (homocygetisch, reinerbig) oder ungleichartig (heterocygetisch, spalterbig). In letzterem Falle enthalten die Keimzellen des betreffenden Individuums zur Hälfte die eine, zur anderen Hälfte die andere Erbanlage. Das Erscheinungsbild, d. h. die summarische Ausbildung der befruchteten Eizelle, enthält stets Eiteile von beiden Eltern. Manche Eigenschaften überdecken aber andere, man nennt sie darum dominant. Andere sind überdeckbar (rezessiv). Die braune Augenfarbe ist z. B. dominant gegenüber der blauen, d. h. bei brauner Augenfärbungsanlage von einer und blauer von der anderen elterlichen Seite entsteht braune Augenfarbe. Die Keimzellen eines solchen Individuums vererben aber auch zur Hälfte blaue Augenfarbe. Wie die einzelnen Eigenschaften vererbt werden, hängt bei Mischung verschiedener Rassen vom Zufall, oder richtiger gesagt, vom Wahrscheinlichkeitsgesetz ab. Erworbene Eigenschaften werden niemals vererbt. Ein Einfluß auf den Vererbungsmechanismus ist durch äußere Maßnahmen nicht zu gewinnen. Weder soziale, wirtschaftliche, gesundheitliche oder sonstige Ummeltbedingungen können auf die Erbanlage die geringste Wirkung ausüben. Nur durch Auslese der Eltern bei der Paarung ist das Vererbungsschicksal zu beeinflussen. Sobald in einer Bevölkerung die natürliche Auslese, bei der die Hochwertigen sich stärker als die Minderwertigen fortpflanzen, aussetzt oder merklich abgeschwächt wird, tritt die Gefahr des Rassentodes auf, der die Griechen und Römer vom Erdboden vertilgt hat. In der gleichen Gefahr sind alle europäischen Kulturländer seit einem Menschenalter. Nach Ansicht des Vortragenden kann man die Zukunft des deutschen Volkes nicht schwarz genug ansehen.

In der sehr lebhaften Erörterung, die sich an den Vortrag anschloß, und an der sich u. a. Herr Professor Baur, Direktor des Instituts für Vererbungsforschung, Geheimrat

Krohne vom Ministerium des Innern, Geheimrat Hoffmann vom Finanzministerium beteiligten, wurden die Wege zur Verhütung der drohenden Gefahr des Rassentodes nach allen Richtungen hin besprochen. Die negative Rassenhygiene, d. h. die Verhinderung Minderwertiger an der Fortpflanzung nach englischem und amerikanischem Vorbilde, wurde trotz der Empfehlung eines Redners als nebensächlich angesehen gegenüber den positiven Maßnahmen der Elternschaftsversicherungen, der Beamtenbesoldungsreform, der Erbrechtsänderung und der Lösung der Wohnungs- und Siedlungsfrage. (Deutsche Zeitung.)

Das vererbte Schulzeugnis. Wichtige Untersuchungen über die Vererbung der Leistungen von Eltern auf ihre Kinder sind mit Unterstützung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien in dem psychologischen Institut der Universität Würzburg von W. Peters durchgeführt worden. Nach der Wiener Klinischen Wochenschrift wurden darin Schulleistungen von Kindern mit den Leistungen ihrer beiden Eltern und Geschwister, zum Teil auch mit denen ihrer Großeltern auf Grund von Volksschulzeugnissen verglichen. Daneben wurden geistige Ähnlichkeiten von Geschwistern durch einfache Versuche festgestellt. Die Hauptergebnisse lauten: Berechnet man aus den Noten der beiden Eltern ein Mittel und aus den Noten aller Kinder von Eltern mit dem gleichen Mittel einen Durchschnitt, so zeigt sich, daß die Durchschnittsnote der Kinder um so schlechter ist, je schlechter das Elternmittel. Haben beide Eltern das gleiche Mittel, etwa beide mittlere Noten, so haben auch mehr Kinder mittlere Noten. Hat aber der eine Elternteil eine bessere, der andere eine schlechtere Note, so kommen die besseren und schlechteren Noten bei den Kindern häufiger vor. Die Abhängigkeit der Noten der Kinder vom Elternmittel ist nicht in allen Lehrfächern gleich groß, in Religion und Sprachen am kleinsten. Die Mütter üben im allgemeinen einen stärkeren Einfluß auf Söhne und Töchter als die Väter, doch scheint im Rechnen der Erbeinfluß der Väter stärker zu sein. In Religion und in Gesang läßt sich ein deutlicher Unterschied nicht feststellen. Bei den Töchtern tritt der elterliche Erbeinfluß etwas stärker zutage als bei den Söhnen. Sieht man von dem stärkeren Erbeinfluß der Mütter und der stärkeren Beeinflussung der Töchter überhaupt ab, so bleibt eine stärkere Erbeinwirkung der Väter auf die Söhne und der Mütter auf die Töchter übrig. In ähnlicher Weise wurden die Leistungen von Großeltern und Enkelkindern miteinander verglichen. Danach scheint dem Großvater eine überwiegende Erbwirkung auf die Enkelkinder zuzukommen. Geschwister zeigen untereinander eine größere Ähnlichkeit in ihren Schulzeugnissen als Kinder und Eltern. Brüder untereinander und Schwestern untereinander sind in ihren Leistungen ähnlicher als Geschwister von verschiedenem Geschlecht, und zwar ist die Geschwisterähnlichkeit beim weiblichen Geschlecht größer als beim männlichen. Ferner wurden die Gedächtnisleistungen der Geschwister verglichen und an der durchschnittlichen Leistung der Schulklasse gemessen. Es zeigte sich eine größere Geschwisterähnlichkeit bei der Gedächtnisleistung als die aus den Zeugnisnoten ermittelte. Geschwister mit geringeren Altersunterschieden und von gleichem Geschlecht wiesen eine größere Ähnlichkeit ihrer Gedächtnisleistung auf. Nach der Ansicht von Peters sind die Ergebnisse seiner Untersuchung, die in Zahlentafeln niedergelegt sind, auf Vererbungserscheinungen zurückzuführen, und die nachgewiesenen Ähnlichkeiten beruhen in der Hauptsache nicht auf der Wirksamkeit der gleichen Umgebung bei den Angehörigen derselben Familie.

Der Germanenname beschäftigt immer noch die Gelehrten, hat aber seit den von mir in dieser Zeitschrift (XIII, 3 und XIV, 5) kurz erwähnten Versuchen keine neuere, befriedigende Erklärung gefunden. Hennings „Bäderbewohner" scheinen ja erledigt, Birt aber hat seiner zuerst vor drei Jahren in den Preußischen Jahrbüchern (Juniheft 1915) veröffentlichten, keineswegs neuen, sondern schon von Strabo gegebenen und von Holtzmann angenommenen Deutung als „Echte" seitdem ein ganzes Buch („Die Germanen. Eine Erklärung der Überlieferung über Bedeutung und Herkunft des Völkernamens".

München 1917, C. H. Beck) gewidmet. Daß aber damit die Sprachforschung nicht einverstanden ist, zeigt die kürzlich von E. Norden der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgelegte Denkschrift über diesen Gegenstand. „Der Kreis der etymologischen Experimente zur Deutung des Germanentums", heißt es darin, „scheint geschlossen zu sein. Das Ergebnis scheint ein Jgnoramus. Nur überraschende Entdeckung neuer Erkenntnisquellen könnte zur Wiederaufnahme der Versuche ermutigen." Eine solche ist aber kaum noch zu erwarten. Ich selbst stimme mit dem Berliner Forscher insoweit überein, als die bisherigen Deutungsversuche das Richtige nicht getroffen haben, teile aber nicht sein Bekenntnis des Nichtwissens und der Hoffnungslosigkeit, sondern halte an meiner Erklärung fest, daß „Germanen" nichts anderes bedeutet als „Hermanen", wie sich der dritte germanische Hauptstamm nannte, in keltischer Aussprache. Die Übertragung des Stammesnamens auf das Gesamtvolk erklärt sich zur Genüge aus dem siegreichen Vordringen der suebisch-herminonischen Scharen Ariovists in Gallien. Erst von da an, bei Cäsar, Cicero und gleichzeitigen oder jüngeren Schriftstellern findet sich die neue Bezeichnung. Wird sie auf die Zeit der Kimbernkriege angewendet, so geschieht dies in rückbezüglicher Weise, und die Bruchstücke der bis zum Jahr 82 v. Chr. reichenden Geschichte des Posidonius sind in späteren Werken von Diodor, Strabo, Athenäus u. a. zerstreut. — Ludwig Wilser.

Die Steinzeit in Vorderasien. Im südlichen Palästina hat, wie die Blätter berichten, während des Krieges Dr. Josef Bayer, Prähistoriker am Wiener Hofmuseum, verschiedene Lagerstätten von Steinwerkzeugen gefunden, die teils der alten, teils der jüngeren Steinzeit in Europa entsprechen. Während aber bei uns diese verschiedenen Arten von Steingeräten durch eine lange Zwischenzeit, mindestens 50—60 tausend Jahre, getrennt sind, liegen sie dort vereinigt in verhältnismäßig jungen, durch die letzten Lößablagerungen gekennzeichneten Schichten. Der bemerkenswerte Schluß, den der österreichische Forscher aus diesen Tatsachen zieht, ist der, daß Europa, vor allem das heutige Frankreich, als ältestes Kulturland der Welt anzusehen ist, dem gegenüber die Funde aus Palästina, Mesopotamien und auch Ägypten „geradezu kulturjung" genannt werden müssen. Damit fällt nach der Ansicht des genannten Gelehrten die bisherige Schulmeinung von dem asiatischen Ursprung der Kultur. Er hat seine Ergebnisse der Wiener Anthropologischen Gesellschaft vorgelegt, deren „Mitteilungen" wohl das Nähere über diese wichtige, für mich aber keineswegs überraschende Entdeckung bringen werden. — Ludwig Wilser.



Bücherbesprechungen.

Dietrich Schäfer, Das Reichsland. Schriften zur Zeit und Geschichte 7. Berlin 1917, G. Grote.

Während des Krieges hat der bekannte Berliner Historiker sein reiches Wissen und Können ganz in den Dienst des Vaterlandes gestellt und unermüdlich, hoffentlich auch erfolgreich, mit Wort und Feder für einen rühmlichen Ausgang des ungeheuren Völkerringens, für einen „deutschen", die schweren Opfer an Gut und Blut einigermaßen lohnenden und unserem Volke eine gedeihliche Zukunft verbürgenden Frieden gewirkt. Unter seinen größeren und kleineren Schriften nimmt das vorliegende Büchlein insofern eine hervorragende Stellung ein, als die Gegenwart auch gegenüber dem Reichslande, dessen Entwicklung seit der Wiedergewinnung manchen enttäuscht hat, gebieterisch „zu fester Stellungnahme" mahnt und das Verständnis „für die Eigenart von Land und Leuten" leider noch viel zu wünschen übrig läßt. „Deutsche Reiseluft ist ja weit mehr auf die

Fremde und Fremdartigen gerichtet als auf gründliche Kenntnis des heimatlichen Bodens, auch seiner anziehendsten Teile." In zwei Hauptteilen mit 18 Abschnitten wird die Geschichte von Elsaß und Lothringen bis zum deutsch-französischen Kriege und unter deutscher Herrschaft geschildert und die weitere Entwicklung dieser eigentlich nicht zusammengehörenden Gebiete zu beurteilen gesucht. Übereinstimmend mit der sehr beachtenswerten Schrift des Straßburger Theologen Kapp, „Ist Elsaß-Lothringen als autonomer Bundesstaat denkbar?" (Berlin 1918, J. Springer) kommt der Verfasser zu dem einleuchtenden Schluß, daß ein selbständiges „Elsaß-Lothringen hinwegstreben wird vom Reiche", daß in ihm alle auf das „Los vom Deutschtum" zielenden Bestrebungen „freie Bahn" finden würden. Über die für uns beste Lösung der reichsländischen Frage macht Schäfer noch keine bestimmten Vorschläge, doch warnt er vor jeder Übereilung. „Nichts, aber auch gar nichts hindert, die Entscheidung in aller Ruhe hinauszuschieben bis nach Friedensschluß. . . . Ein guter Friede wird ja auch seinen Eindruck im Reichslande nicht verfehlen und hilft weiter auf dem Wege, auf dem 47 Jahre deutscher Herrschaft im Lande noch nicht befriedigend vorwärts brachten." So viel aber steht fest: „Elsaß-Lothringen muß ganz deutsch werden und bleiben." Ludwig Wilser.

Bruno Tanzmann, Denkschrift zur Begründung einer deutschen Volkshochschule. Verlag der Wanderschriften-Zentrale, Gartenstadt Hellerau-Dresden 1917. 96 Seiten, Preis M. 3,—.

„Viele Volksbildungsbestrebungen haben neuerdings in Deutschland den Namen Volkshochschule angenommen, was eine ungehörige Reklame ist. In Düsseldorf, Regensburg, Chemnitz usw. haben sich sehr lobenswerte freie Abendkurse für verschiedene wissenschaftliche Gebiete gebildet. Solche gutgemeinten, doch in keiner Weise organisch durchgreifenden Bildungsweisen als Hochschulen zu kennzeichnen, muß zurückgewiesen werden. Denn eine solche billige Verallgemeinerung vermanscht und verwischt die pädagogisch und völkisch hohen Ziele der Volkshochschule. Ich verweise hier auch darauf, daß sich unter Vorsitz von Dr. Brahn, Leipzig, ein Kongreß für die Volkshochschulbestrebungen gebildet hatte, der diesem Bildungsideal den völkischen Boden unter den Füßen wegzieht und dafür die alte Phrase Humanismus einfälschen will. In dieser Verbindung vergesse man niemals, daß der Humanismus im Internationalismus seine Voraussetzung hat. Beide gehören zusammen."

Diese Worte des Verfassers (S. 32) und sein Hinweis auf die Erfolge der dänischen Volkshochschulen für die Ausbreitung des Dänentums lassen erkennen, worauf er hinaus will. Ein gewiß zu lobendes Ziel, dessen nähere Bestimmung aber Bedenken hervorrufen muß, wenn es (S. 12) heißt: „Die Volkshochschule soll eine Kriegshochschule deutschen Geistes werden, um alle Kräfte der Tüchtigkeit aus unserem Volke herauszuholen, um sie in kommender Friedenszeit, wo der Weltwettkampf von allen Völkern in einem bisher nie gekannten gesteigerten Maße ausgekämpft werden wird, in unserer Wirtschaftsfront einzusetzen." — Hier tritt der Grundirrtum der Verfechter der Einheitsschule zutage, daß bei den gegenwärtigen Schulverhältnissen eine große Menge von Tüchtigkeit verloren ginge, die „herausgeholt" werden müßte, um sie zur Wirksamkeit zu bringen. Die wahre Tüchtigkeit läßt sich nicht herausholen, sie bricht sich Bahn. Und was die große Zahl der Tüchtigen anbetrifft, denen die Bahn erst freigemacht werden muß, damit sie nicht verloren gehen, verweise ich auf die auch in dieser Zeitschrift (Juli 1917, S. 215) erwähnten Arbeiten Dr. Hartnackes, die diesen Grundirrtum widerlegen.

Aber mit der Verwendung der Tüchtigkeit im kommenden Weltwirtschaftskampf hat der Verfasser schon recht. Gerade deshalb aber bleibt dem Einzelnen für die ruhige Arbeit an seiner allgemeinen Bildung nach der Schulzeit noch weniger Zeit als bisher, am wenigsten in einer ihn vollständig in Anspruch nehmenden „Lebensgemeinschaft". Wohl

hat der Krieg bei vielen den Hunger nach eigener Weltanschauung geweckt. Aber eine eigene Weltanschauung kann man sich nicht „vermitteln" lassen. Wenn der Verfasser diese Weltanschauung „universal" nennt, so weiß ich nicht, was der Zusatz bedeuten soll. Wenn er keine Tautologie ist, so würde er nur einen Gegensatz zur „nationalen" Weltanschauung ausdrücken können, was doch den eigenen Ansichten des Verfassers widerstreitet. — Wenn ihm aber die bestehenden „Volkshochschulen" (S. 2) nicht genügen, weil sie „zur gründlichen Fortbildung ganz und gar nicht geeignet" sind, so bricht er über seine eigenen Bestrebungen den Stab, wenn er in bezug auf jene sagt, „Ein gutes Buch leistet zehnmal mehr". Denn dann bliebe nur die selbsttätige wissenschaftliche Arbeit übrig, die doch sicher nicht Sache der Volkshochschule sein kann, für die aber auch jetzt einzelne hochbegabte Männer außerhalb der Universität aus eigener Kraft die Grundlage sich erwerben.

Mit der Forderung (S. 66), daß die Volkshochschule die alte Form der „Lernschule" aufgeben und die Form der „Bildungsschule" haben solle, in der „der Lehrer zum Führer wird . . ., Wegsucher und -weiser, ein Helfer und Berater, Mitwerdender, aber kein Einpauker von fertigem Wissen", stellt er als Ziel hin, was jeder einsichtige, durch seine Schulbehörde nicht gehinderte Lehrer schon jetzt zu verwirklichen sucht, und was die selbständig denkenden Glieder sowohl der höheren wie der Volksschul-Lehrerschaft mitsamt den oberen Behörden schon jetzt überhaupt erstreben. (Siehe die neueren Bestimmungen über die Prüfung für die Lehrbefähigung.) — Sollte nicht die Reform im Rahmen des Bestehenden mehr Aussicht bieten, Nützliches für die Gesamtheit zu wirken, als wenn sie sich dazu in Gegensatz stellen und das angeblich durch die Schule versäumte oder verfehlt behandelte in den „freien Hochschulen" nachholen und verbessern will? —

Ganz anders liegt die Sache, wenn es sich um wirkliche Ergänzungs-Schulen zu besonderen praktischen Zwecken handelt, wie die empfohlene „staatliche Siedlerschule" oder die „staatliche Akademie für Schriftsteller". Darüber würde sich reden lassen.

H. G. Holle.

Anti-Rathenau. Walther Rathenau, der „Generalstabs-Chef hinter der Front", wie ihn eine gewisse Presse nennt, der Organisator unserer Kriegsgesellschaften, ist mit Vorschlägen an die Reichsregierung herangetreten, die letzten Endes auf die großkapitalistische Vertrustung aller Volkswirtschaft, die Aufhebung aller Gewerbefreiheit, Vernichtung aller selbständigen Mittel- und Kleinbetriebe, sonach auf einen Dauerzustand der jetzigen Kriegszwangswirtschaft, auf großkapitalistische Monopole unter alljüdischer Oberleitung hinauslaufen. Rathenaus Vorschläge werden an maßgebenden Stellen sehr ernst genommen und bereits bearbeitet. Es ist an der Zeit, die weitesten Kreise darüber aufzuklären, was uns bevorsteht und das Gefährliche und Verkehrte der Rathenauschen Pläne überzeugend nachzuweisen. Dies unternimmt eine Artikelreihe von F. Roderich-Stoltheim in der Halb-Monatsschrift „Hammer" unter dem Titel „Anti-Rathenau". Die Abhandlung wird sich durch 5—6 Hammerhefte erstrecken, die gegen Einsendung von M. 2 vom unterzeichneten Verlag gebührenfrei übersandt werden. Hammer-Verlag, Th. Fritsch, Leipzig, Königstraße 27.

÷ **Heinrich, Heinrich,** Preußentum und Demokratie. Deutsch-Nationale Verlagsanstalt, Hamburg 36. M. 1,80.

Das erste Heft der Schriftenreihe für Kaiser und Reich hält vollauf, was der von uns in der vorletzten Nummer gebrachte Entwurf versprach. Ein tapferer, vaterländischer Geist schlägt aus dem Buch, das an der Hand tiefer und gründlichster Kenntnis der Geschichte den Bluff der internationalen Demokratie und die Machenschaften der äußeren und der inneren Entente erbarmungslos aufdeckt und die gewaltigen Taten und Verdienste

der hohenzollernschen Sozial-Monarchie für Preußen und Deutschland hervorhebt. Es kann jeder aus dem Buch, das trotz seiner frischen, begeisterten Töne nie den Boden der Wirklichkeit verliert, politisch eine Menge lernen. Das kleine Werk gehört entschieden zu den Fanfaren, wie sie Deutschland auf dem Wege zu den hohen Zielen innerer Gesundung braucht; denn jetzt gilt es nicht mehr, zu fackeln und „vor Gott und der Geschichte" jene wankende Erscheinung zu spielen, die Bethmann Hollweg in die von ihm beliebte, kartenhausmäßige Art der Staatsleitung eingeschmuggelt hatte, sondern sich zu entscheiden; es gilt unbedingt, die Absichten der geriffenen Dreihundert des Walther Rathenau, die, neben und über den Thronen stehend und alljüdisch orientiert, die Menschheit unter die Geißel ihres Mammons bringen und sie beschwindeln, zerstören und vernichten möchten, dies infandum scelus mit dem stärkeren Willen all der Millionen andern zu brechen, die aufzubauen, zu erhalten und deutsches Volk deutsch-völkisch zu betreuen entschlossen sind. Das schulden wir unsern Toten und unsern Helden!

÷ **Kraeger, H.**, Prof., Die heilige Not, Reden an das deutsche Volk. Hamburg 36, Deutsch-Nationale Verlagsanstalt.

Der Verfasser ist vielerorts im Vaterlande durch seine packenden Vorträge über „Die heilige Not" bekannt, die wir vorigen Herbst im Auszuge brachten. Die Reden, hier gesammelt und über den Tag hinaus in deutsche Zukunft weisend, werden zu den vielen Hörern, die sich in die einst flüchtig vernommenen, nun wieder gebotenen Worte tiefer versenken können, eine Menge neuer Leser hinzugewinnen, deren Glauben und Hoffen für unser Volk und unsere Entwicklung in des Verfassers gedankenreichen Ausführungen gestärkt werden.

Seinen Reden vom Kriege hat Kraeger noch einige aus der Zeit vor dem Kriege angeschlossen: einen Vortrag, den er über „Schiller und Deutschland" auf der öffentlichen Feier der Düsseldorfer Kunstakademie 1905 hielt, und einen andern „Zum Gedächtnis der Freiheitskriege", am 10. März 1913, der seinerzeit von der vaterländischen Presse viel gefeiert, in hunderttausenden von Abzügen und Nachdrücken verbreitet wurde. Auch in der Ansprache zum „Kaiserfest" am 26. Juni 1913 sind in deutlichen Untertönen Ahnungen all des Schweren vernehmbar, das die Jahre uns inzwischen gebracht haben. Mit dieser „Dem Kaiser Heil" überschriebenen Rede schließt das eindrucks- und wirkungsvolle Buch, das mit gutem Recht gerade der Schriftenreihe „Für Kaiser und Reich" als zweite Veröffentlichung eingereiht worden ist.

Schriften zur Tagespolitik. Herausgegeben von der Konservativen Schriftenvertriebsstelle, G. m. b. H., Berlin SW. 11, Bernburgerstraße 24/25.

Die vor kurzem begründete Konservative Schriftenvertriebsstelle, die u. a. mit ihren „Schriften zur Tagespolitik" bedeutsame Probleme dem Verständnis der Massen näher bringen und der literarischen Vertiefung und Vertretung der konservativen Gedankenwelt ihre Aufmerksamkeit widmen will, ist sogleich mit vier Heften an die Öffentlichkeit getreten. Im Heft 1 „Die Konservativen und der Volksschullasten-Ausgleich" von Herrmann-Friedersdorf, M. d. A. (16 S., Preis 30 Pfg.), rechnet der bekannte Führer in Lehrerkreisen mit den gegen die Partei erhobenen Vorwürfen gründlich ab und macht praktische Vorschläge zur gerechten Verteilung der Schullasten. Heft 2 „Der deutsche Wille zum Leben" von Prof. Dr. Ludwig Langemann (80 S., Preis 1,50 Mk.) enthält 19 glänzend geschriebene, von überlegener Sachkunde zeugende Aufsätze über die dringendsten Gegenwartsfragen der inneren und äußeren Politik. Gründliche Vielseitigkeit und der offene Bekennermut, mit dem der Verfasser gegen alle rein verneinende Politik scharf umrissene Stellung nimmt, machen das Lesen der packenden Schrift zu einem Genuß. Albert Arnstadt, M. d. R.,

der weithin bekannte Agrarschriftsteller, weist im Heft 3 „Die deutsche Landwirtschaft eine Siegesursache" (24 S., Preis 60 Pfg.) gegenüber den vielen Angriffen auf die Landwirtschaft gründlich und schlagend die gewaltigen Leistungen dieses Berufstandes im Kriege nach. Heft 4 „Deutsche heraus!" ein Weckruf des Siegeswillens von Willy Ohm (30 S., Preis 60 Pfg.) wendet sich mit einem flammenden Aufruf an den Siegeswillen des deutschen Volkes, fordert in packenden Worten zur Besinnung auf das große Ziel des Weltkrieges heraus und zieht gegen die Urteilsschwäche der deutschen Demokratie gegenüber Englands wahren Absichten zu Felde. Sämtliche Schriften, denen weitere demnächst folgen werden, sind zur Massenverbreitung besonders geeignet. Bei größeren Bestellungen tritt wesentliche Preisermäßigung ein.

Max Stirners Kleinere Schriften. Herausgegeben von J. H. Mackay. Bernhard Zacks Verlag, Treptow-Berlin.

Die kleineren Schriften des Philosophen des folgerichtigen unentwegten Egoismus sind fast in Vergessenheit geraten gegenüber seinem noch heute lebendigen Hauptwerk „Der Einzige und sein Eigentum". Manch interessante Zeitreminiszenz findet sich in den Stirnerschen Berichten an die Rheinische Zeitung und die Leipziger Allgemeine Zeitung vom Jahre 1842. Das wertvollste sind aber sicher die Mitteilungen an das „Journal des Österreichischen Lloyd" vom Jahre 1848, darunter der Beitrag „Die Deutschen im Osten Deutschlands", wo Stirner vorausahnend einen Baltenbund im Nordosten dem Donaubund im Südosten an die Seite stellt.

Haupt, Die älteste Kunst, insbesondere Baukunst, der Germanen. Leipzig, Degner.

Ein bahnbrechendes Werk eines unsererers hervorragenden Baukünstler, der nicht im Banne der undeutschen akademischen Architektur steht. Mit Unrecht nennt er seine Kunstforschung einen Versuch. Es ist ein Meisterwerk, das den Nachweis führt, daß die sogenannte romanische und gotische Baukunst auf rein deutschgermanischem Boden erwachsen ist. Beide Bauweisen sind unser nationales Eigengut und zeigen die Überlegenheit über die Antike und die neuzeitliche klassische Baukunst. Am schlimmsten sündigt freilich der Staat durch die althergebrachte Begünstigung der undeutschen handwerksmäßigen falschen klassischen Baukunst.

Hamann, Die Reise ins Pharaonenland. Leipzig, Scheeppegrell.

Das moderne Ägypten muß uns mehr ein Gegenstand der wirtschaftlichen und politischen Durchforschung werden, um den Wert des Nillandes für diesen Weltkrieg zu ermessen, wozu auch diese Reisebeschreibung beiträgt.

Spatz, Die Kampforganisation Neu-Polens. München 1910, Lehmann.

Die Gefahr des neuesten Kurses unserer unbeständigen Polenpolitik wird scharf durch die geschickten Einrichtungen unserer Gegner beleuchtet.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.

Abgeschlossen am 26. 4. 18.

Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVII. 3 | 1918

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Schleichwege alljüdischer Machtpolitik.

Vom Herausgeber.

II.

Wenn man recht verstehen will, wie die Völker zu Wohlfahrt und ins Elend kommen, darf man keinen Augenblick außer acht lassen, daß es immer nur die oberste, im weitesten Sinne des Wortes führende Schicht ist, die dafür verantwortlich gemacht werden kann. Nur von ihr hängt es ab, ob ein Volk gesund oder krank, glücklich oder unglücklich wird. So jämmerlich ist kein Volk, auch nicht das tiefst stehende Naturvolk, von Hause aus geartet, daß es nicht bei richtiger Führung, sei das nun eigene oder fremde, den seiner natürlichen Bestimmung angemessenen Platz in der Welt finden und sich dabei glücklich oder doch zufrieden fühlen könnte. Andererseits ist kein Volk in jeder Hinsicht so hoch begabt, daß es nicht bei falscher Führung auf eine seiner unwürdige Stufe zeitweilig herabzusinken vermöchte. Das Eine wie das Andere wird durch die Geschichte aller Zeiten und Völker ausnahmslos bestätigt, läßt sich überdies auch logisch und vor allem biologisch begründen.

Ebenso darf man niemals vergessen, daß die richtige Völkerführung etwas durchaus Persönliches, ja Allerpersönlichstes ist, nicht etwas Unpersönliches, Mechanisches, Automatisches, von selbst oder auch nur durch den Notbehelf eines Mehrheitsbeschlusses einigermaßen sicher Erreichbares. Ohne dieses allerpersönlichste Moment handelt es sich eben nicht um

Führen, sondern um träges *Treibenlassen*, wobei die „frei" erwählten Volksvertreter lustig, wie Wasserhühner, auf den Wogen zu tanzen pflegen. Daß so etwas nur zu leicht in die Irre führt, ist selbstverständlich.

Alles das sind ja Binsenwahrheiten; aber daß man sie heutzutage überhaupt aussprechen muß, ist wohl das betrübendste Zeichen der Zeit, das traurigste Armutszeugnis für den jetzt herrschenden „Zeitgeist"[1]).

Die Personenfrage[2]) ist also für die Völkerführung die wichtigste, die es überhaupt gibt, und zwar gilt das für jeden Zeitpunkt, um so mehr aber natürlich für solche Augenblicke, wo sich das Schicksal des Volkes für jede absehbare Zukunft entscheiden soll. Glücklich das Volk, das diese Frage gar nicht zu stellen braucht, das gar nicht auf den Gedanken kommt, sie zu stellen, weil es mit der seit langer Zeit gewohnten Führung gut oder doch so gut gefahren ist, wie es den Umständen nach möglich war. Unglücklich das Volk, das seine obersten Führer oft wechseln muß, das in kurzen Fristen vor die allerwichtigste Wahl und allerpeinlichste Qual gestellt wird.

Gemildert wird in solchen Fällen das Unglück, wenn der Personenkreis der Wähler und der zu Wählenden verhältnismäßig eng sein kann, weil das Volk einer bestimmten, aus seinem eigenen Blute durch natürliche Entwicklung hervorgegangenen Familie oder Gesellschaftsschicht die oberste Führung und die Ergänzung des dazu erforderlichen besonderen Personenkreises im Todes-, Krankheits- oder Unwürdigkeitsfalle vertrauensvoll überlassen darf. Ein solches Vertrauen will natürlich in langen Jahren durch glückliche, zufriedenstellende Führung erworben sein.

Verschärft dagegen wird in solchen Fällen das Unglück, wenn zur Auswahl der obersten Führer das ganze Volk in Bewegung gesetzt werden muß, sei es, weil es keine vertrauenswürdige Oberschicht mehr gibt, sei es, weil eine bestimmte, noch nicht herrschende Schicht nur auf diese Weise zur Herrschaft kommen und ihre der weit überwiegenden Mehrheit des Volkes schädliche Politik durchsetzen zu können hofft. In diesem Falle kann also der Personenkreis Millionen umfassen, und dabei können auch Leutchen in Vorschlag kommen, von denen das Volk nur weiß, daß sie glänzende Reden halten und noch glänzendere Versprechungen machen können. Damit ist aber dem *ganzen* Gemeinwesen auf die denkbar schlechteste Weise

[1]) Wie weit sich Träger des jetzigen Zeitgeistes selbst von der *Erkenntnis* des Wesens wahrer, echter Staatskunst entfernen konnten, zeigte besonders deutlich jener Herr Dr. Riezler mit seinen „Grundzügen der Weltpolitik", denen er bekanntlich seinen überraschend schnellen Aufstieg in unserem A. A. verdankte. Sein Schluß der Schlüsse gipfelt in folgender seltsamer Weisheit: „In unserer Zeit gehört der dauernde Erfolg *nicht mehr der einzelnen kühnen Tat*, auch *nicht mehr dem Genius des einzelnen Staatsmannes*, sondern der stillen, Kleines auf Kleines häufenden Arbeit der Millionen. Letzten Endes entscheidet der Durchschnitt." Daraus würde also folgen: man lasse sich vom Durchschnitt treiben, denn dieser entscheidet ja doch zuletzt.

[2]) Vergl. Novemberheft 1917: „Die Personenfrage in der Staatskunst".

gedient. Die besten Worte großer Feldherren und Staatsmänner waren bisher noch immer — Taten, Heldentaten.

Aus alledem vermag man sich ungefähr vorzustellen, wie weit die heutigen europäischen Völker von den gesunden, natürlichen Zuständen hinsichtlich der obersten Führung und deren Ergänzung abgekommen sind. Solche unglücklichen Zustände können eintreten, wenn die bislang zur Führung bestimmte Kulturschicht eines Volkes aus irgendwelchen Gründen nicht mehr das Vertrauen des Volkes hat, weil sie entweder tatsächlich unwürdig, entartet ist, oder dem Volke von fremden, schleichenden Eroberern verleumderischerweise als solche hingestellt worden ist. Der erste Fall tritt gewöhnlich ein, wenn die führende Kulturschicht, die ursprünglich als fremde, kriegerische Eroberer von höherer, edlerer Rasse ins Land gekommen war, nicht die Möglichkeit gehabt hat, die durch Überkultur verbrauchten oder sonstwie abgestorbenen Elemente von unten herauf ebenbürtig zu ersetzen, sich also darum immer mehr verschlechtern mußte. In diesem Falle ist dem Volke, wenn es seinen bisherigen Macht- und Kulturstand behaupten bezw. wieder herstellen will, nur durch neue kriegerische Eroberer von derselben Rasse, wie die ersten Kulturbringer waren, zu helfen.

Treffen alle diese Voraussetzungen aber nicht zu, besteht ein mächtiges Kulturvolk von oben bis unten aus ungefähr denselben Rassenelementen, nur in verschiedener Entwicklungs- und Bildungshöhe, dann können die entarteten oder sonstwie sich verbraucht habenden und abgestorbenen Elemente von unten herauf immer wieder ungefähr gleichwertig ergänzt werden. Die leer gewordenen oder von den entarteten Inhabern nicht mehr zu haltenden Plätze werden dann eben im natürlichen Entwicklungsgange von neu heraufgekommenen Elementen einfach ersetzt, und die führende Schicht bleibt im ganzen trotz alles Abganges führungstüchtig und vertrauenswürdig. So kann es jedenfalls geschehen, wenn keine übeln fremden Einflüsse wirksam sind und auch sonst die natürliche Entwicklung nicht unnatürlich gehemmt oder überstürzt wird.

In der Tat zeigt denn auch die geschichtliche und rassenbiologische Betrachtung der europäischen Hauptkulturvölker, daß zwar in Frankreich, Italien, Spanien, ja selbst in England und Rußland die führende, in früherer Zeit als kriegerische — nicht schleichende — Eroberer eingedrungene Kulturschicht, die diese Länder und Völker groß und mächtig gemacht hat, im Laufe der Jahrhunderte zwar nicht völlig, aber doch schon in recht bedenklichem Maße verbraucht und abgestorben ist, daß aber von Deutschland, Schweden, Norwegen, Dänemark das nicht behauptet werden kann, weil diese Länder in allen Schichten ungefähr von derselben Rasse bewohnt werden. Wenn also hier das Vertrauen zwischen Volk und führender Kulturschicht (Adel, Geistlichkeit und höherem Bürgertum) erschüttert worden ist, so kann das nur von fremden, schleichenden Eroberern zu dem

Zwecke geschehen sein, sich selbst an die Stelle der einheimischen führenden Schicht zu setzen.

Nahezu völlig gelungen ist das den fremden Eroberern aus den vorher angegebenen Ursachen in den westlichen europäischen Ländern, namentlich Frankreich. Und Rußland, das in dieser Beziehung vor dem Kriege am meisten zurückstand, scheint jetzt, nach Beseitigung des Zarismus, sogar Frankreich darin noch übertreffen zu wollen. Bei uns in Deutschland und den übrigen germanischen Ländern ist man erst auf dem Wege dahin; das Ziel ist hier, wenigstens auf politischem Gebiete, noch nicht in demselben Maße erreicht. Aber es wird auch hier auf dem anderswo so bewährten Wege der fortschreitenden Demokratisierung und Parlamentarisierung erreicht werden, falls nicht noch in letzter Stunde, und die scheint jetzt gekommen zu sein, ein energisches Halt geboten und das Vertrauen zur führenden Kulturschicht wieder hergestellt wird. Dazu ist aber erforderlich, daß mit der gründlichen Aufklärung des Volkes und der teilweise leider ebenfalls schon umgarnten obersten Machthaber endlich in großzügigem Maße, mit großzügigen Mitteln begonnen wird.

Es ist leider nicht zu leugnen, daß die führende Kulturschicht bei uns und noch mehr bei den übrigen germanischen Völkern großenteils selbst die Schuld an dem Verluste des völkischen Vertrauens trägt. Sie hat sich um das eigene Volk nicht in dem Maße besorgt gezeigt, wie es angesichts der drohenden Gefahren ihre heilige Ehrenpflicht gewesen wäre. Sie hat über der Wahrung der Familien-, Standes- und Parteiinteressen vielfach die Wahrung der völkischen Belange vernachlässigt. Das hat sich schon bitter gerächt und wird sich noch bitterer rächen, wenn in dieser Beziehung nicht endlich ein Umschwung erfolgt. Insbesondere scheint bei uns ein Teil des Hochadels das eigene Volk völlig vergessen und sich schon ganz in ein internationales Standesbewußtsein eingelebt zu haben. Rühmliche Ausnahmen sollen freilich auch hier voll anerkannt werden, und wir wollen auch den übrigen die Pflichtvergessenheit nicht nachtragen, wenn sie sich künftig zum eigenen Volke, auf das stolz zu sein, sie nach diesem Kriege mehr als jemals Grund haben, wieder mutig und tatkräftig bekennen. Wenn in Frankreich, England und anderswo das gesamte Volk stark nationalbewußt ist, dann ist es deshalb, weil hier die gesamte Oberschicht von jeher stark nationalbewußt war. Umgekehrt ist unser Volk am wenigsten von allen Völkern völkisch gesinnt, weil ein wichtiger Teil seiner Oberschicht von jeher unvölkisch gesinnt war. Auf die führende Oberschicht kommt eben auch in dieser Beziehung alles an. Von unseren Monarchen, die den eigenen Völkern und dem großen Gesamtvolke seit der Gründung des Reiches ausnahmslos treu geblieben sind, haben wir in dieser Beziehung nur zu beklagen, daß sie ihre eigenen Machtinteressen aus falscher Popularitätssucht nicht immer kräftig genug gewahrt haben, besonders aber, daß sie den feindlichen Fremden und jenem internationalen Hochadel gegenüber

viel zu nachsichtig gewesen sind, daß sie solche Elemente nicht mit derselben Verachtung gestraft haben, die das selbstbewußte Volk ihnen mit Recht entgegenschleudert. Die Verachtung der regierenden Fürsten würden diese Volks- und Vaterlandsvergessenen doch vielleicht weniger leicht ertragen, als die des Volkes.

In dieser Beziehung wird die Zeit nach dem Kriege ja wohl die Luft gründlich reinigen, soweit es nicht schon geschehen ist. Freilich: ganz so vertrauens- und hingebungsvoll, wie das Verhältnis zwischen den Führenden und Geführten bei den germanischen Völkerschaften vor zwei und mehr Jahrtausenden beiderseits gewesen ist, wird es wohl kaum jemals wieder werden. In dieser Hinsicht ist eben während der letzten zwei Jahrtausende, und zwar ebenfalls durch fremde Eroberer friedlicher Art, zu viel Fremdes hineingekommen. Indessen — darüber wollen wir jetzt den Mantel der christlichen Liebe decken, was um so eher möglich ist, als die damals hineingetragenen Schäden später, im Laufe der geschichtlichen Eigenentwicklung, von selbst wieder größtenteils ausgemerzt und die germanische Seele ja auch durch manche guten Eigenschaften inzwischen bereichert wurde. Eine Art von „Bilanz" zwischen Nutzen und Schaden wollen wir darum in bezug auf diese fremde Einfuhr jetzt nicht aufstellen. Jetzt handelt es sich um die weit schlimmeren, ja lebensgefährlichen Schädigungen, die von fremden Eroberern anderer, nämlich schleichender, hinterlistiger, verbrecherischer Art herrühren und die in der Jetztzeit auch schon bei uns eine geradezu grauenerregende Ausdehnung erreicht haben.

Die allerersten Anfänge dieser Art von Eroberung lassen sich der Zeit nach wohl kaum einwandfrei feststellen. Wie schon im letzten Februarheft angedeutet, gehen sie zum mindesten in England aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Phönizier, Karthager und andere uralte Räuber- und Raubhändlervölker sogenannter semitischer (wohl überwiegend mediterraner) Rasse zurück. Vielleicht gehörten auch die uralten Agrarvölker, die vor den spätern nomadischen Eindringlingen Syrien und Palästina bewohnten, schon zu den ersten Opfern dieser Art von Eroberung und Ausbeutung. Geschichtliche Wahrheit und legendäre Dichtung zum Zwecke der Suggestion scheinen sich in den bekannten biblischen Überlieferungen über diese Vorgänge so unentwirrbar vermischt zu haben, daß darüber wohl schwerlich jemals einwandfreie Kenntnis erlangt werden wird. Vielleicht geht der in vieler Beziehung so widerspruchsvolle Charakter auch der heutigen Juden auf die schon damals vollzogene Durcheinandermengung von zweierlei in ihren Instinkten völlig entgegengesetzt gearteten Rassen und Völkern zurück. Anders ist jedenfalls das schroffe Nebeneinander von höchster Sittlichkeit und tiefster Unsittlichkeit, dem man auch im heutigen jüdischen Charakter gelegentlich begegnet, nicht zu erklären. Daraus ergibt sich zugleich die furchtbare Lehre: *Aus Verdorbenen werden, soweit sie nicht zugrunde gehen, Verderber.* „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie, fortzeugend, Böses muß gebären." (Schiller.)

Den weiteren Verlauf dieser geschichtlichen Entwicklung, die unter Vermittelung der Römer nach zeitweilig gesunden Unterbrechungen durch ein wahres — nicht falsches — Christentum allmählich sämtliche europäischen Völker in ihren Ansteckungsbereich brachte, wollen wir hier nicht verfolgen. Zwei für die hier in Rede stehende Art von Eroberung wichtige Hauptstationen waren dabei die englische und die etwa ein Jahrhundert darauf folgende große französische Revolution von 1789. Diese kommen für uns Deutsche und die Skandinavier wohl als die Hauptherde der Ansteckung und Verderbnis in Betracht. Frühere Einschliche der Krankheitsträger, die bekanntlich im Mittelalter — das darum als das „finstere" verleumdet wird — zu grausamen Verfolgungen und massenhaften Ausweisungen aus dem Reiche führten, sind offenbar vorangegangen; sie sollen uns aber hier nicht beschäftigen, denn die Gegenwart brennt uns zu sehr auf die Haut, als daß wir dabei noch groß an die Vergangenheit, für die bekanntlich kein Jude was gibt, denken könnten.

Der neuere Einschlich in unser geistig-sittliches, wirtschaftliches, soziales, politisches Leben beginnt wohl mit der sogenannten „Aufklärungszeit" in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, die besonders durch Moses Mendelssohn, Herz, Itzig (später Hitzig) und andere Hauptträger des damaligen „Zeitgeistes" gekennzeichnet ist. Die fremden Einschleicher benutzen dabei, wie immer und überall, so auch bei uns diesmal wieder geschickt die schwachen Seiten und unbewachten Augenblicke unseres Volkes, namentlich seiner damaligen Kulturschicht. Der genannte Zeitabschnitt war für die hinterlistige Beschleichung ganz besonders günstig. Die sogenannte „Wertherzeit" mit ihrem Sturm und Drang, aber auch ihrer weichlichen, weibischen Gemütsstimmung war so recht dazu angetan, einer ungesunden Sentimentalität und verstiegenen Schwärmerei auf allen Gebieten, auch dem politischen, die Wege zu ebnen. Man nannte das bekanntlich „Humanität". Von eigentlich politischen oder gar machtpolitischen Instinkten und Ansichten war damals in unserer Kulturschicht — abgesehen etwa von einem Teile des preußischen und österreichischen Adels — noch keine Spur anzutreffen. Die Kleinstaaterei hatte jedes gesamtvölkische und großstaatliche Gefühl nicht aufkommen lassen, ja von Amts wegen geradezu unterdrückt und so einem beschränkten Kirchtumsgesichtskreise einerseits und einem unklaren kosmopolitischen Wolkenkuckucksstandpunkte andererseits Vorschub geleistet. Während andere große Völker schon damals zu kräftigem nationalen Leben und starkem Selbstgefühl erwacht waren, hielt bei uns ein Lessing den Patriotismus für „Beschränktheit", und selbst der so entschieden aristokratisch und vaterländisch veranlagte Schiller[1]) sang damals: „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt."

[1]) Goethe scheint in dieser Beziehung sich niemals so weit von der gesunden Natur und wahren Kultur entfernt zu haben. Das gilt namentlich für das in dieser Hinsicht entscheidende Verhältnis zum Judentum. In einem Gespräche mit dem Kanzler

Unter solchen Umständen war es denn einem Lessing nur zu leicht, sich für das Judentum als Anwalt literarisch erfolgreich ins Zeug zu legen. Adolf Bartels zeigt in einem sehr lesenswerten und später hier noch besonders zu würdigenden Buche: „Lessing und die Juden“ (C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung, Dresden und Leipzig 1918), in wie hanebüchen absichtlicher (tendenziöser) Weise dieser weit überschätzte, mit Goethe und Schiller in eine Linie gestellte Schriftsteller die Juden auf Kosten der Deutschen herauszustreichen versucht hat. Lessing ist dieser, für sich und seinen Ruhm sehr vorteilhaften, für das deutsche Volk aber um so nachteiligeren Anwaltschaft bekanntlich sein Leben lang treu geblieben. Sein „Nathan der Weise“ hat überall, namentlich in den harmlosen Gemütern der unerfahrenen Jugend — das sogenannte „dramatische Gedicht“ wird merkwürdigerweise auch in Schulen gelesen und erklärt — viel Unheil angerichtet und sehr wesentlich dazu beigetragen, ganz falsche, durch keinerlei Sachkenntnis getrübte Vorstellungen über das Judentum, die Völker und die völkischen Religionen zu verbreiten. Das Machwerk strotzt geradezu von chemisch reinem, wurzellosem, völlig in der Luft hängendem Intellektualismus, über den später noch genaueres zu sagen sein wird.

Es ist ja so leicht, den religiösen Dogmen und Geheimnissen mit dem reinen Verstande, für den sie gar nicht geschaffen wurden, beizukommen. Dem wahren Sachkenner muß es aber lächerlich erscheinen, von den Volksreligionen überhaupt zu fordern, daß sie vor dem reinen Verstande und noch dazu dem kritischesten, subtilsten bestehen können. Das ist geradeso, als wenn man von einem lebendigen Organismus verlangen wollte, daß er Knochen, Muskeln, Nerven von Stahl und anstatt des Blutes Benzin in den Adern haben müsse. Den reinen Verstand subtilster Art vollkommen zu befriedigen vermag nicht einmal ein philosophisches System, geschweige denn eine Volksreligion, welche auf lebendige Anschaulichkeit und auf das kindliche Gemüt des niederen Volkes Rücksicht nehmen muß. Daß auch die Dogmen einer solchen Religion natürlich mit der Zeit einigermaßen fortschreiten müssen, versteht sich von selbst; aber sich so zum bloßen Moralsystem abflachen, wie das ein Lessing und seine intellektualistischen Nachbeter anscheinend wollen, dürfen sie nicht, wenn sie überhaupt wirken sollen. Das Sinnbildliche ist eben nicht das abgezogen Begriffliche. Man kann wohl auch in bezug auf einen lebendigen Organismus bisweilen von stählernen Knochen, Nerven, Muskeln sprechen, aber man darf das nicht genau untersuchen wollen. Das Sinnbildliche und das abgezogen Begriffliche sind eben zwei ganz verschiedene Denk- und Betrachtungsweisen, die man niemals, auch nicht in verwickelten Fällen, durcheinanderwerfen darf. Das können nur Stümper im Denken und solche, denen das letzte,

---

Müller soll er geäußert haben, es sei eine „Schweinerei“, wenn ein Deutscher und noch dazu ein adeliger, eine Jüdin heirate. Auch „das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“ spricht hinsichtlich seiner richtigen Kenntnis von den Juden Bände.

von ihren Schöpfern diplomatisch für sich behaltene Geheimnis der Weltreligionen — jener Schöpfungen, in denen die Lebenskunst der so verschieden gearteten Völker und Rassen ihren mehr oder weniger wirkungsvollen Ausdruck gefunden hat — niemals, auch im späteren Alter nicht, offenbar geworden ist. „Nathan der Weise" ist so recht ein Schulbeispiel für rein intellektualistisches, vom natürlichen und völkischen Untergrunde losgelöstes, nicht intuitives Denken und Dichten: das Gegenteil jedes echt künstlerischen Schaffens. Noch niemals, abgesehen etwa von dem gleichfalls Lessingschen Lustspiel: „Die Juden", sind die völkischen Charaktere, ja ist überhaupt die menschliche Natur in einem Theaterstück so haarsträubend vergewaltigt worden, wie es hier durch einen „Theaterkritiker" selber hat geschehen können.

Über den „Intellektualismus" ist für den Unkundigen hier noch einiges zu sagen. Der Unterschied zwischen diesem blassen, leblosen Schemen und seinem vollblütigen, willensmächtigen, mit der Wirklichkeit fest verwurzelten Gegenstück, das zurzeit noch keinen besonderen Namen hat — Voluntarismus trifft die Sache nicht ganz — läßt sich wohl am besten an dem Unterschiede klar machen, der zwischen einem willkürlich zusammengestellten algebraischen Ausdrucke und einem aus der konkreten Wirklichkeit selbst geschöpften rechnerischen Ansatze besteht. In jenem algebraischen Ausdrucke ist als Grundlage der Rechnung nichts als die reine, abstrakte, wesenlose Größeneinheit angenommen, während diesem Ansatze ganz bestimmte Einheiten geometrischer, mechanischer, physikalischer Natur (Meter, Masse, Sekunde, Volt, Ohm usw.) zugrunde liegen. Auf jene rein algebraische Weise kann man alles Mögliche und Unmögliche voraussetzen, zusammenstellen und mathematisch einwandfrei (exakt) errechnen; nur hat das alles, so „verständig" es scheint, mit der Wirklichkeit nichts zu tun. So ungefähr verhält es sich auch mit dem reinen Intellektualismus. Man konstruiert hiernach die Einzelmenschen, die staatlichen und volklichen Einrichtungen wie mathematische bezw. mechanische Gebilde, behandelt die auf diese Weise vergewaltigte Natur, wenn sie sich wehrt, wie Prokrustes seine Opfer, oder schließt — das ist noch der weniger schlimme Fall — von sich auf andere, von seiner absonderlichen Einzelperson auf ganze Völker und Rassen. Nun kann man ja schließlich jedem sein papiernes Privatvergnügen in dieser Beziehung lassen; wenn sich aber Volksvertreter (Naumann, Scheidemann, Haußmann) oder gar Staatsmänner (Bethmann, Kühlmann, Lichnowsky) in solcher Weise betätigen wollen, dann hört der Spaß auf, dann kann blutiger Ernst daraus werden. Das hat sich ja gerade in der letzten Zeit bei uns und anderswo in so überaus unheilvoller Weise gezeigt.

Es verdient noch besonders bemerkt zu werden, daß die Geburtsstunde dieses Intellektualismus, aus dem später noch die damit zusammenhängende mechanistische bezw. übertrieben materialistische Weltanschauung erwuchs, in jene Zeit der „Aufklärung" und des verschwommenen „Humanis-

mus" fällt. Lessing und das von ihm auf den Schild gehobene emanzipierte Judentum haben an der Entbindung und Unterschiebung dieses fremden Wechselbalges ihre großen „Verdienste". Damals freilich war mit diesem Schwindel erst wenig zu machen. Auf den dreißigjährigen Krieg, dessen Nachwehen unser Volk damals kaum im gröbsten überwunden hatte, war eine stark religiöse Epoche gefolgt, und diese wirkte, wenigstens in den breiten Schichten des Volkes, auch zur Wertherzeit noch nach. Das Unkraut des Intellektualismus und der mechanistischen bezw. übertrieben materialistischen Weltanschauung fing erst mit der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bei uns in Deutschland so recht zu wuchern an.

Aus diesem damals geborenen und unserem Volke unterschobenen fremden Wechselbalge entquollen wie aus einer Art von Pandorabüchse fast alle die Übel, an denen das heutige Geschlecht auf sozialem, politischem und allgemein kulturellem Gebiete krankt. Der Kosmopolitismus und Pazifismus machten sich schon damals bemerkbar; sie waren aber rein geistiger Art und im Vergleich mit dem heutigen (alljüdischen) Internationalismus und Pazifismus, die beide, wie in diesen Blättern wiederholt gezeigt, einen machtpolitischen Pferdefuß haben, noch recht harmlos. Dieser rein geistige Kosmopolitismus hat ja auch, wenigstens in Preußen, nicht das Aufglühen und Entflammen jener starken vaterländischen Begeisterung, die zu den Befreiungskriegen drängte, zu hindern vermocht. Gefährlich wurde dieser damals gelegte Keim übernationaler, überstaatlicher, „menschheitlicher" Gesinnung für unser Volk erst später, als er sich mit dem Liberalismus verband und zur Sozialdemokratie auswuchs, was selbstverständlich wieder das „Verdienst" emanzipierter Juden war.

Der ebenfalls aus dem flachen Intellektualismus hervorgegangene Liberalismus ist bekanntlich für unser ganzes politisches Leben außerordentlich bedeutungsvoll geworden, indem er positiv wie negativ, aktiv wie reaktiv zum Vater unseres heutigen, so unseligen, verderblichen Parteiwesens wurde. Es soll nicht geleugnet werden, daß er auch einen guten Kern in sich getragen hat. Dieser ist noch heute auf der rechten Seite des Nationalliberalismus bemerkbar und hat nicht wenig zur spätern Einigung der deutschen Stämme beigetragen. Weit stärker jedoch als seine einigende ist seine zersetzende Kraft geworden, indem das Judentum darin sehr früh den Nachschlüssel erkannte, mit welchem die ihm bis dahin verschlossenen Schränke und Fächer der deutschen Kultur für sich zu öffnen und auszurauben waren. Noch heute ist es ja vor allem der jüdische Linksliberalismus und seine Nachfrucht, die Sozialdemokratie, die — jetzt nicht mehr so schüchtern wie anfangs — die Forderung stellen: „Freie Bahn dem Tüchtigen". Was man damit in Wahrheit meint, ist hier oft gezeigt worden. An Stelle der einheimischen, deutsch bestimmten Oberschicht soll eben nach und nach eine fremde oder international bestimmte treten.

Überall also, wo man dem Ursprunge unserer heutigen politischen, sozialen, wirtschaftlichen und geistig-sittlichen Nöte nachforscht, kann als Wegweiser das Leitwort dienen, unter dem in den achtziger Jahren eine völkische Zeitung in Frankreich ging: „Cherchez le juif“. Man kommt dann sicher auf die richtige Spur. Am harmlosen Anfange stößt man dabei auf die buckelige, halb Lachen, halb Mitleid erregende Zwerggestalt des Moses Mendelsohn, an einer schon bedenklich weit „fortgeschrittenen“ Station auf die Lasal, Marx, Rheinsdorff[1]), Singer, die Dernburgs, Cohn, Haase und Genossen. Auch am Endziele der absoluten Macht und Herrschaft wird, wie in England der Kanzler Disraeli, so auch bei uns ein Jude oder Judenknecht stehen, wenn nicht inzwischen eine ganz andere Auffassung über das Wesen des Alljudentums in unserem Volke, bei unseren Regierungen und namentlich bei unseren regierenden Fürsten Platz greift.

Es war, wie vorher gezeigt, ein schwacher, unklarer, unbewachter Augenblick in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Volkes, der das Heranschleichen ermöglicht hat. Jetzt haben die fremden Eroberer schon recht festen Fuß gefaßt. Jetzt sagen sie mit zynischer Frechheit schon selbst, daß sie unser „gesamtes geistiges Inventar“ in „Verwaltung“ genommen haben[2]). Und gerade dasjenige, was am meisten einen spezifisch rassischen oder doch völkischen Charakter tragen sollte, wie die schöne Literatur und Kunst, haben sie am festesten in die Hand genommen, gerade als ob sie wüßten, daß von hier aus, wo sie hineingekommen sind, sie auch am sichersten wieder hinausgeworfen werden könnten; denn

„'s ist ein Gesetz der Teufel und Gespenster:
Wo sie hineingeschlüpft, da müssen sie hinaus.“

Man könnte meinen, die Juden wären in unsere schöne Literatur und Kunst deshalb am weitesten von allen Gebieten eingedrungen, weil

---

[1]) Der Anstifter des Mordversuchs auf die Fürsten am Niederwalddenkmal und Lehrer Hödels.

[2]) Moritz Goldstein sagte im Kunstwart 1912, „Deutschjüdischer Parnaß“: „Auf allen Posten, von denen man sie nicht gewaltsam fernhält, stehen plötzlich Juden; die Aufgaben der Deutschen haben die Juden zu ihrer eigenen Aufgabe gemacht; immer mehr gewinnt es den Anschein, als sollte das deutsche Kulturleben in jüdische Hände übergehen. Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines Volkes, das uns die Berechtigung und die Fähigkeit dazu abspricht. ... Niemand bezweifelt im Ernst die Macht, die die Juden in der Presse besitzen. Namentlich die Kritik ist, wenigstens in den Hauptstädten und ihren einflußreichsten Zeitungen, im Begriff, geradezu jüdisches Monopol zu werden. Ebenso bekannt ist das Vorherrschen des jüdischen Elements im Theater; fast sämtliche Berliner Theaterdirektoren sind Juden, ein großer und vielleicht der größte Teil der Schauspieler desgleichen. -- Eine ganz neue Erscheinung ist, daß auch die deutsche Literaturwissenschaft im Begriff scheint, in jüdische Hände überzugehen. ... Wie viele Juden es endlich unter den ‚deutschen Dichtern‘ gibt, weiß so mancher Hüter deutscher Kunst zu seinem Zorn. ...“ Vergl. Semikürschner II, 262. Verlag von Roltsch, Untergraben 9, in Weimar.

sie hier am frühesten angefangen und den geringsten Widerstand gefunden hätten. Das ist freilich richtig. Andererseits scheinen die schleichenden Eroberer aber auch zu wissen, daß seit Heine und Börne von dieser Front sehr viel abhängt. In der Tat: die Literatur und die schönen Künste sind neben der Religion der feinste (sublimste) Ausdruck des geistig-sittlichen Lebens eines Volkes, wobei das Wort „Sitte" im weitesten, also nicht nur im ethischen, sondern auch im ästhetischen Sinne (der Geschmacksrichtung auf allen Gebieten des privaten und öffentlichen Lebens) zu verstehen ist. Die schöne Literatur und Kunst übertreffen in dieser Beziehung unter Umständen sogar noch die Religion, falls diese nicht eine wahrhafte Volksreligion in jedem, namentlich auch im rassischen Sinne ist. Das ist oder war freilich bei der jüdischen wie bei allen uralten Religionen der Fall. Nicht nur das geistige und sittliche, sogar das soziale, politische, wirtschaftliche Leben war damals in der Religion fest verankert, und darum übertraf diese hier an persönlich und völkisch kulturschöpferischer Kraft sogar noch die schöne Literatur und Kunst, die beide damals von der Religion völlig abhängig waren.

In die Religion der europäischen Völker konnten die Juden, abgesehen von England, allerdings nicht zuerst eindringen, weil hier der Widerstand anfangs wegen der allzu schroffen Gegensätzlichkeit und der festen kirchlichen Organisation zu stark war. Eben darum mußten sie bei uns und in Frankreich mit der schönen Literatur und Kunst den Anfang machen. In Frankreich hat man mit der jüdisch-dekadenten Verseuchung der schönen Literatur und Kunst besonders in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mit dem „Naturalismus" (in Wahrheit Denaturalismus) des Halbjuden Zola und dem L'art-pour-l'art-Rummel eingesetzt, ist dann aber auch schnell und vollständig ans Ziel gekommen. Man hat dann von hier aus bekanntlich auch auf Deutschland, Rußland und die skandinavischen Länder in diesem angeblich französischen, in Wahrheit jüdisch-dekadenten Sinne, leider nicht ohne reichen Erfolg, einzuwirken versucht.

Für diese Länder war und ist also die schöne Literatur und Kunst den schleichenden Eroberern besonders wichtig. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß sie nicht versucht hätten, auf Umwegen auch in den Geist der christliche Religion einzudringen, sie zu schwächen oder für ihre Zwecke zu verfälschen. In England und anderen protestantischen Ländern ist ihnen das schon in hohem Grade gelungen. Das englische und anglo-amerikanische Christentum unterscheidet sich, worauf schon im Februarheft zwischen den Zeilen angespielt wurde, kaum noch vom Judentum. Bei uns in Deutschland war ein Eindringen und Verfälschen allerdings am wenigsten möglich, weil hier das Christentum in allen kirchlichen Organisationen von jeher sehr ernst, für die feindliche Umwelt oft allzu ernst genommen wurde. Vielleicht soll hier der sogenannte „Monismus", für den sich ja die religiös scheinbar abtrünnigen Juden so sehr ins Zeug legen, die Waffe werden, mit der sie unserer überlieferten Volksreligion

(nicht der ihrigen) den Todesstoß zu geben hoffen. Das ist für sie jedoch eine spätere Sorge, da die (von ihnen ja ebenfalls stark begünstigte) mechanistische bezw. übertrieben materialistische Weltanschauung bis auf weiteres ihre Geschäfte in dieser Hinsicht besorgt.

Ihr Hauptangriffsfeld bleibt also bei uns und den Skandinaviern die schöne Literatur und Kunst. Hier war und ist auch der Widerstand für die schleichenden Eroberer am geringsten, weil man hier nicht nur von gesellschaftlicher und kirchlicher, sondern selbst von staatlicher Seite diese Dinge vielfach für müßige „Spielerei" hält, die neben den „ernsthaften" Angelegenheiten wirtschaftlicher, sozialer, politischer Art kaum in Betracht zu ziehen seien.

Das ist ein verhängnisvoller Irrtum. Es gibt hinsichtlich der Gefährdung der Zukunft unserer Gesellschaft, unseres Staates, unserer Kirchen, unseres gesamten Volkes gar nichts Ernsthafteres, Bedrohlicheres, als das Eindringen der körperlich wie geistig-sittlich dekadenten[1]) Juden in unsere Literatur und Kunst. Aus Verdorbenen müssen eben, wie schon vorher gesagt, Verderber werden. Das ist eine naturgesetzliche Notwendigkeit. Würde dagegen der feinste (sublimste) Ausdruck unseres geistig-sittlichen Lebens wieder deutsch, wahrhaft deutsch, dann würde es ganz von selbst auch unser wirtschaftliches, soziales, politisches Leben. Die Volksinstinkte würden dann von ihrer künstlich herbeigeführten „dekadenten Perversität" — ich übersetze diese leicht übersetzbaren Fremdwörter absichtlich nicht — wieder richtig gestellt, wieder mit unserer natürlichen und kulturellen Eigenart, mit unseren gegenwärtigen und zukünftigen Lebensinteressen, ja mit unserer künftigen Lebensmöglichkeit überhaupt in Einklang gebracht. Auch das ist ein Naturgesetz. Die Geheilten werden Heilbringer.

Es ist also nicht etwa nur ein gelegentlicher Scherz, sondern wirklich und wahrhaftig so gemeint, wie ich schon sagte: „Wo sie hineingeschlüpft, da müssen sie hinaus."

Von hier aus, unter jüdischer „Verwaltung", ist ja auch durch anrüchige Gedichte, Theaterstücke, Romane, Novellen, perverse Bildwerke, laszive Musik, „populäre" Vorträge (durch die liberalen „Bildungsvereine"), alljüdisch gerichtete Zeitungen, Zeitschriften, sogenannte „wissenschaftliche" Bücher usw. usw. jene verderbliche Suggestion ausgegangen, die allmählich unser ganzes religiöses, geistiges, sittliches, wirtschaftliches, soziales, politisches Leben geschwächt, verseucht und so dem Alljudentum zur Ausbeutung in

---

[1]) Die orthodox gebliebenen Juden sind in dieser Beziehung vielleicht weniger gefährlich, weil sie noch zu sehr an ihrem überlieferten Volkstume hängen und darum weniger Neigung zeigen, sich in ein anderes Volkstum literarisch einzuschleichen. Sie lassen dieses, wie in Rußland, nur wirtschaftlich ausbluten, was freilich zuletzt auch auf den geistig-sittlichen Tod hinausläuft.

die Hände „gespielt" hat. Das ist der Erfolg jener als „Spielerei" angesehenen Dinge.

Hier und gerade hier zuerst muß wieder reine Bahn für die künftige Entwicklung unseres Volkes geschaffen werden. Nur so kann wieder Aufschwung an die Stelle der Dekadenz, Wahrheit und Schönheit an die Stelle von Lüge und Häßlichkeit treten, kann in unserem privaten und öffentlichen Leben wieder Reinlichkeit und Anstand, so wie es in den besseren und besten Zeiten unseres Volkes immer gewesen ist, zu Ehren kommen. Und wenn irgendeine Zeit dafür günstig gewesen ist, dann ist es die Zeit des größten und furchtbarsten aller Kriege, eines Krieges, von dem wir ja wissen, daß er mit guten Gründen als — die Krisis des Intellektualismus[1]), der Mechanisierung und des Materialismus aufgefaßt werden kann.

Dieser Krieg ist also, wie jener dreißigjährige von 1618—48, ein Weltanschauungskrieg, ja ein Religionskrieg geworden, so sehr auch die treibenden Kräfte ursprünglich rein wirtschaftlicher Art gewesen sein mögen. Die ungeheuere Ausdehnung und Erbitterung, die er erreicht, der ganz und gar unvorhergesehene, andersartige Verlauf, den er genommen, der höchste Einsatz aller materiellen, geistigen, sittlichen Kräfte, den er gefordert hat, haben ihn nach und nach dazu gemacht. Man wird ihn vielleicht in späterer Zeit als das bedeutungsvollste, folgenschwerste Ereignis der ganzen bisherigen Menschengeschichte ansehen. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß spätere Geschlechter ihn den „Judenkrieg"[2]) nennen werden; denn der Krieg dreht sich ja im letzten, tiefsten Grunde darum, ob die heldische, oder die händlerische, die alldeutsche, oder die allbritische bezw. alljüdische Weltanschauung und Lebensauffassung in der Welt künftig die herrschende sein soll.

Freilich ist das nicht in dem Sinne zu verstehen, daß auf der einen Seite nur Helden, auf der anderen ausschließlich Händler kämpften. Auf beiden Seiten, nur in verschiedenen Hundertsätzen, stehen sich Helden und Händler, innerhalb wie außerhalb der Grenzen, gegenüber; aber, wie der heldisch gesinnte Teil der Franzosen im tiefsten Grunde nur noch für die Engländer kämpft, so kämpft der heldisch gesinnte Teil der Engländer im Grunde nur für die in seinem Lande schon seit

[1]) Vergl. die schon vor dem Kriege geschriebene Schrift von Dr. Franz Haiser: „Die Krisis des Intellektualismus". Thüringische Verlagsanstalt, Hildburghausen.

[2]) Kluge Franzosen nannten schon den englischen Burenkrieg, der von den Alljuden Beit, Rothschild, Eckstein, Rhodes usw. angezettelt und durchgehalten wurde: „La guerre d'or", oder „la guerre juive". Auch sagte der Abgeordnete Beckh verständnisvoll in der Bayerischen Kammer am 29. 11. 1901: „Ich hoffe, die Zeit wird kommen, wo nicht nur die Konfessionen sich die Hände reichen, sondern auch die Völker, sobald es ihnen erst einmal zum Bewußtsein kommt, von wem sie denn eigentlich beständig gegeneinander gehetzt werden. Der Burenkrieg zeigt uns deutlich, daß es nicht die Fürsten sind, sondern ganz andere Mächte."

langer Zeit herrschende welthändlerische Lebensauffassung. Diese ist ja aber auch die Lebensauffassung der Juden, zum mindesten der Alljuden, und die Interessen beider Völker sind darum bis zu dem Punkte, wo die Alljuden den Allbriten oder umgekehrt diese jenen unbequem werden können (vergl. letztes Aprilheft S. 13—14), vollkommen gleichgerichtet[1]). Darum kämpfen ja auch, wie im vorigen Hefte gezeigt, unsere Alljuden heimlich, aber mit vollem Bewußtsein, für Englands und gegen Deutschlands notwendige Kriegsziele.

Man sieht also jetzt, welche gewaltigste, aber auch ehrenvollste Aufgabe den deutschen Siegern in Zukunft gestellt ist. Es ist keine geringere als die: sich selbst und die bessere Menschheit von jenen schleichenden Eroberern zu befreien, die sich seit Jahrtausenden an die werteschaffenden Kulturvölker hinterlistig herangemacht, sie teils zu sich herabgezogen, teils versklavt und dann, nach gehöriger Aussaugung, auf den Schindanger geworfen haben. Das erste Opfer dieser Art von Eroberung war, wie schon angedeutet, aller Wahrscheinlichkeit nach der ursprünglich in Palästina wohnhafte Wurzelstock der heutigen Juden selbst. Auch diese gilt es, soweit es noch möglich ist, von ihrem eigenen Dämon zu erretten: eine Sache, die man uns „Antisemiten" wohl am wenigsten zugetraut hat.

Darum, zur Aufklärung aller, auch gewisser hochmögender, aber schlecht unterrichteter Kreise, noch ein Wort über den vielverleumdeten „Antisemitismus".

Wir Antisemiten geistig-sittlicher Art sind nicht Feinde der Juden, weil sie Juden, und weil viele von ihnen reich, sehr reich sind. Solcher kleinliche Neid liegt uns ganz fern, trotzdem wir über die Quellen dieses Reichtums sehr genau unterrichtet sind. Habeant sibi! — Wir bekämpfen die Juden, weil sie Feinde des besseren Teiles unseres Volkes sind und dessen heldische Eigenart immer mehr durch Verhändlerung zu verderben drohen. Auf diese Eigenart sind wir stolz und darum der Ansicht, daß in diesem Sinne jeder anständige Deutsche, vom regierenden Fürsten bis zum einfachen Arbeiter, Antisemit sein muß. Wir wollen von den Juden nichts weiter, als daß sie unser Volk nicht weiter verderben und sich, wie andere gesittete Völker, ein eigenes Vaterland anschaffen sollen, um dort für sich und unter sich bleiben zu können. Wir gönnen den Juden gern ihr eigenes völkisches Leben auf eigenem vaterländischen Grunde, aber sie sollen uns das unserige lassen. Es gehört sich einfach nicht, daß ein Volk sich ohne bestimmtes Vaterland in der Welt herumtreibt, sich wie ein Vampir an die Unbewachten heranschleicht, ihnen das beste Lebensblut aussaugt und nebenbei noch alle seine körperlichen, geistigen und sittlichen Krankheiten überträgt. Nicht genug also damit, daß die

[1]) Vergl. „Berichte und Notizen".

nomadisierenden Juden ernten, wo sie nicht gesät, wohnen, wo sie nicht gebaut, genießen, wo sie nicht ehrlich gearbeitet haben: — sie verderben auch noch die seßhaften Völker, die so gutmütig waren, ihnen die Wohltat des Gastrechts zu erweisen. Das ist zu viel. Dagegen müssen sich alle besseren Völker wehren, solange sie noch einen Funken von Ehre und Widerstandskraft in sich fühlen.

Man wende nicht ein, daß man den Juden kein eigenes Vaterland gönnt. Das ist eine von den vielen Lügen, mit denen sie ihren Hang zu schleichender Eroberung und Ausbeutung zu bemänteln versuchen. Die Welt war jederzeit und ist auch heute noch groß genug, um irgendwo ein freies Land zu bieten, wo 10—12 Millionen Menschen wohnen können, wenn sie ehrlich schaffen und arbeiten wollen. Das wollte und will aber eben der größte Teil der Juden nicht. Wie wohl sie sich in der Rolle des ewigen Wanderjuden fühlen, beweist nachstehendes Gedicht:

Ahasver's fröhliches Wanderlied.

„Seht, ich bin der Wurzellose,
Kein der Umwelt Anvermählter.
Keines Heimwehtraums Narkose
Treibt das Herz mir in die Hose,
Denn ich bin ein Leidgestählter.

Meiner Seele glatte Häute
Bergen, was ich bettelnd büßte,
Doch es türmt sich meine Beute,
Und es jauchzen eure Bräute,
Mir, dem Auswurf fremder Wüste.

Treibt ihr mich von euren Schwellen,
Ich bin doch der Meistbegehrte,
Eure Neidgeschreie gellen,
Denn ich trinke eure Quellen (!)
Und ich wäge eure Werte.

Gähnend dampft ihr euren Knaster
Zu der ehrbaren Verdauung,
Doch ich bin ein kluger Taster
Und ich reize eure Laster
Zu höchst eigener Erbauung.

Also treibe ich die Spiele
Meines reifen Übermutes,
Sonderbare, sehr subtile
Letzte, auch verhüllte Ziele
Meines Asiatenblutes."

(Von Paul Mayer in der „Aktion" 1913.)

Aus dem Worte: „Leidgestählter" ersieht man übrigens, wie solche Juden auch da, wo sie bis zur Frechheit aufrichtig sind, es nicht lassen können, auf die Sentimentalität Unkundiger zu spekulieren. Mit demselben Rechte könnte sich jeder beliebige andere Schwerverbrecher, der für seine Untaten büßen mußte, einen „Leidgestählten" nennen.

Wir verkennen dabei nicht, daß einer der völkischen Grundstöcke der heutigen Juden auch einmal, vor drei oder mehr Jahrtausenden, ein Volk wie andere gut geartete Völker war. Dieser bessere (vielleicht arische?) Grundstock hatte damals, als er noch nicht in dem hier in Rede stehenden Sinne „semitisiert", d. h. verhändlert war, seine Helden und Propheten[1]).

[1]) Dieser Teil erlag aber leider der verderblichen Einwirkung des Pöbelvolkes, das, nach den Büchern Mosis, aus Ägypten gekommen war. Die Trümmer der nicht mehr lebensfähigen, verknechteten Unterschicht wurden dann allmählich von der tschandala-artigen

Wie bekannt, folgte der größte Teil des Volkes aber nicht diesen in die Höhe weisenden Führern, sondern wandte sich von seinem Gotte ab und einem fremden (semitischen) Götzen zu.

Wenn darum die heutigen Juden nicht länger als der Auswurf der besseren Menschheit angesehen werden wollen, dann mögen sie sich wieder zu ihrem alten, ursprünglichen Gotte bekehren und sich von diesem in das Land ihrer Väter oder in irgendein anderes freies Land führen lassen. So viel an uns „Antisemiten" liegt, wollen wir ihnen dabei nach Möglichkeit behilflich sein. Fährt Alljuda aber fort, in der bisherigen Weise die werteschaffenden Kulturvölker hinterlistig zu beschleichen, auszubeuten und körperlich wie geistig-sittlich zu verderben, dann dürfte sich nach dem Kriege, wenn die Völker aus der Hypnose erwacht und sich bewußt geworden sein werden, für was sie sich gegenseitig zerfleischt haben, überall in der Welt ein Antisemitismus erheben, gegen den alles vorausgegangene nur ein Kinderspiel wäre. Vielleicht danken also die Juden noch einmal uns Antisemiten geistig-sittlicher Art, daß wir sie noch rechtzeitig vor der ihnen drohenden Gefahr gewarnt und ihnen die Wege zu deren Abwendung gezeigt haben.

Nicht nur für uns, auch für den besseren Teil der Juden und aller anderen Völker wünschen wir, daß sich erfüllen möge, was die Engel im Himmel, Faustens Unsterbliches tragend, am Schlusse jener Welttragödie singen:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen."

Selbstverständlich ist der zur Abhandlung stehende Gegenstand noch nicht erschöpft. Es wird, in den folgenden Heften, noch mancherlei darüber zu sagen sein. Vorläufig erinnere ich noch einmal daran: „Wo sie hineingeschlüpft, da müssen sie hinaus."

---

räuberisch-händlerischen Oberschicht nahezu völlig zum Absterben gebracht, oder aufgesogen. Dieses Schicksal kann den europäischen Völkern zur Warnung dienen. Es ist das, was auch sie nach dem völligen Siege der Alljuden zu erwarten hätten, falls sie überhaupt nicht ganz von der Erde verschwänden.

Die Vertrustung der Kunst.

Karl Wilhelm Schleicher.

Vorbemerkung des Herausgebers: Warum ich diesen Beitrag hier bringe, wird man verstehen, wenn man den unmittelbar vorausgegangenen Leitaufsatz gelesen hat. Schl. bestätigt und unterstreicht nicht nur meine vorher ausgesprochenen Befürchtungen in völkischer Hinsicht, sondern gibt auch ein Beispiel, wie weit ein gewisser welthändlerischer Klüngel die Mechanisierung des Lebens zu treiben gedenkt, und wen er für diese Zwecke an seinen Karren zu spannen wagt.

Die Anhänger des neuzeitlichen, amerikanischen, aus Reklamegründen aber „deutsch" genannten Geschmacks, fürchten mit Recht, daß durch ein mächtiges Aufblühen des Deutschtums nach dem Kriege auch eine völlige Umwälzung auf dem Gebiete von Kunst und Geschmack eintreten werde. Lehnte doch, wie die Verehrer jenes Stiles selbst wehklagen, das deutsche Volk sogar schon in den jammervollen Tagen vor dem Kriege diesen undeutschen Geschmack ab! So sehen jetzt mit Schrecken die „Ästheten", die jahrzehntelang in ihren Reden an die Denk-Erschlaffung des deutschen Volkes die unerhörtesten Anforderungen stellten, ihre Macht sinken, und die Erzeuger des „Werkbundes" gewahren mit Unbehagen, daß ihre kostspieligen Maschinen, Formen und Matrizen wirklich nicht den geringsten Wert mehr haben würden, wenn das deutschvölkische Empfinden endlich siegte. Es nutzte auch nichts, daß mancher Erzeuger schon seit zehn Jahren, um Hunderttausende zu retten, anhaltend Vorträge über die Herrlichkeit des Stiles seiner Preßformen hielt oder halten ließ. Der Rest des völkischen Empfindens im deutschen Volk bäumte sich immer wieder gegen diesen Stil auf. „Das deutsche Volk wurde nicht erzogen und ließ sich nicht erziehen", so jammern diese Herren. So muß denn endlich mit aller Kraft die Axt an die Wurzel gelegt und das deutschvölkische Empfinden auf dem Gebiet der Kunst endgültig ausgerottet werden. Nur ein Trommelfeuer mit Hülfe des Staates kann noch helfen!

Vom Geiste des geängstigten „Werkbundes" und der beunruhigten „Ästheten" umschwebt, erschien von München aus Ende 1916 in der „Werkstatt der Kunst" ein Aufruf, der zur angeblichen Errettung der Kunst laut nach der Hülfe des Staates schrie. Man sagte, die „Kunst im Dienste (!) des Kaufmanns" spiele eine große Rolle, das Kunstgewerbe werde immer mehr „industrialisiert". So müsse — das war der Kern der Schrift — der Staat aus „nationalökonomischen Gründen zur Errettung des deutschen Einflusses auf dem Weltmarkt" helfen, daß Kunst und Geschmack nur noch im Sinne der Antragsteller geleitet würden. Man fügte im Reklameton hinzu, der deutsche Name sei bedroht, die Ehre des Deutschtums (!) sei verpfändet, bedroht sei die urwüchsige Kraft des Künstlers. Mit solchen Aussprüchen arbeitete man, — als ob das deutsche Volk bar des letzten Restes von Verstand sei.

Der Aufruf forderte natürlich nicht, daß der Staat helfe, damit ein eigenartiger, wirklich deutscher Geschmack, den wir seit dem dreißigjährigen Kriege nicht mehr besitzen, sich in Ruhe und Stille aus dem völkischen Empfinden herauskristallisiere. Jedem anderen Volke, sogar den Wilden, war die Bildung des Geschmacks in dieser Weise gestattet. Uns Deutschen hingegen soll kurzerhand der Geschmack einer Clique mit Hülfe des Staates, ob wir wollen oder nicht, aufgezwungen werden, als ob wir ein Volk wären, das, nach dem Wirrsal säenden Wirken der „Ästheten", in künstlerischer Beziehung unter den Fetischanbetern stände. Und diese Vergewaltigung des Geschmacks soll herbeigeführt werden, weil sonst angeblich der Weltmarkt leidet. Der Aufruf forderte, obwohl er selbst sagt, „Geschmack ist kein eigentlicher Lerngegenstand", nichts Geringeres, als „geschmacklichen" (!) Unterricht im Sinne der Antragsteller auf allen Schulen Deutschlands, von der Volksschule bis zur Hochschule hinauf. Der treibende Geist soll derjenige der „frühen, neudeutschen Kunst" sein. Die Lösung des Rätsels, welches der Sphinx würdig gewesen wäre, ist, daß es sich um den Geist handelt, der zuerst auf der Darmstädter Ausstellung 1901 waltete, einer Ausstellung, deren Reklamegetön mit bis dahin unerhörten Fanfaren durch ganz Deutschland scholl. Dieser auserlesen „deutsche" Geist, der die Antragsteller beseelt, soll in Zukunft restlos die deutsche Kunst beherrschen. Man fordert vom Staat viel, sehr viel zur Stärkung dieses schwachen Geistes, der aus eigener Kraft nicht zur Herrschaft gelangen konnte: Zwanzig Jahre hindurch soll die deutsche Jugend geknebelt werden im „geschmacklichen" Unterricht, bis endlich der Armselige lebensfähig wird, und das Volksempfinden niedergerungen ist. Das nennt man ein deutsches Tun! Auf jeder Schule fordert man ein Museum, — also im ganzen die Kleinigkeit von ungefähr 66000 Museen — man fordert ferner ein eigens auf die Geschmacks-Vergewaltigung zusammengestelltes großes Zentral-Reichsmuseum in München, wobei man nicht vergißt zu betonen, daß es der Stadt zugleich wirtschaftliche Vorteile bringen würde; man fordert, trotz alledem immer noch unsicher, Beratungsstellen zu „intensiver Geschmackserziehung". Was man darunter versteht, geht aus der Forderung hervor, daß die Einwirkung der Eltern, die doch „meist irregeleitet" sind, auszuschalten ist. Die deutschen Eltern sind Hunnen — ja, England hat recht. Überall sollen einzig und allein die „feststehenden Normen in den einzelnen Gebieten betont werden", feststehend im Sinne des rohen amerikanisierenden, allein Geld herbeischleppenden, treibenden Geistes. Unfehlbare Geschmacksgerichtshöfe mit Geschmacksbefehl und Geschmacksgebot sind zu erwarten, wenn mit Hülfe der treibenden Geister das völkische Empfinden im ganzen Vaterland endgültig ausgerottet werden soll. Mit der Freiheit der Künste ist es vorbei!

Und welches „Ideal" schwebt, neben der Beherrschung des Weltmarktes, mit Hülfe der dienenden Kunst den Antragstellern für Deutschland selbst vor? Es sollen „wieder Geschlechter heranwachsen, die verstehen zu wohnen, zu kaufen, sich zu kleiden" — natürlich im Sinne der Clique. Und ein solches Streben wagt man dem deutschen Volk als hochwichtig in unseren furchtbaren Tagen hinzustellen, während das kostbare deutsche Blut in wahren Strömen die Lande der Feinde tränkt. Man redet mit Posaunengetön von dem Kampf um die Form der Kleider, Stühle und Tische, während der Kampf um das Weiterbestehen der Seele unseres Volkes noch unentschieden tobt. Das ist charakteristisch. Die Sucht nach Kraft- und Gedankenzersplitterung unseres Volkes kennzeichnet die „Höhe" der Bewegung.

Die Antragsteller behaupteten, daß sie bei den preußischen, bayerischen und badischen Behörden Anerkennung für ihre Ziele gefunden hätten. Viele Leser glaubten es nicht.

Aber die „Tägliche Rundschau" bringt zur Erkenntnis des Geistes unserer Tage im Abendblatt vom 10. April folgende Nachricht: „Zentrale für Kunst und Kunstgewerbe? Aus München wird uns gemeldet: Es sind Bestrebungen im Gange, im Reichsamt des Innern eine Zentralstelle für Kunst und Kunstgewerbe zu errichten. Der Sitz dieser Zentralstelle soll München sein. Die ‚Münchener Zeitung' schreibt dazu: Der Werkbund entwickelt seit einiger Zeit im Reichswirtschaftsamt eine sehr rege Tätigkeit, um alle Fragen, die die deutsche Kunst und das deutsche Kunstgewerbe hinsichtlich des Ausstellungs- und Erziehungswesens, sowie des Stils berühren, bei der genannten Zentralstelle unter einen Hut zu bringen. Diese Zentralstelle soll Kunst und Kunstgewerbe nicht nur gegenüber dem Auslande, sondern auch im Inland vertreten."

Es ist klar, daß der Inhalt dieser Zeilen mit dem Aufruf in naher Beziehung steht. Der Werkbund ist es also, der seine Gedanken als den „treibenden Geist" bei der ersehnten Vergewaltigung des Geschmacks durchsetzen will. Der eine Hut, unter den alle Fragen der Kunst gebracht werden sollen, soll sein Hut — für das deutsche Volk ein Geßlerhut — sein. Andere Hüte interessieren ihn nicht. Die Maschinen, Formen und Matrizen des Werkbundes haben größte Aussicht, vor der Wertlosigkeit bewahrt zu bleiben, wenn sich wirklich das Reichswirtschaftsamt zu der im Aufruf ersehnten Rolle des Erretters in höchster Not hergibt. Die Zentral-Geschmacksleitung in München, welche die dienende und die nicht dienende Kunst, den Stil und den Geschmack in Zukunft unter einen Hut bringen wird, soll im Sinne des Werkbundes vorschreiben, was im „nationalökonomischen" Interesse mit Rücksicht auf den „Weltmarkt" — praktisch erscheint. Sie muß vor allem jedwede künstlerische Freiheit ersticken und alles künstlerische Leben ertöten, wenn die geforderten Zwangsmaßregeln zu einem wirkungsvollen Ende geführt werden sollen.

Preußen und das übrige Deutschland aber machen demutsvoll eine artige Verbeugung, gestehen ihre Unfähigkeit auf dem Gebiet der dienenden und nicht dienenden Künste ein und Preußen, das barbarische, erntet zweifellos eine nie ersterbende Dankbarkeit. Das Ende des Preußentums wird auch auf künstlerischem Gebiete durch Plutokratisierung vorbereitet, nachdem es auf politischem Gebiete sein angeblich „plutokratisches" Wahlrecht verloren hat! Die Kunst wird weiter verwelscht, indem sie ein „Paris" bekommt, — aber das alte Paris mechanisierte nicht.

Zum Schlimmsten, das uns droht, gehört das Unheil, das sich der deutschen Schule naht. Nachdem ihr herrlicher, kerndeutscher Geist des Echten und Bleibenden uns vor dem drohenden Untergang bewahrt hat, soll sie, um der Herrschaft einer Clique willen, aus einer Feindin des Äußerlichen und des Mammons in eine willenlose Dienerin dieser Mächte verwandelt werden.

Aber die Angelegenheit hat noch eine andere, furchtbare Seite.

Sank dafür die Blüte unsrer begeisterten, deutschen Jugend im Kampf um Errettung des Deutschtums ins Grab, damit der Rest der tapferen Helden bei der Heimkehr erkenne, wie die Daheimgebliebenen inzwischen nicht nur auf anderen Gebieten, sondern sogar auch auf dem der Kunst, das Deutschtum in Scherben schlugen, und so unseren grimmigsten Feinden halfen? Und wagt man denjenigen Lorbeergekrönten, welche die Kunst von Herzen lieben und ihre Freiheit als die einzig mögliche Grundlage einer rechten Weiterentwicklung erkennen, zuzurufen, daß in Zukunft einzig und allein die „feststehenden Normen" einer Clique für die Entwicklung der Kunst maßgebend sein, daß ferner alle künstlerischen Fragen unter einen Hut gebracht werden sollen, damit alle Werke der deutschen Kunst als die gleichartige Masse eines Trustes erscheinen und die Handelsware des Werkbundes der ganzen Welt den Triumph über die Freiheit der — in Zukunft nur noch „dienenden Kunst" vor Augen führe? Wagt man es, ihnen zuzurufen, daß das germanische, freie Leben der einzelnen Volksstämme in der Kunst aufhören soll? Nach dem letzten Kriege verwelschten „Ästheten" das Deutschtum. Nach diesem scheint es, wollen Händler nicht nur den Handel, sondern auch die Kunst in ihrem „Dienst" mit Gewalt amerikanisieren, und diese dienende Kunst soll, wie die amerikanisierte Schule helfen, Geld herbeizuschleppen.

Es gehört die völlige, von „Ästheten" künstlich herbeigeführte Zerstörung aller echten Begriffe über das Wesen der Kunst, es gehört das ganze Barbarentum, die Frucht der fünfundzwanzigjährigen Hohlkultur dazu, um einen solchen Plan zur Ausführung zu bringen, der uns das berechtigte Hohngelächter aller gebildeten Völker zuziehen muß. Wie lange wird es dann noch dauern, bis man sich einbildet, man führe die deutsche Kraft zur Höhe, indem man das deutschvölkische Empfinden erdrosselt, und zugleich das ausländische Wesen, die Selbstsucht, die Raffgier und den Mammons-

kult fördert? Man saugt dem Deutschtum das beste Blut aus und dann soll es großes leisten! Wir werden fast erdrückt von den furchtbarsten sittlichen Zusammenbrüchen im Gefolge des Mammonsdienstes, aber wir sollen nicht lernen, daß der Mammonskult die Zerstörung eines Volkes herbeiführen muß. Wir erfahren am eigenen Leibe, was die ganze Weltgeschichte lehrt, aber das deutsche Volk soll trotzdem nicht zu einer klaren Erkenntnis gelangen.

So wehre dich, du tapferes, deutsches Volk! Verteidige die Eigenart, die dir dein Gott gegeben hat, erhebe dich endlich in heiligem Zorn und schleudere in alter Kraft die Mammonsanbeter dahin, wohin sie dich stürzen wollen!

Demokratie und Staat in Österreich.

Viktor Lischka.

Vorbemerkung des Herausgebers: Dieser Aufsatz ist besonders wegen der zahlreichen Parallelen mit den jetzigen Vorgängen in Preußen interessant. Es läßt das auf eine einheitliche alljüdische Politik schließen, die man leider an den maßgebenden Stellen noch immer nicht in ihren letzten Zielen zu erkennen scheint.

I.

Im Jahre 1906 wurde in Österreich nach heftigen parlamentarischen Kämpfen das gleiche Wahlrecht die Grundlage für die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses des Reichsrates. Es ist also mehr als ein Jahrzehnt seit der heißumstrittenen Demokratisierung des Reichsratswahlrechtes verflossen. Jene Kämpfe gehören bereits der innerpolitischen Geschichte Österreichs an und man kann über sie und über ihr Ergebnis um so unbefangener reden, als der Monarch, mit dessen Namen das Werk der Demokratisierung des Wahlrechtes verknüpft ist, nicht mehr unter den Lebenden weilt. Zunächst sei festgestellt, daß dem ganzen Wesen des Kaisers Franz Josef I. die Neigung zur Demokratisierung des Staates durchaus fremd war. Romantische Ideologien lagen dem Monarchen ferne, dem durch die revolutionäre Welle von 1848 der Weg zum Besitze der Macht geebnet wurde und der trotzdem diese Macht und die Hilfe der russischen Autokratie dazu benützte, um die revolutionären Kräfte niederzuzwingen. Auch der nachrevolutionäre, manchesterlich gewordene Liberalismus, der mit dem Werden der jetzt geltenden und so heftig bekämpften Verfassung von 1867 verbunden war, konnte dem stark ultramontan beeinflußten Monarchen nicht sympathisch sein. Wenn trotzdem die Wahlreform von 1906 durchgeführt wurde und wenn, um sie in den beiden Häusern des Reichsrates zu sichern, der Einfluß des Monarchen durch den damaligen Ministerpräsidenten Freiherrn von Beck geltend gemacht wurde, so können beide Tatsachen durch innerpolitische Entwicklungen sowohl, als auch durch die

Benutzung der russischen Revolution von 1905 als Druck auf die Stimmung des fünfundsiebzigjährigen Kaisers erklärt werden.

Innenpolitisch war der slawische Einfluß die unhemmbare Triebkraft der fortschreitenden Nationalisierung des ganzen öffentlichen Lebens und der Staatsverwaltung geworden, einer Nationalisierung, deren zersetzende Wirkung bei dem Fehlen einer festen Grundlage für die staatliche Einheit nicht mehr zu verkennen war. Es schien, als ob der Kampf der österreichischen Nationen um den Staat auf dem Gebiete der politischen Verwaltung bereits zugunsten der Slawen entschieden sei, die bei Hofe mächtige Stützen fanden. Auch hier konnten die Elemente konservativer Richtung gegen die verführerischen Lockungen nicht zur Geltung kommen, die von den Gönnern der Slawen und der Demokratisierung ausgingen. Zunächst allerdings verhielten sich die maßgebenden Kreise gegen den Gedanken der Demokratisierung des Wahlrechtes ablehnend. Der damalige Ministerpräsident Dr. Freiherr von Gautsch war ein Gegner dieser Maßregel. Der von den Sozialdemokraten eingeleiteten Wahlrechtsbewegung, die ihr über die Schwierigkeiten der nationalen Frage hinweghelfen sollte, trat Gautsch anfänglich mit der größten Entschiedenheit gegenüber. In Wien ließ er für das Wahlrecht demonstrierende sozialdemokratische Massen rücksichtslos „niedersäbeln". Gautsch erkannte wohl die Gefahren der Demokratisierung des öffentlichen Lebens, der Gesetzgebung und der Verwaltung für die Reste des österreichischen Einheits-Staates. Seine Abneigung gegen die Demokratisierung stimmte auch mit dem Ruhebedürfnisse des Monarchen überein. Beide mußten jedoch durch die politische Gestaltung in den Hintergrund gedrängt werden.

Zunächst war es die ungarische Frage, die auf den Wiener Hof wirkte. In Ungarn hatten die Vertreter der staatsrechtlichen Opposition, die von Franz Kossuth geführte Unabhängigkeits- und Achtundvierzigerpartei, im Jahre 1903 eine Erweiterung des Reichstagswahlrechtes gefordert, aber noch nicht das allgemeine und gleiche Wahlrecht. Als im Jänner des Jahres 1905 in Ungarn allgemeine Reichstagswahlen durchgeführt wurden, forderten bereits alle Parteien eine Wahlrechtserweiterung. Aber nach diesen Wahlen kam keine parlamentarische Regierung zustande, und in Wien, wo der Einfluß des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand bereits stark in den Vordergrund getreten war, griff man zu einem General als Helfer in der Not, man ernannte den flotten alten Maria-Theresienritter von Fejervary zum Ministerpräsidenten. Aber der Träger des politischen Gedankens dieses unparlamentarischen Ministeriums war sein Minister des Innern, Josef Kristoffy. Dieser politische Gedanke lautete: Die dem Wiener Hofe unbequeme Macht des ungarischen Adels, die die politische Vorherrschaft der Magyaren in Ungarn stützte, sollte durch die Entfesselung der breiten Massen auf dem Wege der Demokratisierung des Wahlrechtes

gebrochen werden[1]). Dieser Gedanke bildete auch einen wesentlichen Teil des großösterreichischen Programmes, dessen Verwirklichung eben so das Niederringen der magyarischen Vorherrschaft in Ungarn, wie in Österreich das Beseitigen jeder Möglichkeit für das Wiedererlangen einer Herrschaftsstellung durch die Deutschen voraussetzte. In beiden Staaten der dualistischen Donaumonarchie wären durch die Verwirklichung dieses politischen Gedankens gerade jene Völker zu bestimmendem politischen Einflusse gelangt, deren Versagen für Staat und Dynastie im Weltkriege eine feststehende Tatsache ist. Das Ministerium Fejervary nahm das allgemeine Wahlrecht in sein Programm auf. Es glaubte, durch dieses radikale Programm, das die Wahlrechtsforderungen der nationalen Opposition weit hinter sich ließ, diese entwaffnen und durch die mit einem neuen politischen Rechte ausgestatteten breiten Massen um den bestimmenden Einfluß bringen, in den Hintergrund drängen zu können. Im Dezember 1905 wurde der Wahlrechtsentwurf des Ministers Kristoffy veröffentlicht. Er ließ an Radikalismus nichts zu wünschen übrig. Seine Grundlage war das allgemeine, gleiche, unmittelbare Wahlrecht, das jeder vierundzwanzigjährige, des Lesens und Schreibens kundige ungarische Staatsbürger bekommen sollte. Die Zahl der Wähler wäre von 970000 auf 2814000 erhöht worden. Der Entwurf wurde nie Gesetz. Die Ministerien, die auf das Ministerium Fejervary folgten, mußten zwar ebenfalls die Reform des Wahlrechtes in ihre Programme aufnehmen, aber sie waren dabei auf die Wahrung der Vormachtstellung der Magyaren im Staate bedacht. Graf Julius Andrassy, Minister des Innern des im Jahre 1906 gebildeten Koalitionsministeriums Weckerle, brachte am 11. November 1908 im Abgeordnetenhause eine Wahlrechtsvorlage ein, deren Grundlage das Mehrstimmenrecht war. Es sollte eine Bürgschaft für das Aufrechterhalten „der Suprematie der ungarischen Nation" bieten.

Von derselben Absicht ließ sich der mit der Leitung des Ministeriums des Innern betraute Ministerpräsident Ladislaus von Lukacs bei dem Ausarbeiten seines am 31. Dezember 1912 kundgemachten Wahlrechts-Gesetzentwurfes leiten. In der Begründung des Gesetzentwurfes erklärte er unumwunden, daß er all das, was er als Bedingung der Wahlberechtigung festgesetzt habe, „lediglich aus dem Gesichtspunkte des ungarischen Staates und der Entwicklung der ungarischen Nation in die Vorlage aufgenommen habe". Wenn man bedenkt, welchen Zweck die Wahlrechtspolitik Kristoffys hatte, die von den großösterreichischen Kreisen in Wien mit den größten Hoffnungen begrüßt worden war, so wird man die Kunst bewundern müssen, mit der es die führenden Politiker aller

[1]) Also ganz ähnlich, wie man jetzt in Preußen die angebliche Alleinherrschaft der „Junker" und Konservativen durch eine Radikalisierung des Wahlrechts stürzen will, trotzdem man damit eine Stütze der Krone und des Bismarckischen Reichsgedankens niederrisse. Hier wie dort handelt es sich also um eine widerdeutsche (alljüdische) Bewegung. (Die Schriftltg.)

magyarischen Parteien verstanden, die gegen die magyarische Vorherrschaft gerichteten Demokratisierungspläne unwirksam zu machen. Lukacs konnte im Jahre 1912 wiederholt erklären, die von ihm geleitete Regierung sei, wie ihre unmittelbare Vorgängerin, in der glücklichen Lage, „daß ihre Aktionsfreiheit in bezug auf die Parlamentsreform durch keinerlei Pakt, durch keinerlei Gebundenheit eingeschränkt erscheint, und daß daher die Regierung ihre Entschließungen ausschließlich durch das Gemeininteresse der Nation bestimmen lassen kann". Welcher Unterschied der Lage gegen 1905!

Ganz anders vollzog sich die Entwicklung der wahlrechtspolitischen Dinge in Österreich. Ministerpräsident Freiherr von Gautsch hatte sich in einem am 10. September 1905 abgehaltenen Kronrate gegen den Plan ausgesprochen, daß in Ungarn zu dem bereits erörterten Zwecke das gleiche Wahlrecht eingeführt werde. Bei den Beziehungen der sozialdemokratischen (alljüdischen die Schr.) Führer zu Hofkreisen und zu Persönlichkeiten der Bürokratie ist es kein Wunder, daß die Haltung des Ministerpräsidenten den sozialdemokratischen Führern sofort bekannt wurde. Sie begannen mit einer umfassenden „Wahlrechtsbewegung". Unter dem Drucke dieser Bewegung gab Freiherr von Gautsch seine ablehnende Haltung auf. Dazu hatte die leitenden Kreise aber auch die Revolution in Rußland bestimmt, die geschickt dazu benutzt wurde, den Kaiser für eine Wahlrechtsreform zu gewinnen, deren üble Wirkungen Freiherr von Gautsch vorausgesehen hatte, für die er sich jedoch später trotzdem einsetzte. Durchgeführt wurde sie jedoch erst im Jahre 1906 unter dem Ministerpräsidenten Dr. Wladimir Freiherrn von Beck.

Es stand fest, daß die Demokratisierung des Reichsratswahlrechtes einen Umsturz der politischen, nationalen und parlamentarischen Verhältnisse in Österreich zuungunsten der Deutschen herbeiführen sollte. Das war der weitausgreifende politische Plan, an dessen Verwirklichung die Slawen, vereint mit den Führern der internationalen Sozialdemokratie und des Klerikalismus arbeiteten. Dem Plane lag scheinbar der politische Gedanke zugrunde: Die Demokratisierung des öffentlichen Lebens wird den nationalen Gedanken in den Hintergrund drängen. Scheinbar, denn die Wissenden sahen die wirkliche Entwicklung nur in dem Zurückdrängen der den völkischen Gedanken unter den Deutschen tragenden sozialen Schichten, sie glaubten mit dem Zermürben des deutschen Bürgertumes, der deutschen Kleinbürger, der deutschen Intelligenz rechnen zu können, wenn die Demokratisierung des Reichsratswahlrechtes eine Sturmflut neuer Wählerschichten auf den Boden lenken werde, auf dem „der Kampf der österreichischen Nationen um den Staat" geführt würde.

In dieser Richtung arbeiteten die rassenfremden (alljüdischen) Führer der internationalen Sozialdemokratie, vor allen Dr. Viktor Adler; zielbewußt und im Bunde mit den Führern der Klerikalen, die unter dem Einflusse der Jesuiten und unter der Führung des Dr. Lueger längst aufgehört hatten,

auch die Grundsätze konservativer Staatspolitik gegen die internationale Demokratie zur Geltung zu bringen. In dem Augenblicke, in dem der österreichische Staat vor eine der folgenschwersten Entscheidungen über die Grundlagen seiner Innenpolitik gestellt war, entbehrte er das organisierte Zusammenwirken konservativer Elemente gegen den Ansturm des demokratischen Radikalismus, der bis in die höchsten Kreise des Hofes und der Bürokratie seine Vertreter und Helfer gefunden hatte. Es gab keinen österreichischen Staatsmann, der den konservativen Grundzug des deutschen Wesens erkannt und in den Dienst der Staatspolitik gestellt hätte, die, der Demokratie anheimgegeben, den völkisch vielgestaltigen Staat zum Spielballe der zersetzenden Elemente unter den Völkern machen mußte. Während der konservative Machtfaktor im Parlamente fehlte, standen die entscheidenden höfischen und bürokratischen Kreise, auch dem Banne der fremdvölkischen (alljüdischen) Presse erliegend, unter dem Einflusse verwirrender Schlagwörter, die von den sozialdemokratischen Führern und von ihren Verbündeten geschickt verbreitet wurden.

Eines dieser Schlagwörter, das übrigens auch heute wieder gebraucht wird, war das des Bündnisses zwischen dem Proletariate, den Massen und dem Kaiser. Durch dieses Bündnis sollte der Widerstand der konservativeren Elemente im Staate und namentlich der Widerstand der deutschnationalen Kreise gegen das gleiche Wahlrecht gebrochen werden. Als dieser Widerstand noch die Erledigung der Wahlreformvorlage zu gefährden schien, waren es die Demokraten der schärfsten Richtung, die den Regierungskreisen nicht nur dieses Bündnis, den austriakischen Cäsarismus empfahlen, sondern auch das Hinwegsetzen über verfassungsmäßige Bedenken, über die konstitutionellen Grenzen, die den politischen Eingriffen des Trägers der Krone gezogen sind. Die Sozialdemokraten begannen in diesem Abschnitte des Kampfes um die Wahlreform die Frage der „starken Regierung“[1] aufzuwerfen und sie, die programmatischen Republikaner und Zerstörer der monarchischen Überlieferungen, beantworteten diese Frage dahin, daß die Regierungsgewalt im Interesse der demokratischen Reform auch vor verfassungswidrigen Eingriffen nicht zurückschrecken dürfe. Schon vor Jahrzehnten vertrat einer der hervorragendsten Führer und Geister der deutschen Sozialdemokratie Österreichs, der Abgeordnete Dr. Karl Renner, den Gedanken, daß ein Völkerkonglomerat wie Österreich nur auf zweifache Weise regiert werden könne und nur, wenn jede dieser Regierungsweisen folgerichtig und ohne Schwanken durchgeführt werde: absolutistisch oder demokratisch. Jeder Schritt von einem dieser Wege sei verderblich. Selbstverständlich empfahlen die Sozialdemokraten den demokratischen Weg. Sein Betreten sollte den Staat aus der Not der gesteigerten nationalen Kämpfe retten, das gleiche Wahlrecht sollte den internationalen Reichsgedanken

---

[1]) Also genau so, wie jetzt in Preußen. (Die Schriftltg.)

gegen die auseinander wirkenden Kräfte der nationalen Politik stärken, sollte den breiten Massen der Völker neues Interesse am Zentralparlamente einflößen, das bei den Slawen immer als Werkzeug der von ihnen gehaßten Staatseinheit bekämpft wurde. Der Staat sollte auch von den Massen in seiner Bedeutung als „übernationaler Staat", als eine den nationalen Kämpfen entrückte Einrichtung, als das allen Völkern Gemeinsame, als die machtpolitische Verwirklichung der österreichischen Schicksals-, Wirtschafts- und Wehrgemeinschaft erscheinen. Die Meinung, nur eine weitestreichende demokratische Staatspolitik könne in Österreich die staatliche Einheit aufrecht erhalten, war allerdings für die von keinem großen Staatsgedanken bestimmten, mit den führenden Judengeistern der Demokratie und der Presse innig verknüpften leitenden Regierungsmänner und auch für gewisse Hofmänner verlockend, denen das deutsche Bürgertum ebenso unbequem und verhaßt war, wie ein seine völkischen Pflichten erkennender und erfüllender deutscher Adel, den die Jahrzehnte hindurch betriebene zielbewußte Hetze der internationalen Judendemokraten und ihrer Presse vom deutschen Volke zu trennen verstanden hatte. Tatsächlich brachten es die Ratgeber des alten Kaisers dazu, daß er sich mit dem Einsatze seiner ganzen Autorität als Monarch für die Durchführung einer demokratischen Reform einsetzte, die doch letzten Endes auch auf nichts anderes hinauslief, als auf eine Verminderung der monarchischen Gewalt und auf die Förderung der Entwicklung zum parlamentarischen Regierungssystem, dem Ideale der internationalen Demokratie und ihrer mammonistischen jüdischen Hintermänner. (Also genau so, wie das dieselben Elemente jetzt in Preußen versuchen, die Schr.) So wirkte denn das vom Kaiser gesprochene „Ich will es!", hinter das sich der die Wahlreform betreibende Ministerpräsident Freiherr von Beck zu stecken pflegte, wenn die Bestechung der Parlamentarier in einzelnen Fällen versagte, am meisten gegen die Gegner der Demokratisierung des Wahlrechtes und für dieses. Unter dem Drucke der kaiserlichen Autorität stimmten dann am Ende des Jahres 1906 Parlamentarier und ganze Parteien für die Einführung des gleichen Wahlrechtes, ohne ein Hehl daraus zu machen, daß sie diesen Schritt auf dem Wege zur Demokratisierung des politischen Lebens in Österreich keineswegs als im Interesse des Staates, des Volkes und der Dynastie gelegen betrachten konnten.

Es ist wichtig, auf diese Tatsachen zu verweisen, weil die leitenden Kreise Österreichs in den Jahren 1916—1918 in erstaunlichem Maße abermals als unter dem Banne der demokratischen Schlagwörter stehend sich erwiesen. In dieser Hinsicht wirkte der Einfluß des inzwischen aus dem Amte geschiedenen Ministers des Äußern Grafen Czernin, noch mehr aber der Einfluß unverantwortlicher Ratgeber in höfischen und in geistlichen Stellungen auf den jungen Monarchen besonders verderblich. Ein willenloses, alles mit seiner Ministerverantwortung deckendes Werkzeug der diese Einflüsse ausübenden Personen ist der Ministerpräsident

Dr. von Seidler. Die beim Regierungsantritt vom Kaiser Karl verheißene „Konsolidierung des Staates" glauben die leitenden Kreise auf dem Wege der Demokratisierung des Staates erreichen zu können. Man steht im Begriffe, den verhängnisvollen Irrtum von 1905 und 1906 zu wiederholen. Und wie man den alten Kaiser damals für die Wahlreform zu gewinnen verstand, indem man ihm mit der Machtfülle des Cäsarismus schmeichelte, so greift man auch dem jungen Kaiser gegenüber zu dem Lockmittel von der „cäsaristischen oder imperialistischen Politik", von der man behauptet, sie sei ein notwendiges historisches Durchgangsstadium zur Bildung eines geordneten Staatswesens. Dabei übersieht man, daß für die Demokratie der monarchisch-konstitutionell regierte Staat nur die Bedeutung eines Durchgangsstadiums hat, in dem das Erringen demokratischer Einrichtungen nur eine Vorbereitung auf den monarchielosen, demokratisch-republikanischen Staat sein kann. (Ganz wie im Reiche.)

Für die Anhänger der Monarchie als der Staatsform, die in Österreich nicht nur gegeben, sondern auch notwendig ist, kann jedoch der Zäsarismus nur als Bund zwischen dem Kaiser und dem Führerkreise der Demokratie in Betracht kommen, deren internationales Hauptziel nach den geschichtlichen Offenbarungen des Weltkrieges doch nur die Beseitigung der Monarchien in Europa sein kann. Nur scheinbar schließt der Kaiser den Bund mit den Massen, die doch von den Führern der Demokratie geleitet und zu demokratischem Denken erzogen werden. Dankbarkeit gegenüber den Monarchen, die selbst ihre Stellung der Demokratie preisgeben, wird bei der demokratischen Massenerziehung nicht gelehrt. Aber diese prägt den Massen den Gedanken ein, daß die Beseitigung der Monarchien mit der angeblich natürlichen Entwicklung zum rein demokratischen Staate verbunden sein werde. Den Massen wird doch der monarchische Staat immer als eine rückständige Regierungsform gegenüber der angeblichen Selbstregierung des Volkes in den demokratischen Staaten hingestellt. Auch in Österreich konnten die maßgebenden Kreise die Dankbarkeit der demokratischen Führer gegenüber dem Träger der Krone kennen lernen. Jedermann wußte, daß die Wahlreform nicht von der Sozialdemokratie „erkämpft" wurde, sondern daß sie das Werk des vom Kaiser Franz Josef ausgeübten Einflusses ist. Aber den Massen sagen die Führer immer wieder, die Wahlreform sei von der Arbeiterschaft „erkämpft" worden. . . . Haben die demokratischen Führer die Fülle demokratischer Einrichtungen erreicht, die ihnen als Voraussetzung für das Aufrichten des demokratischen Staates erscheint, so werden sie keinen Augenblick zögern, die Monarchie zu beseitigen, die den internationalen Beherrschern des Mammons im Wege steht.

II.

Um den Irrtum zu erkennen, daß die Konsolidierung des österreichischen Staates auf dem Wege der Demokratisierung seiner Einrichtungen erreicht

werden könne, müßte eigentlich das Erkennen der politischen Ziele derjenigen genügen, die auf die Demokratisierung des Staates hinarbeiten. Zur Reichsratsreform von 1906 trieben mit der Sozialdemokratie hauptsächlich die Tschechen unter der durch den Weltkrieg hinlänglich enthüllten Führung durch Dr. Karl Kramarsch. Aber wir können die Größe jenes Irrtums an den feststehenden Wirkungen der Einführung des gleichen Wahlrechtes erkennen. Einer der führenden Geister der deutschen Sozialdemokratie Österreichs, der Bolschewikifreund Dr. Otto Bauer, der vor einigen Monaten erst erklärt hatte, das von Karl Marx und Friedrich Engels der deutschen Sozialdemokratie gestellte Ziel, das noch immer aufrecht sei, bleibe der Sturz des preußisch-deutschen Kaisertums als Voraussetzung für die Beseitigung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, versuchte schon im Jahre 1909 die ungeheuere Enttäuschung zu erklären, die in den sozialdemokratisch geleiteten Massen über die Tätigkeit des ersten, auf Grund des gleichen Wahlrechts gewählten Parlamentes Platz gegriffen hatte. Die Massen waren für die Teilnahme an den Demonstrationen für das gleiche Wahlrecht durch Verheißungen gewonnen worden, die nicht erfüllt werden konnten. Den Neubau des Staates, die Verwirklichung der Demokratie, die Beendigung der nationalen Kämpfe, die man in diesen Kreisen als Hemmnis der Klassenkämpfe empfindet, ein Zeitalter fruchtbarer sozialer Arbeit, eine Epoche der Arbeiterschutzgesetze, der Arbeiterversicherung, der Steuerreform, der wirtschaftlichen Umgestaltung — das alles hatte man ihnen in der Hitze der demokratischen Hetzerei verheißen. Die Massen waren enttäuscht und man mußte alles aufbieten, um unter ihnen den Gedanken nicht aufkommen zu lassen, daß sie getäuscht wurden. Im Jahre 1909 stellte der alljüdische Leiter des führenden Blattes der deutschen Sozialdemokratie Österreichs, die rechte Hand ihres Führers Dr. Viktor Adler, in der wissenschaftlichen Monatsschrift seiner Partei fest, in dem Unverstande der oberflächlichen Kritiker klage der Staat die Demokratie an, daß sie ihm nicht leiste, was zu leisten ihr Vorsatz war und ihre Aufgabe sei, daß also das allgemeine Wahlrecht die Erwartungen getrogen hätte, die man auf seine Einführung gesetzt habe und setzen durfte. Was hatte der führende Tagesschriftsteller der Sozialdemokratie auf diese Klage des Staates zu erwidern, die wohl eine Klage der Staatsmänner gewesen sein dürfte, die den Pakt mit dem Herrn Dr. Adler und mit den Führern der slawischen Demokratie geschlossen hatten? Fritz Austerlitz, so heißt der Vertraute Dr. Adlers, behauptete, es sei umgekehrt richtig: „Die Demokratie hat über diesen schrecklichen Staat zu klagen, daß dessen Unnatur sie verderbe, ihr jedes ersprießliche Wirken unmöglich mache, daß seine Widernatürlichkeit ihre Kraft um Wirkung und Ertrag bringe. „Kannten nun etwa die Führer der internationalen und der mit ihnen gemeinsame Sache machenden slawischen Demokratie die Unnatur und Widernatürlichkeit des Staates nicht, dessen Lenkern sie einige Jahre vorher die Demokratisierung

des Staates als dessen Rettung aus den Nöten des ‚Kampfes der österreichischen Nationen um den Staat' empfohlen hatten? Sahen sie die Wirkungen der Demokratisierung des Reichsratswahlrechtes auf die breiten Massen nicht voraus oder glaubten sie wirklich, daß die Erweiterung des Wahlrechtes bringen werde, was nicht nur die Sozialdemokraten verheißen hatten: das Zurückdrängen des nationalen Kampfgeistes unter den Völkern und das Freiwerden der politischen Bahn für die Freiheit des Klassenkampfes, den die Sozialdemokratie mit aller Macht gerade gegen das deutsche Bürgertum und gegen das deutsche Kleinbürger- und Bauerntum zu führen gedachte? In den leitenden Kreisen war ja die Verwirrung des staatspolitischen Denkens bereits so weit gediehen, daß der Herausgeber eines von einem General mitgeleiteten Armeeblattes im Jahre 1907 Siege der Sozialdemokraten freudig als Zeichen der Besserung der politischen Verhältnisse begrüßen konnte! Man übersah in diesen Kreisen nicht nur die der Monarchie durch das Steigen der demokratischen Fluten naturgemäß drohende erhöhte Gefahr, sondern man verkannte auch in merkwürdig anmutender Verblendung die doch unbezweifelbare Tatsache, daß durch das gleiche Wahlrecht den Nationen, die den politischen Kampf um den Staat führten, neue breite Massen zur Verfügung gestellt wurden. In der Hoffnung, das gleiche Wahlrecht werde im deutschen Volke die den nationalen Gedanken tragenden Schichten und unter diesen wieder die akademisch gebildeten Kreise zurückdrängen, berücksichtigten die leitenden Persönlichkeiten die Tatsache nicht, daß die slawische Demokratie trotz des Anwachsens der sozialistischen Bewegung unter den slawischen Völkern nie aufgehört hatte, eine nationale Demokratie zu sein, deren Stoßkraft und Kraftgefühl durch das Ausstatten neuer Massen mit dem Rechte der unmittelbaren Teilnahme an den politischen Kämpfen ins Unmeßbare gesteigert werden mußten. Den Kennern der politischen Verhältnisse mußte diese Hoffnung schon deshalb trügerisch erscheinen, weil sie vorauszusehen vermochten, daß das Steigern der slawischen Angriffslust den nationalen Widerstand auch der Deutschen kräftigen werde. Aber da die damals einflußreichen österreichischen Staatsmänner, die den Slawen die Mehrheit im Parlamente eingeräumt hatten, nur darauf bedacht waren, den nationalen Widerstand der Deutschen gegen alle Möglichkeiten der slawischen Mehrheitsherrschaft zu verringern, so beschäftigten sie sich nicht oder doch nur oberflächlich mit der Stellung, die die durch und durch nationalisierte slawische Demokratie, die zudem, in Übereinstimmung mit dem Wesen der slawischen Völker, stets den radikalen Formen der demokratischen Betätigung zuneigte, durch die Demokratisierung des Wahlrechtes erhielt.

Es ist kein Zufall, daß die Einführung des gleichen Wahlrechtes, das als das von den Sozialdemokraten den Staatslenkern empfohlene Heilmittel bezeichnet werden kann, den Zerfall der sozialdemokratischen Internationale in Österreich, der schon früher unter den Einwirkungen der

nationalen Fragen begonnen hatte, nicht zu hemmen vermochte, sondern eher noch beschleunigte. Die Partei, deren Führer behauptet hatten, die Demokratisierung des öffentlichen Lebens biete dem Staate die einzige Möglichkeit zur Überwindung des Nationalismus, wurde selbst dessen Opfer. In ihr und in ihren Gewerkschaften sollte der marxistische Gedanke der internationalen Solidarität des Proletariates der „übernationale Gedanke" sein, dem man die Macht zuschrieb, die Einheit der sozialdemokratischen Partei gegen den Ansturm der slawischen Separatisten in der Partei aufrecht zu erhalten. Aber die sozialistische Internationale in Österreich zerfiel. Sie zerfiel im Parlamente und es zerfiel auch die Partei selbst, die genötigt worden war, ihre Organisation völkisch zu sondern. In die allgemeinen Reichsratswahlen von 1907 traten die Sozialdemokraten noch als einheitliche, wenn auch nationalautonomistisch organisierte Internationale ein. Im Jahre 1911 jedoch hatte die völkische Sonderung in der Organisation bereits zur Loslösung des größten Teiles der tschechischen Sozialdemokraten von der internationalen Partei geführt. Bei den in diesem Jahre durchgeführten Reichsratswahlen erhielten die „autonomistischen" tschechischen Sozialdemokraten 357263 Stimmen, während für die Internationalen nur mehr 19367 Stimmen abgegeben wurden. Der Zusammenbruch der Internationale unter den tschechischen Arbeitern war also vollständig.

Die Demokratisierung des Wahlrechtes brachte also unter den tschechischen Massen keine Abschwächung des Einflusses des nationalen Gedankens. Es erlitt im Gegenteile der Internationalismus unter den Tschechen eine Niederlage. Und eine Niederlage erlitten auch diejenigen tschechischen Parteien, die als Träger konservativer Anschauungen über den Staat gelten konnten, obwohl auch sie durchaus national gesinnt waren. Die Demokratisierung des Wahlrechtes drängte diese Parteien in den Hintergrund. Es kamen hier die Alttschechen und die Katholisch-Nationalen in Betracht. Die Altschechen, die im Jahre 1907 noch fünf Abgeordnete hatten, konnten im Jahre 1911 nur einen einzigen durchbringen. Die Anzahl der katholisch-nationalen Abgeordneten sank von 17 im Jahre 1907 auf 7 im Jahre 1911. Hingegen erzielten die Vertreter der radikaleren nationalen Richtung unter den Tschechen alle Vorteile. Die Anzahl der Mandate konnten die Agrarier von 28 auf 37, die Nationalsozialen von 6 auf 13, die Staatsrechtler von 3 auf 4 vermehren. Weder unter den Tschechen, noch unter den anderen slawischen Völkern bewirkte die Demokratisierung des Wahlrechtes das Zurückdrängen des Einflusses der nationalen Politik.

Was war also das Ergebnis der Demokratisierung des Wahlrechtes? Ganz unzweifelhaft nicht die Verminderung, sondern die Verstärkung des Einflusses der nationalen Politik im Staate, das Zurückdrängen der Vertreter der konservativen Anschauungen unter allen Nationen und damit das Steigern aller Schwierigkeiten der Staatslenkung. Noch nie war der Gedanke des über den

Nationen und über ihrer nationalen Politik stehenden „übernationalen Staates" so schwach als seit die österreichischen Staatslenker unter dem Einflusse der internationalen Elemente auf die Bahn der Demokratisierung des öffentlichen Lebens sich drängen ließen. Auch während des Krieges vermochte keiner der „übernationalen" Gedanken den durch die Demokratisierung verallgemeinerten nationalen Bestrebungen der Slawen Dämme entgegenzusetzen. Im Gegenteile: gerade der Krieg wurde von dem überwiegenden Teile der Tschechen und von einem großen Teile der Südslawen als Gelegenheit zur Betätigung von politischnationalen Gedanken benützt, die der Verneinung des Staatsgedankens und der Dynastie gleichkamen. Daß der Staatsgedanke der Polen nur der Gedanke an ihren Nationalstaat war und ist, bedarf keines Beweises. Das Wort, daß, wenn der Kaiser von Österreich zu Pferde steigt, ihm alle Nationen in den Krieg folgen, beruht auf einer Verwechslung von Schein und Wirklichkeit. In der Hauptsache waren es die Deutschen und die Madjaren, die Staat und Dynastie in ihren Riesenkämpfen um das Dasein unterstützten. Gerade die Nationen aber, die man durch die Demokratisierung des öffentlichen Lebens und der Staatsverwaltung für Staat und Dynastie zu gewinnen hoffte, ließen beide im Stiche und wendeten Neigung und Unterstützung den Feinden beider zu. . . .

Wenn gleichwohl unter dem jungen Kaiser Staatsmänner wirksam werden konnten, die, wie Graf Czernin und Dr. von Seidler, von der Meinung sich leiten ließen, der Staat, in dem die Demokratie die Herrschaft der zur Staatsauflösung drängenden Elemente und Nationen bedeutet, könne durch Zugeständnisse an diese Elemente und Nationen neu gestaltet oder gestärkt werden, so gibt es für diese Tatsache nur eine zureichende Erklärung: die allen Einsichtigen offenkundige Oberflächlichkeit und Schwäche dieser Staatsmänner. Wer kann glauben, daß ein Staat seine Wiedergeburt erreichen kann, wenn er die Ratschläge der Feinde befolgt, die einen Weltenbrand entfachten, um diesen Staat zu verderben? Diese Feinde wollen Österreich-Ungarn, das sie durch Waffengewalt nicht zu vernichten vermochten, durch Demokratisierung der Auflösung überantworten. Was sind die Staatsmänner, die trotzdem der internationalen Demokratie Zugeständnisse machen?

Indogermanen und Deutsche.

Karl Felix Wolff.

(Fortsetzung.)

6. Von der älteren Steinzeit bis zum Beginne der Metallzeit.

Wenn wir die vorgeschichtlichen Indogermanen suchen wollen, so müssen wir uns das Werden und Vergehen der einzelnen steinzeitlichen

Kulturkreise Europas, ganz besonders aber die Kulturverhältnisse und -Bewegungen während des Überganges von der Steinzeit zur Metallzeit genau vergegenwärtigen, denn auf diesen Übergang folgt unmittelbar die Ausbreitung der Indogermanen. Aber die Indogermanen waren damals — wie wir schon eingangs gesehen haben — keine Urindogermanen mehr; sie hatten schon eine lange Entwicklung durchgemacht und die Spuren dieser Entwicklung können wir nur in der Steinzeit finden.

Die ältere Steinzeit hatte mit dem sogenannten Magdalénien besonders in Südfrankreich eine hohe, künstlerische Kulturblüte erreicht. Aber am Ende der Rentier-Periode, als in Europa bessere klimatische Verhältnisse eintraten, reißt das Magdalénien urplötzlich ab. Ich habe das durch den Einbruch der aus dem verdorrenden Nordafrika auswandernden sogenannten mittelländischen Rasse erklärt. Auch andere Erwägungen sprechen dafür, daß die Einwanderung der noch heute in ganz Westeuropa bis zu den schottischen Gebirgen stark vertretenen mittelländischen Rasse nur am Ende des Diluviums, d. h. während der letzten Phasen der älteren Steinzeit, vor sich gegangen sein kann. Die damit verbundenen Kämpfe zwischen Afrikanern und Europäern müssen wiederholt zur Ausmordung weiter Landstriche geführt haben, denn der Ackerbau war damals noch nicht erfunden, mithin gab es auch keine Sklaverei. Die Kämpfenden waren Jägerstämme und solche bekriegen sich bis zur Vernichtung des einen Teiles. Weil aber gleichzeitig Nordeuropa bewohnbar wurde, so erfolgte ein Zurückweichen der Europäer auf jenes eisfrei werdende Neuland. Und hier gelang ihnen einer der größten Kulturfortschritte, den die Menschheit je gemacht hat: der Übergang von der älteren zur neueren Steinzeit! Während nämlich in Nordeuropa die Höherentwicklung der Kultur von der Yoldia-Periode an, d. h. vom Magdalénien, eine stetige ist, tritt in Westeuropa — und zwar gerade im Süden, wo das Magdalénien seine herrlichste Entfaltung erreicht hatte — der „Hiatus" auf, eine gähnende Leere, die zwischen dem Ausgange der älteren Steinzeit und dem unvermittelten Erscheinen bereits hochentwickelter neusteinzeitlicher Kulturkreise sich öffnet. Ich betrachte diesen „Hiatus" als die Folge der für jene Zeit anzusetzenden Afrikanerherrschaft über Westeuropa und ich vermute weiter, daß der „Hiatus" erst endigte, als die inzwischen zum Vollbesitze der Ackerbau-Kultur gelangten Nordeuropäer der neueren Steinzeit wiederum in Westeuropa einrückten und die fremdrassigen Jägerstämme überwältigten und zu Sklaven machten.

Doch damit greife ich meiner Darstellung vor, die das Magdalénien zum Ausgangspunkte genommen hatte.

Nach dem Zusammenbruche des Magdalénien erscheint noch einmal eine selbständige Kulturstufe, das Azilien-Tardenoisien; dann folgt im Südwesten die Stufe von Arize und endlich der Hiatus. In diesen Schwankungen erblicke ich Anzeichen dafür, daß der große Rassenkampf

Jahrtausende gedauert hat und mit manchem Rückschlage verbunden war. Jedenfalls wurde das Azilien von den Europäern siegreich nach Afrika hineingetragen; dann drangen wiederum die Afrikaner vor.

Was die Zeitfolge anbelangt, so wird man annehmen dürfen, daß das Magdalénien in Südfrankreich um 15000 vor Chr. erlosch; von 14000 bis 10000 wird das Azilien, von 9000 bis 8000 das Arizien anzusetzen sein. In die Zwischenzeiten fallen die Wanderungen und Kriege. Dem endgültigen Einbruche der Afrikaner folgt etwa von 8000 bis 4000 der Hiatus.

Der Werdegang der neuen europäischen Kultur hatte inzwischen von Nordfrankreich seinen Ausgang genommen. Hier finden wir schon sehr frühzeitig — wahrscheinlich um 10000 vor Chr. — das sogenannte Campignyien, eine äußerst altertümliche und kunstlose Kultur, die mit dem prunkvollen Magdalénien verglichen, gleichsam ärmlich anmutet, aber doch große Vorzüge vor diesem aufweist, denn sie zeigt Spuren des Haustierbesitzes, des Ackerbaues und der Töpferei. Das Magdalénien ist die Kultur eines begabten und geradezu vornehmen Jägervolkes; es ist eine ausgereifte Vollkultur, die ihre kunstsinnigen Träger sehr befriedigt haben mag, und bezeichnet den Höhepunkt einer langen, mindestens zehntausendjährigen Entwicklung. Das Campignyien hingegen ist nur gleichsam ein Keim, es ist der Anfang einer vielversprechenden, aber noch ganz unvollkommenen Neuerung, es ist die unansehnliche Kultur der ältesten und ärmsten europäischen Bauern.

Dem Campignyien vollkommen gleichwertig und mit ihm offenbar durch den ganzen Entwicklungsgang und durch das Rassentum der betreffenden Träger verbunden sind das bereits erwähnte Arizien in Südfrankreich und die Muschelhaufen-Kultur in Dänemark und den angrenzenden Gebieten. Während aber das Arizien einen Zweig darstellt, der bald wieder verwelkt und auch das Campignyien nicht zur Entwicklung kommen kann — offenbar infolge der Nähe des kulturfeindlichen Hiatusgebietes —, nimmt die nordeuropäische Muschelhaufen-Kultur einen ungeahnten Aufschwung.

Das Nordland war — wie geologische Anzeichen erkennen lassen — etwa um 15000 vor Chr. bewohnbar geworden und die hier alsbald einsetzende Kultur der Yoldiastufe kennzeichnet sich als ein den örtlichen Verhältnissen entsprechendes Magdalénien. Auf die Yoldiakultur folgt etwa um 12000 vor Chr. die Ancyluskultur, die also der Zeitlage nach dem westeuropäischen Azilien entspricht. Während aber zwischen dem westeuropäischen Magdalénien und Azilien eine tiefe, unüberbrückbare Kluft gähnt, ist dies im Norden nicht der Fall, vielmehr finden sich in der Ancyluskultur noch immer jene Tierzeichnungen, die für das Magdalénien so charakteristisch sind.

Und inmitten des Ancylusgebietes entwickelt sich schließlich (nach der bisherigen Annahme etwa um 6000 vor Chr., nach meiner Schätzung

bedeutend früher) die Muschelhaufen-Kultur. Ihre Träger sind die infolge des großen Rassenkampfes mehr und mehr aus Frankreich verdrängten Campignyienleute. Diese drängen ihrerseits große Teile der Ancylusleute in schwer zugängliche Wald- und Sumpfgegenden oder in den äußersten Norden und Osten.

Die Muschelhaufenleute verstehen sich auch schon auf die Hochseeschiffahrt; ihre Kultur erhebt sich langsam von jener der älteren Muschelhaufen zu der höherstehenden der jüngeren Muschelhaufen. Dann beginnt die Zeit der Steindenkmäler. Die zurückgedrängten Ancylusleute aber entwickeln die arktische Kultur.

Wir müssen nun das mitteleuropäische Festland betrachten, das während der Eiszeit gleich dem Norden unbewohnbar gewesen war, wegen der ungeheuren Eisströme, die sich allenthalben von den Gebirgen herabwälzten. Später verbreiten sich das Magdalénien und Azilien von Frankreich bis nach Rußland hinein. Danach finden wir in Packwerkbauten Mitteleuropas wiederum eine Kultur, die dem Campignyien oder den älteren Muschelhaufen entspricht. Und plötzlich erscheint im Rheingebiet, am Hinkelstein, die erste Stufe der Bandkeramik. Bald darauf verbreitet sich über das norddeutsche Tiefland die Schnurkeramik und der Gegensatz zwischen diesen zwei großen, reichgegliederten Kulturgruppen beherrscht Mitteleuropa durch sehr lange Zeit.

Die Bandkeramiker finden sich am Rhein und in den Donauländern. Es sind fleißige Ackerbauern, die namentlich auf dem weichen Lößboden jener Stromgebiete in Dörfern beisammen wohnen und sich bereits einer gewissen Wohlhabenheit und Bequemlichkeit erfreuen. Ihre Keramik kennzeichnet sich durch gebänderte Ziermuster; daher der Name. In anthropologischer Hinsicht ist ihnen der coconförmige (elliptische) Schädelgrundriß eigentümlich.

Die Lebensführung der Schnurkeramiker war ungleich einfacher als jene der Bandkeramiker. Bei den Schnurkeramikern, die so heißen, weil sie ihre Gefäße durch Eindrücken von Schnüren in den weichen Ton zu verschönern pflegten, scheint die Seßhaftigkeit geringer und die Jagd für die Ernährung bedeutsamer gewesen zu sein. Allgemein üblich war bei ihnen — wie damals überhaupt im ganzen Norden — das Errichten megalithischer, d. h. aus großen Steinblöcken zusammengefügter Denkmäler. Der Schädelgrundriß der Megalithleute zeigt abgeplattete Stirn und zugespitztes Hinterhaupt, ist aber lang, gleich jenem der Bandkeramiker.

Diese beiden großen Kulturgruppen der neueren Steinzeit, die bandkeramische in den Stromländern des Rheins und der Donau und die schnurkeramisch-megalithische im norddeutschen Tiefland, zeigen eine äußerst mannigfaltige, reichgegliederte Entwicklung, so daß wir unbedingt mit langen Zeiträumen rechnen müssen. Die Bandkeramiker sind zunächst in jeder Hinsicht überlegen; sie dringen auch über das deutsche Mittelgebirge

nordwärts vor. Aber schließlich erlangen die Schnurkeramiker die Oberhand und ihre Scharen brechen am Ende der Steinzeit in das Gebiet der Bandkeramiker siegreich ein. Die Bandkeramiker weichen allmählich nach Osten zurück und die Eigenart ihres Wesens erreicht hier im Kulturkreise der bemalten Keramik den höchsten künstlerischen Ausdruck. In deutlichem Gegensatz zu dem lebensfrohen, gefälligen Sinn der Bandkeramiker steht die herbe, von strengem, kriegerischem Wesen zeugende Einfachheit der Megalithleute[1]).

Dieses vielversprechende Kultur- und Völkerleben Mitteleuropas wird gestört durch die Dazwischenkunft von Eroberern, die aus dem nordwestlichen Frankreich kommen. Sie sind bereits im Besitz des Metalls und scheinen sich in kurzer Zeit mit unwiderstehlicher Gewalt bis nach Dänemark, Mitteldeutschland, Ungarn und Italien verbreitet zu haben. Kennzeichnend für sie ist ein glockenartiges Trinkgefäß, wonach man sie die Glockenbecherleute nennt. Sie sind ausgesprochene Kurzköpfe, wie man sie heute noch im nordwestlichen Frankreich antrifft (Bretonentypus). Betrachtet man sie aber in der Seitenansicht, so erkennt man alsbald die Linienführung des Megalithschädels[2]). Die Glockenbecherleute sind also ein in Nordwest-Frankreich aus bodenständigen Kurzköpfen und einer fremden Herrenschichte vom Magalithtypus zusammengewachsenes Volk. Die Zeit ihres Einbruches in Mitteleuropa wird von den Forschern ziemlich übereinstimmend in die Mitte des dritten Jahrtausends verlegt.

Die Glockenbecherleute waren die ersten Metallverbreiter in Europa; mit ihrem Auftreten endigt die Steinzeit und es beginnt die Kupferzeit und fast gleichzeitig die Bronzezeit. Da sehen wir nun sogleich ein festgeschlossenes einheitliches Kulturgebiet die Mitte Europas einnehmen; seine Träger sind die nach dem böhmischen Fundorte Aunetitz benannten Aunetitzer. Sie erinnern in ihrem Körperbau an die Megalithleute, doch neigen sie zu einem höheren Längenbreiten-Index. Anfangs bewohnen sie nur

---

[1]) In seinem bekannten Buche „Mitteleuropa" schreibt Friedrich Naumann: „Österreich-Ungarn ist älter, war längst an Land und Ehren reich, als noch Preußen um Anerkennung seiner Königswürde nachsuchen mußte, war europäische Großmacht, ehe der Norden ernstlich mitreden durfte. ... Das Deutsche Reich ist nördlicher, kälter, einförmiger, technischer. Österreich-Ungarn ist südlicher, bunter, naturwüchsiger, romantischer. Das, was sich im Deutschen Reiche als Unterschied von Norddeutschland und Süddeutschland zeigt, ist in noch erhöhtem Maße der Unterschied von Deutschland und Österreich-Ungarn." (S. 12, 13.) — Da haben wir einen trefflichen Beleg für die Beständigkeit des europäischen Rassenbildes; die bodenständige Bevölkerung hält seit Einführung des Ackerbaues ihre körperliche und seelische Veranlagung fest und so erkennen wir, mutatis mutandis, in den heutigen Norddeutschen und Österreichern unschwer die alten Megalithleute und Bandkeramiker wieder.

[2]) Hierzu treffliche Abbildungen bei Schliz „Die vorgeschichtlichen Schädeltypen der deutschen Länder" im „Archiv für Anthropologie" (1909) und bei Birkner „Die Rassen und Völker der Menschheit".

Böhmen, Thüringen und Schlesien, später breiten sie sich nach allen Seiten aus. Das geschieht etwa um 2000 vor Chr.

Die Archäologie bewegt sich also mit ihren Glockenbecherleuten und Aunetitzern genau in derselben Zeit, in welcher die vergleichende Sprachforschung die Ausbreitung der Indogermanen anzusetzen pflegt. Dieses Zusammentreffen ist ohne Zweifel von der größten Wichtigkeit.

Bemerkt sei noch, daß die um 2000 vor Chr. in ganz Europa zu Ende gehende Steinzeit die höchste Vollendung ihres Werkwesens im Norden erreicht hat, nämlich in Skandinavien und im deutschen Tiefland. Selbst die Leistungen der ägyptischen Steinzeit verblassen vor jenen Nordeuropas. Haben sich die Bandkeramiker in der Pflege des geselligen Lebens und der Landwirtschaft, sowie in der Schöpfung künstlerischer Grundgedanken ausgezeichnet, so gebührt der Preis für unermüdlich fleißige und peinlich genaue Arbeit den Nordeuropäern; sie sind ebenso tüchtig im anstrengenden und mühevollen Aufrichten gewaltiger Denkmäler, wie im Schleifen der feinsten Werkzeuge.

In Italien und Spanien ist die Hinterlassenschaft aus der neueren Steinzeit äußerst ärmlich; was aber Frankreich und Portugal nach dem „Hiatus" aufzuweisen haben, sind ausschließlich Leistungen der über See eingewanderten Megalithleute. Nach Belgien ist aus dem mittleren Rheingebiete ein Ableger der Bandkeramik, das „Omalien", vorgedrungen.

Das Gesamtbild der ausgehenden Steinzeit läßt uns deutlich erkennen, daß damals die Mittel- und Nordeuropäer die eigentlichen Kulturträger waren und daß zwei große Kulturprovinzen, die bandkeramische und die schnurkeramische, sich während sehr langer Zeiträume vollkommen selbständig entwickelt hatten. Wir sehen ferner, wie eine mächtige, aber nicht nachhaltige Bewegung den Westen durchbraust und gewahren endlich am Anfang der Metallzeit im Herzen Europas die Bildung des festgeschlossenen Aunetitzerblocks.

All diese Vorgänge müssen aber mit der Entwicklung und mit den Wanderungen der Indogermanen aufs innigste zusammenhängen.

7. Die Frage der Urheimat.

Es gilt zunächst den Begriff genau festzulegen; die Urheimat ist nicht das Wohngebiet aller Indogermanisch-Sprechenden vor der großen Ausbreitung um 2000 vor Chr., sondern das Entwicklungsgebiet der Urindogermanen! Als Urindogermanen vermag ich aber nur jene Indogermanen anzuerkennen, die noch ein reines, vollkommen gleichartiges Indogermanisch sprachen, ohne irgendeine Spur der Kentum-Satem-Spaltung. Was das Indogermanische über die benachbarten, ursprünglich mit ihm verwandten Sprachstämme, den finnisch-ugrischen und den iberischen, erhob, das war die Erfindung der Flexion; die urindogermanische Periode beginnt also mit der Erfindung der Flexion und endigt mit dem Auftreten der

Kentum-Satem-Spaltung. Der geographische Raum aber, auf dem diese Entwicklung der indogermanischen Grundsprache vor sich ging, ist die Urheimat der Indogermanen. Daß nun jener geographische Raum ein beschränkter gewesen sein muß, hat der verdienstvolle Berliner Forscher Gustaf Kossinna mit besonderem Nachdruck betont. („Mein Vaterland muß kleiner sein, sagt der Urindogermane[1].")

Nur ein durch natürliche Grenzen geschütztes und beschränktes Sprachgebiet kann einheitlich bleiben; sowie es sich erweitert und auf andere Sprachgebiete übergreift, entstehen mundartliche Spaltungen, die schließlich zur Ausbildung verschiedener Sprachen führen. Das war aber vor der großen indogermanischen Ausbreitung schon geschehen; darum unterscheide ich drei indogermanische Perioden.

Es gibt nicht viele wissenschaftliche Probleme, die ein so umfangreiches Schrifttum aufzuweisen haben, wie das von der Urheimat der Indogermanen. Und nicht umsonst; denn die Indogermanenfrage ist der Kern der ganzen Rassenfrage und das Forschen nach der Urheimat der Indogermanen führt — wenn es ein Ergebnis haben soll — zur Klärung der gesamten Rassen- und Kulturgeschichte Europas[2].

Als man die Verwandtschaft des Sanskrit mit den europäischen Sprachen erkannt hatte, mußten die Indogermanen natürlich aus dem Wunderlande Indien stammen. Man bedachte dabei nicht, daß ein Emporsteigen ganzer Wanderscharen aus den heißen Niederungen Indiens auf die rauhen Hochflächen Mittelasiens gegen die Natur wäre. Später wurde die Urheimat in die Berge des Pamir verlegt. Von da rückte man sie nach Südrußland, ja bis zu den Pripet-Sümpfen vor. Latham, Wilser, Penka und andere verlegten sie nach Nordeuropa. Seit der Entdeckung der Tocharer in Mittelasien hat die asiatische Lehre wieder Anhänger gewonnen. Im allgemeinen stehen sich heute zwei Auffassungen gegenüber: eine, welche die Urheimat in Nordeuropa und eine, welche sie auf den weiten Flächen von Südrußland und Mittelasien sucht. Daß zu der ersten Auffassung nachgerade die Mehrheit der Forscher sich bekennt, hat selbst ein so vorsichtiger Gelehrter wie Paul Kretschmer kürzlich betont[3].

Gegen die asiatische Hypothese spricht zunächst die Tatsache, daß der Löwe, der Tiger und das Kamel keine gemeinindogermanischen Bezeichnungen aufweisen. Noch wichtiger ist, daß der Rigveda, das altindische Königsbuch, den Tiger nicht einmal erwähnt, ebenso daß die altiranischen Lieder des Awesta nichts vom Löwen sagen. Unser Wort Tiger, ursprüng-

[1]) Man vergleiche Kossinnas grundlegende Arbeit „Der Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen" im „Mannus" (Zeitschrift der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte, 1909).

[2]) Albrecht Wirth sagt sogar: „Auf Grund der Indogermanistik erwuchs die heutige Rassenlehre und Rassenbegeisterung." („Rasse und Volk", Halle a. S. 1914, S. 7.)

[3]) „Einleitung in die Altertums-Wissenschaft", Leipzig 1912, Teubner.

lich persisch, ist eine sprachliche Neubildung, denn es bedeutet eigentlich „Pfeil". Die Tocharer hatten für den Tiger eine Bezeichnung, die im indogermanischen Wortschatz ohne Anknüpfungsmöglichkeit dasteht. Danach wären also die Indogermanen mit der asiatischen Tierwelt erst spät bekannt geworden.

Bedeutsam ist ferner, daß keine archäologische Spur eines Asiaten-Einfalls in Europa am Ende der Steinzeit nachweisbar ist. Und doch waren die damaligen Indogermanen keine wilden Horden, sondern ein Kulturvolk. Dafür spricht die Vertrautheit mit dem Ackerbau, mit dem Hausbau, mit dem Fuhrwerk und insbesondere der Begriff „hundert", dessen rein indogermanische Bildung etymologisch klar zutage liegt. Die Indogermanen besaßen Rosse, waren aber kein Reitervolk. Gegen asiatische Herkunft spricht endlich die Zähigkeit der Indogermanen. Die Geschichte lehrt uns, daß mit Ausnahme der Magyaren, die in Ungarn ein ihrer Lebensführung entsprechendes Steppenland antrafen, kein asiatisches Erobererwolk in Europa sich hat halten können. Die Indogermanen aber behaupteten sich und setzten allenthalben ihre Sprachen durch. Selbst so glorreiche Kultursprachen, wie das Etruskische und jene der ägäischen Kulturträger erlagen der Ausbreitung des Lateinischen und Griechischen. Dagegen hat das Lateinische niemals — trotz aller Macht des römischen Staatsgedankens — das Griechische verdrängen können. Die Indogermanen müssen also Kolonisatoren von ganz bestimmter Eigenart gewesen sein, die sich Schritt für Schritt ausbreiteten und an ihren Überlieferungen und Bräuchen zähe festhielten. Daher die, trotz aller sprachlichen Aufspaltung, überraschende Übereinstimmung der indogermanischen Völker, die sich von Skandinavien bis Indien besonders in der Mythologie kundgibt.

Die Indogermanen aber der Tocharer wegen aus Asien herzuleiten, hat ebensowenig Berechtigung, als ob man im Hinblick auf das Krim-Gotische die Ursitze der Germanen in Südrußland suchen wollte.

Der Haupteinwand gegen die asiatische Hypothese liegt jedoch darin, daß sie für die Verwandtschaftsverhältnisse der einzelnen indogermanischen Sprachen zueinander, für die Kentum-Satem-Spaltung, für die Wanderwege der verschiedenen Schwärme, sowie endlich für den Ursprung und die Entwicklung der Urindogermanen gar keine Erklärung bietet. Andererseits vermögen aber die Anhänger der asiatischen Hypothese das reich entwickelte Kulturleben der neueren Steinzeit in Europa nicht in den Rahmen eines befriedigenden Gesamtbildes zu fassen. Sie suchen das wichtigste aller vorgeschichtlichen Kulturvölker dort, wo sich gar keine archäologischen Anhaltspunkte dafür bieten, wo die Vorgeschichte leer oder zerfahren ist, und gehen an der geschlossenen Fülle Nord- und Mitteleuropas achtlos vorüber.

Die Anhänger der europäischen Indogermanenlehre hingegen können von der festen Grundlage ausgehen, welche die klar zutage liegenden

Kulturkreise der neueren Steinzeit bilden. Sie können sich ferner auf die mannigfache Entwicklung des indogermanischen Sprachstammes in Europa berufen. Das Englisch der Australier, das Holländisch der Buren und das mit englischen Wörtern gespickte Deutsch der Deutschamerikaner würden auch dann nach Europa als gemeinsamem Ausgangspunkte zurückweisen, wenn wir gar nichts von der Besiedelungsgeschichte jener fremden Länder wüßten. Man hat gesagt, es sei kein Beweis für den europäischen Ursprung der Indogermanen, daß der indogermanische Sprachstamm seine zahlreichsten Bekenner in Europa habe, denn sonst könnte man ja mit gleichem Recht den Ursprung der englischen Sprache in Nordamerika suchen, wo es mehr Englischredende gebe als in England. Ganz richtig; die Zahl der zu einer Sprache oder zu einem Sprachstamme sich bekennenden Menschen ist nicht ausschlaggebend für die Beantwortung der Frage, wo jener Sprachstamm entstanden sei; was hierfür am meisten in Betracht kommt, das ist die Stätte reichster Entfaltung des betreffenden Sprachstammes, also für den indogermanischen Europa! Denn der Mittelsproß entwickelt sich kräftig weiter, während die allzulang vorgetriebenen Astspitzen verdorren. Dafür ist wiederum das Krim-Gotische ein anschaulicher Beleg[1]).

Schraders Hypothese von der südrussischen Indogermanenheimat nimmt eine vermittelnde Stellung ein. Gegen sie ist vor allem der von jeher gegebene Steppencharakter Südrußlands geltend zu machen. In der Steppe aber werden keine Häuser gebaut und keine Äcker angelegt. Unstet ist der Sinn des Nomaden; er hat nichts gemein mit dem zähen, ausdauernden Wesen des indogermanischen Eroberer- und Kulturvolkes.

M. Much und H. Hirt — der erste von archäologischen, der zweite von sprachvergleichenden Gesichtspunkten ausgehend — verlegen die Urheimat der Indogermanen in das norddeutsche Tiefland; L. Wilser sucht sie in Skandinavien und nimmt an, daß sich die einzelnen Schwärme wellenförmig nacheinander immer aus demselben Mittelpunkte verbreitet hätten. Penka hat sich — trotz der damals noch sehr unzulänglichen Hilfsmittel der Diluvial-Archäologie und -Anthropologie — unablässig bemüht, die Indogermanen an die in Frankreich wohnenden Völker der älteren Steinzeit anzuknüpfen und ist dabei den neuesten Anschauungen schon sehr nahe gekommen. Aber all diese Theorien litten noch an dem

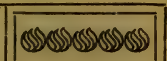
[1]) Man vergleiche auch meinen im „Mannus" (Zeitschrift der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte) erschienenen Aufsatz „Die Urheimat der Indogermanen". — Albrecht Wirth, dieser geistreiche und vielseitige, oft zum schärfsten Widerspruche reizende, aber immer anregende Schriftsteller, äußert sich in seinem bereits erwähnten Buche „Rasse und Volk" über die Urheimatfrage in folgender Weise: „Der abgebrochene Zweig verdorrt und erstarrt, während der Hauptast sich saftvoll und kraftvoll weiter entwickelt. Die Sprache der Auswanderer bleibt stehen, während die Sprache daheim in beständigem Fluß der Säfte bleibt und ganz frische Ranken und Knorren ansetzt, innerlich und äußerlich weiter wächst. Das Tocharisch ist ein abgestorbener Zweig. Je ferner von ihm, um so wahrscheinlicher ist die indogermanische Urheimat." (S. 145.)

Mangel, daß sie die so scharf ausgeprägten Kulturkreise der neueren Steinzeit und die hochbedeutsamen Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen gar nicht oder viel zu wenig in Betracht zogen. Hier hat erst Wilke[1]) die rechte Bahn gewiesen.

Gustaf Kossinna war es vorbehalten, die Kentum-Satem-Spaltung mit der großen Zweiteilung der neolithischen Mitteleuropäer in Band- und Schnurkeramiker in Verbindung zu bringen. Er läßt die Urindogermanen am Ende der älteren Steinzeit in zwei großen Strömen aus Frankreich nach Mittel- und Nordeuropa abwandern; der eine Strom ergoß sich nach Süddeutschland und den Donauländern — Bandkeramiker (Satem-Sprachen), der andere erfüllte Norddeutschland und Süd-Skandinavien — Schnurkeramiker (Kentum-Sprachen). Gustaf Kossinna hat auch mit der landläufigen Meinung gebrochen, daß die Finnen Asiaten seien; er verlegt den gemeinsamen Ursprung von Urfinnen und Urindogermanen nach Frankreich und erklärt uns das bisher ganz rätselhafte, uralte Nebeneinander von Finnen und Indogermanen im Norden Europas. Tausende von Finnen sind dort indogermanisiert worden. Aus der Annahme aber, daß im Norden Europas während der Steinzeit neben den Indogermanen auch noch andere Menschengruppen mit älteren Sprachen und Kulturen wohnten, erwächst uns die einzig mögliche Erklärung der germanischen Lautverschiebung. Kein anderer Forscher hat in jüngster Zeit zur Entwirrung der verschiedenen Probleme, die mit dem Ursprung der Indogermanen zusammenhängen, so viel beigetragen wie Gustaf Kossinna.

(Fortsetzung folgt.)

Berichte und Notizen.



÷ **Über „Alljüdische Politik"** schreibt der Straßburger Professor der Rechte Dr. Erich Jung im Maiheft der trefflichen „Monatsschrift für das Deutsche Volk: Deutschlands Erneuerung" (J. F. Lehmann, München). Jung nennt seine Ausführungen „Die Einheitsfront der Geldmächte" und kommt vor allem auf die Verschmelzung jüdischer und englischer Politik zu sprechen. Übrigens ist die Geschäftsverbindung der hebräischen und britischen Nation von uns Deutschen schon Januar 1888 in der Antis. Korrespondenz unter der Firmenmarke „John and Kohn" festgenagelt worden. Der von Jung erwähnte Lord Milner, dessen Vater Lektor an der Universität Tübingen war, ist nach dem Semi-Kürschner Jude.

Wir müssen zur Beurteilung englischer Verhältnisse die Ausführungen Jungs dahin ergänzen, daß, als die Juden 1492 aus Spanien vertrieben waren, die britische Insel viâ Holland für ihre Bevölkerung einen ungeheuren Zuschuß rassenreinster Hebräer abbekam, die wegen ihrer schon mitgeschleppten oder bald gemachten Gelder sich sofort an den entscheidenden Stellen des bis dahin noch vor ihnen geschützten Volkes der Angelsachsen festsetzten. Wenn England im Mittelalter fast ohne Juden auskam, so trug die

[1]) „Neolithische Keramik und Arierproblem", „Archiv für Anthropologie", 1909.

durch die inselhafte Lage bedingte Einseitigkeit und Abgeschlossenheit seiner Bewohner doch wesentlich mit dazu bei, daß man jetzt für die Infektion besonders anfällig geworden war. Seit den Kriegen Cromwells mit ihrem Puritanismus, der eigentlich weiter nichts als ein mit christlichen Mänteln schlecht zugedecktes altes Testament scheint, ist die Entwicklung außerordentlich schnell dahin gegangen, daß vom 19. Jahrhundert ab unter der Regie der Lord Rothschilds England der verjudetste Staat Europas ward, ohne daß dem armen Lande selber das zum Bewußtsein kam; — denn der Jude betätigte dort mehr als anderswo eine unglaubliche Mimicry, so daß er äußerlich kaum noch aufzufinden war und seine Angaben über seine fabelhaft geringe Zahl und Verbreitung gerne geglaubt wurden. Die oberste Leitung hat dann die bis ins 19. Jahrhundert noch vorhandene körperliche Stärke des englischen Volkes und dessen bis zur Eroberungstollheit gesteigerten Machtwillen dazu benutzt, England gleichsam als weltlichen Arm des Hebräertums zu mißbrauchen. Das ist die Rolle gewesen, die dieses entartete Germanenvolk bis 1914 gespielt hat und an der es zugrunde gehen wird. Über die Wirkung der Rasse in England steht manches auch in dem ausgezeichneten Buch „L'Angleterre juive", das 1911 in Brüssel herauskam. Außerdem plaudert der entsetzliche Breslauer Professor Hirsch Graetz in seinen Geschichtsbänden allerlei darüber aus. Die englische Geistlichkeit und das Heer sind mehr als anderswo jüdisch drapiert, ja durchsetzt. Interessant ist, daß im 18. Jahrhundert sich Engländer noch gegen manches Jüdische sträubten. So z. B. erklärten die Kaufleute in London das talmudische Börsenspiel für unehrlich, das heute in der ganzen Welt, Berlin nicht ausgeschlossen, tabu geworden ist.

Die oberste Leitung haben wir dicht bei den Rothschilds, den „Nassis" (Fürsten) von London, zu suchen, obwohl sie sich wohl kaum mit ihnen selber ganz identifiziert. Sie hat, wie auch Jung richtig empfindet, jetzt ihre Hauptorgane in Nordamerika, nach dem Gesetz, daß sie immer sich an das zurzeit ihr mächtigst erscheinende Volk lehnt. Sie kampierte während des zweiten Kaiserreichs in Paris; kokettierte aber nach dem Frankfurter Frieden mit London und hat nun weiter den Zug nach Westen angetreten. Wenn Deutschland siegt und so in Wirklichkeit das mächtigste Volk wird, dürfte man sich aber doch kaum nach Osten zurück wenden und zu einer Übersiedelung nach Preußen entschließen, weil in den Deutschen, trotz aller Machenschaften der Internationale noch zu viele, selbst durch die Bethmann Hollwegs nicht gestopfte Vulkane tätig sind, die bei einer solchen Belastung unvermutet und fürchterlich aufbrechen könnten.

Die Staatslosigkeit der Alljuden erklärt Jung als eine auf das Judentum besonders zugeschnittene Lebens-Form, als dessen einzige Lebens-Möglichkeit. Deshalb sind auch die Klagen der Hebräer um Jerusalem und der ganze Zionismus eitel Kulissen, die auf dem Boden der Wirtsvölker errichtet wurden, um diese, die sich ein Leben ohne Staat und Mittelpunkt gar nicht denken können, für die „staatenlosen Juden" zu Rührung und Mitleid, wie in einer griechischen Tragödie, zu bewegen. Bekanntlich rufen sich auch die Juden alljährlich im Oktober an ihrem Neujahrsfeste die Worte „Auf Wiedersehen nächstes Jahr in Jerusalem" zu. Als die Germania im Herbst 1875 mal die Worte ernst nahm und vorschlug, den so lebhaft Klagenden ihren Wunsch zu erfüllen und sie endlich feierlich in das gelobte Land zurückzugeleiten, wehrte die judendienstpflichtige „Tribüne" in Berlin ab und sagte wahrhaft jahve-lästerlich: „Aus der großen Tour nach Jerusalem wird nichts, obschon die Juden selbst an gewissen Festtagen den lieben Gott anflehen, er möge sie zurückführen. Es ist dies eine altersgraue Gebetsphrase, die der Schlendrian der Orthodoxen auszumerzen verhindert, und die nun der ‚Germania' Gelegenheit gibt, auszurufen: ‚Seht, Ihr wünscht es ja selber!' Es ist daher eine Revision des jüdischen Gebetbuches dringend zu empfehlen."

Ein staatlicher Zusammenschluß wäre in der Tat für das Judentum, wie es jetzt ist, der Tod. Es gibt aber eine Rettung auch für dieses Volk, wenn unter Führung Deutschlands sämtliche Staaten ihre Juden und Juden-Mischlinge zwingen werden,

zionistisch auszuwandern, und diese dann auf dem ihnen von allen Staaten zunächst garantierten und zugewiesenen Gebiet sich wieder „ent-parasiten", d. h. aus einem, auf andern lebenden, raffenden Volke ein sich selbst entwickelndes, schaffendes werden. Das wäre ein heilsamer Prozeß; dann würde auch alles, was sich nicht auf den neuen Lebensgrundsatz einstellen kann, abfallen und zugrunde gehen, und so durch Verdichtung und Läuterung aus dem Judentum vielleicht noch ein leidlicher Kern herauskristallisiert werden. Das ist aber nicht mehr die Sache der nichtjüdischen Staaten, die bloß die Pflicht der Ausscheidung haben, sondern die des Judentums ganz allein, das eben mit sich selber fertig zu werden hat. Freilich könnten Christen ihre Aufgabe vielleicht dahin erweitern, daß sie, als ihres Bruders Hüter, auch den Hebräern fernerhin noch mit einigem guten Rate bei der Neueinrichtung beistünden.

Die Nichtjuden werden aber unter keinen Umständen die richtige frei Hand erhalten, wenn sie nicht zuvor mit dem ihnen aufgedrängten, kapitalistischen System brechen, dessen Zinseszinsen-Wesen usw., wie Sombart in seiner Wirtschaftsgeschichte nachweist, nur ein Abklatsch aus dem Talmud ist, mit dem es nicht so weitergeht. Sollen nicht die Vermögensbildungen bis ins ungeheuerliche hinein, einfach beschnitten und die großen alljüdischen Finanzfürstentümer und Monopole säkularisiert werden, wie es die Alljuden in Frankreich mit dem Kirchengut und in Rußland und in Portugal mit den königlichen Schätzen uns vorgemacht haben? Es werden sich, wie Tirpitz seinerzeit von der Verdeutschung Belgiens sagte, auch auf diesem Gebiete schon „Mittel und Wege" finden lassen. Es bedarf nur noch eines Alexander's, der den Knoten einfach so durchhaut, daß er nun auch nicht wieder geschlungen werden kann. Ferner muß das Bank- und Anzeigenwesen verstaatlicht werden usw. Dann erst ist die Weltwende richtig, wenn wir Deutschen uns und die Völker von dem Goldfluche erlöst haben werden. Das Zins-Geld ist die einzige Waffe der englisch-jüdischen Alliance universelle, und wenn die Völker diese Waffe für den Trug und Schein erklären, der sie eigentlich ist, — dann ist wenig mehr zu wollen. Die Zeit und die große Not werden aus dieser Zukunftsmusik schon das richtige machen.

Im übrigen weisen wir nochmals auf Jungs' außerordentlich klar gehaltene Ausführungen hin, die im Junihefte der Zeitschrift ihre Fortführung finden und vielleicht auch einige Fragen, die wir hier angeschnitten haben, zu lösen suchen werden.

Sie fühlen und — fürchten sich doch. Die österreichischen Alpenländer — Steiermark, Kärnten, Salzburg, Tirol und Vorarlberg — waren, im Gegensatz zu Wien, den Sudeten- und Karpathenländern, vor dem Kriege das, was die ††† Antisemiten „fast judenrein" nennen. Flüchtlinge aus Galizien, Bukowina und Triest, sowie geschäftstüchtige Händler, Aufkäufer und Agenten aus den beiden Donauhauptstädten haben hierin Wandel geschaffen; ihnen gefielen die schönen, gesegneten, von einer biederen Bevölkerung bewohnten Gebiete — gar mancher Kaftanträger sah in diesen Gauen ein neues Kanaan und verspürte keine Sehnsucht mehr nach den Ghetti von Krakau, Lemberg und Tschernowitz, nach der Leopoldstadt und der Citta vecchia an der Adria. Leider scheinen die rückständigen undankbaren Älpler für diesen Zuwachs wenig Verständnis zu haben, sonst wäre eine Denkschrift nicht verständlich, die die steirischen Juden in diesem Frühling dem Grazer Statthalter überreicht und dann zu Agitationszwecken verbreitet haben. In diesem Zeitdokument wird behauptet, daß „die Juden nicht nur eine von wenigen Nationen Österreichs" gewesen seien, „die dem Rufe des Kaisers zu den Fahnen freudig folgten", sie hätten auch „im Hinterlande ihre patriotische Pflicht voll und ganz erfüllt". Trotzdem „erhält die jüdische Kaufmannschaft nirgends den ihrer Bedeutung angemessenen Einfluß und wird aus ihrer wirtschaftlichen Position verdrängt". Selbst das weiße Mazzesmehl mißgönnen die mit Mais- und Kartoffelmehl „belieferten" Christen ihren Mitbürgern von der anderen Konfession. Dies und anderes läßt die Juden fürchten, daß noch „viel schlimmere Ereignisse bevorstehen". Zu deren Abwehr haben sich nun die „einsichtigen Kreise der Judenschaft zusammengeschlossen", um so „allen künftigen Gefahren die Stirne

bieten zu können". Insbesondere soll der Antisemitismus bekämpft werden; als Forderungen an die Regierung finden sich u. a. folgende Punkte: Verleihung von öffentlichen Beamtenstellen an Juden, staatliche Besoldung der Rabbiner und Kantoren, Staats-, Land- und Gemeindebeiträge für jüdische Arme, Selbstbestimmungsrecht des jüdischen Volkes, Heranziehung der jüdischen Kaufmannschaft zur Lösung aller wirtschaftlichen Fragen und — Unterdrückung der judengegnerischen Aufsätze in den alpenländischen Zeitungen. Fehlt bloß noch die „Evakuierung aller Antisemiten und deren Verschickung nach — Palästina". Was für schlechte Menschen müssen doch diese Steirer sein! Die Berliner Juden z. B. haben nicht mehr nötig, solch selbstverständliche Vorrechte zu erkämpfen.

England im Urteil bedeutender Männer. Der englische Charakter ist von bedeutenden Geistern aller Nationen abfällig beurteilt worden, namentlich haben die Habsucht und die Geldgier der Engländer überall strenge Verurteilung gefunden.

Interessante Belege hierfür finden sich auch in Charles Sealsfields „Kajütenbuch". Hier meint ein Richter in Texas vor 100 Jahren, die Vermischung der „phlegmatisch dickhäutigen Angelsachsen" mit den normannischen Eroberern habe die „gloriose Mischlingsrasse" ergeben.

„Kümmere mich nicht um die verdammten Briten", führt der Richter aus, „will sie nicht, mag sie nicht, hasse sie mit ganzem Leib, ganzer Seele, ganzem Gemüte und aus allen Kräften: hasse sie, weil sie immer nur darauf kalkulieren, die Volksfreiheit, sie mag sich zeigen, wo sie will, im Keime zu knicken, zu ersticken. Ist ein fluchwürdiges Volk, dieses britische, mit seinem unter aller Kritik knechtischen Pöbel — und alles ist da Pöbel, was nicht Gentry ist — unter seiner über alle Begriffe arroganten, hab- und herrschsüchtigen Gentry. Hält diese Gentry das Volk wie Sklaven und möchte die ganze Welt zu Sklaven haben, um sie desto besser ausbeuten und tyrannisieren zu können. Könnte in der britischen Nation die beiden Rassen, die normannische sowohl als angelsächsische, noch immer haarscharf in ihrer Gentry und ihrem Volke erkennen. Ist diese Gentry die übermütigste, aber auch unabhängigste, freieste, erste — sowie das Volk das brutalste, dümmste, knechtischste der Welt."

An einer andern Stelle heißt es: „Widerwärtig rohere, brutalere, und doch wieder knechtischer gesinnte Menschen als diese Briten waren mir selten vorgekommen. — Nach ihrem Treiben hätte man glauben sollen, das ganze preziöse alte England müsse zugrunde gehen, so ihren lumpigen Cargos auch nur ein Haar gekrümmt würde. Ich hatte hier Gelegenheit, Vergleichungen anzustellen, und wahrlich, sie fielen nicht zum Vorteil John Bulls aus! Pschaw! John Bull spottet über Bruder Jonathans Dollarsucht, und allerdings suchen wir die Dollars. Es ist ein starker Splitter in unsern Augen, dieses immerwährende Dollarsuchen: nur steht John Bull, mit dem Balken in den seinigen, der Spott schlecht an. Gewiß suchen wir die Dollars und sind auch eifrig bemüht, sie zu finden; aber wenn wir sie wieder verlieren, reißen wir uns deshalb doch nicht den Hals ab wie John Bull. Ich kenne wenigstens noch keinen respektablen Amerikaner, der sich wegen Dollarverlustes gehängt oder ertränkt hätte, wie es die Briten tagtäglich tun. Bei uns ist aber auch, John Bull mag dagegen sagen was er will, der Mann noch etwas wert, apart von seinen Dollars, aber nicht bei ihm, wo er keinen Strohhalm mehr gilt als seine Guineen. Darum ist auch der echt englische Ausdruck: er ist so und so viel wert, bei uns in den Seestädten stecken geblieben, im Lande hat er kein Glück gehabt. Gewiß hat der britische Charakter brillante Züge von Gerechtigkeit, Männlichkeit, Seelengröße und Stärke, aber auch häßliche, und darunter eine Gier nach Geld und Gut, die ihn diese Dinge nicht mehr als Mittel, nein, als höchste Lebenszwecke, ja als eine Art höherer Wesen betrachten läßt, die zu erlangen er auch das Desperateste nicht scheut. Der Brite dient des Geldes wegen Türken und Juden, Karlisten und Christinos, dem Himmel und

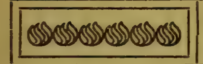
der Hölle; — wir nicht, wir nur — der Freiheit! Er würde euch das Goldstück erbarmungslos und mit eisernen Krallen aus den Eingeweiden herausreißen! Gott gnade dem armen Wichte, der pennylos das großmütige England betritt! Bei uns finden Hunderttausende der von europäischer Tyrannei Ausgestoßenen noch immer einen Bissen Brotes! Sagt was ihr wollt, im Charakter des Briten ist ein Zug von gefühlloser Härte, der noch immer an den norwegischen und normannischen Seeräuber mahnt; und so sehr er sich auch in den acht- oder neunhundert Jahren seines Auftretens auf der Weltbühne abpoliert, ganz verleugnet hat er sich nie, dieser Seeräubercharakter, wo er immer auftrat, sei es in Europa oder in Asien, in Ost- oder in Westindien."

„Euer Brite ist nie widerwärtiger, als wenn er freundlich, zutraulich wird; die Selbstsucht, der krasseste Eigennutz grinst dann so ekelhaft aus seinen harten, brutalen Roastbeefzügen heraus!"

Das sind harte Urteile! Wunderbar bleibt nur, daß trotz aller übereinstimmenden Urteile die Welt nicht klug geworden ist, daß sich noch immer Völker finden, die dem habgierigen England Blutdienste leisten, um sich nachher geprellt zu sehen. — Joh. Meyer.

▽ **Zur Schriftfrage.** Unlängst ging eine Nachricht durch die Presse, daß die Enthüllungen der „Nordd. Allg. Ztg." über die Vorbereitung der britisch-französisch-russischen Verschwörung gegen Deutschland in lateinischer Schrift veröffentlicht worden seien, und daß auch künftig derartige, auf das Ausland besonders berechnete amtliche Kundgebungen in Lateinschrift erfolgen sollen. Weiter hieß es in diesem Zusammenhange, daß sich in unseren amtlichen Kreisen überhaupt wieder ein starker Zug nach Einbürgerung der Lateinschrift bemerkbar mache. Als Grund dieser Erscheinung werde die Rücksicht auf unsere Auslands-Anliegen angegeben. Man kann diese Nachrichten nur mit tiefem Bedauern zur Kenntnis nehmen. Es scheinen wieder etliche lateinschriftfreundliche Geheimräte, etliche überängstliche Bürokraten hier am Werke zu sein. Es soll wohl wieder der Welt dargetan werden, daß das Micheltum in Deutschland trotz alles Heldentums auf den Schlachtfeldern noch immer nicht erstorben ist. Aus Rücksicht auf das Ausland sollen wir die Rücksicht auf die deutsche Eigenart, die deutsche Kultur und die deutsche Würde preisgeben! Dabei ist die Begründung der Wahl der undeutschen Schrift ganz verkehrt. Die Bürokraten, die diese Begründung gegeben haben, scheinen von dem Vorurteile, daß deutsche Schrift, in diesem Falle deutsche Druckschrift, im Auslande nicht gelesen werden könne, nicht los kommen zu können oder zu wollen, obgleich der Kampf um die Erhaltung der deutschen Schrift in den Jahren 1910—1911 ihnen das Gegenteil bewiesen haben müßte. Die großen Umfragen in Frankreich, in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, sogar in Japan, haben dargetan, daß die Mehrzahl der befragten Ausländer die deutsche Sprache lieber und leichter im deutschen Schrift-Gewande lese. Durch den Schriftkampf ist ans Licht gekommen, daß die Lateinschrift verwendenden Ausländer deutsche Schrift mühelos lesen können, sogar ohne sie besonders erlernt zu haben, und ferner, daß die Romanen und Angelsachsen die deutsche Schrift in ausgiebigstem Maße selber als Zier- und Auszeichnungsschrift verwenden. Was soll also das die deutsche Würde verletzende übertriebene Entgegenkommen gegen das Ausland in der Schriftwahl? Man muß annehmen, daß gewisse Bürokraten sich nicht überzeugen lassen wollen. Man möge sich doch einmal klar machen, welche Ausländer die deutschsprachlichen amtlichen Verlautbarungen denn lesen sollen. Doch nur die, die deutsche Sprache erlernt haben und verstehen. Diese haben aber mit der deutschen Sprache selbstverständlich auch die deutsche Schrift erlernt. Wenn wir deutsche Sprache lateinisch drucken, erleichtern wir dem Ausländer, vor allem dem Angelsachsen, das Verständnis nicht, sondern erschweren es ihm, da viele Wörter im Deutschen und Englischen zwar dieselbe Schreibweise, aber ganz verschiedene Bedeutung und Aussprache haben (was = was, fast = fast, sage = sage usw.). Die

deutsche Schrift ist eines der wenigen äußeren Zeichen unseres Deutschtums, das wir nie bei Seite setzen sollten. Sie ist eines der besten Erziehungsmittel zum Deutschbewußtsein und eines der vorzüglichsten Mittel, das Deutschtum im Auslande deutsch zu erhalten. Kurzsichtige Bürokraten, die dies nicht einsehen wollen, die immer weiter noch an der Untergrabung unseres unschätzbaren deutschen Schriftgutes arbeiten, sind in völkischer Beziehung als Schädlinge zu erachten und versündigen sich am deutschen Volkstume. — Adolf Reinecke.



Bücherbesprechungen.



Prof. Dr. Martin Faßbender, „Des deutschen Volkes Wille zum Leben". Bevölkerungspolitische und volkspädagogische Abhandlungen über Erhaltung und Förderung deutscher Volkskraft. 2. Auflage. Freiburg i. Br. 1917, Herdersche Verlagshandlung. 836 Seiten, Preis geheftet 13,50 M., gebunden 15 M.

Wenn die nähere Bestimmung nicht hinzugefügt wäre, könnte der Titel des Werkes irre führen, wenn man etwa daran dächte, was man unter „des englischen Volkes Willen zum Leben" verstehen würde. Aber so etwas gibt es ja nicht bei uns. Wenigstens beziehen sich in dem vorliegenden Sammelwerke die einzelnen Abhandlungen nicht auf die Erhaltung des deutschen Volkes, sondern auf die der Bevölkerung Deutschlands. Es handelt sich eben um „Bevölkerungspolitik", um Erhaltung des Willens zur Fortpflanzung ohne Rücksicht auf Abstammung und auf den Willen zum deutschen Leben.

Nach dem Vorwort des Herausgebers soll das Buch „ein Bekenntnis christlicher und deutscher Gelehrter, praktischer Politiker und Volkserzieher zu Nutz und Gedeihen von Deutschlands Volkskraft sein". Und „die einheitliche Grundlage, von der die Verfasser aller Aufsätze an die Behandlung ihrer Themata herantreten, ist die christliche Weltanschauung". — Da, soviel ich sehe, nur Katholiken zu Wort kommen, wird christlich mit katholisch als gleichbedeutend angesehen. Es ist bedauerlich, daß damit die einzelnen, an sich gründlichen und oft bedeutsamen Untersuchungen und namentlich die sich daran schließenden Vorschläge nicht die rein nationale Färbung zeigen können, daß sie gegen die Einwirkung der Zumischung fremden Blutes auf den Charakter des Volkes blind sind, obwohl die wissenschaftlich nicht zu beanstandenden vortrefflichen Ausführungen von Hermann Muckermann, S. J. über die „biologischen Grundlagen der Bevölkerungsfrage" folgerichtig auf das „reine Deutschtum" hätten hinführen und die Unwirksamkeit der Erziehung auf die Vererbung hätten erkennen lassen müssen. Das schließt nicht aus, wie auch der Herausgeber meint, daß auch „die Anhänger anderer Richtung ... das Buch mit Nutzen lesen werden".

Nach einer „Einführung" des Herausgebers bringt das Buch Abhandlungen von 20 Mitarbeitern, die „grundlegende Erörterungen, Statistisches, Kirchengeschichtliches, Besprechung von Einzelmaßnahmen zur Bekämpfung des Geburtenrückganges und zur körperlichen und sittlichen Ertüchtigung des deutschen Volkes" darstellen und zum Schlusse die „christliche Ehe und christliche Familie als Hort und Jungbrunnen der Volkskraft" behandeln.

Da die „Einführung" des Herausgebers programmatisch den Inhalt des gesamten Werkes darlegt, können wir unsern Bericht auf diese beschränken.

Martin Faßbender stellt dem Todesmut des Kampfes für das Vaterland den Lebensmut der Begründung einer zahlreichen Familie gegenüber. Der erstere ist uns-

wie der Krieg zeigt, nicht verloren gegangen. Wohl aber der letztere. In der Zeit von Anfang des Jahrhunderts bis zum Ausbruch des Krieges ist „der Geburtenabsturz dreimal so stark gewesen, oder was dasselbe heißt, dreimal schneller verlaufen wie in dem voraufgehenden Vierteljahrhundert. Frankreich, das an sich viel geringere Geburtenziffern als Deutschland aufweist, hat für den gleichen Geburtenabsturz, den Deutschland in 12 Jahren erfuhr, einen Zeitraum von 70 Jahren notwendig gehabt".

Ob es sich dabei „um eine im wahren Sinn des Wortes nationale Lebensfrage handelt, wird vor allem davon abhängen, ob diese Erscheinung als eine vorübergehende zu betrachten ist, oder ob man sie als eine andauernde, in diesem Falle als eine voraussichtlich noch weiter zunehmende ansehen muß". — Nach dem Verlaufe der Kurve des Geburtenrückganges hält F. das letztere für wahrscheinlich. Aber „die Frage nach der Höhe des wünschenswerten Geburtenüberschusses ist überhaupt nicht der ausschlaggebende Punkt. Bedeutungsvoll ist allein die Feststellung der wesentlichen Ursache der Bevölkerungsentwicklung". Denn nur diese Erkenntnis kann das Heilmittel an die Hand geben. Wenn er sagt, es könne „keinen Trost gewähren, wenn man die Tatsache des beängstigend schnellen Geburtenabfalles damit zu entschuldigen sucht, das Geburtenrückgang eine notwendige Kulturerscheinung als solche, also ein Zeichen hohen Kulturstandes ist", so hat man das doch nicht als „Entschuldigung", sondern als Erklärung vorgebracht, nach der der Verfasser eben sucht. Und daß die Zeit des Geburtenabsturzes, zumal auch in der Arbeiterschaft, mit der Zeit der raschesten Entwicklung gerade des deutschen industriellen Aufschwunges zusammenfällt, der uns diesen Krieg eingetragen, aber auch wesentlich die Möglichkeit gegeben hat, ihn siegreich durchzuführen, spricht doch dafür. Es „spricht dafür", sage ich, nicht „es ist ein Beweis". Denn die Worte des Verfassers, „Aus dem gleichzeitigen Zusammentreffen zweier Erscheinungen darf man nicht mit Notwendigkeit folgern, daß dieselben auch in dem Verhältnis von Ursache und Wirkung zu einander stehen", sind bei allen biologischen Erscheinungen und gerade bei dieser in ihren Bedingungen so außerordentlich zusammengesetzten Frage sicher ganz besonders angebracht.

F. bespricht dann die Degenerationstheorie, die Urbanisierungstheorie (den Einfluß der Verstädterung), die Kompensationstheorie (den gegenseitigen Einfluß von Geburtenziffer und Kindersterblichkeit), die Wohlstands- und Bildungstheorie, die Rationalisierungstheorie (den Einfluß der Rücksicht auf die Interessen der Eltern oder der Kinder) und meint mit Recht, daß die Motive für die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl meist einen gemischten Charakter tragen, daß diese Motive ebenso wie auch die Mittel der Beschränkung sowohl sittliche als unsittliche sein können, daß das „auslösende Moment bei aller Vielgestaltigkeit der Motive allerdings meistens, um eine Wendung von Julius Wolf zu gebrauchen, in der Emanzipation von dem religiösen Gesetz und dem Bruch mit der gesellschaftlichen Tradition früherer Zeiten zu finden sein wird". Jedenfalls könne die unfreiwillige Kinderlosigkeit nicht die Ursache des Geburtenabsturzes weder nach seiner Plötzlichkeit noch nach seinem Umfange sein. „Es kann sich nur um eine Bewegung handeln, welche zielbewußt auf eine willkürliche Beschränkung der Kinderzahl hinarbeitet."

Aus dieser Erkenntnis zieht der Verfasser die Folgerung, daß neben gesetzgeberischen Maßnahmen vor allem eine erzieherische Einwirkung auf die Volksgesamtheit, auf die verschiedenen Altersklassen, auf die einzelnen Berufsstände in großzügiger, weit ausschauender Weise einsetzen müsse. Er weist unter anderem auf ländliche Siedelung hin. Ich habe aber in dem ganzen während der Kriegszeit erschienenen Buche keinen Hinweis auf die durch den Krieg gewonnene Möglichkeit großzügiger deutscher Ansiedelung im Osten gefunden und sehe darin eben die Folge des Umstandes, daß nicht das Deutschtum der einzig leitende Gesichtspunkt des Werkes ist, sondern die katholische Kirchlichkeit. Daß diese in der Tat von großem Einfluß auf die Geburtenhäufigkeit ist, läßt sich nach

der Statistik nicht bestreiten und aus der Wirkungsweise der katholischen Kirche wohl begreifen. Das Oberhaupt der katholischen Kirche hat aber, trotzdem sie in den Deutschen ihre treuesten Anhänger besitzt, in diesem Kriege wie von jeher gegen das Deutschtum Partei genommen. —

Weiter hebt der Verfasser den Wert der körperlichen Arbeit und der Genügsamkeit hervor und verweist auf den Bericht der Bibel, wonach die Absicht Pharaos, die Kinder Israel durch harten Frondienst in ihrem Gedeihen und ihrer Vermehrung zu unterdrücken, den gegenteiligen Erfolg hatte.

Sehr treffend sind auch seine Bemerkungen über die „Einheitsschule", deren Verwirklichung die Vermehrung der besten Volkskräfte beeinträchtigen würde. Ferner, daß der Volksschullehrer sich nicht „vom Volke fortbilden" dürfe, sondern eine Bildung zu vermitteln habe, die „in organischer Anknüpfung an das wirkliche Volksleben möglichst ein Ganzes an anschaulicher Information und an erhebenden und fesselnden Einblicken in Kultur und Natur zu geben suchen" müsse, während die Einheitsschule die arbeitende Bevölkerung zur Verachtung der Arbeit führt und sie seelisch darauf hin einstellt, den Blick zu den sogenannten oberen Ständen zu lenken und dahin zu streben, ihre Kinder den akademischen Berufen zuzuführen. — Was er nicht erwähnt, ist die Frauenbewegung, die auch in der den Frauen von Hedwig Dransfeld besonders gewidmeten Arbeit nicht voll in ihrer tiefgreifenden, verhängnisvollen Bedeutung für die Bevölkerungspolitik erkannt wird. Faßbender scheint überhaupt zu verkennen, daß die Abkehr vom Willen zum Kinde zunächst bei der Frau zu suchen ist, daß wir also auch wieder mehr Kinder haben werden, wenn die Frauen sie haben wollen.

In bezug auf die Erhaltung oder gar Steigerung der Qualität des Nachwuchses erhofft Faßbender den besten Erfolg von der positiven Zuchtwahl in Familienverbänden, der „Eugenik". Ich habe dagegen schon früher meine Bedenken geäußert, weil solche wohl zu besonders tüchtigem Nachwuchs führen könnte, aber leicht einen beschleunigten Verbrauch der Tüchtigkeit überhaupt herbeiführen würde und sich nicht auf die große Masse des Volkes erstrecken kann. Ich erhoffe mehr von der negativen Zuchtwahl, der Ausschließung der mit erheblichen erblichen Fehlern Behafteten von der Fortpflanzung, weil diese das Mittel ist, das auch die Natur mit Erfolg anwendet, um die Art auf der Höhe ihrer Ausbildung zu halten. H. G. Holle.

Dr. J. von Pflugk-Harttung, Geheimer Archivrat, Der Kampf um die Freiheit der Meere. Berlin 1917. Verlag von R. Eisenschmidt.

Im Verlaufe des gegenwärtigen Krieges ist immer deutlicher zutage getreten, daß unser nachhaltigster Gegner England ist; daher erscheint es immer wichtiger für uns, die Motive und Absichten dieser Macht kennen zu lernen und zu durchschauen, um so mehr, da sie sich hinter großartigen idealen Phrasen verstecken, von denen sich selbst bei uns so mancher täuschen läßt. Nur im Zusammenhange der ganzen geschichtlichen Entwickelung kann das überzeugend dargelegt werden, und nur ein so vielseitiger, weitschauender Historiker, wie der Verfasser des vorliegenden Werkes, vermag dieser Aufgabe gerecht zu werden.

Von vorneherein stellt von Pflugk-Harttung den Blick auf die ganze Weite der Weltpolitik ein, indem er in großen Zügen die Antriebe, Bedingungen, Ziele der Seegeltung skizziert, welche vom Altertum her den Wettkampf der Völker um die Beherrschung der Meere hervorgerufen haben. Er verfolgt dann eingehender die Entwickelung der britischen Seemacht im Kampfe mit den Kontinentalstaaten Portugal, Spanien, Frankreich, Holland, und schon hier tritt es stark hervor, in welcher einzig ungünstigen Lage sich die Seemacht Deutschlands, vertreten durch die Hanse des deutschen Kaufmanns, gegenüber England befand, da ihr der Rückhalt an einer einheitlichen, zielbewußten Staatsgewalt

fehlte. Das Übergewicht der Briten über alle Konkurrenten sehen wir sich von Jahrhundert zu Jahrhundert unter allen wechselnden Verhältnissen entwickeln und festigen durch die kaum je nachlassende Konsequenz ihrer Politik, die zielbewußte Organisation ihrer Marine, das rechtzeitige Ausgreifen auf Kolonialbesitz und dessen rücksichtslos energische Ausbeutung für die eigenen Handelsinteressen, entscheidend zuletzt in dem großen Kampf mit der französischen Republik und Napoleon I. In schneidendstem Kontrast dazu zeigt sich uns die klägliche Geschichte der deutschen maritimen Macht oder vielmehr Ohnmacht: eines der seetüchtigsten Völker, wie das unsere, jeder Willkür des Auslandes preisgegeben, ein Seitenstück zur Geschichte der deutschen Wehrlosigkeit zu Lande, wodurch verschuldet wurde, daß ein Reich voll der tapfersten Männer Jahrhunderte hindurch immer wieder von fremden Truppen verwüstet, in seiner ganzen Entwickelung gestört, verkümmert, niedergehalten ist. Was der Aufstieg Preußens und die Einigung des Deutschen Reiches für unser Dasein bedeutet hat, tritt auf dem Gebiete des Seewesens fast noch mehr hervor, als auf dem der Landmacht, und wird vom Verfasser ins rechte Licht gestellt. Wie sehr das zu seiner Zeit verkannt wurde, begreift man angesichts der heutigen Erfahrungen kaum noch, begreift kaum, wie noch bis in die jüngste Zeit all' jenen Bestrebungen zur Sicherung unseres Handels, ja unserer eigenen Küsten so geringes Verständnis in den weitesten Kreisen der Bevölkerung entgegenkam, als sollten die Zeiten fortdauern, da der deutsche Bundestag gegen die elenden nordafrikanischen Piraten, die ihre Raubfahrten bis in die Ostsee ausdehnten, keine andere Hülfe wußte als die Einsetzung einer Kommission, der nach halbjährigen Beratungen ein Bundesbeschluß vom 22. Dezember 1817 empfahl, „in ihren Bemühungen fortzufahren"; und noch zwölf Jahre später war dem Unwesen so wenig gesteuert, daß die schwer geschädigten Hansestädte sich erboten, dem Sultan von Marokko eine Tributzahlung zu gewähren, wenn er es abstelle. Die ganze Misere solcher Verhältnisse muß man sich vergegenwärtigen, um zu würdigen, was die Einsicht in die Bedeutung der Wehrkraft zur See, die uns der Verfasser darbietet, für ein Volk wert ist.

In erhebendem Gegensatz zu jenen vergangenen Tagen schildert von Pflugk-Harttung eingehend unsere glorreichen und zum Teil unerwarteten Erfolge im jetzigen Kriege auf den verschiedenen Schauplätzen zur See, die Verwendung und Wirkung der verschiedenen Waffengattungen und Schiffstypen, die politische und strategische Bedeutung der einzelnen Kampfhandlungen. Die Schilderungen sind, wie die Darstellung überall, ungemein anschaulich und übersichtlich, besonders auch die der großen Seeschlachten in Vergangenheit und Gegenwart. So ist das Buch zugleich lehrreich und anziehend zu lesen.

Ernst Bernheim.

Eine Abrechnung mit der Sozialdemokratie. Die Konservative Schriftenvertriebsstelle G. m. b. H., Berlin SW. 11, hat soeben fünf Neuerscheinungen herausgebracht, die der Massenaufklärung über die sozialdemokratische Politik während des Krieges dienen sollen. Es handelt sich um eine achtseitige Flugschrift „Sozialdemokratie und Vaterland" (15 Pfg., 100 Stück 12 Mk., 500 Stück 50 Mk., 1000 Stück 80 Mk.), die einen kurzen Abriß der sozialdemokratischen Gesamthaltung in den letzten Jahren gibt, sowie um vier sehr wirksame Flugblätter („Wie sieht ein Verzichtfrieden aus?", „Der Massenstreik und seine Urheber", „Klassenkampf, Volksherrschaft oder Monarchie", „Wer ist schuld an unserer Kriegswirtschaftspolitik?"), die die verfehlte Politik der „Genossen" in einigen Einzelfragen packend darstellen. (Preis der Flugblätter 10 Pfg., 100 Stück 6 Mk., 500 Stück 25 Mk., 1000 Stück 45 Mk., 3000 Stück 120 Mk.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 30. 5. 18.
Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVII. 4 — 1918

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Schleichwege alljüdischer Machtpolitik.

Vom Herausgeber.

III.

Im vorigen Abschnitt (unter II.) wurde gezeigt, an welcher Stelle des geringsten Widerstands die schleichenden Eroberer bei uns und anderswo in das geistig-sittliche Gebiet zuerst eindrangen, und welche schlimmen Folgen das für die übrigen Gebiete, namentlich das soziale und politische, gehabt hat. Die Durchbrechung dieser innern Front war geradezu entscheidend für alle ihre ferneren Erfolge. Solange nämlich die fremden Eindringlinge, wie z. B. im alten, zarischen Rußland, sich auf das wirtschaftliche Gebiet beschränken müssen, weil das „Ghetto", d. h. die strenge Gebundenheit ihres religiösen und völkischen Lebens in räumlicher wie in jeder anderen Hinsicht ihnen kein anderes Betätigungsgebiet gestattet, können sie zwar auch dem Wirtsvolke großen Schaden zufügen, können sie ganze Berufsklassen in der Entwicklung niederhalten oder ganz zugrunde richten; aber sie bleiben in sozialer und politischer Hinsicht doch immer in untergeordneter, sozusagen dienender Stellung und können niemals — abgesehen etwa von leichtsinnigen Kavalieren, an denen nicht viel liegt — der führenden Oberschicht oder gar dem ganzen Staatswesen unmittelbar gefährlich werden.

Diese Gefahr beginnt, wie gesagt, erst mit dem Eindringen in das geistig-sittliche Leben, und dafür wiederum sind die Gebiete der Religion, der Literatur und der schönen Künste — als der feinsten, sublimsten Aus-

drucksformen des geistigen und sittlichen Lebens eines Volkes — die wichtigsten und auch die zuerst in Betracht kommenden. Selbstverständlich können die schleichenden Eroberer dabei nicht gleich mit der Gesamtmasse, sozusagen dem „Gros" vorgehen. Sie müssen, genau so wie andere Eroberer, zuerst Vorposten vorausschicken, die den Nachrückenden die Wege bereiten und die Einnistungsstellen frei machen. Von Vorteil ist es dabei, wenn diese Vorposten sich scheinbar oder in Wirklichkeit „taufen" lassen; denn es gab und gibt ja bei den Wirtsvölkern, selbst unter den maßgebenden Persönlichkeiten, noch immer Toren genug, die so einfältig sind, zu glauben, daß mit der „Taufe" alle durch eine vieltausendjährige Reinzucht und Sonderentwicklung gefestigten Rasseninstinkte abgetan sind, auch, daß die „Getauften" dann gar keinen Zusammenhang mehr mit den ungetauften Rassen- und Volksgenossen haben, daß sie dann verbrennen, was sie vorher angebetet, anbeten, was sie vorher verbrannt haben, selbst wenn man darunter nur eine bestimmte Weltanschauung und Lebensauffassung versteht. Natürlich ist das nur äußerst selten der Fall. Meist ist das gerade Gegenteil Wahrheit. So z. B. sind die Juden als Schein- und Neuchristen oder Marannen im Spanien des 15. Jahrhunderts bis in die höchsten Militär-, Staats-, Kirchen- und Ehrenstellen gedrungen, wobei sie es fertig brachten, dabei doch gleichzeitig ihren Rassenritus heimlich auszuüben und in groteskem Trug z. B. als Bischöfe Freitag morgens die heilige Messe zu lesen und abends bei den Blutsgenossen den Schabbes mit einzuleiten.

Solche „Mimikry" der Taufe ist aber auch heutzutage leider noch immer möglich, denn, wie der Volksmund sagt: „Die Dummen werden nicht alle". Gewiß können die rassischen Instinkte durch fortgesetzte Vermischungen mit Anders-, d. h. entgegengesetzt Gearteten sich abstumpfen und mit der Zeit durch Abspaltungen (Mendeln) sich völlig verlieren; aber dazu gehören Generationen und der ehrlichste, redlichste Wille zur Abänderung, der bei den meisten fremden Eindringlingen gar nicht vorhanden ist. Für sie ist die Taufe eben nur „Mimikry", nur eine der vielen Masken, die von den schleichenden Eroberern zur Verdeckung ihrer eigentlichen Absichten angewandt werden. Man erinnert sich wohl noch jenes russisch-orthodox getauften Priesters Gapon, der die gutgläubigen Massen russischer Bauern seinerzeit vor das Zarenschloß führte, um den Zarismus auf revolutionärem Wege zu beseitigen, was freilich damals noch nicht gelang.

Bei uns in Deutschland ist die Taufe weniger ein Mittel, um Priester oder Pastor zu werden, als um gewisse Lehrstühle der Hoch- und Mittelschulen zu erobern, weil man dies bei uns für viel wichtiger als jenes hält. In der Tat können die schleichenden Eroberer auf diesem Wege viel leichter und sicherer in die geheimsten Werkstätten unserer Kultur eindringen und unsere unerfahrene Jugend mit ihrem fremden Geiste erfüllen, als wenn sie sich auf die Kanzel stellten und dort — wie etwa die „christlichen

Rabbis" Paulus Cassel an der Christuskirche zu Berlin oder Moritz Schwalb an St. Martini zu Bremen u. a. taten[1]) — ihren Instinkten unter salbungsvollen Worten freien Lauf ließen. Man würde das dort doch viel eher als auf den Lehrstühlen bemerken und die nötigen Vorkehrungen treffen. Unsere Geistlichen beiderlei Konfessionen nehmen das Christentum eben doch noch zu ernst. Auch sind die geistlichen Stellen bei uns nicht so gut dotiert, wie etwa in England, wo freilich eine Verjudung des Christentums schon lange nicht mehr nötig ist. Für andere Posten als Kanzel und Lehrstuhl halten die fremden Eindringlinge bei uns und anderswo die „Taufe" nicht mehr für unerläßlich. Im schlimmsten Falle genügt hier schon die rein statistische Angabe: „konfessionslos". In letzter Zeit ist man freilich in der „Toleranz" — d. h. in diesem Falle Dummheit — noch weiter gegangen. Man läßt den fremden Eindringlingen in die Gebiete unseres geistig-sittlichen, unseres staatlichen und gesellschaftlichen Lebens auch für Lehrstühle und andere wichtige Stellungen oft sogar noch die „Konfession". Die „getauften" Vorposten haben eben durch ihre politischen Verbündeten schon dafür gesorgt, daß den Nachrückenden die Taufe erlassen wird.

Es kann also nicht geleugnet werden, daß die Vorposten der fremden Eroberer bei uns und überall außerordentlich geschickt, fast unbemerkt vorgegangen sind. Auch darf man sich nicht wundern, daß sie die soeben gekennzeichneten Mittel der Mimikry so eifrig angewandt haben. Merkwürdig erscheint nur, daß die Völker, ja sogar deren führende Kulturschicht und die Regierung, denen der Schutz des Staates und Volkes vor äußern wie innern Feinden als heiligste Pflicht obliegt, erst so spät, ja vielfach noch heute gar nicht hinter die Schliche der schleichenden Eroberer gekommen sind.

Dem eigentlichen Volke freilich kann man in dieser Hinsicht kaum einen Vorwurf machen. Es versteht von solchen hochpolitischen Dingen nichts und merkt von der schleichenden Eroberung, solange sie noch nicht vollendet ist, nur mittelbar etwas, die eine Schicht freilich mehr, die andere

---

[1]) Es ist merkwürdig, wie diese Marannen auch bei uns früher oder später die Hülle wieder abwarfen und als — Juden dastanden. Der evangelische Pastor Wallfisch in Dresden bekannte 1894: „Ich bin ein Jude und bleibe es auch, ja, jetzt, nachdem ich den christlichen Glauben kennen gelernt, bin ich erst ein rechter Israelit geworden." Pastor Schwalb wagte in seiner Abschiedspredigt den biederen Hanseaten, die er 25 Jahre zu betreuen gehabt hatte, zu sagen: „Ich fühle mich als echter Jude und habe mich stets so gefühlt, und gestehe, daß ich im Grunde stets ein Anhänger der jüdischen Lehre gewesen bin." Schwalb starb vor einigen Jahren in Straßburg. Nach einem Aufsatze: „Hermann Cohen, der Denker und Politiker", im 9. und 10. Heft 1918 der Zeitschrift: „Auf Vorposten" (Verlag: „Auf Vorposten", Charlottenburg 4) scheint es sogar, als ob man jüdischerseits glaubt, hofft und strebt, daß das Judentum allmählich die einzige Religion oder, genauer, Weltanschauung der Menschheit werden soll. Es verhält sich also genau umgekehrt so, wie in den christlichen Kirchen allsonntäglich gebetet wird. — „Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er es beim Kragen hätte."

weniger. Ganz unmittelbar, dann aber auch um so härter und schwerer, spürt namentlich das niedere Volk die Fremdherrschaft erst, wenn überall fremde Herren an die Stelle der einheimischen getreten sind, d. h. eben, wenn die Eroberung vollendet ist. Dann erst kann das Volk Vergleiche, auf die wir später noch kommen werden, anstellen. Es wird dann einsehen, daß der Jude, wie das Geld, manchmal ein guter Diener, aber stets ein schlechter Herr ist.

Doch, wie gesagt, dem niedern Volke kann man in dieser Hinsicht kaum einen Vorwurf machen. Etwas ganz anderes ist es dagegen mit der führenden Kulturschicht. Wie schon im vorigen Abschnitte gezeigt, hängt es ganz allein von ihr ab, ob ein Volk zu Wohlfahrt, oder ins Elend kommt. Nur sie ist denn auch für die Duldung der fremden Eroberung verantwortlich zu machen, und falls diese gelingt, ist kein Ausdruck zu scharf, um die darin liegende Pflichtvergessenheit zu brandmarken. Daß eine solche Pflichtvergessenheit überhaupt möglich ist, muß freilich als eine ganz merkwürdige Erscheinung bezeichnet werden. Wenn ein fremder Eroberer von außen und gewaltsam einen Versuch zur wirtschaftlichen, geistigen, sittlichen, politischen Unterjochung machen wollte: — nicht nur die Oberschicht, das ganze Volk würde wie ein Mann aufstehen und sich mit allen Kräften des Leibes und der Seele dagegen wehren, selbst wenn der Eroberer von der eigenen Rasse wäre und eine solche Eroberung längst nicht die schlimmen Folgen für das ganze Gemeinwesen haben würde, die eine von fremder Rasse ausgehende herbeiführen muß. Aber das ist es ja eben: den äußern Einbrecher sieht, hört, fühlt jeder im Volke, jedoch den im tiefsten Grunde noch viel schlimmeren, gefährlicheren innern Einschleicher fremder Rasse, — diesen Teufel spürt ein argloses, gutes, braves Volk heutzutage noch nicht einmal, wenn er es schon am Kragen hat.

In früheren Zeiten freilich, als die Völker sich noch von ihren gesunden, in untrüglichen Rasseninstinkten wurzelnden Vorurteilen leiten ließen, war so etwas nicht möglich. Da war „Feind" und „Fremder" oft ein und dasselbe Wort, meist auch ein und derselbe Begriff. Bei dem Landvolke, den Bauern und echten Junkern, ist das vielfach auch jetzt noch so, und darum eben werden diese von den heutigen Machern der öffentlichen Meinung, wie z. B. J. Rießer, als die „boden- und rückständigste", „reaktionärste" Bevölkerungsklasse verspottet. Bei uns in Deutschland hat die öffentliche Meinung es sogar fertig gebracht, dem Fremden, und nicht etwa nur dem arischen Europäer, eine Art von Vorzugsstellung einzuräumen. Das anerzogene — nicht angeborene — Vorurteil ist also hier eher für den Fremden, als gegen ihn. Und gerade dieses anerzogene Laster wird von den Hauptmachern unserer öffentlichen Meinung ganz besonders gereizt und gestreichelt. Sie wissen jedenfalls genau, warum sie das tun. So konnte denn die Welt bei uns das seltsame Schauspiel erleben, daß wir uns gegen eine Welt von äußern Feinden siegreich be-

haupten konnten, aber den innern Feinden gegenüber bis jetzt nahezu ohnmächtig waren.

Und doch sind gerade die innern, schleichenden Eroberer, wenn man sie rechtzeitig erkennt, mit spielender Leichtigkeit, leichter jedenfalls als irgendein äußerer Feind abzuwehren. Aber es liegt eben in der Eigenart schleichender Eroberer, daß man sie nicht sofort, ja manchmal erst bemerkt, wenn es schon zu spät ist, wenn die fremden Eindringinge den größten Teil des niederen, unwissenden Volkes schon verführt und den einheimischen Führern abspenstig gemacht haben. Ein Schulbeispiel dafür ist das heutige Rußland. Hier wurde allerdings die fremde schleichende Eroberung dadurch außerordentlich erleichtert, daß die führende Oberschicht nicht nur dem niedern Volke gegenüber ihre Pflichten gröblich verletzt, sondern auch dem äußeren Feinde gegenüber schmählich versagt hatte. Beides zusammen konnte sich freilich auch das bescheidenste, geduldigste, anspruchsloseste Volk der Welt nicht gefallen lassen. Es war darum nur die gerechte Nemesis, daß jene größtenteils verlotterte und verrottete, gänzlich unfruchtbare Unkulturschicht gründlich umgepflügt wurde. Die französische Oberschicht der vorrevolutionären Epoche war wenigstens eine wirkliche Kulturschicht, hatte wenigstens, als sie noch stark genug war, eine wirkliche und eigenartige — lange Zeit, wenn auch vielfach mit Unrecht, sogar vorbildlich gewesene — Kultur geschaffen, während man in Rußland nur von einer schwach westeuropäisch übertünchten Barbarei sprechen kann. Das eigentliche Volk hatte und hat hier vergleichsweise mehr eigenartige Kultur als der größte Teil der ganz- und halbtartarischen Oberschicht, die es ja auch allein ins Elend geführt hat. Nun war ja freilich das der Revolution vorausgegangene Elend des niederen russischen Bauernvolkes — des bei weitem größten Teils der Gesamtheit — groß genug; aber das jetzige Elend, in das es seine alljüdischen Verführer und ihre britischen Bundesgenossen gestürzt haben, ist viel größer und wird, wenn Rußland nicht bald die Kraft findet, sich von diesen „Befreiern" zu befreien, noch größer werden. Diesem unglücklichen Volke könnte dann nur durch fremde Eroberer von höherer, edlerer Rasse, als es der größte Teil seiner jüdischen und nichtjüdischen Oberschicht ist, geholfen werden; denn wenn es die jetzigen alljüdischen Herren behielte, dann würde es von diesen in Verbindung mit englischen und amerikanischen Rassen- und Gesinnungsgenossen noch schlimmer ausgebeutet werden, als es ihre frühern halb- und ganztartarischen Herren getan haben. Vielleicht bitten dann die russischen Bauern wieder einmal, wie vor etwa 1000 Jahren[1]), germanische Eroberer um Errettung aus ihrer schweren Not.

[1]) Bekanntlich sagten die slawischen Völkerschaften Innerrußlands, die damals noch nicht „Russen" hießen, — diesen Namen (ursprünglich Rodsen) erhielten sie erst von ihren germanischen Eroberern — zu den schwedischen Warägern (Kriegern): „Unser Land ist groß und fruchtbar, aber es ist keine Ordnung darin; kommt und herrscht über uns!"

Doch — zerbrechen wir uns nicht den Kopf um Fremder willen! Wie steht es denn mit uns Deutschen selbst? Werden wir, nachdem wir eine Welt von äußern Feinden nicht nur abgewehrt, sondern sogar besiegt haben, schließlich doch den schleichenden Eroberern im Innern zum Opfer fallen?

Das könnte kein gerechter Gott mit ansehen, und er wird es auch nicht. Das hätte weder das deutsche Volk als Ganzes noch der größte Teil seiner führenden Oberschicht verdient. Von dieser ist mindestens der militärische Teil, von ganz verschwindenden Ausnahmen abgesehen, geradezu vorbildlich. Deshalb sind Dinge, wie sie in Rußland und früher in Frankreich geschehen sind, bei uns ganz undenkbar. Freilich — auch für uns wird das bekannte Wort aller Starken und Weisen gelten müssen: „Hilf Dir selber, so hilft Dir Gott!" Wir selber müssen uns von unseren eigenen gefährlichen Schwächen befreien, vor allem müssen wir zuerst in politischer Beziehung aus jener traumseligen Narkose erwachen, in die uns die innern Feinde im Bunde mit den äußern wie gute, artige Kinder nach und nach eingelullt haben. Wir müssen nicht nur den äußern, auch den innern Feinden fest und scharf ins Auge sehen lernen. Dann werden wir erkennen, was uns zum Heile und der Welt zum Frieden dient. Das Wort „Frieden" ist dabei sowohl im äußern wie im innern Sinne zu verstehen, denn es sind dieselben Ursachen, die den äußern wie den innern Unfrieden hervorgerufen haben.

Um diese merkwürdige Tatsache zu begreifen, sie völlig in unser Bewußtsein aufzunehmen, müssen wir uns — wir Deutschen sind ja sonst die geborenen Denker, Forscher und Finder — auf den Standpunkt des Feindes zu stellen, uns klar zu machen suchen, welche innere und äußere Politik fremde schleichende Eroberer von vergleichsweise geringer Zahl und ohne Machtmittel heldischer Art treiben müssen, wenn sie erobernd eindringen und sich, nach gelungener Eroberung, in der Macht und Herrschaft behaupten wollen. Wir werden dann sehen, daß Dinge, die wir bisher wie ein unabänderliches Schicksal „zwangsläufig" hingenommen haben, nur deshalb da sind, weil jene schleichenden Eroberer sie herbeigeführt haben und mit allen Kräften festhalten.

Betrachten wir zuerst das Problem der innern Politik, wie es sich von dem einen und von dem anderen Standpunkte, zunächst von unserem Standpunkte aus ergibt.

Soll die Innenpolitik zu Nutz und Frommen der Gesamtheit und zur Mehrung der Macht des die Gesamtheit gegen innere und äußere Gefahren schützenden Staates geführt werden, dann muß sie unter allen Umständen — ich spreche hier ja von der Innenpolitik — auf innere Einigkeit, Eintracht, Frieden gerichtet sein. Alles andere ergibt sich dann bei einem sonst tüchtigen, gut gearteten Volke von selbst. Der innere Friede ist aber mit Sicherheit nur zu erreichen und zu erhalten, wenn die

innerpolitischen Machtfaktoren sich in einem stabilen — nicht labilen — Gleichgewichtszustande befinden. Und dieser Zustand ist wiederum nicht dadurch herbeizuführen, daß die einzelnen Machtfaktoren sich gegenseitig aufheben, sondern nur dadurch, daß einige von ihnen ein hinreichend starkes Übergewicht haben.

In einer Monarchie wird das am besten der Monarch und die von ihm unmittelbar abhängigen Organe des Staates (Militär und Beamtentum) sein müssen. Die übrigen (nicht staatlichen, sondern gesellschaftlichen bezw. volklichen) Organe oder deren Vertretungen dürfen an der Leitung des Ganzen hier nur kontrollierend, nicht regierend oder gar verwaltend teilnehmen. Auf den höhern Stufen der Entwicklung eines solchen Gemeinwesens gilt das auch für den Monarchen, obwohl auch dann die ganze Macht letzter Instanz in seiner Hand vereinigt bleiben muß. Besorgt nun der Monarch die Kontrolle seiner Regierungs- und Verwaltungsorgane von oben, das Volk bezw. seine Vertretung sie von unten, ist also die Kontrolle nicht einseitig, sondern doppelseitig, dann wird, wenn beide Seiten halbwegs ihre Schuldigkeit tun und Vertrauen zueinander haben, es immer gut um Staat und Volk stehen, dann wird auch bei noch so lebhaft bewegtem innern Leben stets Einigkeit, Eintracht, Frieden und allseitige Wohlfahrt herrschen. Das innere Leben eines solchen Gemeinwesens wird dann, auch bei starker Bewegtheit, einer wunderschönen, nicht immer harmonischen, aber stets in Harmonien ausklingenden Symphonie gleichen.

Alles das ist es aber gerade, was jene sich über Staat und Volk listig erheben wollenden bezw. erhoben habenden, „überstaatlichen" Machthaber um jeden Preis vermeiden müssen. Sie müssen immer genau das Gegenteil von dem tun und erstreben, was von dem soeben gekennzeichneten Standpunkte richtig ist, weil es von dem ihrigen aus falsch wäre. Sie dürfen niemals einen „stabilen" Gleichgewichtszustand eintreten lassen, es sei denn, daß sie selbst dabei jenes genügend starke Übergewicht abgeben könnten, was aber von einer geringen Zahl von Machthabern ohne Machtmittel heldischer Art niemals erreicht werden kann. Sie müssen also den Gleichgewichtszustand so „labil", so empfindlich und leicht beweglich zu machen und zu erhalten suchen, wie es mit der Lebensmöglichkeit irgend verträglich ist, damit sie mit ihren Zweckverbündeten, je nachdem es ihr Vorteil erheischt, bald auf der einen, bald auf der anderen Seite den Ausschlag geben können. Das alles können sie aber nur dadurch ermöglichen, daß sie das ganze innere Leben um jeden Preis — selbst um den des Gemeinwohles — in den Zustand der Unruhe, Unzufriedenheit, Zwietracht, des gegenseitigen Mißtrauens versetzen und darin dauernd erhalten. Und diesen Zweck können sie wiederum nur dadurch erreichen, daß sie den Parteigeist nähren, ja mästen und bald die eine, bald die andere Partei oder Parteigruppe unterstützen oder bekämpfen, je nachdem ihr Vorteil dadurch gewahrt oder gemehrt wird. Um die Mittel dürfen sie dabei nicht verlegen sein und

auch bezüglich ihrer Anwendung müssen sie von allen Gewissensskrupeln frei sein. Die Folge davon ist natürlich geistige, sittliche, materielle Korruption auf allen Gebieten, namentlich dem politischen.

Vor allem aber müssen sie hinsichtlich der staatlichen und gesellschaftlichen Organisation bezw. Desorganisation diejenigen Vorbedingungen schaffen und erhalten, die ihrer Herrschaft am günstigsten sind. Die Monarchie oder gar die starke Militärmonarchie muß für sie aus den vorher angegebenen Gründen als das größte aller Übel, als „Militarismus" angesehen werden. Es zu beseitigen oder so abzuschwächen, daß es ihnen nicht mehr gefährlich werden kann, muß darum ihr eifrigstes Bestreben sein. Auch die ständische Gesellschaftsordnung, gleichviel, ob sie von einem monarchischen oder republikanischen Staatswesen geschützt und gestützt wird, steht, wie im vorausgegangenen Aprilheft, S. 11, auseinandergesetzt, ihrer Herrschaft sehr im Wege und muß darum von ihnen um jeden Preis beseitigt werden. Am sichersten geschieht das, indem sie das natürliche *ständische* Wahlrecht durch ein denkbar *allgemeines, gleiches, geheimes* und *direktes* ersetzen, denn dadurch löst sich die vorher organisch gegliederte und darum fest zusammenhaltende Gesellschaft von selbst in zusammenhanglose, ja einander vielfach abstoßende Atome auf.

Als Staatsverfassung ist ihnen die Republik natürlich viel lieber als die Monarchie; aber auch eine *aristokratische* Republik ist nicht die Staatsform, die sie brauchen können; denn auch hier ist ein „stabiles" inneres Gleichgewicht, solange die Aristokratie stark ist und das Vertrauen des Volkes genießt, immerhin möglich. In einem solchen Gemeinwesen müssen sie darum alles versuchen, um die stolzen, kriegerischen Aristokraten, soweit sie sie nicht besitzlos machen können, in weichliche, pflichtvergessene, genußsüchtige Plutokraten zu verwandeln und dadurch dem Volke seine führende Oberschicht zu verleiden. Gleichzeitig müssen sie dem Volke vorgaukeln, daß es sich selbst viel besser als jene Oberschicht regieren und verwalten könne, d. h. sie müssen die „Demokratie", die in Wahrheit nur im wenig differenzierten bäuerlichen Urzustande der Gesellschaft möglich ist, auch im höhern Kulturzustande zum Schein einzuführen suchen. Geht das Volk auf den Schwindel ein, dann ist es den fremden Eroberern ein leichtes, die teils betörten, teils gekauften Massen unter dem Anschein der Selbstregierung durch ihre „Vertrauensmänner" ganz allein zu beherrschen und alle etwa sich erhebenden Widerstände gegen ihre Herrschaft durch innere Spaltungen, Parteiungen zur Ohnmacht zu verdammen. Dieser Zustand des Gemeinwesens muß ihnen als der wünschenswerteste von allen erscheinen und darum müssen sie ihn überall in dem von ihnen beherrschten oder kontrollierten Zivilisationskreise, der viele in ihrem Sinne zivilisierte Länder und Völker umfassen kann, herzustellen und festzuhalten suchen.

Damit kommen wir von selbst auf das Problem der *Außenpolitik*, wie es sich vom Standpunkte hinterlistig schleichender, nicht heldischer

Eroberer und Herrscher ansieht. Es stellt sich hinsichtlich der Notwendigkeit des labilen Gleichgewichtszustandes usw. genau so, wie das der Innenpolitik. Einen Unterschied zwischen Innen- und Außenpolitik, der für die einheimischen Machthaber sehr groß sein kann, gibt es für die fremden Einschleicher so gut wie gar nicht. Für diese ist höchstens das Land: Ausland, was jenseits des von ihnen beherrschten und des für ihre Herrschaft in Aussicht genommenen Zivilisationskreises liegt. Ein solches Land findet sich aber für fremde, überstaatliche Machthaber plutokratischer Art — und das sind ja die Alljuden mit ihren Gesinnungsgenossen — heutzutage kaum noch. Die ganze handelspolitisch erschlossene Welt ist ja bereits ein den Alljuden und ihren britisch-amerikanischen Zweckverbündeten mehr oder weniger zur Ausbeutung verfallenes Gebiet oder soll es jedenfalls immer mehr werden. Um dieses Ziel zu erreichen und festzuhalten, dürfen die genannten Machthaber keinen national bestimmten Großstaat bezw. keine Gruppe von solchen Staaten innerlich wie nach außen hin so mächtig werden lassen, daß für die innen- wie außenpolitischen Machtfaktoren ein stabiler Gleichgewichtszustand entsteht; denn das würde ihre Herrschaft über die Welt unmöglich machen. Höchstens für denjenigen nationalen Großstaat oder die Gruppe von solchen, die sie mit ihrer Weltanschauung völlig durchseucht und zum Werkzeug ihrer Herrschaft auserkoren haben — heutzutage bekanntlich England und Amerika — dürfen sie ein gewisses, aber nicht zu großes Übergewicht zulassen. Ich sage ausdrücklich: „nicht zu großes", denn die vorher auseinandergesetzte Lehre vom „labilen" Gleichgewichtszustande, die für das nationale England und Amerika nur in bezug auf die von ihnen nicht unmittelbar beherrschte Welt richtig ist, muß für das Alljudentum in bezug auf die ganze Welt — also England und Amerika einschließend — gelten. Anderenfalls könnte ja wenigstens für die von England-Amerika unmittelbar beherrschte Welt ein „stabiler" Gleichgewichtszustand entstehen, und es wäre den Alljuden dann innerhalb dieser Welt nicht mehr möglich, die eine Gruppe von innern Mächten gegen die andere mit Erfolg auszuspielen, falls ein Konkurrenzstreit zwischen den (in der Weltanschauung, aber nicht der Rasse übereinstimmenden) Alljuden und Allbriten das notwendig machen sollte. Die Interessen der Alljuden und Allbriten sind nämlich zwar in bezug auf die innere Politik der von ihnen beherrschten und der für ihre Herrschaft in Aussicht genommenen Staaten überall und immer gleichgerichtet. In bezug auf die zwischenländische (vom nationalen Standpunkte auswärtige) Politik gilt das aber nur solange, als England und Amerika nicht allzu übermächtig werden. Die Alljuden aller Länder und Völker haben darum wohl ein Interesse am Siege Englands und Amerikas, aber nicht an einem völlig entscheidenden Siege. Sollte jedoch ein solcher absolut unvermeidlich sein, dann wäre den Alljuden ein britisch-amerikanischer Sieg natürlich immer noch tausendmal lieber als ein deutscher.

So stellt sich also für die fremden überstaatlichen Machthaber das Problem der Außenpolitik. Von diesem Standpunkte aus versteht man die von ihnen hinsichtlich der Kriegsziele gepredigte allseitige Verzichtspolitik und heimliche Parteinahme für England-Amerika vollkommen. Glücklicherweise für uns waren und sind aber die Engländer und Amerikaner viel zu rabiat, um sich mit einem solchen halben Siege, der keiner von beiden Seiten des Zustandes nach dem Kriege recht froh werden ließe, zu begnügen. Sie werden deshalb nach wie vor zur wirklichen Entscheidung drängen und uns dadurch den vollständigen Sieg, den unsere Alljuden im Bunde mit verblendeten Deutschen so gern verhindern möchten, gerade erst ermöglichen.

Sonst müßte man ja auch an einem gerechten Gotte und einer von ihm gewollten Weltordnung verzweifeln. Was wäre das denn für ein Zustand, in den die ganze zivilisierte Welt geraten würde, wenn sich die Absichten der Alljuden innerhalb und außerhalb aller Staaten verwirklichten! Der für alle „labile" Gleichgewichtszustand innerhalb wie außerhalb der Grenzen, sowie die völlige wirtschaftliche Ermattung nach dem Kriege würde sämtliche Staaten im Innern wie nach außen hin zur Ohnmacht verdammen und der sozialen Revolution, dem „Sterne Judas" (nach den Archives israélites in Paris), ausliefern. Geordnete Kriege von Staat zu Staat wären dann allerdings, eben wegen dieser allseitigen Ohnmacht, nicht mehr möglich; aber dieser Zustand könnte alles andere eher als „Frieden" genannt werden. Die ganze zivilisierte Welt würde einem ungeheuren, beständig brodelnden, nie zur Ruhe kommenden Hexenkessel gleichen, denn die über den Staaten wie der Geist über den Wassern schwebenden Alljuden und ihre „demokratischen" Verbündeten müßten, um sich in der Herrschaft zu behaupten, diesen Hexenkessel, wenn er ja einmal zur Ruhe kommen wollte, immer von neuem anfeuern und zum Brodeln bringen. (Vergl. die Fußnote [2]) auf S. 109 des vorigen Heftes, insbesondere die Stelle in der Rede des Abgeordneten Beckh in der bayrischen Kammer am 29. 11. 01).

Das wäre also der „Weltfrieden", wie ihn das Alljudentum wünschen muß und den es darum durch die von ihm begünstigten, mit Geldmitteln reichlich unterstützten „Pazifisten" beiderlei Geschlechts in allen Ländern predigen läßt für alle diejenigen, die, wie der Volksmund sagt, „nicht alle werden". Der ganzen nichtalljüdischen Welt wäre damit in der denkbar schlimmsten Weise gedient, denn nur ein ehrlicher, bis zur völligen Entscheidung geführter Krieg kann einen ehrlichen Frieden bringen. Jeder andere wäre ein Zwischenzustand, der schlimmer und für die bessere Menschheit verderblicher wäre als jeder geordnete Krieg, der, je weniger die Händler den Helden dabei in die Quere kommen, um so kürzer und humaner sein wird.

* * *

Ziehen wir nun aus all dem Vorausgegangenen die Schlußfolgerungen, so ergibt sich da mancherlei, was für die in Gegenwart und noch mehr für die in Zukunft zu befolgende Innen- und Außenpolitik der Staaten mit europäischer Kultur außerordentlich wichtig ist. Zunächst erhebt sich die Frage: Ob wohl die Völker dieser Staaten, ja auch nur ihre jetzt leitenden Staatsmänner eine Ahnung von der ungeheuren Gefahr haben, die ihre Staaten und Völker bedroht, wenn die (händlerische, nicht heldische) Auffassung von Staat und Staatskunst, die bisher mehr oder weniger überall herrschend war und noch ist, auch in Zukunft herrschend bleibt?

Ich glaube es nicht; denn nicht das Geringste deutet darauf hin, daß eine bessere Erkenntnis oder gar Willensbetätigung irgendwo zu dämmern anfängt. Die bisher von den Staatsmännern hüben wie drüben gemachte Politik wäre ja sonst ganz unverständlich. Dieselbe war und ist überall ungefähr das Gegenteil dessen, was sie hätte sein müssen, wenn sie wirklich auf das Wohl der von ihr vertretenen Staaten und Völker gerichtet wäre. Man kann sich diese Politik hüben wie drüben nur dadurch erklären, daß sie völlig unter dem Einflusse der Alljuden und ihrer bewußten oder unbewußten Verbündeten gestanden hat und steht.

Dieser Zustand ist ja auch nicht gerade wunderbar. Überall, hüben wie drüben, nehmen solcher Art Menschen (zum mindesten der Weltanschauung nach) wichtige Vertrauensstellungen, sogar hohe Staatsämter ein. Weiß man von den darunter befindlichen Juden so genau, daß sie keine Alljuden sind und das Interesse ihres Wirtsvolkes im Konfliktfalle stets dem eignen Interesse oder dem ihres über die ganze Welt verbreiteten Volkes voranstellen?

Auf die Beteurungen solcher Juden, daß sie keine Alljuden wären und ihrem Adoptivvaterlande mit Leib und Seele ergeben wären, ist ebensowenig wie bei den Marannen wie auf festen Grund zu bauen. Wenn ich es auch nicht für ausgeschlossen halte, daß es (auch unter den gehobenen Juden) solche Juden gibt, so halte ich es doch nicht für wahrscheinlich, daß ihre Zahl besonders groß ist. Sonst hätte vor dem Kriege und im Verlaufe desselben so vieles ganz anders kommen müssen, als es gekommen ist. Namentlich das Verhalten einer gewissen Presse hätte, wie im vorangegangenen Maihefte gezeigt, hüben wie drüben ganz anders sein müssen, wenn eben nicht die öffentliche Meinungsmache hüben wie drüben vorzugsweise in den Händen der Alljuden gelegen hätte und läge.

Die unausweichliche Schlußfolgerung daraus ist die: Man halte Juden, getaufte wie ungetaufte, sowie die durch ihre (international-plutokratische) Weltanschauung sich als Judengenossen kennzeichnenden Pseudochristen von allen staatlichen und politischen Vertrauensstellungen, ganz besonders vom konsularischen und diplomatischen Verkehr mit dem Auslande, grundsätzlich fern, selbst wenn man dabei Gefahr läuft, dieser oder jener Person Unrecht zu tun. Jedenfalls ist schon die Zugehörigkeit

zu gewissen politischen Parteien und die offene oder versteckte Werbetätigkeit dafür ein untrügliches Kennzeichen, daß die betreffenden Juden, sei es bewußt, sei es instinktiv, ihre und ihres Volkes Interessen denen ihres Wirtsvolkes voranstellen. Das wird jeder, der auch nur eine Ader von politischem und psychologischem Verständnis hat, ohne weiteres zugeben müssen; denn gerade politisch ist kein Jude so harmlos oder naiv, daß er, wie die meisten Deutschen, durch Zufall in irgendeine politische Partei hineingeraten könnte. Auch ist kein Volk politisch und sozial so gut diszipliniert, wie das jüdische. Es folgt den Weisungen seiner Oberen, auch wenn es diese in letzter Instanz gar nicht kennt, ganz unbedingt und nach jeder Richtung hin, ja, es kommt ihnen instinktiv auf halbem oder ganzem Wege entgegen. Das gilt für alles, namentlich aber für die politische Gesinnung und Betätigung. Die „demokratische Freiheit" und die rassenmörderische Frauenrechtlerei, wovon die Alljuden überall so viel Wesens machen, gönnen sie — wohlüberlegt — nur den Wirtsvölkern, ihr eignes Volk verschonen sie damit.

Wir Deutsche sind infolge mangelhafter sozialer und politischer Erziehung leider meist ganz anders. Indessen ist es grundfalsch, wenn man sagt, daß nur wir Deutsche in politischer Hinsicht so kindlich wären. Die anderen, angeblich so stark „politisierten" Völker europäischer Kultur sind auch nicht anders, manchmal sogar noch harmloser, naiver, unreifer. Wie wäre es denn sonst möglich gewesen, daß die Alljuden dort einen so ungeheuren — in Frankreich, Italien, England, Amerika, Rußland stets ausschlaggebenden — Einfluß erlangen konnten! Freilich darf man dabei nicht vergessen, daß, abgesehen von Rußland, dort schon lange diejenige staatliche und gesellschaftliche Verfassung — in England und Amerika sogar Weltanschauung — gezüchtet ist, die für die Herrschaft des Alljudentums nach den vorausgegangenen Auseinandersetzungen am günstigsten ist. Aber eben, daß dieses so kommen konnte, beweist, daß die politische Reife dieser Völker im Sinne ihrer nationalen, gesamtvölkischen Interessen dort von jeher noch geringer gewesen sein muß, als bei uns. Allerdings ist es bei uns wohl nicht so sehr das Volk als ein gewisser Teil der führenden Oberschicht gewesen, der einen allzu schnellen „Fortschritt" in der bewußten Richtung verhindert hat. Man sieht also auch hier wieder, wie in der Politik alles, im guten wie im bösen, von der führenden Oberschicht abhängt. Immerhin muß doch auch bei uns der Einfluß der Alljuden und ihrer „demokratischen" Zweckverbündeten recht groß gewesen sein und noch sein; denn wie wäre sonst hier, noch dazu während des Krieges, eine Innen- und Außenpolitik möglich gewesen, die gar nicht anders denn als Vorbereitung, Wegbahnung für die Herrschaft des Alljudentums und seiner Verbündeten im In- und Ausland verstanden werden kann.

Weiter als bei uns ist das Alljudentum schon in Österreich-Ungarn erobernd eingedrungen, und auch das ist kein Wunder. Hier bestehen ja

innerhalb des Gesamt-Staates nicht bloß soziale und wirtschaftliche, sondern auch völkische, nationalpolitische Gegensätze. Wie viel leichter muß es also hier sein, Unruhe, Unzufriedenheit, Zwietracht zu erregen und jenen „stabilen" Gleichgewichtszustand zu hintertreiben, der in Österreich nur durch die Vorherrschaft der Deutschen, in Ungarn nur durch die der Madjaren möglich ist. Daß man auch hier bezüglich der Handhabung der Innenpolitik durch Begünstigung der Demokratie und der verräterischen Slawen genau das Gegenteil dessen getan hat und tut, was dem Wohle des Gesamtstaates, seiner Einigkeit und Macht, ja seiner nackten Existenzmöglichkeit dienen kann, läßt auch hier auf sehr starke Einflüsse der Alljuden und ihrer in- wie ausländischen Zweckverbündeten schließen. In jeder der österreich-ungarischen Völkergruppen stehen denn auch Alljuden an der Spitze, um die Gruppen chauvinistisch gegen das Ganze aufzureizen und dieses dadurch unheilbar zu zerstückeln. Jede Irredenta, jeder Panslawismus, Panslowakismus, Panmadjarismus usw. ist alljüdisch und daher deutschfeindlich geleitet. Das Herrscherhaus scheint gegen diesen Tatbestand völlig blind zu sein und in dieser Blindheit erhalten zu werden. Lichtvolle Einblicke in diese grauenhaften Zustände erhält man durch den im vorigen Hefte veröffentlichten Aufsatz von Viktor Lischka: „Demokratie und Staat in Österreich-Ungarn." Wir brauchen also nicht weiter darauf einzugehen.

Es fragt sich nun, was gegen die ungeheure, die Zukunft aller Staaten und Völker europäischer Kultur aufs schwerste bedrohende, bis jetzt aber, wie gesagt, im vollen Umfange nicht einmal geahnte Gefahr zu tun ist. Bei den meisten Staaten und Völkern erscheint die augenblickliche Lage hoffnungslos; jedenfalls hängt (die immer noch mögliche) Errettung allein davon ab, ob Deutschland sich der Gefahr noch zu erwehren vermag. Das ist aber bei rechtzeitiger Erkenntnis der Größe der Gefahr keineswegs aussichtslos, ja gerade durch den gegenwärtigen Krieg und seinen von den Anstiftern ganz unerwarteten Verlauf mehr als jemals in den Bereich der Möglichkeit gerückt. Voraussetzung ist natürlich, daß wir entscheidend siegen und die Früchte des Sieges auf allen Gebieten, namentlich auch auf dem geistig-sittlichen, zu ernten vermögen. Und letzteres ist wiederum nur denkbar, wenn unsere Monarchen, ihre Regierungen und unsere führende Oberschicht — das deutsche Volk folgt dann ganz von selbst — sich noch zur rechten Zeit vom unbewußten Einflusse der Alljuden und ihrer allbritischen Verbündeten befreien und sich endlich zu derjenigen innern und äußern Politik bekennen, die uns und die bessere Menschheit allein noch retten kann. Wenn aber unsere Regierung und ein großer Teil der führenden Oberschicht fortfahren, sogenannte „demokratische" Politik zu machen, d. h. genau das Gegenteil von dem zu tun und zu unterlassen, was sie zum Heile des Ganzen tun und unterlassen müßten, dann freilich scheint die Sache auch bei uns hoffnungslos.

Sie brauchte das aber, wie gesagt, ganz und gar nicht zu sein. Unsere Monarchen sind bis auf weiteres noch immer die gesetzlichen Herrscher, die eigentlichen letztinstanzlichen Machthaber und noch immer im vollen Besitze der Macht. Aber sie wie ihre Beauftragten müssen diese Macht natürlich auch gebrauchen wollen und dürfen sich nicht länger von einer gewissen Presse und sonstigen öffentlichen Meinungsmache vorschwindeln lassen, das deutsche Volk wolle alles das, was in letzter Instanz nur eine lächerlich geringe Zahl alljüdischer Machthaber und deren allbritische und sonstige ausländischen Verbündeten wollen und laut ausschreien lassen. Wenn die gesetzlichen Machthaber jedoch in wahrhaft kindlicher Gutgläubigkeit nach wie vor die Ratschläge ihrer erbittertsten Feinde befolgen und sich auch weiterhin dazu verstehen, diejenige „demokratische" Politik machen zu lassen, die angeblich ihnen ihre Macht und Autorität erhalten, in Wahrheit aber diese allmählich abbauen und zuletzt ganz an die ungesetzlichen Machthaber ausliefern soll, — dann freilich ist ihnen nicht mehr zu helfen. Denn wie kann man von Menschen, die unseren Sieg im Parteiinteresse gar nicht wünschen können, erwarten, daß sie in politisch führender oder sonstiger staatlicher Vertrauensstellung den Sieg und den Willen zum Siege in unserem Volke fördern sollen! Unter solchen Umständen ist wirklich „ein Narr, wer da noch an den Sieg glaubt!"

Was für die Staaten gilt, gilt noch mehr für die Kirchen. Auch diese müssen jedes bewußte oder unbewußte Paktieren mit der Weltanschauung des offenen oder verhüllten Alljuden- und Allbritentumes aufs schroffste ablehnen. Sie können das als christliche Kirchen noch viel eher als die Staaten, deren ausschließlich christlicher Charakter schon durch die Emanzipation der Juden gebrochen wurde. Das wahre Christentum ist aber in jeder Hinsicht der denkbar schroffste Gegensatz zum Judentum, gleichviel ob das eine wie das andere als Religion für das Volk oder als Weltanschauung und Lebensauffassung für die „Intellektuellen" verstanden wird. Wenn die christlichen Kirchen nicht dem Fluche der Lächerlichkeit anheimfallen und jedes Ansehen auch bei den Gutgesinnten verlieren wollen, dann müssen sie das Christentum ernst nehmen und dürfen nicht unter dem Scheine des Christentums einer halb- oder ganzjüdischen Lebensauffassung Vorschub leisten. Die christlichen Kirchen, gleichviel ob katholischen oder protestantischen Bekenntnisses, werden nach dem Kriege nur dann eine Zukunft haben, wenn sie den christlichen Erneuerungsgedanken im Geiste und Gemüte mit dem Heldentume der Tat — nicht bloß der (von einer weibisch entarteten Geistlichkeit beider Konfessionen immer gern betonten) Duldung und des Leidens — zu vermählen verstehen. Es ist das ja bekanntlich derjenige Charakterzug, der dem Christentume durch das Germanentum aufgeprägt worden ist. Unter diesem Zeichen hat der christliche Gedanke bekanntlich seine besten, machtvollsten Zeiten gehabt und seine edelste, erhabenste Verwirklichung gefunden. Diese Zeiten können nur durch die erneute Vermählung mit

dem heldischen Geiste und der heldischen Lebensauffassung des Germanentums wiederkehren. Anderenfalls teilt zum mindesten die römisch-katholische Kirche das Schicksal der romanischen Völker, die ohne das Germanentum rettungslos dem Alljuden- und Allbritentume zur Ausbeutung und schließlichen Vernichtung (Portugalisierung) preisgegeben sind. Wenn das Kardinalkollegium, d. h. seine Mehrheit, die fremden katholischen Kirchenfürsten, wüßten, welche schier unbegrenzten Möglichkeiten sich einem wahren (nicht falschen) Christentume durch Anlehnung an das Germanentum unter Deutschlands Führung eröffnen könnten, — und bei der Klugheit der meisten dieser geistlichen Herren sollte man eigentlich annehmen, daß sie das wüßten —: dann müßten sie das Bündnis mit dem Alljuden- und Allbritentume, das sie während des Krieges aus Gefälligkeit gegen Frankreich, Italien, Belgien, vielleicht auch gegen das slawische Österreich und das Polentum, geschlossen zu haben scheinen, — anders ist ihre Politik nicht zu verstehen — noch zur rechten Zeit lösen und Anschluß an Deutschland suchen. Möglicherweise aber hat die zaghafte, schwächliche Politik Deutschlands, die wiederum nur aus dem starken innerpolitischen Einflusse der mit den Allbriten innerlich verbündeten Alljuden zu erklären ist, auch sie, wie alle früheren Neutralen, stutzig und zaghaft gemacht. Eine feste, kraftvolle, seiner ungeheuren Macht angemessene Haltung Deutschlands im Innern und nach außen hin würde vielleicht auch in dieser Beziehung Wunder getan haben und könnte es noch tun, wenn endlich der heimliche Einfluß einer vergleichsweise sehr geringen Zahl von Personen, noch dazu meist fremden Blutes, gebrochen würde. Man ersieht eben immer wieder, wie es nur von einer energischen, zielbewußten, oder zaghaften, unentschlossenen Führung abhängt, ob die Zweifelnden folgen sollen oder nicht. Das gilt vom „Volke" natürlich noch viel mehr als von allen anderen. Jenes Schlagwort von der „demokratischen Freiheit" dient nur zur Irreführung der Massen. Das weiß — aus Erfahrung — keiner besser als die Volksverführer selber. Das eigentliche Volk will geführt werden; es folgt darum immer und überall denjenigen, die in der Führung oder — Verführung die größere Energie entwickeln. Leider ist die Energie und Zielbewußtheit, wenn man von den gerade deshalb so viel verleumdeten Alldeutschen absieht, in politischer Beziehung auf der dem deutschen Volke feindlichen Seite, und zwar sowohl innerhalb wie außerhalb der Reichsgrenzen. Es ist an der politischen Front bei uns leider umgekehrt so wie an der militärischen.

Von alledem ahnt ein großer Teil unserer führenden Oberschicht — vom Volke gar nicht zu sprechen — augenscheinlich nicht das geringste. Kaum weiß dieser und jener, an welchen Abgründen das Deutsche Reich vor dem Kriege und auch noch während desselben infolge politischer Mißleitung wiederholt gestanden hat und, wenn nicht endlich ein Umschwung erfolgt, nur zu bald wieder stehen kann. Allein die Verblendung unserer

Feinde und die unvergleichlichen Leistungen unserer Helden zu Lande, zu Wasser, unter Wasser und in der Luft haben uns bis jetzt, wie durch ein Wunder, immer und immer wieder gerettet. Die Vorsehung ist eben augenscheinlich mit uns. Auch das sollte jenen ententefreundlichen geistlichen Herren, wenn sie noch an Gott glauben, zu denken geben!

Irgend einmal muß jedoch der Krieg zu Ende gehen, müssen die Waffen schweigen und die Diplomaten hüben wie drüben zu reden anfangen. Dann können die Gefahren, denen wir während des Krieges wiederholt, wie durch ein Wunder, entronnen sind, in verstärktem Maße wiederkehren. Ob wir dann noch einmal durch Gott und unsere genialen Heerführer gerettet werden können?

Wir wollen es hoffen, denn sonst müßten wir ja verzweifeln. Diese Hoffnung darf uns aber nicht des Wortes vergessen lassen: „Hilf Dir selber, dann hilft Dir Gott!"

Damit will ich vorläufig schließen. Ich weiß, daß der in Rede stehende Gegenstand auch mit dieser Folge noch nicht erschöpft ist; aber das bisherige dürfte wohl genügen, um die ungeheure Gefahr erkennen zu lassen und die verantwortlichen Stellen zur Abwehr aufzurütteln. Jeder der Leser tue in dieser Richtung, was ihm möglich ist. Er ist das sich, seinem deutschen Volke und unseren gefallenen Helden schuldig.

Bemerkung des Verlags: Die Leitaufsätze vom April bis Juli sollen später als Ganzes unter einem Gesamttitel gesondert erscheinen. Es wird darüber noch Näheres mitgeteilt werden. Zustimmungserklärungen wolle man schon jetzt machen, damit wir für die Größe der Auflage einen ungefähren Anhalt haben.

Zur wirtschaftlichen Bekämpfung des Alljudentums.

Johann von Freidank.

Der gegenwärtig gegen uns gerichtete Haß- und Vernichtungsgedanke aller Völker würde nie so schnell und so gemeinsam sich haben entwickeln können, wenn nicht die allgewaltige Presse den Anstiftern dieses großen Mordens zur Verfügung gestanden hätte. Also in der Hand sittlicher Verkommenheit und Bestechlichkeit ist sie fähig, ganze Völker in kurzer Zeit zugrunde zu richten, wie dieser Krieg nur zu deutlich unseren Feinden noch beweisen wird; aber geleitet von klugen und sittlich reinen Menschen kann sie die höchsten Werte schaffen.

Unter diesem gewaltigen Eindruck stehend, müssen wir, was ja in diesen Blättern so oft gefordert worden ist, unser ganzes Streben darauf richten, eine dem Genius des deutschen Volkes würdige Presse zu schaffen, denn auch im wirtschaftlichen Kampf, welchen ich diesmal besprechen will, ist sie die Einlaßpforte jeglichen Erfolges. Ehe diese nicht weit geöffnet

und jene andere unwürdige gesperrt ist, sind alle anderen Bestrebungen schwer behindert.

Gleichwie in der Presse ist auch im kaufmännischen Leben der verheerende Einfluß des Alljudentums heute leider nur zu maßgebend geworden. Der gesamte kaufmännische Betrieb ist z. B. in Berlin, soweit es sich vor allem um den „Großgewinner" handelt, sittlich angefault. Treu und Glauben sind aus ihm verschwunden und mitleidig blickt der erfahrene „Macher" Berlins auf den Laien oder Provinzler, der noch ohne einen doppelten Boden des Gewissens ihm in der Arena des Geschäftskampfes gegenüber tritt.

Meine nun folgenden Ausführungen machen keinen Anspruch auf streng wissenschaftliche Form, sowie auf gründliche Erschöpfung des überaus umfangreichen Stoffes; sie sollen auch nicht die Minderwertigkeit der jüdischen Menschensorte Ihnen vor Augen führen, ich setze voraus, daß jeder wahre Deutsche längst sein Urteil über dieselbe festgelegt hat. Nein, ich will nur an der Hand von Bildern aus dem Treiben der Geschäftswelt die Gefahr, in der wir schweben, zu veranschaulichen suchen und die Wege zu einer möglichen Rettung zeigen.

Treten wir zunächst dem kaufmännischen Lebensnerv näher, der jeden, auch den kleinsten Betrieb durchzuckt. Es ist das Bankwesen. Da sind es bekanntlich einige wenige Großbanken, welche das ganze Geschäft an sich gerissen haben. In ihnen ist der Jude durchaus tonangebend, nur sein Geist herrscht, der Deutsche hat sich ihm hier willenlos unterworfen. Durch ihre ungezählten Depositenkassen ziehen diese Großbanken gleich einem ungeheuren Polypen aus dem fernsten Vorortwinkel alles flüssigwerdende Kapital unablässig an sich. Viele von uns sprechen schon nahezu mit Ehrfurcht von dem unermeßlichen Reichtum der Juden, und doch sind wir es, die unermüdlich an seinem Aufbau arbeiten. Der große, mittlere, kleine und kleinste Mann trägt ängstlich alles Geld, was er bei sich selbst nicht sicher glaubt, in diese Depositenkassen, um ihnen die Mittel zu seiner eigenen Unterdrückung zu gewähren. Manche solcher kleinen Depositenkassen an der Grenze der Stadt empfing in Friedenszeiten etwa 50000 Mark Depositen den Tag. Man stelle sich vor, welcher gewaltige Goldstrom so täglich in die Allmacht des Judentums hineinrollte.

Was haben nun jene Großbanken mit den ihnen anvertrauten Geldern getan? Wie bewiesen sie sich erkenntlich für die vom Staate erhaltenen Freiheiten und das vom Volke dargebrachte Vertrauen? Zunächst dem Staate, dann den Gemeinden und endlich dem einzelnen Bürger gegenüber?

Während Italien, jener Staat, welcher im Frieden durch Bettelei von den Fremden und der Unterstützung seitens seiner nach Amerika Ausgewanderten lebte, für seine 3½ prozentigen Staatsrenten einen Kurs von 100 besaß, haben unsere Großbanken unseren 3½ prozentigen Reichsanleihen, — den besten der Welt, denn sie waren von dem klügsten,

gebildetsten und fleißigsten Volke der Welt und der stärksten Landarmee der Erde gestützt, — einen Kurs von nur 85! zugewiesen.

Vor einer Reihe von Jahren mußten lumpige 200 Millionen Mark preußische Staatspapiere, weil sie hier keine Aufnahme fanden, in den Vereinigten Staaten untergebracht werden. Das wurde einem Volke zugefügt, welches jetzt, nach fast vierjährigem Kriege, 15000 Millionen Mark in wenigen Wochen nicht allein zeichnet, sondern auch einzahlt, allerdings nicht durch Einwirkung seitens der Banken, sondern in direktem Aufruf an das Volk. Obgleich, wie anfangs ausgeführt wurde, die Banken mit Geld überflutet wurden, und sie infolge ihrer Monopolstellung nur 1½ pCt. für tägliches Geld zahlten, hatten sie also für vaterländische Zwecke nichts übrig, weil sie an diesen nicht genug verdienten.[1]) Sie luden lieber dem unwissenden Volke faule exotische Werte auf. Man erinnere sich an die dicht vor dem Zusammenbruch von Mexiko von unserer Regierung verbotene Anleihe, welche die Deutsche Bank trotzdem unterbringen wollte. Endlich war das Maß zum Überlaufen voll, und die Staatsaufsicht sah sich genötigt, einzuschreiten. Das war nach den marokkanischen Schwierigkeiten. Als damals unser Land vor dem Kriege stand, erwies sich, daß die Kassen leer waren.[2]) Jetzt wurde den Banken auf die Finger gepaßt, die Kredite für die Großindustrie beschnitten und die Bereitstellung erforderlicher Reserven erzwungen.

Was also die Großbanken trotz ihrer gewaltigen Machtstellung getan und unterlassen haben, gleicht an Vaterlandslosigkeit genau dem, was das Alljudentum in seinem ganzen sonstigen Treiben stets offenbart hat.

Wie die Staatsrenten wurden auch die kommunalen behandelt. Die Pfandbriefe erlitten denselben Sturz, so daß sich alle Gemeinden und Provinzialverwaltungen fortwährend in Verlegenheit befanden und kaum glaubliche Zugeständnisse dem Geldmarkte machen mußten, um sich nur die notwendigsten Summen zu beschaffen. Ich erinnere bloß an das Brandenburgische Pfandbriefamt, welches lange Zeit 15 pCt.! auf seine vierprozentigen Pfandbriefe Zuzahlung leisten mußte, um dann noch mühsam flüssige Mittel zu erlangen.

Hier kommen wir nun an den Quell des Unheils, welches durch die Großbanken über den gesamten städtischen Grundbesitz verhängt worden ist, indem die Hausbesitzer nur noch zu Wucherzinsen 1. und 2. Hypotheken erhielten. Durch die Unverkäuflichkeit der Hypothekenpfandbriefe infolge ihres künstlich herbeigeführten Kurstiefstandes wurden diese als Geldgeber allmählich ausgeschaltet. Durch die nun eintretende Begrenzung der flüssigen Mittel — indem nur Geld aus den Lebensversicherungsgesellschaften den

[1]) Vielleicht wollten sie auch unseren Staat und unser Volk ihnen und dem Auslande gegenüber nicht zu mächtig werden lassen. (Die Schr.)

[2]) Man ersieht also auch hier jenes im Maihefte genauer auseinandergesetzte geheime Einverständnis der Plutokraten aller Länder und Völker.

Behörden und Privaten zur Verfügung stand — stieg natürlich der Zinsfuß für Hypotheken zu einer für den Grundbesitz bedrückenden Höhe, was ja auch wohl beabsichtigt war. Hieraus war also der wucherische, ausbeuterische Einfluß der Großbanken erkenntlich, aber die verhängnisvolle Tätigkeit derselben hatte mit ihm nur im kleinen begonnen, es sollte noch ganz anders kommen, denn diese Banken gingen nunmehr selbständig im Grundstücksgeschäfte vor. Sie gründeten hierzu unzählige Boden- und Baugesellschaften und Hypothekenbanken. Wenn nun der stets wachsende Zinsfuß den Erbauern und Besitzern der Häuser schwere Lasten auferlegt hatte, so hätte man nun annehmen müssen, daß sie die Bautätigkeit einschränken würden und daß diese Einschränkung, folgend dem einfachen Gesetze von Angebot und Nachfrage, den Hausbesitzern mit einer besseren Vermietung einen Ausgleich für die gesteigerten Ausgaben verschafft hätte.

Schon aber hatten die Großbanken auch hier ihren Vernichtungskampf gegen gesundende, ihre Wuchertätigkeit einschränkende Verhältnisse eingeleitet. Durch die Gründung der vorerwähnten Gesellschaften suchten sie jene sogenannten Millionenbauern, die sich im Umkreise Berlins entwickelt hatten, beiseite zu schieben, um sich den zukünftigen Gewinn aus der weiteren Entwicklung Berlins zu sichern.

So wurde rund um Berlin gegründet. Der Gang der Ereignisse war nun „zwangsläufig", wie Herr von Kühlmann sagen würde, gegeben. Zuerst fand noch ein glatter Verkauf von Grund und Boden statt, dann stockte dieser bald, weil jede Großbank der anderen als Gegner auftrat, und nun ging es im rasenden Schritt abwärts. Die Baugeldbanken traten in Erscheinung. Als die Baugelder nicht mehr von den Hypothekenbanken abgelöst werden konnten, wurden feste Hypotheken gegeben, und als sich kein Erbauer mehr fand, weil keiner die Neubauten los wurde, bauten die Banken auf eigene Rechnung weiter, denn die Steuern für das erworbene Terrain trieben zur Erschließung desselben[1]).

Es entstanden nun jene ungesunden Stadtteile mit allen nur denkbaren neuzeitlichen Einrichtungen, welche die Mehrzahl der Mieter nicht beabsichtigte zu bezahlen und auch hierzu nicht imstande war, die auch nur geboten wurden unter Erschütterung der soliden Verhältnisse, aus welchen die neuen Mieter herausgezogen waren, nachdem sie überall wirtschaftlichen Niedergang mit 60 000 leeren Wohnungen hinterlassen hatten. Welche bitteren Klagen werden in der kommenden Zeit von all diesen Leuten erhoben werden, welche, ohne Mittel für solchen Luxus, diesen nur solange genießen, als er auf Kosten der Hausbesitzer geht, und die sich schwer von ihm trennen werden, wenn sie die Ausgaben selbst tragen sollen. Erst dann wird das gewissenlose Treiben dieser Bautätigkeit auch diesen kleinen

[1]) Eine dieser Terraingesellschaften soll jahrelang eine Dividende von 100 vom Hundert ausgeschüttet haben! (Die Schr.).

und mittleren Klassen, welche jetzt sich diese eleganten Wohnungen gern gefallen lassen, zum Bewußtsein kommen.

Welche Milliarden sind mit jenen wilden Gründungen auch den Banken verloren gegangen! Hier sei des Zusammenbruches des Schaaffhausenschen Bankvereins Erwähnung getan. 200 Millionen wurden hierbei öffentlich als verloren angegeben. Wieviel Hunderte von Millionen Mark sind aber ebenso wie bei den anderen Großbanken in vorläufig wertlosen Baugeländen als Guthaben gebucht, und wie haben sie zudem die Stadtverwaltungen und Gemeinden in Mitleidenschaft gezogen! Man denke nur an die jetzt noch nach 10 Jahren bestehende große Steinwüste in der Mitte der Stadt, das alte Scheunenviertel, mit seinen nicht abzusehenden Verlusten für die Stadt Berlin, man denke an das Tempelhofer Feld und ähnliche Unternehmungen. Der ganze zugrunde gerichtete Hausbesitzerstand Berlins kann sich bei den Großbanken für seinen Ruin bedanken.

Beleuchten wir nun die Behandlung des kleinen Mannes durch die Großbanken.

Wie übel haben sie dem kleinen Gewerbetreibenden und Handwerker mitgespielt, indem sie ihm entweder keinen oder nur ganz ungenügenden Kredit gewährten, weil sie sein Dasein nicht wünschten, außerdem ihnen dieser kleine Verdienst zu wenig lohnte. Sie sind auch wiederum der Totengräber für diese Berufe. Wer durch die Reihen des Mittelstandes geht, wird die schwersten Anklagen gegen ihre Peiniger vernehmen.

So behandelt die alljüdische Großbank Staat, Stadt, Gemeinde und Einzelwesen, ohne daß sich auch nur die zuerst genannten dagegen wehren. Sie macht den vornehmsten Bürgerstand, den vornehmsten deshalb, weil er einen Teil des Vaterlandes eignet, demzufolge auch zu seinem Schutze die größten Opfer zu bringen bereit sein wird, den Grundbesitzer, vermögenslos und bodenflüchtig.

Darum los von den Großbanken! Sie sind der Rolle des Treuhänders des deutschen Volkes, die sie an sich gerissen haben, nicht wert, denn sie vernichten das Dasein dessen, der sich ihrem Schutze anvertraut.

Wir haben auf dem Lande bereits die Genossenschaften, welche sich bemühen, dieses von Bevormundung und Wucher zu befreien, richten wir ähnliche in den Städten ein und gründen wir überall Banken und Verbände zum Schutze des Grundbesitzes in Stadt und Land zum Kampfe gegen jene Mobilienbanken, die allen deutschen Besitz auflösen.

Wir werden über 150 Milliarden Mark nach dem Kriege in Anleihen festgelegt besitzen. Es bedarf einer besonderen Pflege, daß diese gewaltige Papierschuld uns nicht zum Staatsbankerott führt. Welche Gefahr besteht, wenn diese große Schuld von Spekulanten verwaltet wird, die versuchen werden, so schnell wie möglich sich dieser Verpflichtung, die ihnen als Stein und Bein für alle ihre eigenen Unternehmungen erscheint, zu entledigen.

Also allein schon um eine Fürsorge für die obige Staatsverschuldung einzurichten, bedürfen wir ganz besonderer Maßnahmen, welche mit den vorhandenen sich in keiner Weise vereinigen lassen.

Daher ist erforderlich, daß im Gegensatz zu den heutigen Depositenkassen der Großbanken andere Sammelstellen in allen Stadtteilen zum Schutze der Interessen der Bürger im Kampfe gegen die Plünderungspolitik dieser bisherigen Geldinstitute aufgemacht werden. In Friedenszeiten war es dem Staate nahezu verboten, sich gegen diese räuberische Tätigkeit der Großbanken durch eigene Depositenkassen zu wahren, es wurde ihm nicht einmal gestattet, an öffentlichen Stellen seine eigenen Anleihen bekanntzumachen, sondern alle Verhandlungen mußten mit Hilfe der Großbanken geführt werden. Die ganze Liebe dieser Großbanken war dabei nur der Industrie und den ausländischen Werten zugeeignet.

Der Neid und Haß, welcher in der ganzen Welt gegen das deutsche Volk emporwuchs, und der auch diesen Krieg zeitigte, war hervorgerufen von dem ganz außerordentlich anwachsenden überseeischen Handel und der Industrieüberschwemmung. Es war nicht nötig, daß ein Volk einen solchen man kann sagen krankhaften Aufschwung nahm, da dies doch nur auf Kosten der eigenen Gesundheit stattfinden konnte. Unser Land wurde entvölkert und wanderte nach der Stadt ab, um hier jene bowistartigen Gebilde der heutigen Großstadt zu schaffen. Also nirgends Segen, Kraft und Gesundheit als Ergebnis der so erdrückenden Geldmacht der Großbanken.

Qui mange du Pape en meurt! Dies trifft auch für alle die zu, die glaubten, sich durch jüdischen Wucher bereichern zu können. Wir erinnern an das Auftreten jenes Fürstenbergkonzerns, welcher die ersten Standesherren Deutschlands in sich schloß. Die Betörten glaubten, mit Vermögen, die denen der Großbanken ähnlich waren, sich in Geschäften ebenso erfolgreich betätigen zu können, wenn sie die Methoden jener (noblesse oblige!) zu der ihrigen machten. Die Torheit, die sich ihre übeln Berater zunutze machten, beruhte vor allem auch darauf, daß sie ohne eigene Erfahrung in Geschäften fremde Leute annahmen, damit jene sie bereichern sollten, nicht bedenkend, daß derjenige, welcher gewandt genug ist, Geld zu verdienen, dies zunächst für sich selbst tut. Wie vorauszusehen war, wurden sie in kurzer Zeit zur Beute der Berliner Schieber und dazu benutzt, um die faulen jüdischen Sachen, welche auf dem Markte lagen, gesunden zu machen. (Das war ja auch wohl der Zweck der ganzen Übung. Die Schr.).

So wanderten hunderte von Millionen aus den Taschen deutscher Standesherren in die des Alljudentums, und wenn diese Standesherren heute noch nicht an den Bettelstab gekommen sind, so liegt es daran, daß sie Majoratsherren waren und als solche durch das Gesetz geschützt wurden. Wie hätten diese Leute nun, wenn sie ein Geschäft im deutschen Geiste betrieben hätten, zum Segen des Vaterlandes werden können. Aber sie sind noch nicht klug geworden. Heute hören wir wieder von einem Fürsten,

der vor kurzem 50 Millionen Mark, statt diese dem Vaterlande in seiner jetzigen Not zur Verfügung zu stellen, dazu aufgewandt hat, um jüdische Unternehmungen in Form von finanziell kranken Hotels und Warenhäusern auf den Beinen zu erhalten. Dazu sind deutsche Standesherren also gut genug!

Mit den Hypothekenbanken ist es ähnlich, soweit sie Berliner Ursprungs sind. Auch hier hat sich eine Richtung gebildet, zu welcher nur der Glaubens- oder Gesinnungsgenosse Zutritt hat.

Ich bin seit nahezu 15 Jahren, also wohl gründlich mit dem Hypotheken- und Grundstücksgeschäft vertraut, ich habe eine große Menge von Millionen Mark von Behörden-, Ministerien- und Privatvermögen untergebracht; mir ist es aber nie gelungen, mit den Berliner Hypothekenbanken ein direktes Geschäft zu machen, sondern es glückte mir stets nur durch Hintermänner, obgleich an der Beschaffenheit der von mir vertretenen Sachen niemals ein Zweifel vorlag. (Wovon sollten denn auch die vielen jüdischen Vermittler leben! Die Schr.)

Die großen Verluste, welche auch die Hypothekenbanken erfahren haben durch Zwangserwerb von Grundstücken, sind zurückzuführen auf jüdische Habgier in Form von zu hoher Provision und zu hohem Zinsfuß. Diese konnten nur erzielt werden auf Grund der Qualität der Geldsuchenden. Man arbeitete wahllos mit jedem, der die schweren Bedingungen erfüllte, wenn vor allem beim Abschluß eine hohe Vermittlungsgebühr dem Direktor und seinen Agenten zufloß. Selbstverständlich ist ein vermögensschwacher Mann viel eher geneigt, harten Bedingungen zuzustimmen. Daher die großen Kapitaleinbußen durch Zwangsversteigerungen, welche hätten vermieden werden können, wenn solidere Geschäfte angestrebt worden wären.

Was haben wir nun mit den Versicherungsgesellschaften in Berlin erlebt? — Beginnen wir mit den Lebensversicherungs-Gesellschaften. Mir ist das Treiben derselben besonders bekannt.

Die Zwecke gerade der Lebensversicherung sind sicher doch sehr edle. Das Ansehen derselben ist aber durch das taktlose und gefährliche Treiben jüdischer Agenten auf das möglich Niedrigste herabgedrückt worden, so daß ein Lebensversicherungsagent und ein Schwindler so ziemlich als gleiche Begriffe angesehen werden.

Die größten jüdischen Gesellschaften betreiben vorzüglich auch die Volksversicherung und erzielen aus derselben ihre reichsten Gewinne. Trotzdem geht die Anlage derselben in Form von Hypotheken nicht durch die Vermittlung, wie sie allgemein üblich ist, sondern sie geht nur durch jene Persönlichkeiten, welche mit dem Direktorium der Gesellschaft in verwandtschaftlicher oder engster freundschaftlicher Beziehung stehen.

Um sich gegen Angriffe, die sich gegen ein derartiges geradezu unsittliches, ja ungesetzliches Treiben richten könnten, zu schützen, suchen sie

einen aus hohen Persönlichkeiten bestehenden Aufsichtsrat zusammenzusetzen, — auch etwas, wozu unsere Standesherren gut genug sind.

Das also, was aus der schwieligen Hand des Arbeiters in Form der Volksversicherung gesammelt wird, fließt in die jüdischen Genießerkreise und verschafft ihnen jährliche Einnahmen, deren jede ein Vermögen für andere Sterbliche bedeuten würde.

Wenn man im Geschäftsleben sonst mit dem Rate, bei einem Juden nicht zu kaufen, kein Glück hat, weil derselbe vielen zuweilen unentbehrlich erscheint, so trifft dies bei Versicherungsgesellschaften durchaus nicht zu. Es gibt soviel rein deutsche Gesellschaften, und gerade sie sind die besten, denn sie sind sicherer, zahlen höhere Dividenden und benehmen sich in jedem Notfalle vornehmer. Der jüdische Kaufmann ist häufig, wie man sich so ausdrückt, kulant, aber dies doch nur im einzelnen Falle. Bei Versicherungsgesellschaften hat sich der Charakter durch viele Jahrzehnte hindurch festgelegt. Wie bei den größten Lebensversicherungsgesellschaften Deutschlands trägt alles einen ganz bestimmten Stempel, und Gesellschaften wie die Gothaer, Karlsruher, Leipziger und Stuttgarter leisten etwas, woran keine jüdische Gesellschaft mit all ihrer Marktschreierei heranreicht, allein schon aus dem einfachen Grunde, weil sie auf Gegenseitigkeit aufgebaut sind, also keine solchen Gewinne den Direktoren zuweisen können, wie z. B. der frühere Direktor der Viktoria Gerstenberg (übrigens kein Jude) vor einigen Jahren Mk. 800000,— Jahreseinkommen als steuerpflichtig angab.

Es muß sich darum doch jeder klar sein, daß diese großen Aufwendungen für die Verwaltung auf Kosten der Versicherten gehen. Daher sind auch alle jüdischen Lebensversicherungsgesellschaften Aktiengesellschaften und auf den Gewinn des Unternehmers zugeschnitten. Alle maßgebenden Stellen sind in Händen der Juden, so weisen bei der Viktoria unter den 30 Hauptgeschäftsstellen in Berlin 20 jüdische Namen auf.

Bei Feuerversicherungsgesellschaften herrscht ja fast allgemein ein Kartell über ihre Bedingungen, desgleichen haben Haftpflicht- und Unfallversicherungen ziemlich übereinstimmende Forderungen. Der Charakter der jüdischen Gesellschaft offenbart sich dann erst bei der Schadenfestsetzung. In der deutschen endigt die Abwicklung der Schwierigkeiten mit entsprechender Zahlung, in der jüdischen mit der Klage auf Zahlung. Darum wer sich vor Enttäuschungen schützen und das Deutschtum stärken will, versichere nie bei einer undeutschen Versicherungsgesellschaft.

Wenn über die Unterdrückung des kleinen Gewerbetreibenden und Handwerkers durch den jüdischen Großbetrieb, vor allem über das Warenhaus so große Klage erhoben wird, so ist dieser Beschwerde nicht so schnell abgeholfen, wie etwa mit dem Rate, den ich den Versicherungsgesellschaften gegenüber als erforderlich erachtete. „Machen Sie mit diesen Juden keine Geschäfte", damit Sie vor Schaden bewahrt werden. Wenn ich aber

sagen würde, kaufen Sie nicht in einem jüdischen Großbetriebe, vor allem nicht in einem Warenhause, mit jedem Gange dorthin arbeiten Sie an dem Zusammenbruch des Mittelstandes und kleinen Mannes, die Eröffnung eines jeden solchen neuen Kaufhauses bedeutet den Untergang unzähliger kleiner Handelsleute, — dann muß doch erklärt werden, daß hier die Verhältnisse ganz anders liegen, denn derartige öffentliche Aufforderungen ertönen schon seit langer Zeit ohne jeden Erfolg.

Es findet sich wohl eine begrenzte Zahl von gesinnungstreuen Menschen, vorzugsweise Männern, die erklären, nie einen Schritt in ein Warenhaus getan zu haben oder tun zu wollen, aber da zunächst nicht die Männer, sondern die Frauen die Einkäufe besorgen, nutzt diese Gesinnungstreue wenig. Tatsache ist vielmehr, daß in der ganzen Welt der Zug zum Großbetriebe, zum Warenhaus sozusagen endlos wächst und diese Kaufpaläste wie Pilze überall aus der Erde schießen. Also muß doch etwas Zwingendes in ihrem Dasein liegen, und dies tritt auch nur allzu deutlich hervor.

Zuvörderst ist das Warenhaus an verkehrsreichster Stelle errichtet, dann ist es durch seine baulichen und anderen großzügigen Einrichtungen dem Besucher bequem und angenehm. Er findet alle Waren, welche er erst in einer Menge räumlich vielleicht weit auseinander liegenden Geschäfte suchen müßte und hierbei, abgesehen von der körperlichen Anstrengung, viel Zeit verlieren würde, unter einem Riesendach untergebracht. Für Erholung und Erfrischung ist vorzüglich gesorgt, kurz es ist alles getan, dem Käufer seine Tätigkeit in jeder Form zu erleichtern, ja das Kaufen wird den meisten zu einem Vergnügen ausgestaltet. Mit größter Gewandtheit ist alle vorhandene Ware zugleich mit Preisen vor dem Publikum ausgebreitet, jeder kann sich daher leicht über das, was er braucht, unterrichten, ohne erst Angestellte in Anspruch zu nehmen. Diese sind viel zu wenig interessiert, auch zu sehr durch die Massenbedienung beschäftigt, als daß sie einzelnen Kunden etwas aufzudrängen versuchten. Ob er nun für eine oder für hundert Mark kauft, die Behandlung ist die gleiche, und so fühlt sich gerade der Unvermögende mit dem Verkehr im großen Kaufhause sehr zufrieden.

Es ist falsch, zu glauben, daß die Masse der Menschen so töricht ist, anzunehmen, im Warenhause würde ihnen etwas geschenkt oder alles wäre dort Schund, und wo anders wenn nicht billiger, so doch besser zu haben. Wer dergleichen Behauptungen aufstellt, hält denn doch das Publikum, man kann sagen die Menschheit der ganzen Kulturwelt für so dumm, daß es nur Wunder nehmen muß, warum er, der allein so schlau ist, dieser Masse noch nicht bis dahin hat ein großes Vermögen abgewinnen können.

Nein die breite Masse läßt sich bei ihren Einkäufen nicht von vaterländischer Gesinnung, Leidenschaften, Idealen und ethischen Grundsätzen dauernd leiten, sie kauft bei Juden, Christen, Chinesen und Gott weiß

wem, wenn es ihr Vorteil bringt. Schund kann man wohl einmal dem Nichtkenner aufhängen, aber auf solcher Grundlage ungezählte Millionenunternehmungen aufzubauen, ist eine wirtschaftliche Unmöglichkeit.

Also mit Schlechtmachen oder mit wehleidigen Bemerkungen wird man diesen Erfolg der großen Betriebe nicht aus der Welt schaffen, sondern nur durch siegreichen Wettbewerb.

Vor allem ist die Warenhaus-Idee keine jüdische Erfindung. Der Jude erfindet überhaupt nichts. Sie ist in Europa, vorzüglich in Paris entwickelt, in Amerika ausgebaut und von dort allerdings durch die Juden zu uns herübergekommen, denn sie ist dem jüdischen Geschäftsmann wie auf den Leib geschnitten, vor allem durch das Ausschalten jeder Eigenart, durch die Begünstigung des gedankenlosen Vertriebes der Massenware und anderer Eigenschaften, die dem jüdischen Charakter ganz besonders zusagen. Und hier setzt nun gerade die Möglichkeit ein, dieser undeutschen Auffassung und Behandlung wirksam entgegenzutreten.

Gleichwie das Eröffnen eines Warenhauses eine Reihe von Spezialgeschäften in seiner Nähe zeitigt, man denke an die Tauentzienstraße nach dem Erscheinen des Kaufhauses des Westens, so ist hiermit erwiesen, daß das Warenhaus, welches viele Käufer anzieht, auch viele unbefriedigt lassen wird. Diese sind dann gezwungen, wo anders zu kaufen und suchen schon in der Nähe das, was sie bisher nicht finden konnten. Nun ist für das Geschäft, welches nur einer Eigenart sich widmet, leichter ein vielseitiges Lager vom Unbedeutendsten bis zum Wertvollsten zu halten, als für ein Warenhaus, das sich durch eine gangbare Durchschnittsware vor allem aufbaut. Außerdem ist sowohl dem Besitzer selbst als den Angestellten, welche ihre Waren, da sie stets mit denselben handeln, vertrauter sind, Gelegenheit gegeben, sich dem einzelnen Kunden zu nähern und ihn zu fesseln, den weit auseinander gehenden Wünschen Rechnung zu tragen und so ein gewisses persönliches Verhältnis zu schaffen, welches leicht dauernde Kundschaft begründet.

Wie gesagt, mit der Auffassung enger Verbindung von Warenhaus, Schund und Schleuderpreisen dürfte man die Wahrheit nicht erkannt haben. Wer ein erfolgreicher Geschäftsmann ist, wird längst wissen, daß erst die Beschaffenheit der Ware kommt, und dann der Preis, daß es leichter ist, für ausgesucht feine Waren allerhöchste Preise zu erzielen, als für minderwertige irgendeinen Absatz.

Wenn also der Deutsche seinen Charakter und seine Ehre in ein Geschäft hineinlegt und aus der Verflachung des Geschäfts sich losreißt und auf Qualität arbeitet, so wird er stets große Anerkennung und dementsprechenden Gewinn erzielen. Dem Zuge der Zeit aber im großen Betriebe wird er Rechnung tragen müssen. Es wird sich die geschäftliche Entwicklung immer auf den Grundsatz stellen, das Kaufhaus für Massenartikel, das Spezialgeschäft für die Pflege der Eigenart.

Aus dem bisher Gesagten ist festzustellen, daß ein großer Teil der jüdischen Übergewichte in Handel und Verkehr auf den geringeren Anstrengungen und Leistungen des deutschen Kaufmanns beruht. Es werden die verschiedensten Beschuldigungen und Anklagen erhoben, man ereifert sich im Schimpfen auf den betrügerischen Juden, fordert irgendwelche gesetzliche Abhilfe gegen ihn, statt zuerst nachzuforschen, wie weit von unserer Seite gefehlt ist, wodurch dem Gegner der Kampf so erleichtert wird. Wir sollten vielmehr zugestehen, daß ein Teil der Deutschen trotz oder vielleicht auch wegen seiner allseitigen Begabung im wirtschaftlichen Kampfe sich schwächlicher zeigt, er geht dem rücksichtslosen Ringen ums Dasein gern aus dem Wege, er ist immer noch mehr ein Träumer und Denker als ein tatkräftig Handelnder. Hieraus ergeben sich alle Mißerfolge nicht allein in dieser Beziehung, sondern auch in mancher anderen, welche später noch von mir berührt wird. Was sagt Hölderlin: „Spottet ja nicht des Kindes, wenn es mit Peitsche und Sporn auf dem Rosse von Holz mutig und groß sich dünkt, denn auch Ihr Deutschen, Ihr seid tatenarm[1]) und gedankenvoll."

Lernt ein Junge in der Schule gut, dann erklären die Eltern mit Stolz, aus dem Jungen soll noch einmal etwas werden, der muß studieren. Zeigt aber ein Kind geringere Fähigkeiten, erreicht mit Mühe das Einjährige, dann wird er ins Geschäft gesteckt. So wächst der begabtere Teil des Volkes in einem Treibhause groß, durch seinen Beruf dem praktischen Leben ferngehalten, und weil es ihn nicht kennt, blickt er mit Geringschätzung auf den herab, der im Schweiße seines Angesichts sein Brot erwerben muß.

Bis vor kurzem konnte in vornehmen Regimentern ein Kaufmann nicht einmal Reserveoffizier werden. Der jetzige Krieg wird hierin wohl dauernd Wandel geschaffen haben. Er hat bewiesen, wohin es führt, wenn die maßgebenden Kreise des deutschen Volkes die Welt aus dem Wolkenkuckucksheim heraus beurteilen und dann plötzlich von den anderen Völkern, wenn sie mit ihnen in Streit geraten, in die rauhe Wirklichkeit hineingestoßen werden. Wären diese Leute nicht so weltfremd gewesen, dann hätte ihre Diplomatie nicht so vollkommen versagt, und sie hätten beim Ausbruch des Krieges nicht nötig gehabt, zur Errettung aus ihren

---

[1]) Dieser Vorwurf mag zu Hölderlins Zeit für den überwiegenden Teil unseres Volkes — die Preußen schon damals ausgenommen — seine Berechtigung gehabt haben; jetzt trifft er schon lange nicht mehr zu. Ganz besonders hat gerade dieser Krieg gegen eine Welt von Feinden gezeigt, welche gewaltige, alles Vorausgegangene in Schatten stellende Tatkraft unser Volk in jeder Hinsicht zu entwickeln vermag. Freilich: ein heldisches Volk ist eher zu Heldentaten als zu — Händlertaten geschickt. Indessen — auch in letzterer Beziehung, wenn man den Handel im guten, nicht im schlimmen (alljüdischen) Sinne auffaßt, kann sich unser Volk jetzt ruhig neben jedem anderen Volke sehen lassen. (Die Schr.).

wirtschaftlichen Nöten nach dem großen Zauberer, dem Juden, zu rufen. Denken wir daran, wie vorher Offiziere und Adel auf den Kaufmann herabsahen, so sehr sie seiner auch in ihren finanziellen Schwächen unentwegt benötigten. Wie charakterlos erscheint es, wenn sie, um ihre Verhältnisse — mit dem kavaliermäßigen Ausdruck — zu rangieren, in Geldkreise hinein heirateten, auch wenn diese jüdisch waren. Dann plötzlich roch der Schweiß nicht, mit dem das Gold erworben worden war, auch wenn es der übelsten Herkunft entstammte. Das alles galt für standesgemäß, aber arbeiten für Geld, das war einfach „ordinär".

Überall bereitet sich nun ein Wandel vor, wir stehen vor einer ganz neuen Bewertung des Kaufmanns. Man wird in Zukunft auch einen wirtschaftlichen Generalstab besitzen, und keine hervorragend vertretene Körperschaft wird ohne kaufmännischen Beirat eingerichtet werden. Es ist ja bereits etwas Alltägliches geworden, daß hohe Staatsämter aus den Kreisen der Geschäftsleute besetzt werden und umgekehrt, wieviel Geheimräte werden für private Unternehmungen gewonnen.

So wächst das Ansehen des Kaufmanns, auch seine Ausbildung wird wissenschaftlicher gestaltet. Das wirtschaftliche Leben tritt bei den stets enger werdenden Beziehungen des Handels der Völker fortgesetzt mehr in den Vordergrund, denn wir kämpfen nur vorübergehend in der kurzen Spanne eines Krieges mit den Waffen, aber dauernd mit unseren geschäftlichen Leistungen.

Und gerade wenn wir dem Ausland gegenübertreten, sollte unsere Arbeit und ihr Vertrieb den Deutschen zu Ehren bringen. Mit jedem Frachtgut, welches auf dem Ozean schwimmt, soll sich ein Stück deutscher Tüchtigkeit und Eigenart verknüpfen. Fesselt erst das gesteigerte Ansehen des kaufmännischen Berufs auch die besten Kreise und Köpfe, dann wird der Wettbewerb[1]) mit dem übermächtigen Judentum erleichtert, denn im Deutschen wurzelt vor allem das Genie, im Juden das Plagiat.

Die meisten Erfindungen in der Welt sind deutschen Ursprungs, allerdings in der Vergangenheit von Ausländern zur Entwicklung und Geltung gebracht, in der Gegenwart am meisten von den Juden. Wer spricht heute von Welsbach-Licht. Der Name des Erfinders ist längst vergessen, jeder nennt Osram, Auer und ähnliche Leute. Wer erwähnt Entzritsch als Erbauer der Fliegertauben. Jetzt heißen die Flugzeuge Rumplertauben. So geht es in der ganzen Industrie. Der Deutsche ist der Erfinder, der Jude der Ausbeuter. Dieser erfreut sich lediglich am schöpferischen Gedanken, jener nur am Gewinn. Wenn wir nun dem Kaufmanns- und den erwerbenden Ständen überhaupt größere Bedeutung beizumessen ge-

[1]) Bemerkung der Schriftleitung: Zum ehrlichen Wettbewerb gehört doch wohl auch die Anerkennung der sittlichen Gleichwertigkeit. Wo diese nicht vorausgesetzt werden kann, muß der Wettbewerb abgelehnt und ein anderes Kampfmittel angewandt werden.

zwungen sind, damit wir uns von der Abhängigkeit der Juden frei machen, so ist doch zu vermeiden, daß wir in jene Anbetung des Geldes verfallen, wie sie bei allen Völkern mit sehr stark entwickeltem wirtschaftlichen Leben vorhanden ist. Selbstverständlich soll unser Streben nach großem Reichtum nicht zu eng begrenzt sein, soweit dieser auf ehrenhafte Weise zu erlangen ist. Wir bedürfen auch großer geschäftlicher Unternehmungen, um uns auf dem Weltmarkte in gebührender Form zur Geltung zu bringen. Auch gibt der Reichtum große Macht und Einfluß, Gutes zu schaffen, aber die Freude am Mammon selbst muß unausbleiblich zum sittlichen Zusammenbruch jedes Volkes führen, wie wir dies im alten Athen, Karthago und Rom usw. sehen.

Denn das Geld an sich hat gar keinen sittlichen Wert oder Unwert. Es ist an sich weder gut noch böse. Lange Zeit haben die Menschen ohne dasselbe glücklich und zufrieden gelebt. Es ist auch heute noch nur ein Gradmesser für materielle Werte und wird als Erleichterungsmittel des Warenumlaufs je nach seinem Gebrauch wertlos und sogar schädlich oder sehr segensreich. In diesem Sinne müssen wir alles Materielle auffassen, und in gleicher Weise auf die heranwachsende Jugend einwirken. Man darf das Geld schätzen, aber nicht überschätzen.

Kommen wir nun zum Juden, wie er uns in den gelehrten Berufen z. B. als Arzt, Rechtsanwalt, Universitätsprofessor usw. entgegentritt. Als Arzt und Rechtsanwalt erklären gegenwärtig auch viele Deutsche den Juden für unentbehrlich.

Sprechen wir zuerst vom Arzt. Es ist doch eine große Oberflächlichkeit, wenn wir uns nicht Mühe geben, für die Behandlung unseres Körpers, mit welchem unsere Seele eng verknüpft ist, einen deutschen Arzt in Anspruch zu nehmen. Es mag ja gewisse Schwierigkeiten haben, bei der Unmenge nichtdeutscher Ärzte stets einen deutschen zu finden, aber es zeugt doch von einer Fahrlässigkeit, wenn wir die ganz geringe Anstrengung scheuen, den deutschen Arzt unter allen Umständen in Anspruch zu nehmen. Lassen wir uns auch hier nicht von der Wahnvorstellung betören, daß der Jude manchmal mehr verstehe, geschickter sei oder dergleichen. Blicken wir auf die medizinischen Autoritäten auf den Lehrstühlen der Universitäten. Wohl finden wir hier und dort einen bekannten jüdischen Namen, der sich eines gewissen Ansehens erfreut als gewandter Operateur usw., aber die Koryphäen der Wissenschaft sind alle Deutsche reinsten Blutes, und wieviel hat die Presse der Glaubensgenossen meist noch an dem Aufbau des großen Namens eines der ihrigen mitgearbeitet. Die Juden haben ja die Gewohnheit, selbst ihre Männer der Wissenschaft wie Bühnengrößen zu „lanzieren", wie sie es nennen, aber sie verschmähen auch nicht andere Formen. Erinnern wir uns an jene Professoren mit allbekannten Namen, welche die Portiers in den großen Hotels dafür gewonnen hatten, ihnen reiche ausländische Kranke zuzuführen. Also beim Arzt ist es nicht zu

entschuldigen, wenn der Deutsche seine Stammesgenossen im Stiche läßt und sein Wohlbefinden und das seiner Familie einem dem Deutschen so wesensfremden Manne anvertraut.

Nicht ganz so einfach liegt es beim Rechtsanwalt. Gerade für diesen Beruf zeigt der Jude, besonders solange es sich um dialektische Gewandtheit, Sophisterei, Silbenstecherei usw. handelt, von seiner talmudischen Erziehung her, eine ganz hervorragende Begabung. Sein Begriffsvermögen für das Ungesetzliche, welches er als Rechtsanwalt doch mindestens ebensooft zu vertreten hat wie das Gegenteil, ist ungewöhnlich entwickelt, also wird er in Eigentumsfragen, aber auch bei Strafprozessen als Gegner nie zu unterschätzen sein. Aber der Rechtsanwalt ist doch nicht nur Vertreter in gerichtlichen Streitfragen, er ist doch auch vorzüglich Anwalt und Berater in tausend Fragen des bürgerlichen Lebens, wo es sich um geistige und sittliche Werte handelt, und da ist es doch geradezu verbrecherisch, sein ganzes Interesse einer so feindlich gesinnten Person zu offenbaren. Die Scham sollte uns zurückhalten, mit allen unseren Familiensachen an eine Person heranzutreten, der wir nicht die vollste Achtung unserer heiligsten familiären und völkischen Empfindungen zubilligen können, und es wird doch, wenn wir uns Mühe geben, noch ein passender deutscher Vertreter unserer Rechte zu finden sein. Wenn wir hierin auf Schwierigkeiten stoßen, fragen wir unsere Bekannten[1]) und suchen wir die gewünschte Person, bis wir sie gefunden haben. Eine Rechtsberatung ist doch nicht eine Angelegenheit, als wenn man sich einen Hut oder ein Paar Stiefel kauft, wobei man den Verkäufer gar nicht beachtet, was übrigens auch nicht einmal richtig ist. Man tritt doch seinem Rechtsanwalt auch persönlich näher, und es verknüpft uns leicht ein Band gegenseitigen Vertrauens, der Hochachtung, ja der Freundschaft.

Aber auch hier muß wieder darauf hingewiesen werden, daß ein klein wenig mehr Strebsamkeit (im guten Sinne natürlich) unseren deutschen Rechtsanwälten oft nichts schaden würde. Wie häufig beobachtet man, daß, sobald ein christlicher Anwalt ein gutes Notariat erlangt hat, er die Gerichtsvertretung vernachlässigt und zu den Strafprozessen nicht mehr die geringste Lust beweist. Wenn er nun selbst zu sehr in Anspruch genommen ist, so soll er dies offen zugestehen und einen jüngeren Kollegen namhaft machen, damit die Sache gut vertreten wird und nicht als ungenügend behandelt dem Ansehen des deutschen Rechtsanwalts wieder neuen Schaden zufügt.

Denken wir jetzt auch daran, mit wieviel Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten unser Verkehr mit einem jüdischen Anwalt verbunden ist. Bei der sehr großen Inanspruchnahme der jüdischen Anwälte sind

---

[1]) Auch könnten völkische Vereine, Verbände, Orden usw. in dieser Beziehung Listen aufstellen.

dieselben gewöhnlich so besetzt, daß man stundenlang in den Wartezimmern sitzen muß, bevor man vorgelassen wird. Man ersieht also, daß sie den einzelnen neuen Klienten gar nicht brauchen. Werden wir endlich vorgelassen, so sitzt häufig der behäbige Herr mit brennendem Glimmstengel vor uns und bespricht mit höchst überhebender Miene den vorgetragenen Fall. Er weiß natürlich alles besser, hört kaum auf unsere Darlegungen, hat auch für sie viel zu wenig Zeit übrig. Vielleicht ist die Sache an sich ihm auch nicht sehr lohnend, kurz sie ist, wenn sie erledigt ist, ungenügend besprochen. Kommt nun der Termin heran, so läßt er entweder vertagen, oder erscheint zu spät, oder es erscheint ein Substitut mit der dritten Untervollmacht, der natürlich in keiner Weise etwas von dem Fall weiß und so, wenn verhandelt wird, unsere Sache nur schädigt. Also bei allem Talent, was der jüdische Anwalt besitzt, wird uns doch nicht immer der Vorzug seiner Begabung zuteil, und es bleibt doch sehr zu bedenken, ob man nicht weiter kommt, wenn man einen deutschen Rechtsanwalt nimmt, welcher mit deutscher Gründlichkeit, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit sich des Falles annimmt und denselben so gut wie er kann vor Gericht vertritt. Wenn er auch nicht immer jeden Prozeß dann gewinnt — der Jude wird das übrigens auch nicht —, so werden wir uns doch sicher vorher nicht fortgesetzt zu ärgern haben und erzielen vielleicht nicht immer knifffliche Anwaltskunststücke, aber doch stets eine anständige Erledigung unserer Sache.

So möchten wir auch hier wünschen, daß sowohl das Publikum wie die gelehrten Berufe, welche wir anrufen, sich besser ins Einvernehmen setzten, dann werden wir sicher die jüdischen Vermittler nicht benötigen.

Wenn ich nun ausführte, wie im geschäftlichen Wettkampf dem Juden nur mit besserer Anwendung unserer Gaben und größerem Fleiße begegnet werden kann, wenn wir alle mehr auf die Qualität unser Ziel im Gegensatz zu der Quantitätsarbeit unserer Gegner richten, so muß auch bei seiner Ausschaltung aus den *gelehrten* Berufen das gleiche von uns angestrebt werden. Aber bei der größeren Gefahr, welche hier uns der Semit bereitet, indem er nicht allein unser Vermögen schädigt, sondern auch einen großen Einfluß auf unseren Geist und Körper gewinnt, da müssen wir doch in der Lage sein, diesen unsittlichen Einwirkungen in noch viel wirksamerer Weise zu begegnen.

Der Staat hat den Schulzwang, demnach bis zu einem Grade den Bildungszwang eingeführt, d. h. doch vor allem den Zwang zu *wirklicher* Bildung, nicht jener Bildung, welche in einer gewissen Gelehrsamkeit, in einem toten Gedächtniskram besteht. Mag es jeder Konfession freigestellt sein, daß die betreffende Geistlichkeit auf die ihr angehörige Jugend in der ihr passend erscheinenden Form einwirkt, der Staat darf die innere Entwicklung des heranwachsenden Geschlechts nicht dieser gänzlich überlassen, sondern hat dafür zu sorgen, daß *anständige sittliche* Menschen erzogen werden. *Wir dürfen nur Reifezeugnisse jenen erteilen lassen,* die

sich wirklich eine allgemeine geistige und sittliche Bildung und ein umfassendes Verständnis für alle Ideale, wie sie deutsche Religion, Kunst und Wissenschaft geschaffen haben, zueigneten und auch eine sittliche Reife erlangt haben. Bisher hat der Jude leicht alle Prüfungen abgelegt, er lernte die Sprachen auswendig, paukte sich sozusagen die ganze Wissenschaft in den Kopf, hat aber meist nicht das geringste Interesse daran, was er in sich aufnimmt, sondern er würgt alles krumm oder gerade in sich hinein und erzwingt durch den ihm eigenen Fleiß eine Beherrschung aller jener Fächer, welche sich durch diesen erfassen lassen. In Literatur, Kunstgeschichte, Naturgeschichte und Geschichte, deutschem Aufsatz usw. dagegen kommt er, weil diese Fächer Nebenfächer sind, mit den mangelhaftesten Kenntnissen durch. Da hilft ihm sein Fleiß und seine talmudische Spitzfindigkeit nicht, da versagt eben das Begriffsvermögen, weil ihm die deutschen geistigen Kultur-Schöpfungen zu fremdartig sind, und gerade auf dieser Eigenart baut sich der Wert unseres Volkes auf.

Der Einwand, daß *sittliche* Reife nicht festzustellen sei, erscheint nicht zuläßig. Unser Heer, welches heute in seiner Bildung und Leistung von keinem unserer Stände übertroffen, von vielen nicht erreicht wird, *baut sein Offizierkorps auf diesem Grundsatze auf.* Zunächst ist das Fortkommen des Kadetten von seiner sittlichen Reife abhängig. Er erhält bei seinem Abgange vom Korps, wenn Bedenken gegen seinen Charakter erhoben werden, kein Regiment zugewiesen, und später wird er aus demselben ausgeschieden, auch wenn er ein, rein militärisch betrachtet, noch so tüchtiger Offizier ist, sobald sich gegen seine Auffassung von Pflicht und Ehre im Offizierkorps Widerspruch erhebt. Sogar der Reserveoffizier, welcher nur im mittelbaren Verhältnis zum Heere steht, muß *nach abgelegter Prüfung vom Offizierkorps gewählt werden*, und so hat dieses bis dahin den Juden, auch den getauften, ferngehalten, weil es ihm die sittliche Reife und Würde durchweg nicht zuerkannte. Wir sehen also, daß eine derartige Auffassung wohl durchzuführen ist und auch zu dem von uns gewünschten Ziele führt. Wir würden auf diese Weise die Juden meist *schon fern von unseren Universitäten halten* und ihn auch nur stark vermindert in die gelehrten Berufe bringen lassen. Diejenigen, welche dann doch den Prüfungen in der von uns gewünschten Form genügen, dürften in der späteren Zeit keinen solchen Anstoß erregen oder übeln Einfluß auf unser deutsches Volk ausüben, wie dies heute der Fall ist. Zudem würde die Überfüllung von seiten der Juden in diesen Berufen aufhören, und so würde der Deutsche vor dem jüdischen Wettbewerber *unlauterer* Art geschützter sein.

Mit meinen nun zum Schlusse kommenden Betrachtungen kann und soll niemand zu einem anderen Urteil über unsere wirtschaftliche Nöte im Kampf mit dem Judentum gelangen, als es sich jeder bereits längst festgesetzt hat, aber wollte jeder nur meinen aufrichtigsten Versicherungen

Gehör schenken, daß die Erlösung von diesem Erzfeinde des Germanentums, insbesondere des Deutschtums, nicht allein erwartet werden darf vom gewaltsamen Vorgehen mit Gesetzesparagraphen oder gar von einem friedlichen Ausgleich und einer Duldung der Semiten gleich einem unabwendbaren Übel, sondern nur im Erkennen unserer eigenen Schwächen und in Anwendung aller uns eigenen Gaben, indem wir dann mehr leisten werden als unsere Feinde und ihnen das Leben in unserer Mitte nicht mehr als lebenswert erscheinen lassen. Wenn sie dann ihr Wohlleben schwinden sehen, ihr Ansehen verlieren und erkennen, daß ihre Kunst am überragenden deutschen Geiste zerschellt, gleichsam wie gegenwärtig die List und Tücke unserer ungezählten äußeren Feinde an den höheren Eigenschaften unserer Feldgrauen machtlos abprallt, dann wird die so oft angestrebte Auswanderung dieser Fremdlinge, welche gewaltsam schwer herbeizuführen ist, sich friedlich von selbst vollziehen, und sie werden ihren Witz bei jenen Völkern, die ihnen geistesverwandter sind, und die eine schwächere Psyche besitzen, mit mehr Erfolg zur Anwendung bringen.

Ich kehre nochmals zurück zu unserem Heere an der Front, dort wurde eine ganz neue Welteinrichtung geschaffen. Alle Berufe und Betriebe unseres Lebens wurden dort gleich einer Robinsonade aus dem Nichts geboren, alles war schöpferisch, alles war einheitlich, alles war unter vollstem Frieden, unter der vollsten Eintracht aller Beteiligten, und zwar ohne die Juden. Dagegen hier in der Heimat, wo auf festen Verhältnissen aufgebaut werden konnte, wo große Mittel zur Verfügung standen, wurde alles zur Auflösung gebracht, alles in Not, Verhetzung und Haß verwandelt und zwar lediglich durch die Mitarbeit der Juden, welche eine verständnislose, charakterschwache Regierung zur vermeintlichen Heilung aller wirtschaftlichen Gebrechen gerufen hat. Wer immer noch nicht aus seiner Gleichgültigkeit aufzurütteln ist, wer sich mit der Gegenwart noch immer leidlich zufrieden erklärt, der werfe einen Blick in die Zukunft, um zu sehen, wohin unsere Pfade führen, der blicke auf jenes Haus Unter den Linden 7, wo tagelang die rote Fahne des alljüdischen Bolschiwikiführers Joffe wehte, der aus Dankbarkeit für den milden Frieden, den das deutsche Volk Rußland und ihm gewährte, jetzt unterstützt von dem Gelde der Entente unzweifelhaft daran arbeitet, Unruhe und Umsturz in unseren Reihen zu verbreiten. Durch welche Ströme Blut, durch welche inneren Kämpfe mußte Rußland waten, bis es dieser blutroten Fahne als würdig erachtet wurde, und welche Opfer werden noch fließen, bis diese Flagge wieder heruntergeholt wird.

Aber jenes Land mit seinen noch schlummernden Riesenkräften wird in nicht allzu ferner Zeit alle diese Personen und Einrichtungen wie einen bösen Traum abschütteln. Das deutsche Volk jedoch ist nicht imstande, solches Blutmeer zu durchmessen ohne zugrunde zu gehen, auch ist sein Blut zu edel, um für oder gegen solche Verbrecher zu fließen. Darum:

gebieten wir halt dem wahnwitzigen Treiben jener bösen Geister und entfernen wir heute die Keime einer Krankheit, bevor dauerndes Siechtum eingetreten ist! Wer Augen hat zu sehen, der sehe, wer Ohren hat zu hören, der höre. Aus dem jetzigen Krieg sollte ein jeder, der dieses größte Geschichtswerk, welches je in der Welt verfaßt wurde, begreift, erkennen, wie keine Fessel und keine Macht der Welt ein freies Volk unfrei zu machen imstande ist, und daß wir auch in der Heimat frei sein werden, wenn wir frei sein wollen.

Indogermanen und Deutsche.

Karl Felix Wolff.

(Fortsetzung.)

8. Eine neue Indogermanen-Lehre.

Seit Jahren steht für mich fest, daß wir die verschiedenen Kulturkreise der neueren Steinzeit mit den einzelnen indogermanischen Stämmen in Verbindung bringen müssen. Ich habe deshalb die Gedanken Muchs, Wilkes und Kossinnas mit Begeisterung erfaßt. Besonders glücklich schien mir die Ansicht Kossinnas, daß die Satem-Indogermanen mit den Bandkeramikern, die Kentum-Indogermanen mit den Schnurkeramikern, bezw. Megalithleuten eindeutig seien. Hierin erblickte ich sofort die Grundlage für eine neue, alle Einzelheiten durchdringende Indogermanen-Lehre.

Um uns zu einer solchen durchzuarbeiten, müssen wir zunächst die Frage nach der Zeitstellung der Bandkeramiker aufwerfen. Als Ausgangspunkt nehmen wir die Glockenbecher-Zeit, die in die Mitte des dritten vorchristlichen Jahrtausends fällt. Damals bestand die bandkeramische Kulturprovinz in ihrer einstigen Ausdehnung nicht mehr; sie war im Rhein- und oberen Donaugebiete bereits dem Ansturm der Schnurkeramiker erlegen. Der Ausgang der selbständigen Bandkeramik in Süddeutschland wird also am Beginne des dritten Jahrtausends zu suchen sein. Nun müssen wir nach ihrem Anfange forschen.

Der älteste bandkeramische Kulturkreis, den wir kennen, ist der vom Hinkelstein. Auf ihn folgt eine so reiche Entfaltung bandkeramischer Kulturkreise mit so mannigfachen Wechselbeziehungen zwischen Band- und Schnurkeramikern in Mitteldeutschland, daß wir die Lebensdauer der Bandkeramik nach dem Hinkelstein auf mindestens eineinhalb Jahrtausende veranschlagen müssen. Denn alle archäologischen Wahrnehmungen sprechen dafür, daß der vorgeschichtliche Mensch zur Einführung und Verbreitung von Neuerungen langer Zeiträume bedurfte. Und zwar dehnen sich die Zeiträume der vorgeschichtlichen Kulturabschnitte um so mehr aus, je weiter wir in der Vorgeschichte zurückgehen. Die Schätzung von eineinhalb Jahrtausenden ist deshalb eher zu kurz als zu lang bemessen. Damit wäre der Hinkelstein

schon ins fünfte vorchristliche Jahrtausend verlegt. Nun zeigt uns aber der Hinkelstein eine vollkommen fertig ausgebildete Kultur, die zur Entwicklung ihrer Eigenart wenigstens ein Jahrtausend, wahrscheinlich aber mehr benötigt hat. Somit läge der Anfang der Bandkeramik im sechsten vorchristlichen Jahrtausend.

Neben der frühesten Bandkeramik einherlaufend, in den Grundelementen aber viel älter, enthüllt sich uns die Kultur der Pfahlbau-Leute des Rheingebiets (Michelsberg usw.), die unmittelbar auf die Campignyien-Muschelhaufen-Stufe zurückgeht. Da die Träger dieser Kultur ihre Ansiedelungen durch große Erdwerke zu schützen pflegten, so waren sie Bedrängte, und wir werden in ihnen die ältere, vorbandkeramische Bevölkerung Mitteleuropas erblicken dürfen. Dazu paßt auch der anthropologische Befund. Jene Pfahlbau-Leute sind kleinwüchsig und haben einen breitnasigen, im Grundriß birnförmigen Schädel; sie erinnern dadurch an den russischen Rjäsan-Typus. Die Bandkeramiker sind größer, haben schmälere Nase und elliptischen Schädelgrundriß. Wenn man sie aber genau betrachtet, so gewinnt man den Eindruck, daß sie nichts weiter sind als „aufgehöhte" Pfahlbau-Leute, d. h. Pfahlbau-Leute, die sich mit Menschen von nordeuropäischer Rasse vermischt haben. Denn genau dieselben Typen (den kleinwüchsigen mit dem birnförmigen Schädelgrundriß und den höher gewachsenen mit dem elliptischen Schädelgrundriß) kann man heute noch zu Tausenden in den Donauländern sehen; je weiter man dabei nach Osten geht, um so zahlreicher wird der kleinwüchsige und um so seltener der aufgehöhte Typus. Und so sage ich: der bei den Band- und Schnurkeramikern bezw. Megalithleuten auffällige Unterschied im Schädelbau, den Schliz besonders betont hat, bestand ursprünglich nicht; der Schädel der ältesten Bandkeramiker muß eben so stark modelliert gewesen sein, wie jener der Schnurkeramiker bezw. Megalithleute, aber später hat er die glatte, elliptische Form angenommen, weil er mit einem anderen, weicheren Element zusammengeflossen ist. Und dieses war der Pfahlbau-Rjäsan-Typus, der damals im Besitze der Campignyien-Kultur die ackerbaufähigen Landstriche Mitteleuropas, also besonders die Lößgegenden des Rhein- und Donaugebietes, bewohnte.

Die Archäologie aber hat die Bekanntschaft des anthropologisch noch unveränderten Urbandkeramikers bis jetzt nicht gemacht, weil sie die Anfänge der Bandkeramik überhaupt noch nicht kennt; die älteste aufgefundene bandkeramische Stufe ist die vom Hinkelstein und da kann man nicht mehr von Anfängen reden.

Wenn nun die Urbandkeramiker — wie ich annehme — von nordeuropäischer Rasse waren und wenn sie, wie die obige Schätzung ergibt, etwa um 6000 vor Chr. in Mitteleuropa auftraten, so entsteht vor allem die Frage nach ihrer Herkunft. Diese Frage kann zwiefach beantwortet werden: entweder man sucht den unmittelbaren Ausgangspunkt in Frank-

reich oder in Skandinavien. Wer sich für Frankreich entscheidet, der muß annehmen, daß in Frankreich die indogermanische Grundsprache bereits fertig entwickelt war, daß die Campignyien-Kultur die Kultur der Urindogermanen darstellt, daß aber die Kentumleute früher abgewandert seien, als die Satemleute, denn die (bei Festhaltung dieser Hypothese) den Kentumleuten zuzuweisende ältere Muschelhaufen-Kultur steht noch dem Campignyien gleich, während man für die Satemleute bezw. Urbandkeramiker schon eine höhere Lebensführung voraussetzen muß, nämlich eine solche, die der neueren Steinzeit entspricht. Der Übergang von der Campignyien-Muschelhaufen-Stufe zur Kultur der neueren Steinzeit wäre dann von den bereits getrennten Indogermanen auf zwei verschiedenen geographischen Gebieten — in Nordfrankreich und in Skandinavien — unabhängig voneinander vollzogen worden. Diese Annahme ist an und für sich schon unwahrscheinlich, sie entbehrt aber auch jeder archäologischen Stütze, denn während wir in Skandinavien die Fortentwicklung der Muschelhaufen-Kultur zur Kultur der neueren Steinzeit genau verfolgen können, fehlt uns in Frankreich jede Spur eines solchen Überganges. Die uns bekannte, in der älteren Steinzeit reich gegliederte Entwicklungsgeschichte der bodenständigen Kulturen Frankreichs endigt mit dem Campignyien; erst viel später erscheint dann plötzlich in den westlichen Küstengebieten die fremdartige Dolmenkultur. Aber noch ein sprachgeschichtlicher Anhaltspunkt, auf den ich in dem Abschnitte „Die Nachbarn der Indogermanen" zurückkommen werde, läßt mir die Annahme, daß die Campignyienleute Frankreichs eindeutig mit den Urindogermanen gewesen seien, unstatthaft erscheinen. Also können auch die Urbandkeramiker nicht aus Frankreich gekommen sein.

Ich stelle mir vor, daß infolge der fortgesetzten, Hand in Hand mit der Besserung des europäischen Klimas und mit der Verdorrung Nordafrikas immer heftiger werdenden Afrikanereinfälle in Frankreich ein großer Teil der Campignyienleute und zwar (ihrer Veranlagung entsprechend) besonders Langköpfe, also Angehörige der nordeuropäischen Rasse, nach dem Osten abwanderten. Sie nahmen keineswegs in geschlossenem Zuge die Richtung nach Skandinavien, denn dazu lag ja kein Grund vor, sondern verteilten sich gleichmäßig über Mittel- und Nordeuropa. Sie verstanden sich bereits auf einen einfachen Ackerbau und legten Packwerkbauten an, konnten also Sklaven brauchen. In Mittel- und Nordeuropa waren schon vorher als Träger des Magdalénien und Azilien, bezw. der Yoldia- und Ancyluskultur, blonde Leute aus Frankreich eingedrungen. Auf dem Boden Mitteleuropas hatten sie sich in der Menge der Ureinwohner verloren; im Norden aber gab es überhaupt noch keine Ureinwohner (oder ihre Anzahl war so gering, daß sie nicht in Betracht kommen), weil der Norden erst eisfrei geworden war. Hier folgte eine blonde Einwandererwelle der andern. Der Norden blieb also vorherrschend blond, während in Mitteleuropa brünette Mischtypen eine große Verbreitung erlangten. Denn hier

hatten die einwandernden Campignyienleute eine niederrassige Urbevölkerung angetroffen, die von ihnen unterworfen wurde. Diese Ureinwohner waren Hyperboreer, die wir uns rassenmäßig so vorzustellen haben, wie die Kleinrussen und Rjäsanleute. Nun wissen wir von den Germanen und Altslawen, daß es das Schicksal des blonden, langköpfigen Eroberers ist, immer und immer wieder in den von ihm unterworfenen Unterschichten rassenmäßig zu versinken; diese nehmen eine neue Kultur und oft auch eine neue Sprache an, aber sie erhalten sich. Im Süden, wo der blonde Eroberer auch das Klima gegen sich hat, bleiben die Unterworfenen rassenmäßig nahezu unverändert, in Mitteleuropa erfahren sie eine — je nach dem Zahlenverhältnis der beiden sich vermengenden Gruppen — mehr oder weniger kenntliche Aufhöhung, d. h. der Körperwuchs wird höher, die Nase schmäler und ab und zu, namentlich bei den vornehmeren oder geistig hervorragenden Leuten erscheinen blonde Haare oder wenigstens helle Augen. Mitteleuropa hat viele solche Aufhöhungen durch den Blondstamm erfahren, der immer wieder seinen „heiligen Frühling" über die Niederrassen hinweggehen läßt. Manchmal ist der Unterschied zwischen den Aufgehöhten der letzten und vorletzten Stufe so gering, daß er erst beim Vergleiche von Tausenden von Individuen sichtbar wird. So ist mehrfach behauptet worden, zwischen den Deutschböhmen und den Tschechen bestehe keinerlei Rassenunterschied, denn man finde bei beiden neben blonden Lang- und Kurzköpfen auch den kleinen, dunklen, breitnasigen Hyperboreer-Typus. Gewiß, aber wer zu zählen anfängt, der wird — wenn er genügend große Reihen vergleicht — unter den Tschechen mehr Hyperboreer und hyperboreïsch Beeinflußte finden, als unter den Deutschböhmen. Die Deutschböhmen haben eben eine Aufhöhung mehr erfahren als die Tschechen; die Deutschböhmen sind Aufgehöhte letzter, die Tschechen hingegen vorletzter Stufe. Und so besteht zwischen Deutschböhmen und Tschechen tatsächlich ein Rassenunterschied. Ebenso ist es in Posen zwischen Deutschen und Polen, in England zwischen Engländern und Kelten und überall zwischen Germanisch Redenden und ihren fremdsprachigen Nachbarn. Daß es sich dabei wirklich um Unterschiede im Blute und somit in der Volkswertigkeit handelt, muß auch dem ärgsten Zweifler das Verhältnis im Wirtschafts- und Geistesleben erweisen: überall in solchen Berührungsgebieten sind die Germanisch Redenden die besseren Landwirte, Handwerker und Kaufleute, infolgedessen die Wohlhabenderen, gleichzeitig aber auch die Gebildeteren, d. h. in jeder Hinsicht die Fortgeschritteneren. Abtrünnige aus ihrer Mitte sind die politischen Ordner und Führer der fremdsprachigen Nachbarn.

Und so war es immer!

Die hyperboreïschen Jäger, die nach der letzten Eiszeit Mitteleuropa besiedelt hatten, wurden von den blonden Campignyien-Leuten unterworfen und zu Sklaven gemacht. Aber nach tausend Jahren war ein

Mischvolk von aufgehöhten Hyperboreern entstanden, das im Besitz der Campignyien-Kultur besser lebte und sich weit stärker vermehrte, als dies den einstigen Jägern je möglich gewesen wäre. Und dieses neue Volk bedeckte die für einen einfachen Ackerbau geeigneteren Gebiete Mitteleuropas — also zunächst die bereits erwähnten Lößböden am Rhein und an der Donau — mit immer dichteren und volkreicheren Siedelungen. Ohne Zweifel gehen manche Orts- und Geländenamen Mitteleuropas bis in jene ferne Zeit zurück, die zwischen 9000 und 6000 vor Chr. anzusetzen ist.

Ein Teil der blonden Campignyienleute kam aber um 9000 auch nach Skandinavien, wo damals die blonden Ancylusleute wohnten. Hier war der Widerstand hartnäckiger, der Kampf heftiger. Endlich siegten die neuen Ankömmlinge und an die Stelle der Ancyluskultur trat die Kultur der älteren Muschelhaufen. Von den verdrängten Ancylusleuten blieben überwiegend kurzköpfige Scharen in den nächsten unwirtlichen Landstrichen sitzen, wo sie nach Art ihrer Väter weiter lebten; die Langköpfe aber (nämlich die Langköpfe unter den Ancylusleuten) wurden zu Begründern der arktischen Kultur und verbreiteten sie weithin nach Norden und Osten.

Nun kann aber der heftige Kampf zwischen den Trägern der Muschelhaufenkultur und jenen der Ancyluskultur kein in Bälde abgeschlossener Vorgang gewesen sein, sondern er muß lange gedauert haben. Beide Gegner waren der Rasse nach einander ziemlich ebenbürtig, aber unter den Campignyienleuten befanden sich (wie stets unter Auswanderern) mehr Langköpfe; außerdem hatten sie den Vorteil eines höheren Kulturbesitzes und größerer Kriegserfahrung (also wahrscheinlich auch besserer Bewaffnung) für sich, denn ihrer Abwanderung waren in Frankreich die fürchterlichen Kämpfe des Blondstammes mit den Afrikanern vorangegangen und auch auf ihrem Zuge nach Skandinavien mußten ihnen allenthalben Widerstand und Hindernisse entgegentreten. Mag dieser Zug mehr oder weniger lange gedauert haben, mag die Erinnerung an die Kämpfe in Frankreich nur noch eine sagenhafte gewesen sein — jedenfalls mußte sich auf die Nachfahren dieser Leute eine besondere Kriegstüchtigkeit und Unternehmungskraft vererben.

Schritt für Schritt also werden die Muschelhaufenleute die Träger der Ancyluskultur verdrängt und sich in den besseren, ebenen, ackerbaufähigen Landstrichen angesiedelt haben. Mit Notwendigkeit mußte darauf eine Zeit der Sammlung und inneren Kräftigung folgen, dann aber auch eine Zeit der Neuschöpfungen und zwar zunächst dort, wo sich die Einwanderer besonders zahlreich festgesetzt und auch das Landinnere vollständig durchdrungen hatten. Das kann aber nur in Dänemark gewesen sein. Hier wurde etwa um 7000 vor Chr. der Übergang von der Kultur der älteren zu jener der jüngeren Muschelhaufen vollzogen und nur in dieser Zeit und in dieser Umwelt darf man die Geburtsstunde und die

Heimat der Urindogermanen suchen. Einer der gewaltigsten werkhaften Fortschritte — der Übergang zur neueren Steinzeit — wurde durchgeführt und eine ungeheuere Geistestat vollbracht: die Erfindung der Flexion. Damals entwickelte sich aus der flexionslosen Campignyiensprache das flektierende Urindogermanische. Im Norden Europas aber war ein rassenhaft gesundes einheitliches Volk erstanden, mit überlegenem Werkwesen und überlegener Sprache. Dieses in die neue Zeit zukunftsfroh hineinwachsende, ackerbautreibende und seefahrende Volk sind die **Urindogermanen.**

In Kürze nochmals. Die um 9000 vor Chr. in Skandinavien einwandernden Campignyienleute besetzen Jütland, die dänischen Inseln, Schonen und die südlichen Küsten Norwegens, d. h. jenes Gebiet, in welchem die Kultur der älteren Muschelhaufen vorkommt. Die Träger der Ancylus-, bezw. arktischen Kultur müssen gegen Norden und Osten, sowie in Sumpfgebiete und andere unwirtliche Landstriche zurückweichen. Nach 2000 Jahren erwacht auf Jütland und den dänischen Inseln, d. h. dort, wo wir die jüngeren Muschelhaufen finden, die neue Kultur und die flektierende Sprache der Urindogermanen.

Und diesem jungen, tüchtigen Volke wurde die Heimat bald zu enge. Neuland im Norden zu suchen, war wohl möglich und mag auch unter weiteren Kämpfen mit den Trägern der älteren Muschelhaufenkultur und der arktischen Kultur fortgesetzt geschehen sein, aber es war nicht verlockend. Dafür stand im Süden der Weg nach dem milderen Mitteleuropa offen. Und auf diesem Wege setzte sich etwa um 6000 vor Chr. der erste „heilige Frühling" der Urindogermanen nach Deutschland in Bewegung.

Damit endigt die urindogermanische und es beginnt die gemeinindogermanische Periode.

Die in Deutschland einwandernden Urindogermanen müssen fast ohne Ausnahme Angehörige der sog. nordeuropäischen Rasse gewesen sein, denn erstens kamen sie aus einem Gebiete, das von blonden Langköpfen bewohnt war, zweitens bildeten sie als Auswanderer eine Auslese der langköpfigsten Leute.

Wie wir bereits erörtert haben, wohnte damals in Mitteleuropa eine Bevölkerung von aufgehöhten Hyperboreern, die sich im Besitze der Campignyienkultur befanden. Mit diesen Leuten vermischten sich die einwandernden Urindogermanen, so daß eine abermalige Aufhöhung erfolgte. Das so entstandene Mischvolk sind die Urbandkeramiker. Sie verbreiten sich zunächst über die Lößlandschaften Westdeutschlands und entwickeln (wahrscheinlich in dem klimatisch so bevorzugten Gebiet des unteren Mainlaufes) die Hinkelsteinkultur. Die Sprache der Hinkelsteinleute muß zwar dem Urindogermanischen noch sehr nahe gestanden, aber doch schon Spuren der beginnenden Satemisierung, d. h. der Umwandlung von Gaumenlauten in Zischlaute, gezeigt haben. In dem Maße nun, als sich die Bandkeramiker

auch über das Donauland verbreiteten und ihre Sprache von immer mehr fremden Menschen angenommen wurde, mußten weitere Abweichungen vom Urindogermanischen in Erscheinung treten. Es entstanden Satemmundarten und schließlich Satemsprachen.

Die Pfahlbauleute aber, die im Rheingebiet noch lange neben den Bandkeramikern lebten, waren solche Ureinwohner, die nur eine oberflächliche „Erneuerung" ohne Sprachwechsel statt einer durchgreifenden Indogermanisierung erfahren hatten. Die Eroberer waren in ihnen aufgegangen und hatten die eigene Sprache verloren, gleich den Warägern in der Masse des russischen Volkes. Und wie es vor den Toren Berlins noch heute Slawen gibt, so erhielten sich die Pfahlbauleute mit ihrer Campignyiensprache neben den Indogermanisch redenden Bandkeramikern.

Während sich diese Vorgänge in Mitteleuropa abspielten, hatten die in der skandinavischen Heimat zurückgebliebenen Indogermanen fast das ganze Gebiet der älteren Muschelhaufenleute indogermanisiert, eine vom Urindogermanischen etwas abweichende Sprache geschaffen, die man die Kentum-Grund-Sprache nennen könnte, und die Dolmenkultur entwickelt[1]). Inzwischen war aber bei ihnen durch steigende Volksdichte die Notwendigkeit neuer Abwanderungen entstanden. Diese gingen im fünften Jahrtausend teils zur See nach den britischen Inseln und nach Nordfrankreich, teils zu Lande nach Deutschland hinein. Überall errichteten die Auswanderer ihre Steindenkmäler, die namentlich in den Küstengebieten Frankreichs und Spaniens häufig sind. Allein der Wanderzug der seefahrenden Megalithleute machte an den westlichen Vorgebirgen Europas nicht halt, sondern gelangte von Kolonie zu Kolonie bis ins östliche Mittelmeer-Becken. Hier wurden diese Nordeuropäer zu Begründern der ägäischen Kultur; denn die vielbewunderten Baudenkmäler der minoischen und mykenischen Zeit sind nichts weiter als ins Prunkvolle und Riesenhafte gesteigerte Megalithbauten. Und ob sich nicht die Spuren jener nordischen Auswanderer, jener Hochbaurasse — wie sie Driesmans nennt — durch Ägypten und Vorderasien bis nach Indien, ja vielleicht noch weiter verfolgen lassen, das wird erst künftige Forschung feststellen können[2]).

Die überseeische Ausbreitung der Megalithleute ist allem Anscheine nach in kurzer Zeit vor sich gegangen. Anders aber war es auf dem Festlande Mitteleuropas. Das norddeutsche Tiefland freilich kann damals nur sehr dünn bevölkert gewesen sein, denn hier fehlen jene weiten Lößlandschaften, welche dem einfachen Ackerbau so förderlich waren. Hier werden sich also die Megalithleute schnell verbreitet haben. Als sie aber

---

[1]) Die hier vorausgesetzte „Kentum-Grund-Sprache" kann vom Urindogermanischen nur wenig verschieden gewesen sein, weil ja zwischen den Trägern der jüngeren und der älteren Muschelhaufen-Kultur kein Unterschied im Rassenaufbau bestand; beide hatten dieselbe Lautneigung.

[2]) Man vergleiche hierüber die Schriften von Georg Wilke („Mannus"-Bibliothek).

an das Grenzgebiet der Bandkeramiker stießen — etwa um die Mitte des fünften vorchristlichen Jahrtausends — müssen sie hartnäckigem und anhaltendem Widerstande begegnet sein. Und nun stehen sich in Mitteleuropa durch lange Zeit die Südindogermanen am Rhein und an der Donau mit ihrer Bandkeramik und die Nordindogermanen im deutschen Tiefland mit ihren Megalithbauten und ihrer Schnurkeramik als zwei geschlossene und fremdartige Kulturprovinzen gegenüber. Da sehen wir die Satemgruppe und Kentumgruppe vor uns, beide aus dem gleichen Urstamme erwachsen und doch beide so verschieden in ihrer Eigenart[1]).

Mitteleuropa, von Skandinavien bis zu den Alpen und von Belgien bis zur unteren Donau, war gemeinindogermanisch geworden; das heißt: überall in diesem Gebiete wurden indogermanische Kulturerrungenschaften, Sitten und Überlieferungen verbreitet und überall sprach man Indogermanisch, aber die Sprache war keine einheitliche mehr, sondern zeigte starke Abweichungen im Lautbestand und Wortschatz. Fremde Lehnwörter wurden aufgenommen und wanderten mehr oder weniger weit, wobei sie Anpassungen an den Lautbestand der einzelnen Mundarten erfuhren.

Das kriegerische Nordvolk der Schnurkeramiker dringt allmählich in die Grenzgebiete der Bandkeramik ein; dabei können wir beobachten, wie z. B. die in Böhmen erscheinenden Schnurkeramiker durch besondere Langköpfigkeit auffallen — nach dem Gesetz, daß die am weitesten vorgedrungenen Auswanderer und Eroberer die ausgesprochensten Langköpfe sind. Endlich — am Anfange des dritten vorchristlichen Jahrtausends — flutet die schnurkeramische Bewegung durch Süddeutschland bis an die Alpenkette, die Bandkeramik aber wird ostwärts verschoben, nach Ungarn und Siebenbürgen, nach Rußland und gegen den Balkan. So kommt es, daß die Satem- und Kentumleute als Ost- und Westindogermanen in das Licht der Geschichte treten.

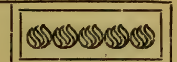
Am Ende der Steinzeit, also um die Mitte des dritten vorchristlichen Jahrtausends, umfaßte das Gebiet der festländischen Kentumleute etwa dieselbe geographische Fläche, die heute von den Deutschen bewohnt wird. Die Erstarkung und weitere Ausbreitung hätte nun sicherlich einen stetigen und unaufhaltsamen Fortgang genommen, wenn nicht von Westen der Völkersturm der Glockenbecherleute störend hereingebrochen wäre. Kämpfe, gleich jenen der napoleonischen Epoche, müssen sich damals in Mitteleuropa abgespielt haben. Alle indogermanischen Kulturkreise bis zur Elbe und bis zur Theiß verschwanden in der furchtbaren Flut. Eine neue Zeit stieg empor. Das Metall hielt seinen Einzug und verbreitete sich schnell in der indogermanischen Sprachgemeinde. Auf allen Gebieten erfolgte eine

[1]) Die in Skandinavien zurückgebliebenen Indogermanen gehörten zwar auch zur Kentumgruppe, doch stellte sich bei ihnen, infolge der geographischen Absonderung von den norddeutschen Brüdern, wieder eine andere sprachliche Entwicklung ein.

tiefgreifende Umwälzung. Das Kleinleben der mitteleuropäischen Steinzeit wurde ausgelöscht. Und durch ganz Europa wirkte der gewaltige Schlag: selbst in Nordost-Deutschland und an der unteren Donau traten damals Völkerverschiebungen ein. Überall vergrößerten und strafften sich die Verbände. (Fortsetzung folgt.)



Berichte und Notizen.



Fahrlässiges Verschulden Bethmann Hollwegs. Wie Fritz Bley in den Aufsätzen seines höchst lesenswerten Buches „Wie kam es doch" nachweist, erschien schon 1906 in Begien das vielgelesene „Une Guerre franco-allemande", von einem belgischen Generalstabs-Offizier, der seine Volksgenossen zu größeren Rüstungen im Sinne der französisch-englischen Pläne aufrütteln wollte. Dies Buch ist auch ins Deutsche übersetzt worden. Der ausländische Verfasser hat darin den Stand unseres Einmarschrechtes in Belgien nach dem gesetzlichen Vertrage vom 19. April 1839 klargelegt. Man vergleiche nun damit die am 4. August 1914, acht Jahre nach dem Erscheinen des französischen Buches erfolgte Entschuldigung Bethmann Hollwegs über den deutschen Einmarsch in Belgien. Müßte nicht der ehemalige Reichskanzler deswegen zur Verantwortung vor dem deutschen Volke gezogen werden, daß er von diesem Vertrage, der jedem Kind in Belgien bekannt war, nichts gewußt oder so getan hat, als wüßte er nichts davon? Als reichdotierter Vorsteher unserer auswärtigen Politik usw. wäre es seine Pflicht gewesen, sich darüber zu orientieren. Wir lassen auch nicht gelten, wenn die Frankfurter Zeitung im Juli 1917 entschuldigend feststellte, daß selbst ein Kanzler manchmal nicht so könnte, wie er wollte und daß er sich nicht nur gegen parlamentarische Mehrheiten, sondern auch gegen andere Kräfte wehren müsse, wenn er die Zügel in der Hand behalten wolle. Der treffliche Pfarrer Bolliger in Zürich hat in einer seiner Predigten jüngst angedeutet, was für „dunkle Gewalten" wohl hinter den Kulissen in Deutschland tätig sein müßten, wenn man die jahrzehntelangen Mißerfolge der Diplomatie und Politik bei unsern glänzenden militärischen Siegen verstehen wolle. Nun hat das deutsche Volk vor der Hand keine Zeit und Lust, sich mit „dunklen Kräften" zu befassen, die nachher schon von selber beleuchtet werden; es wird sich an die Verantwortlichen halten, und ein solcher ist Bethmann Hollweg. Jeder Arzt kommt vor Gericht, der durch einen Kunstfehler das Leben seines Patienten aufs Spiel setzt, indem er eine durch die Umstände gebotene Operation nicht ausführt, oder der keine Ahnung davon hat, daß es eine solche Operation überhaupt gibt. Wie ist Bethmann Hollweg zu seiner Behauptung am 4. August gekommen? Er muß davon Rechenschaft vor Volk und Feme ablegen und wenn er falsch gehandelt hat, die Folgen seiner Kartenhauspolitik auf sich nehmen, geradeso wie wir Deutschen an dem zu tragen gehabt haben und noch tragen, was Bethmann der Welt im Reichstag damals verkündigen zu dürfen glaubte. Unkenntnis der Gesetze schützt bekanntlich auch höchste Staatsmänner nicht vor Strafen. Es sind ihrer viele nachher dem Gerichte verfallen, die vorher schlecht an der Spitze einer Regierung gestanden haben, z. B. der berüchtigte Sueß Oppenheim im 18. Jahrhundert oder hohe Würdenträger in Spanien im 15. Jahrhundert.

Was der „Vorwärts" unterschlägt. Die „Deutsche Tageszeitung" schreibt: „Wir mußten schon wiederholt darauf hinweisen, wie planmäßig der „Vorwärts" die allgemeine Fürsorge für die Kriegsbeschädigten zu stören und die Sorgen der Kriegsbeschädigten in agitatorischer Weise für seine Parteizwecke auszubeuten sucht. Ganz besonders bezeichnend für seine Agitation war in letzter Zeit die Art, wie er den Kriegsbeschädigten die Ludendorffspende zu verekeln suchte. Demgegenüber möchten wir noch nachträglich darauf hin-

weisen, daß der „Vorwärts“ es nicht für nötig gehalten hat, seinen Lesern den kürzlich der Öffentlichkeit übergebenen Kriegsbeschädigtenerlaß des Kaisers mitzuteilen, der ja besonders geeignet war, bei den Kriegsbeschädigten das Vertrauen zu erwecken und zu festigen, daß ihre Sache bei dem bürgerlichen Staat und der bürgerlichen Gesellschaft in guten Händen ist.

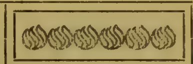
Daß es sich für den „Vorwärts“ aber bei solchen Unterschlagungen nicht nur um einen agitatorischen Einzelzweck, sondern zugleich um die planmäßige Fortsetzung des Kampfes gegen die Monarchie handelt, wird wohl durch sein Verhalten gegenüber der Ansprache bewiesen, mit der der Kaiser den Trinkspruch des Generalfeldmarschalls von Hindenburg bei der Feier seines dreißigjährigen Regierungsjubiläums im Großen Hauptquartier erwidert hat: Auch diese Ansprache ist den Lesern des „Vorwärts“ vorenthalten worden! Die Worte, in denen der Kaiser die preußisch-deutsch-germanische Weltanschauung, die auf Recht, Freiheit, Ehre und Sitte ruht, dem angelsächsischen Götzendienst des Geldes gegenüberstellte, sind gewiß der überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes aus der Seele gesprochen; und man sollte eigentlich annehmen, daß die Wendung gegen die mammonistische Weltanschauung der angelsächsischen Völker auch von der deutschen Sozialdemokratie, die doch die schärfste antikapitalistische Anschauung vertreten will, begrüßt werden müßte. Aber der Deutsche Kaiser hat ja den sittlichen Wert der deutsch-germanischen Weltanschauung — und überdies den Wert ihres preußischen Einschlags — betont, also etwas getan, was geeignet ist, das nationale Empfinden in unserem Volke zu stärken, zugleich aber Kaiser und Volk noch näher zu bringen und den Monarchen wieder einmal als den Herzenskündiger und gegebenen Führer des deutschen Volkes erscheinen zu lassen. Eine für die republikanische Agitation der Sozialdemokratie so bedenkliche Kundgebung des Monarchen dürfen die sozialdemokratischen Leser nicht einmal erfahren, selbst nicht aus dem „Vorwärts“, der doch als Zentralorgan der „größten“ Partei Deutschlands die journalistische wie die politische Pflicht und Schuldigkeit hätte, Auslassungen des Kaisers, die eine so große mindestens psychologische Bedeutung haben und so tiefgehenden Interesses im ganzen Volke gewiß sind, wenigstens seinen Lesern mitzuteilen. Im Kampfe um die Verhetzung der Bevölkerungsschichten, denen durch die Erlebnisse des Weltkrieges eine Gesundung „drohte“, und insbesondere im Kampfe gegen die Monarchie, deren Stellung durch den Krieg gleichfalls nur zu leicht noch stärker gefestigt werden könnte, sind der Sozialdemokratie eben alle Mittel recht. Daher ist ja auch wohl die Sozialdemokratie jetzt — regierungs- und hoffähig geworden!“

„Ständemischung.“ Jeder Mensch hat zwei Eltern, vier Großeltern, acht Urgroßeltern, 16 Ururgroßeltern, 32 Urururgroßeltern und so fort. In jeder nächsthöheren „Ahnenreihe“ verdoppelt sich die Zahl der in ihr zu verzeichnenden Personen. Eine genealogische Tafel, die diese Abstammungsverhältnisse darstellt, nennt man eine „Ahnentafel“. Es ist nun eine jedem Freunde der Familiengeschichtsforschung geläufige Erscheinung, daß die Ahnentafeln auch der höchstgestellten Personen der Gegenwart, z. B. der Herrscher ganz großer Staaten, wenn man sie nur weit genug zurück erforscht, sehr bald nicht nur auf den Kleinadel, sondern auch auf Nichtadel, auf Bürger, Handwerker, Bauern zurückführen. Mit anderen Worten: auch die Kaiser und Könige der Gegenwart haben in weit zurückliegenden „Ahnenreihen“, jener früher, dieser später, aber alle ohne Ausnahme neben sehr vielen äußerst „vornehmen“ auch einige durchaus „unvornehme“ Ahnen, stammen, natürlich durch weibliche Ahnen hindurch, von Ahnen aus Bürger-, Handwerker- und Bauernkreisen ab, in ihren Adern rollt mancher Tropfen „roten“ Blutes zugleich mit dem „blauen“ des Mannesstammes. Der französische Barbier Babou, der Ahnherr der „Babou de la Bourdaisière“ und dadurch Ahne der Gabrielle d'Estrées, von deren Blut ein Tropfen in den Adern fast aller großen Herrscher der Gegenwart rollt, ist vielleicht das merkwürdigste Beispiel für diese Tatsache. Viel weniger allgemein bekannt ist es, daß auch die umgekehrte Erscheinung sich nachweisen läßt, d. h. die Ab-

stammung, ebenfalls natürlich durch weibliche „Ahnfrauen" hindurch, einfacher und schlichter Personen der Gegenwart von gekrönten Personen der Vergangenheit. Nur sind solche „Königliche Abstammungen", wie der aus dem Englischen überkommene Fachausdruck lautet, in solchen Fällen meist recht schwer zu beweisen. „Königliche Abstammungen" („Royal Descents") bilden in dem familiengeschichtlichen Schrifttum Englands und Nordamerikas ein stark gepflegtes Sondergebiet. Fälscher und Schwindler machen sich auf ihm dort auch gelegentlich breit. Aber nicht davon ist hier die Rede. Nur an ernste, wissenschaftlich begründete Abstammungsreihen, die der Aufklärung der Frage der „Ständemischung" dienen sollen, wird hier gedacht. Im deutschen familiengeschichtlichen Schrifttum gibt es der Nachweise für Abstammungen mächtiger Herrscher der Neuzeit von einfachen und schlichten Personen der Vergangenheit schon manche, der Nachweise von „Königlichen Abstammungen" für einfache und schlichte Personen der Gegenwart bisher aber nur wenige. Um so freudiger ist es zu begrüßen, wenn einmal ein neuer derartiger Nachweis das Licht der Welt erblickt. Dies wird nun in dem neuesten (30.) Bande des bekannten „Handbuches bürgerlicher Geschlechter" geschehen, das im Verlage C. A. Starke (Görlitz) erscheint und von dem Reg.-Rat Dr. Bernhard Körner vom Königl. Heroldsamt herausgegeben wird. Einem freundlich zur Verfügung gestellten Fahnenabzug ist eine solche Abstammungsreihe für den Leutnant Friedrich Helling von einem Feldartillerie-Regiment, geboren 1899 in Westfalen, zu entnehmen, die auf Karl den Großen zurückführt. Sie wird, von dem letzten Karolinger, dem Herzog Karl von Nieder-Lothringen, gestorben 991, ab bis auf die Gegenwart vermittelt: durch die Grafen von Limburg, die Herren von Volmerstein, die von der Recke, das Osnabrücker Geschlecht Gruner, endlich die Ichon zu Bremen. Aus dem letztgenannten Geschlecht stammt die Mutter des Leutnants Helling. Dr. Stephan Kekule v. Stradenitz. Aus Nr. 125 des „Tag".

Nachtrag. Mit der illyrischen Frage beschäftigt sich auch eine sehr fleißige und gründliche, durch zahlreiche Abbildungen und Karten erläuterte Abhandlung von Wilke (Die Herkunft der Kelten, Germanen und Illyrer, Mannus IX 1/2), deren Ergebnisse aber mit dem Aufwand an Mühe in keinem rechten Verhältnis stehen. Wie anderen Arbeiten desselben Verfassers lassen sich auch dieser neuesten einige grundsätzliche Vorwürfe machen, s. die Übertragung geschichtlicher Völkernamen auf vorgeschichtliche Zeiten, die zu große Bewertung rein archäologischen Stoffes für die Völkerkunde, die Vernachlässigung geschichtlich beglaubigter Wanderungen u. a. Auch er gesteht dem Volkstum und Stamm der Illyrier eine entschieden zu große Ausdehnung zu und sucht, um seine Ansichten kurz zusammen zu fassen, deren Ursprung in einer „mittel-deutsch-böhmischen Gruppe" der neolitischen „Spiral-Mäander-Keramik". So viel ist jedenfalls an seinen Ausführungen richtig, daß auch die Illyrier aus nördlicheren Gegenden in ihre späteren Wohnsitze an der Adria vorgerückt sind. Ludwig Wilser.

Bücherbesprechungen.



Unser völkisches Kriegsziel. Unter diesem Titel ist in der Reichenbachschen Verlagsbuchhandlung zu Leipzig 1918 ein 275 Seiten umfassendes Buch des bekannten völkisch-konservativen Politikers Kurd von Strantz gerade noch zur rechten Zeit erschienen. Schon das in den Farben schwarz-weiß-rot sich wirkungsvoll abhebende Titelblatt scheint, nach gewissen Presseäußerungen zu schließen, unseren Verzichts- und Hungerfriedensschwärmern auf die schwachen Nerven gefallen zu sein. Es zeigt nämlich unter dem auf blutrotem Grunde gedruckten Haupttitel den Untertitel: „Die Wiederherstellung der alten geschichtlichen Reichs- und Volksgrenzen im Osten, Süden und Westen, sowie die künftige deutsche Übersee." Außerdem aber noch als Sinnspruch die Worte Heinrich von Treitschkes: „So gewiß der Staat Macht ist, ebenso gewiß bleibt

die Schwäche, auch die wohlmeinende Schwäche, unter allen politischen Sünden die schwerste." Man kann sich also vorstellen, wie schon diese äußere Erscheinung die helle Entrüstung unserer Ohnmachtpolitiker erregen muß, noch ehe sie das Buch gelesen haben. Wenn sie nun aber gar ihren Schauder überwinden und lesen, wie schlecht bei diesem „völkischen Kriegsziel" das von ihnen über alles — sogar über das eigene Volk — geliebte Ausland, namentlich Frankreich und „Der Liebling der Welt", Belgien, abschneiden, dann muß in ihnen ein Haß, eine Entrüstung aufsteigen, die noch weit über das geht, was dieselben Leutchen bereits vor dem Kriege gegen diesen ††† „Völkischen" an den Tag gelegt haben. Kurd von Strantz hat nämlich die Ehre, zu den bestgehaßten „Alldeutsch-Konservativen" zu gehören, und das mit Recht; denn wie kann ein Deutscher und noch dazu ein Adeliger, ein „Junker" es wagen, sich in so temperamentvoller Weise um Ehre und Wohlfahrt des deutschen Volkes zu kümmern, ja — man denke — sich sogar darüber aufzuregen! So etwas muß man doch allein unseren „überstaatlichen" Alljuden oder höchstens solchen „Deutschen", wie Erzberger, Scheidemann, Haußmann, Delbrück usw. überlassen. Die werden schon dafür sorgen, daß bei dem künftigen Frieden Deutschland nicht zu kurz und die Entente-Länder, namentlich Frankreich und Belgien, nicht zu glimpflich wegkommen. Wenn dagegen so „maßlose" Forderungen, wie in diesem Buche, erhoben werden, dann könnte vielleicht auch in einem Frieden mit den Westmächten alles das erreicht werden, was nicht nur die „Alldeutschen", sondern auch sehr maßgebende Persönlichkeiten — wie z. B. der König von Bayern — für absolut unerläßlich halten, und das wäre doch fürchterlich! Darum: — heran an den Pranger mit diesen „Maßlosen!"

Ein solches Verhalten mag, wie gesagt, für unsere Alljuden und die unter ihrem Einflusse ängstlich, zaghaft gewordenen Deutschen der Molltonart verständlich sein. Recht sonderbar mutet es jedoch an, wenn sogar die „Alldeutschen" Blätter einem langjährigen Gesinnungsgenossen und eifrigen Vorkämpfer das „Maßhalten" als die höchste der von unserem mittelhochdeutschen Dichter gepriesenen Tugend glauben anempfehlen zu müssen. Warum das? Müssen wir denn alle, alle miteinander überkorrekte, übergewissenhafte politische Musterknaben sein? Können wir denn, auch in machtpolitischen Bestrebungen, niemanden für nützlich, ja auch nur erträglich ansehen, dessen nationales Temperament vielleicht hie und da etwas über die Stränge schlägt, der aber doch in seiner Art noch lange nicht so weit geht, wie wir das von unseren Feinden tagtäglich erleben? Übrigens fordert er nichts weiter als das Kriegsziel des Deutschen Wehrvereins. Glauben wir nun mit solchem „Maßhalten" unseren maßlosen Feinden, ja auch nur den Neutralen, imponieren zu können? Genau das Gegenteil muß die psychologische Wirkung eines solchen Verhaltens sein. Wir machen uns damit verächtlich und geben unseren Feinden Grund, auf irgendeine verheimlichte Schwäche schließen zu lassen. Man stelle sich doch einmal vor, die militärische Lage wäre genau umgekehrt so wie sie ist. Was würden, besonders die Westmächte, dann für Forderungen erheben!! Kurd von Strantz wäre dagegen, wie der Berliner sagt, „der reine Waisenknabe!"

Also lassen wir doch Kurd von Strantz in seiner Art, die für die psychologische Wirkung im In- und Ausland sehr nützlich ist, ruhig gelten, unterstützen wir ihn nach Kräften, oder bekämpfen wir ihn wenigstens nicht! Hat man denn selbst auf alldeutscher Seite, trotz aller üblen Erfahrungen, noch immer keine Ahnung von der gerade in politischer Beziehung so wichtigen psychologischen Wirkungsmöglichkeit? Glauben denn diejenigen Alldeutschen, die das Maßhalten, auch in der Kriegszielpolitik, für die höchste aller Tugenden anpreisen, damit wirklich das zu erreichen, was wir unbedingt nötig haben? Bismarck erwiderte doch bekanntlich denjenigen, die auf Elsaß-Lothringen verzichten wollten: „Sie werden mich noch zwingen, die Maaslinie zu fordern." Es ist doch jammervoll, wie eine zähe, unentwegte, unbeirrbare Suggestion, wie sie unsere Alljuden in ihrem und der Entente Interesse nun schon so lange Zeit ungestraft ausüben können, mit der Zeit sogar die Deutschen der entschiedensten Tonart mürbe machen kann. Lassen wir uns das doch zur Lehre dienen und tuen wir desgleichen!

Wer also mit uns glaubt, daß den meisten, allermeisten Deutschen etwas mehr nationales Temperament und eine großzügigere, anspruchsvollere Auffassung von völkischer Ehre und Zukunft nottut, der lese und verbreite eifrig das hier in Rede stehende Buch. Er wird dann, namentlich auch in geschichtlicher Hinsicht, von manchen, leider noch immer recht weit verbreiteten Irrtümern und schiefen Auffassungen befreit werden. Das Buch ist nämlich in geschichtswissenschaftlicher Beziehung durchaus ernst zu nehmen. Vieles, besonders hinsichtlich der Ortsnamenforschung, wird als neu und bisher unbekannt angenehm auffallen. Wir Völkisch-Konservativen müssen dem in seiner Art vortrefflichem Buche die weiteste Verbreitung wünschen. Dr. Schmidt-Gibichenfels.

÷ **Volk und Vaterland.** Deutschvölkisches Dichterbuch, herausgegeben von Adolf Bartels, 2 Bände in Pappkarton, kartoniert Mk. 12,50, eleg. geb. Mk. 15.

An seine deutschchristliche Sammlung „Eine feste Burg ist unser Gott", die alle bedeutsamen religiösen Lieder unseres Volkes enthält, schließt Bartels jetzt die Bekenntnisse deutschgeborener Sänger zu ihrem Volke; von Walter von der Vogelweide bis zu Ernst Moritz Arndt d. J., der 1916 mit ergreifenden, trutzigen Strophen in die trübselige Zeitgeschichte Bethmann Hollwegs sprang. Eine großzügige Einleitung, zu der nur die tiefste, aus den Quellen geschöpfte literarische Kenntnis befähigt, läßt uns zunächst die gesamte deutsche Lyrik geschichtlich übersehen, aus der Bartels dann mit glücklichen Händen die ewigen Werte wählt. Er gehört bekanntlich nicht zu den zahllosen, zugewanderten „Forschern", die hinter dem Sprachenkleinkram einer verfallenden, charakterlosen Philologie ihre Mängel an Herz und Seele verbergend an der Verbildung unseres Volkes und der Spaltung des volksorganischen Massivs ein gestrichen Teil mit schuld sind. Er hat für deutsche Kunst und deutsches Leben ein sicheres Empfinden, weiß, was not tut, und versteht das Wesentliche vom Unwesentlichen, Schönes vom Häßlichen zu scheiden. So war gerade er berufen, aus der Unerschöpflichkeit der Lieder das Edelgut zu heben und in einer wahrhaft beglückenden und erhebenden Schau auszubreiten. Der erste Band führte „aus dem alten Reiche" zu den Klassikern, zur Dichtung der Freiheitskriege und an der politischen Lyrik. Der zweite bringt: Deutsche Einigkeit; Im neuen Reiche, und Weltkrieg, ein langer Weg, aber er ist nicht bloß auf der letzten Strecke, die der Gegenwart gehört, anziehend und freudig zu beschreiten. — Volk und Vaterland soll der Schule und dem Hause dienen und Boden der Zukunft sein, wo man auf und aus den kräftigsten Steinen der Vergangenheit die neuen Hütten erbaut, zu denen wir nach den furchtbaren Ereignissen dieser Jahre unsere Zuflucht nehmen müssen. Die viel gefeierten neurotischen und decadenten „Töner", die sich vor und auch noch im Kriege bei uns breit machten, aber mit deutschem Volke nichts anderes als die von ihnen vergewaltigte Sprache gemein hatten, sind von Bartels mit jenem Schweigen übergangen, das ihre entenhafte Geschwätzigkeit verdient. Ferner fehlen die „hochmodernen", die einst so schön auch anders konnten, die in Pazifismus machten, unsere Soldaten und Offiziere verspotteten, die Monarchie verhöhnten, das Gedenken an 1813 für einen „Rummel" erklärten und als Sumpfdotterblumen posierten, während sie nach der Kriegserklärung sofort die neuen Konjunkturen im Geschäft nutzten und gegen Geld und gute Worte sich den Lorbeer des Tyrtaeus stillos in das schwarze Gekräusel ihrer Köpfe nestelten.

Bartels Buch, das wir nicht dringend genug empfehlen können, gehört zu den gesündesten Taten dieser harten Zeit. Möchten die an des Knaben Wunderhorn anklingenden Strophen aus dem letzten Liede des Buches „An das Deutsche Volk, von Arndt dem Jüngeren", in Erfüllung gehen:

„Und wenn einst, vielleicht nach tausend Jahren
von der grimmen Zeit Europa spricht,
heiße es: Wir haben es erfahren,
England war das Dunkel, Deutschland Licht."

Oskar Hertwig, „Zur Abwehr des ethischen, des sozialen, des politischen Darwinismus." Jena 1918. Gustav Fischer. 119 Seiten, Preis geh. Mk. 4.

Wenn wir der „Widerlegung von Darwins Zufallstheorie", die der Verfasser als Ziel seines Buches über „Das Werden der Organismen" hingestellt hat, vollständig zustimmen konnten (Jahrg. XV, S. 389), so fordert seine neue Arbeit, in der er, über die reine wissenschaftliche Forschung hinausgehend, ihre Ergebnisse auf menschliche Verhältnisse anwendet, in verschiedenen Punkten zu Bedenken und Widerspruch heraus, weil er bei dieser Anwendung an die Stelle der bestrittenen Naturgesetze andere bestreitbare setzt. Wenn er (S. 5) die Lehre von der Nichtvererbbarkeit erworbener Eigenschaften, zu der er in seinem genannten Werke eine Stellung einnahm, der ich gern beipflichten konnte, jetzt einfach als abgetan hinstellt und (S. 18 und weiterhin) die züchtende Wirkung der Kulturbedingungen betont, so treibt er den Teufel mit Beelzebub aus. Denn nun besteht die Gefahr, daß biologisch nicht geschulte Leser, die nicht beachten, daß es sich dabei um Möglichkeiten und um erst in großen Zeiträumen der Generationsfolge zu merklicher Abänderung der Arten führende Vorgänge handelt, Anhänger der politischen „Milieu-Theorie" werden, nach der der Mensch jeden veränderten Verhältnissen durch Änderung seiner Eigenschaften und Tätigkeiten sich anpassen kann. Und die Sozialdemokratie, die sich mit Unrecht als die praktische Anwendung des Darwinismus ansah, dessen logische Konsequenz vielmehr der „Übermensch" sein würde, wird nun sich auf O. Hertwig berufen. Die Besprechung seines Buches in demokratischen Blättern wird ihm den Beweis liefern. Sie werden die von ihm aufgestellte Wesensgleichheit aller Menschen mit Wonne aufgreifen. H. hat bei dieser wohl nicht bedacht, daß mit der Stufe des Menschseins die fortschreitende Anpassung an die Umwelt, einerlei ob wir sie mechanistisch durch natürliche Zuchtwahl oder vitalistisch mit O. Hertwig als „Reaktion auf geänderte Kulturbedingungen" erklären, wesentlich seelischer Natur geworden ist, daß dementsprechend trotz bewahrter Kreuzungsfähigkeit die seelischen Unterschiede der Urrassen tiefer greifend sein müssen als die körperlichen. Wenn nun diese schon größer sind, als wir sie bei den Tieren zur Unterscheidung von Systemarten für ausreichend erachten, werden wir die seelischen Unterschiede jedenfalls als noch über den Systembegriff der Gattung hinausgehend ansehen müssen. Wenn man also annimmt, daß der Neger dieselbe Kulturfähigkeit habe wie der Weiße, so ist das nicht viel anders, als wenn man erwartet, daß ein Hund, der gewöhnt wird, seine Nahrung im Wasser zu suchen, nicht nur, was unbestreitbar, individuell tauglicher dazu wird, sondern daß seine Nachkommen — Seehunde sein werden. Mit den Negern ist übrigens schon das Experiment gemacht, indem solche nach mehreren Generationen des Lebens in den Vereinigten Staaten nach Afrika zurückverpflanzt sind. Es hat sich aber in ihren Nachkommen gezeigt, daß sie — Neger geblieben sind. Und selbst das Zerrbild von Kulturstaat, das sie in Liberia errichtet haben, ist nicht einmal das Werk von Negern sondern von Mischlingen.

Dagegen ist es wohl verständlich, daß durch viele Generationen abgesondertes Leben in gesonderten Ständen, etwa den Bauern besondere seelische Charakterzüge gegeben hat, die sich auch, wenn sie jung in andere Lebensverhältnisse verpflanzt werden, nicht verleugnen, also bis zu einem gewissen Grade erblich geworden sind, und daß die andauernde Übung im Befehlen, Anordnen, regieren im rein gezüchteten Adel diesen darin anderen Ständen überlegen gemacht hat, daß mit einem Wort die ständische Gliederung des Volkes eine biologische Grundlage hat. Diesen Schluß, den O. Hertwig selbst vermieden hat, werden die Demokraten sicher nicht machen.

In dem Bestreben, den schon toten Darwinismus noch vollständiger tot zu schlagen, geht der Verfasser biologisch zu weit, wenn er den „Kampf ums Dasein" überhaupt leugnet. Nicht von den Urwäldern Südamerikas und Afrikas mit ihrer im Verhältnis zum Pflanzenwuchs spärlichen Tierwelt hätte er ausgehen müssen, sondern vom Meere, in dem das Leben zuerst sich entwickelt hat. Da ist das tierische Leben dem pflanzlichen

schon so weit überlegen, daß dieses als Urnahrung für mehrfach über einander sich aufbauende Stufen tierischen Lebens ausreichen muß. Und zwar handelt es sich nicht nur um Eier und junge Tiere, die anderen als Nahrung dienen, sondern wesentlich um ungeheure Mengen ausgewachsener fortpflanzungsfähiger Tiere, die von größeren als Nahrung benutzt werden. Auf das feste Land sind naturgemäß zuerst die Pflanzen übergegangen und die nachfolgende Tierwelt hat sich noch nicht dem Nahrungsspielraum entsprechend vermehrt, namentlich nicht die höheren Gruppen. Unter den Pflanzen aber herrscht der Kampf ums Dasein als schärffster Wettbewerb um Nahrung und Raum, den O. Hertwig vielleicht nicht übersehen haben würde, wenn er von der Pflanzenkunde ausgegangen wäre. Die über das Naturmaß weit hinausgehende Vermehrung der Lebensbedürfnisse des Menschen, besonders des Kulturmenschen verwirklicht bei ihm die Bedingungen des Kampfes ums Dasein noch mehr als bei den Tieren.

Der Grundfehler des Darwinismus liegt in dem logischen Volteschlag, mit dem er die Ausmerzung der Untauglichen durch den Kampf ums Dasein mit der Auswahl der Tauglichsten zur Nachzucht gleich setzt. Letzteres ist Sache bewußter Züchtung durch den Menschen, verwirklicht sich aber nicht in der Natur; die Tüchtigsten unterliegen vielmehr wie die große Masse des Mittelgutes dem Zufallstode. Nur die ganz Untauglichen werden sicher den Schädlichkeiten des Lebens unterliegen, wenn nicht der Mensch sich ihrer annimmt. Deshalb kann der Kampf ums Dasein zwar nicht neue Vorzüge schaffen, wohl aber vor Entartung bewahren. Der Fortschritt des Lebens liegt im Zusammenspiel des Kampfes ums Dasein mit dem entgegengesetzten, schon in den niedersten Lebensstufen der Natur auftretenden Prinzip der gegenseitigen Hilfe, nicht wie H. meint, einseitig in letzterem. Welche Fülle von Elend und Leistungsverbrauch statt Eigenleistung könnte vermieden werden, wenn die Fortzeugung wesentlicher angeborner Mängel durch Verhinderung der Fortpflanzung und Ansteckung gesunder Familien vermieden würde! Als Mittel zur Hebung der Gattung haben wir allerdings nicht mit A. Tille „das Recht des Starken gegenüber dem Schwachen" anzusehen, wohl aber als Mittel der Erhaltung das Recht der Gesamtheit gegenüber dem Minderwertigen!

Das Aufgeben des Kampfes und Aufgehen in der Hilfe für andere begünstigt das Schmarotzertum, die Ochlokratie im Naturleben wie im Menschenleben. Mit Recht nimmt O. Hertwig mit Huxley an, daß die menschliche Gesellschaft wie die Kunst nur ein Teil der Natur ist, und sagt an späterer Stelle (S. 36): „Von diesem Standpunkt aus (daß wir von Atom- und Molekularkräften nicht mehr wissen als von den Kräften der Tiere und Pflanzen oder den geistigen und sittlichen Kräften des Menschen, daß es also Unsinn ist, diese aus jenen ableiten zu wollen) ordnet sich der Mensch mit seiner Geschichte und Kultur, mit seinen in ihr sich offenbarenden sittlichen und geistigen Kräften in das System der Natur ebenso vollständig und restlos ein wie jedes andere Naturobjekt und kann zum Gegenstand der Naturforschung gemacht werden." Warum fordert er denn nicht vom Deutschen, was er beim Juden anerkennt: die Pflicht zur Art, die das ganze Naturleben beherrscht, in dem alle Kräfte und Eigenschaften auf die Erhaltung der Art gerichtet sind. Das muß also auch beim Menschen der Fall sein. Da aber die mechanischen Einrichtungen und spezialisierten Instinkte durch das geistige Leben des Menschen überwunden oder beiseite geschoben sind, müssen geistige Triebkräfte an die Stelle getreten sein. O. Hertwig hat nicht erkannt, daß der bloße Hilfstrieb dazu nicht genügt, sondern ergänzt wird durch die Aufopferung der sittlich Höchststehenden für das Ganze, für die „Idee". Sie stellt die höchste Ausbildung eines im Gegensatz zum Hilfstrieb unpersönlich wirkenden, auf die höhere Allgemeinheit gerichteten Triebes dar, den ich deshalb „Gattungstrieb" genannt habe.

Indem O. Hertwig möglicher künftiger Entwicklung vorgreifend die Menschheit als biologische Einheit hinstellt, beißt er auf den Köder des Pazifismus an, den Norman Angell (der jetzt anders redet) uns Deutschen hingeworfen hat. Hätte der Pazifismus, wie er auf dem Wege war, vor dem Kriege schon vollständig von uns Besitz genommen,

so hätten unsere Gegner in diesem schon das Ziel erreicht, uns zu vernichten, und die, wie der Krieg bewiesen hat, wertvollste Art des Menschentums wäre verloren. Der Menschheit dienen wir, indem wir unsere Art erhalten, im kriegerischen Kampfe wie im friedlichen Wettbewerb gegen die übrige Menschheit.

Bei den hier geäußerten grundsätzlichen biologischen Bedenken gegenüber den Ansichten O. Hertwigs bei der Übertragung allgemeiner biologischer Gesichtspunkte auf das Menschenleben sind die vielen Übereinstimmungen mit Ansichten, die in der Politisch-Anthropologischen Monatsschrift zur Geltung gekommen sind, in den Hintergrund getreten. Ich will deshalb nicht unterlassen, einige solche hervorzuheben. Z. B. Wenn H. bezüglich der Versuche positiver Zuchtwahl beim Menschen (S. 88) zur Begründung ihrer Undurchführbarkeit sagt: „Kommt es doch auch bei der Pflanzen- und Tierzucht, wie die Vererbungswissenschaft immer klarer lehrt, weniger auf die Auswahl der ausgebildeten sichtbaren Merkmale als vielmehr auf die Auswahl der erwünschten unentwickelten, noch unsichtbaren Anlagen in den Keimzellen an, die erst in der nächsten Generation zutage treten. Bezüglich der Auswahl der Tüchtigen sagt er weiterhin (S. 91): „Was aber aus allen den schlummernden Anlagen, die sich allmählich bald früher bald später zu entfalten beginnen, im Endergebnis wird, ergibt sich doch erst mit Sicherheit aus dem Wettkampf des Lebens selbst. Nicht vor Prüfungskommissionen, sondern im Leben wird schließlich über die Tüchtigkeit und vor allem über den Wert des Einzelnen für die Gesellschaft entschieden." Und über die Entwicklung überhaupt (S. 88) „. . . , daß in der Entwicklung der Lebewesen nach meinen Erfahrungen frühere Vorgänge nicht durch die nachfolgenden auf den Kopf gestellt zu werden pflegen, sondern diesen vielmehr als feste Grundlage für ein organisiertes Weiterbauen dienen. Und auch in der historischen Entwicklung der Menschen und Völker fehlt es nicht an einer in mancher Hinsicht gesetzlichen organischen Kontinuität."

H. G. Holle.

Potsdam. Von Fritz Stahl. (Verlag Felix Lehmann G. m. b. H., Charlottenburg.)

Potsdam, diese gleichsam Symbol für das beneidete und darum gehaßte Preußentum gewordene Stadt mit ihren baulichen und gärtnerischen Erinnerungen an den Großen Kurfürsten, den ersten preußischen König, den Soldatenkönig, Friedrich den Großen „und die drei romantischen" Friedrich Wilhelm ist im vorliegenden Buche eingehend und mit Verständnis geschildert. Viele künstlerisch wertvolle Abbildungen schmücken das Werkchen, das die Beachtung auch weiterer Kreise als nur der Kenner Potsdams verdient.

Wilhelm Marks.

Die „**Vorposten**" des Verbandes gegen Überhebung des Judentumes in Charlottenburg 4 beleuchten im März/April-Hefte die „russische" Botschaft, welche unter Führung des Juden Joffe ihre internationale Tätigkeit in Berlin mit Hissung der roten Fahne des Aufruhrs begonnen hat. — Ein Aufsatz „Götzendämmerung von Valmy" weist aus neuen Quellen nach, weshalb die Mächte Europas 1792 den Brand in Paris nicht gelöscht haben, der später ganz Europa versengte. — Unter „Weisheit—Schönheit—Stärke" folgt eine Auseinandersetzung mit den Freimaurern. — Die „Verdienste" des verstorbenen alljüdischen Vorkämpfers, Professor Dr. Hermann Cohen, um die Auslegung Kants werden auf deutscher Wage gewogen. — Unter „Flugblätter" wird gezeigt, mit welchen Mitteln unsere Feinde diesseits und jenseits der Landesgrenzen die deutsche Volksseele vergiften wollen. — Briefe aus der Ukraine zeigen uns, wie es „Im Lande der Freiheit" unter der Schreckensherrschaft der Umstürzler aussieht, und was uns erwarten würde, wenn die Umsturzparteien in Deutschland ans Ruder kämen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.

Abgeschlossen am 24. 6. 18.

Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVII. 5 — 1918

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Der edle und der gemeine Streit.

Dr. Franz Haiser.

Der Streit ist also der Vater aller Dinge[1]. Ein Vater kann aber ein wohlgeborener oder ein schlechtgeborener Mensch sein, dementsprechend werden auch die Kinder, die er erzeugt, Edle oder Gemeine sein. Den Schlechtgeborenen verändern werden weder Erziehung noch Bildung, im Gegenteile, sie verschlechtern ihn nur. Im besten Falle bleiben sie bloß Tünche, Verschleierung seiner gemeinen Anlagen. „Was sind Erziehung und Bildung anderes als Mittel zur Täuschung" sagt Nietzsche, „die über den vererbten Pöbel in Leib und Seele hinwegtäuschen sollen"?

Der Streit ist der Geschlechtstrieb der Natur. Auch dieser Streit kann entarten und vom Liebeskuß zur Hurerei herabsinken. Seine Früchte sind dann keine Edelinge mehr, sondern Hurensöhne und Aussätzige. O deutsches Vaterland, du kennst den Hort deiner Stärke nicht, du kennst sie noch immer nicht, deine streitenden Edelinge, sonst würdest du eine unüberbrückbare Kluft aufreißen zwischen den Helden des Schwertes und jenen des Goldes. Nach Unpersönlichem, nach Idealem ringt der Held des Schwertes, im Felde sowohl, wie im Reiche des Geistes, sich und seine Art durchzusetzen ist seine Wollust, der Genius des absoluten Geistes treibt ihn

[1] Vergl. meinen Aufsatz „Der Wille zur Macht" im Januarhefte 1918 dieser Monatsschrift.

vorwärts, auf daß er durch seinen eigenen Untergang einen künftigen Übergang schaffe. Dem Höchsten, dem Lichte, der Gottheit zu strebe der Ast meiner Art am Baume der Entwicklung, dort hinan ziele mein Stil und mein Wille, Treue will ich halten diesem Stile bis zum Tode.

Nach Untergang verlangt die Sehnsucht des edlen Streiters, damit seine Art lebe und sich zur Gottheit erhebe, mit Wonne bringt er all sein Weh dem Werden zum Opfer dar.

Das Ziel des gemeinen Streiters hingegen ist das Jetzt, das Dehnen und Strecken seiner Glieder in der Pfütze des Alltags; König will er werden im Reiche der Gemeinheit, im Reiche dieser Alltagswelt, kaufen will er die Erde mit Gold und Zuckerwerk und allem Zeuge, das lecker schmeckt, denn fern sind seinem Geschmacke alle Hoffnungen und Ewigkeitsfreuden. Und gelangt er nicht zu seinem Ziele, ist der „Erfolg" ihm feind, übertrumpfen ihn noch gewiegtere Gegenwartsmäckler und Diesseitsapostel mit ihrer nüchternen Philosophie des Bauches, dann flucht er dieser Welt, wird Christ (des Leidens, nicht der Tat. Die Schr.), Buddhist, Sozialist, Demokrat; nach Rache schreit der Zukurzgekommene am Schlachtfelde der Händler, Mäckler, Spekulanten, und ahnt dabei noch nicht einmal, daß ihm auf diesem Wege auch noch das wenige genommen wird, was er hat. Doch du, du Söldner Gottes, du Zukunftserstreiter, du segnest die Welt, du bejahst sie, aber nur als Brücke liebst du sie zu Fernerem, Ungeahntem; um sie einst vergessen und verleugnen zu können, bejahst du sie jetzt; lachend läßt du dein Leben beim Brückenbau.

Doch kaum ist der Sieg errungen, die Pflicht getan, die Gottheit näher gerückt, da reißt der gemeine Streiter dem Helden das Schwert aus der Hand mit den Worten: „Hinweg mit deinen Waffen, genug des unsinnigen und grausamen Spieles, ich verstehe mit unseren Feinden weit besser zu streiten, meine weichen Waffen verwunden nicht, sie buhlen, indem sie überwinden, nicht morden will ich der Feinde Bosheit, messen will ich mich vielmehr mit ihnen in allen Ränken und Köter-Listen."

So hätte der undeutsche Nietzsche gesprochen, und wir können nur einen deutschen Nietzsche brauchen. Kannte dieser Philosoph überhaupt sein Volk? Nein, er kannte es nicht, er kannte bloß den Kaufmannsgeist, den Sklavengeist, den Gelehrtengeist und den Gesellschaftsgeist in Deutschland, also nur Abarten des deutschen Geistes, die überdies zumeist nicht das „Erbbild", sondern nur ein zeitlich begrenztes „Erscheinungsbild" des deutschen Wesens darstellen, um nochmals auf die trefflichen Fachausdrücke von H. W. Siemens zurückzukommen. Unselig wirkte die Verkennung des deutschen Geistes auf die Entwicklung dieses Philosophen, denn all das, nach dem die edelste Seite seiner stürmenden Seele suchte und verlangte, hätte er im deutschen Edelmanne, im deutschen Junker, im germanischen Bauer, kurz in allen reinen Keimanlagen deutschen Wesens finden müssen.

Er fand es aber nicht[1]). Der aufsteigende Ast unseres Volkes blieb dem Denker fremd, denn dieser Ast ist leider stumm, unvergeistigt, durch keine Sprecher vertreten und gerechtfertigt, hat daher mit dem Denker keine Berührungspunkte. Das Gemüt des Philosophen verbitterte, er verleugnete sein Vaterland, und der deutsche Denker wurde, wie gewöhnlich, auf die kosmopolitische Bahn gedrängt. Und mit seinem Vaterlande verlor er auch gleichzeitig seinen Gott, den er zu seiner Lehre so nötig gebraucht hätte. Es war der gewöhnliche, verhängnisvolle Weg des deutschen Freidenkers: wenn der Juden- oder der (falsche) Christengott gestorben ist, müssen auch alle übrigen Götter gestorben sein! — Wer trägt hier die Schuld? Der Edeling, der das reine deutsche Wesen repräsentiert, der schweigt. Sein Mund ist stumm, seine Taten sind wortlos, er hat nie das Sprechen gelernt. Seine ursprüngliche Stärke wurde nachgerade zur Schwäche, denn der plappernde Geist der Linkskultur kann nur durch einen Wortführer der Rechtskultur besiegt werden. Wenigstens in einzelnen Exemplaren soll sich aber das Wesen der Rechtskultur zu vergeistigen bestreben. Der charakteristische Rassenwille des deutschen Volkes besaß nie einen geschickten Wortführer[2]), er war bisher unfähig, sich in einzelnen Exemplaren zu vergeistigen und durch das Wort zu rechtfertigen. Und so kam es, daß die Linkskultur, die Abwärtsbewegung, der gemeine Streiter, der — Köter das Wort ergriff und den gemeinen Streit durch das Wort rechtfertigte. Sein Schlachtruf:

„Wahllos Mann gen Mann,
Die Köter-Tüchtigkeit voran!"

hat die Welt erobert. Der deutsche Adel ließ sich Rechte und Besitz entwinden, und um den Geist hat er sich überhaupt nie gekümmert.

Wie spricht nun der deutsche Rassengeist? — Was ist Wahrheit, fragt er. Und Nietzsche antwortet trefflich im Sinne deutschen Wesens: „alles Wissen ist bloß ein Verhältnis, nur der Wille ist wahr, die ‚Wahrheit' stellt einen Wert dar." Aber wohin mit allen Werten, die sich auf keinen festen Punkt des Absoluten beziehen? Wenigstens ein Wert muß aus dem dahinströmenden, ewig beweglichen und veränderlichen Chaos der Entwicklung auf ein ruhendes Ewigkeitsziel hinweisen, das sich uns als solches zu erkennen gibt. Wo Wille, da muß auch Richtung und Ziel sein! Nur der Willenlose verzichtet auf das Ziel. Alles Leben aber ist Wille, nicht Wille zum Dasein, sondern Wille zur Steigerung des Lebens. Allein nicht

[1]) Freilich müssen wir auch eingestehen, daß wir Deutschen selbst daran schuld sind und durch unsere Verständnislosigkeit und Ablehnung auf den Geist des Denkers verbitternd eingewirkt haben. Der Zarathustra ist ein einzig dastehendes Kunstwerk von seltener Klarheit und es klingt fast unglaublich, daß er nicht verstanden wurde. Natürlich ist fast jedes seiner Worte eine Bombe auf das vielgepriesene Jetzt der Kultur, was den wenigsten von uns geschmeckt hat.

[2]) Stimmt nicht ganz. Es fehlte nicht an geschickten Wortführern, sie kamen bisher nur, vielfach durch die Schuld der „Junker" selber, nicht zur Geltung. Dafür wurde der getaufte Jude Stahl von ihnen auf den Schild gehoben. (D. Schr.)

bloß der Übermensch ist das Ziel, der Mensch bildet doch keinen Abschluß, wenn er auch noch so „über“ sein sollte, der Endpunkt ist Gott, der absolute Geist und das Ziel des Wollens, Werdens und des Streites ist das Aufgehen im absoluten Geiste. Der Streit also ist der Weg dorthin, das Ziel liegt hoch, Stufe für Stufe muß durch Zertretung des Darunterliegenden erkauft werden. Aber ideale Streiter müssen die Stufen und die Wegbahner sein, die Edelsten müssen sich gegenseitig im Kampfe fällen, auf Niedrigem steigt man nicht zur Höhe, rein müssen Priester und Schlachtopfer sein, so verlangt es die Reinheit des Weges. O Gott, wo bist du, allaufnehmende, auflösende und erlösende Einheit und Reinheit, die das Chaos des Widerspruches in den Sinn des Seins verwandelt?

Der Übermensch ist kein Produkt dieser Erde allein, bloß ein Teil, ein Trilliontel seiner Entwicklung wird hier geschaffen, sein Werden gehört dem gesamten Weltall an. Der naturwissenschaftliche Verstand kann den Sinn dieses Ausspruches nicht fassen, dazu ist das Gottesahnen des Philosophen vonnöten. Der edle Streiter aller Völker und aller Zeiten besaß dieses Ahnen, wenn es auch stumm, unvergeistigt und wortlos war; der gemeine Streiter hingegen kennt keinen Gott, kein Vollkommenheitsziel, sein Wille ist das Verharren am Streite um niedere, persönliche Güter, der nackte Daseinswille, der sich überleben und erheben soll, er will kein Brückenbauer, kein Untergang, er will Selbstsinn und Selbstzweck der Schöpfung sein[1]). Edel sind alle Helden des erhabenen Streites um Ewigkeitswerte, wenn sie auch widersprechende Werte anbeten und für sie bluten, eben weil sie ihr Blut für Gattungswerte vergießen, sind sie Edle geworden. Ihr Lohn sei aber nicht ihre „ewige Wiederkunft“, sondern gerade ihre Niewiederkunft als Knechte und Schlachtopfer der Schöpfung, ihre Wiederkunft vielmehr als Errettete, Gottgenäherte[2]).

In Tausenden von Köpfen verschiedener Denkweise spiegelt sich also das Weltgeschehen, um tausenderlei Götter und Weltanschauungen zu erzeugen und trotzdem gibt sich das Absolute in einem unveränderlichen Universalwerte allen Lebewesen zu erkennen: suche mich, strebe zu mir und hafte nicht am Gegenwärtigen, werde „Übergang und Untergang“[3])!

[1]) Von diesem Standpunkte aus sind beispielsweise Religionskriege weit höherer Art als Brotkriege. Die Einskultur verkündet natürlich hohnlächelnd das Gegenteil, der gemeine Streiter beherrscht heute das Reich des Geistes. „Ach, des Geistes wurde ich oft müde, als ich auch das Gesindel geistreich fand“, sagt treffend Nietzsche!

[2]) Hier mein Kontrapunkt zu Nietzsche! — Die „ewige Wiederkunft“ sollte man vielmehr dem gemeinen Streiter predigen: du haftest am Zeitlichen, du sollst es haben in alle Ewigkeit und immer wieder als gemeiner Streiter geboren werden!

[3]) Ein oberflächlicher Denker könnte hier auf den Einfall kommen, daß also gerade der Gruppenstil und das Verharren des konservativen Geistes an diesem Stile der größte Hemmschuh am Rade der Entwicklung sei. Es ist hier leider nicht Platz, diesen scheinbaren Widerspruch gerade in sein Gegenteil auflösen zu können: der konservativste ist der (im besten Sinne) fortschrittlichste Mensch, denn er hat Richtung und Ziel und verliert sich nicht in Seiten- und Sackgassenentwicklungen.

Heilig sei dir der Streit, heilig seien dir deine Waffen; reiße eine unüberbrückbare Kluft auf zwischen dir und den Gemeinen, die nur den Streit um zeitliches Behagen kennen, die nicht „Übergang und Untergang" sein wollen, liefere ihnen deine Waffen nicht aus, dein sei das Schwert, der Besitz und der Geist, denn du sollst Herr und sie sollen deine Knechte sein! — „Jenseits von Gut und Böse" steht also der Mensch nur insofern, daß alle Ideale Ewigkeitswert besitzen, mögen sie nun der oder jener Richtung angehören. Arteigentümlichkeiten sind es, die sich im Streite verkämpfen und auf ihren Trümmerstufen steigt der Mensch zu Gott empor. Nicht um des edlen Zieles wegen, für das er streitet, wird der Mensch gerichtet, sondern daß er dafür streite. Gut ist das Streben (Aufstieg), böse das Verharren (Stillstand) und radikalböse der Streit um gemeine Güter (Rückschritt). Die Linkskultur ist die radikalste Abwärtsbewegung, denn alle „freiheitlichen" und emanzipierenden Bestrebungen, alle Schwächen im Gegensatze zu den Härten wollen den einzelnen nicht als Opfer, sondern als Selbstzweck der Schöpfung erscheinen lassen. Der gemeine Streiter, der „moderne Mensch" stellte die Schöpfung auf den Kopf und wollte Gott verbessern, doch als Schlamm und Pfütze haben sich seine „Ideale" erwiesen und nun kommt die Rache der Natur: mit Wucherzinsen fordert sie die Opfer zurück, die ihr eine Religion der Schwäche vorenthalten hat!

Gezwungen hat heute freilich gar mancher für das Vaterland geblutet, aber es war nicht sein „Erbbild", das blutete, es war bloß sein „Erscheinungsbild", das Tünche, Täuschung ist. Die „gleichen Rechte und gleichen Pflichten für alle" werden schließlich noch aus der ganzen Welt nur ein großes Erscheinungsbild machen. Vorzüglich der geistige Generalstab unserer Feinde mit seinem Kaufmannsgeiste versteht es meisterhaft, aus dem gemeinen Streiter einen „Helden", also ein — „Erscheinungsbild" zu machen.

Der edle Streiter soll unabhängig sein, der „Erwerb" soll ihn nicht belasten, moralisch zermürben und in das Reich der gemeinen Streiter hinabstoßen. Das gewisse, spießbürgerliche „Ehrlich sein Brot verdienen" mag vielleicht für den minderwertigen Menschen eine gute Lektion sein, hohe Naturen zieht es entschieden in den Staub des Alltags herunter. Unabhängig und unzugänglich der „Gesellschaft" und ihrer Gunst soll der edle Streiter sein, denn alle „Erwerbe" und Gesellschaftsgünste ziehen den Wegbahner in das behagliche Verharren zurück. „Arbeitslos" sei das Einkommen des edlen Streiters, Göttersold ist nicht von dieser Welt. Eine Arbeit soll er leisten, die der Krämergeist der heutigen „Gesellschaft" nicht besoldet. Denn diese „Gesellschaft" entscheidet heute darüber, was Verdienst und was zu entlohnen sei, gleich stumpfsinnigen Reptilien antwortet sie nur auf hingeworfene Brocken und Leckerbissen. Wo die All-Gemeinheit herrscht, da wird nur ein Verdienst besoldet, das etwas nach Gemeinheit schmeckt, nur die „Arbeit" des gemeinen Streiters erscheint ihr lecker und

gewinnbringend. Tief traurig ist es daher, daß selbst von neunationaler Seite das „arbeitslose Einkommen" in Bausch und Bogen verurteilt wird, wer wird es dann künftig noch wagen können, allen, allen die Wahrheit ins Gesicht zu sagen? Wo sind die Zeiten, da die Wahrheit sich noch zu Königshöfen flüchtete und Tyrannengunst suchte? Dort war das Wort noch weit unabhängiger und fand hilfreichere Unterstützung, als heute unter Volks- und Gesellschaftsgunst. Reptilien wenigstens glichen die Fürstenhöfe nicht, Ideen wurden nicht nach Gewinn und Dividenden abgewogen.

Die gesellschaftlichen Ursachen und politischen Wirkungen der Volksvertretungsausschüsse.

Dr. jur. Naß.

Es ist eine Eigentümlichkeit demokratischer Staatsweisheit, die verschiedensten Fragen mit den gleichen Mitteln lösen zu wollen. So merkwürdig diese Tatsache bei der Vielgestaltigkeit staatlichen Lebens erscheint, so erklärlich ist sie, wenn man für ihre Deutung das demokratische Hochziel, die angebliche Herrschaft des Volkes, berücksichtigt. Denn zur Erreichung dieses Zweckes gibt es nach Lage der Dinge nur ein Mittel: Steigerung der Macht der Volksvertretung. Durch dieses Allheilmittel sollen heute Kriege verhütet und beendet werden und, wenn auch ein Kornfeld noch nicht auf parlamentarischen Händen wächst, so sollen die angestrebten Neuerungen doch durch alle möglichen Mittel gegen die bösen Erzeuger Brot und Lebensmittel in Hülle und Fülle dem Herrscher Volk bescheren.

Für praktisch denkende Menschen liegt die Unhaltbarkeit demokratischer Ansichten auf der Hand. Sie sind nicht nur falsch, sondern auch unsittlich, indem sie auf Grund bewußtermaßen unwahrer Auffassungen das Volk der Gewalt Weniger ausliefern. Es soll hier davon abgesehen werden, durch welche Mittel dies möglich ist, und wie nach den Lehren der Geschichte diese Auslese in der Wahl der Vertreter wirkt. Es sei nur darauf hingewiesen, aus welchen in der menschlichen Natur liegenden Ursachen das Volk sich nicht selbst lenken kann.

Herrschen heißt unmittelbar auf den Gang der Ereignisse einwirken können. Das Volk — und dann nicht einmal das ganze, sondern nur eine mehr oder minder fragliche Mehrheit — kann dies aber nicht. Es ist nicht möglich, daß das Volk dies oder das tut. Es kann nicht Frieden schließen, sondern höchstens erklären: ich will, daß Frieden geschlossen wird. Es kann nicht handeln, es vermag nur zu wollen. Das Höchste, was in seiner Macht steht, ist, daß es diesen Willen äußert, wobei stets noch dahingestellt werden muß, ob die Gründe, aus denen heraus der Wille entstanden ist, zutreffen, und ob die Technik der Äußerung (Wahlrecht) imstande ist,

den wahren Willen zum Ausdruck zu bringen. Das Volk ist also in der Zwangslage, wenn es Herrscher sein soll, sich Herrscher zu setzen. Diesen ist es vollständig ausgeliefert. Sie vermögen, ohne daran unmittelbar verhindert werden zu können, aus irgendwelchen oder gar keinen, aus guten oder schlechten, zutreffenden oder falschen Gründen das Wohl und Wehe des Volkes zu bestimmen[1]).

Nichts beweist besser die innere Wahrheit des monarchisch-konstitutionellen Staates, wie wir ihn in Preußen-Deutschland haben, als daß hier die Volksvertreter wirklich nur die Aufgabe haben, dem Willen des Volkes durch ihre Tätigkeit Ausdruck zu verleihen. Sie spiegeln also in ihrer Tätigkeit genau die für das Volk bestehende Möglichkeit der Teilnahme an der Herrschaft wieder. Darüber hinaus sind sie nicht in der Lage zu herrschen, d. h. unmittelbar in die Regierung einzugreifen. In dem Augenblicke, wo sie diese Möglichkeit erhielten, würden sie aus eigenem Rechte, aus für das Volk nicht vorhandenen Möglichkeiten schöpfen, da niemand seinem Vertreter mehr Fähigkeiten übertragen kann, als er selbst besitzt.

In diesem Augenblicke herrscht also nicht das Volk, sondern das Parlament. Parlament und Volk stehen aber nicht etwa in dem Verhältnis zueinander, wie die Spitze eines Kegels den organischen Abschluß seines Fußes bildet, sondern sie sind in ihrem Wesen ganz verschieden. Denn das Volk an sich ist eine rudis indigestaque moles. Es hat niemals klar erkannte, bewußte Ziele, wird weniger durch Gedanken, als durch Gefühle zusammen gehalten. Anders ein Parlament. Seine Mitglieder erhalten stets denselben Auftrag, den Willen des Volkes zu vertreten. Sie werden zur selben Zeit gewählt, kommen regelmäßig am gleichen Orte zusammen, stehen im großen und ganzen auf der gleichen allgemeinen Bildungsstufe, kurz, sie werden zu einer Masse im gesellschaftswissenschaftlichen Sinne. „Eine Masse läßt sich kurz bestimmen, als eine Gruppe von Einzelwesen, die in einem Augenblick von einem gemeinsamen Gedanken, oder gemeinsamen Verlangen erfüllt und sich dieser Gemeinschaft des Gedankens, des Willens oder des Wirkens bewußt ist“ (Christensen, Politik und Massenmoral, Leipzig 1912). Welche Wirkung aber diese Vereinigung mehrerer hundert Menschen auf die Richtung ihrer Tätigkeit hat, läßt sich nur durch eine Betrachtung der in ihr gemäß der allgemeinen menschlichen Natur zur Entfaltung kommenden Bestrebungen erkennen.

Die persönliche Betätigung im Staatsleben bringt so viele persönliche Mißhelligkeiten und Unannehmlichkeiten mit sich, daß ohne eine über den Durchschnitt hinausgehende Gabe Ehrgeiz ein Politiker nicht denkbar ist. Das lehrt im Großen die Geschichte Cäsars, Napoleons und selbst Bismarcks. Bei jedem großen Manne ist eben der Trieb, sich durchzusetzen, die Grundlage zu seiner Größe. Es erscheint fraglich, ob, wenn es allein auf den

[1]) Welche — meines Erachtens unvollkommene — Mittel (Ministerverantwortlichkeit) dem entgegenwirken können, bleibe hier unerörtert.

Ehrgeiz ankäme, unsere heutigen Volksvertreter sie nicht übertreffen würden. Denn die Widerwärtigkeiten des Wahlkampfes unter dem allgemeinen gleichen Wahlrecht setzen einen sehr starken Ehrgeiz voraus, der sich bei einigen zu der Eitelkeit steigern wird, daß ohne sie das Vaterland in Gefahr sei. Sind doch bis auf eine sehr große Eitelkeit nach La Rochefoucauld selbst die Helden gemacht wie die anderen Menschen.

Diese Tatsache ist an sich noch nicht schädlich, wenn sie sich bei Abgeordneten der Parteien findet, die keine Steigerung der Parlamentsrechte fordern, oder aber Abgeordnete betrifft, für die die Wahl das Ende ihres Strebens bedeutet. Es werden dies meist solche sein, die in ihrer eigenen Heimat gewählt sind und sich nun mit der in der Wahl liegenden Bekundung des höchsten Vertrauens ihrer Mitbürger begnügen. Schädlich wirkt aber Ehrgeiz und Eitelkeit bei jenen Abgeordneten, die in ihrer Wahl nicht das Ende ihrer politischen Laufbahn erblicken. Denn sie geraten nun bei ihrer parlamentarischen Tätigkeit in die Gewissenszwickmühle, daß sie dem Staate dienen sollen und sich dienen wollen. Man muß ein sehr großer Optimist sein, um anzunehmen, daß in Fällen, wo beider Vorteil sich widerspricht, stets zum Vorteil des Staates gehandelt wird. Das Bedenkliche an dieser Erscheinung ist nun, daß bei diesen Berufspolitikern, vor denen Bismarck immer warnte, die Besserung ihrer Stellung nur möglich ist durch eine Steigerung der Macht des Parlamentes. Denn als dessen Mitglieder genießen sie das zur Befriedigung ihrer Eitelkeit und ihres Ehrgeizes nötige Ansehen. Außerhalb seiner sind sie meist nichts. Naturnotwendig muß daher eine Mehrung der Macht des Parlamentes auch ihren Vorteil bedeuten.

Diese heute leider nicht seltene Erscheinung trifft zusammen mit den auch im Parlament, wie in jeder Masse vorhandenen eigentümlichen Strömungen.

Der Selbsterhaltungstrieb ist die Voraussetzung jedes Lebens. Er ist in jedem Menschen vorhanden, wird aber im bürgerlichen Leben an allzu krasser Betätigung durch gesellschaftliche oder sittliche Gründe gemildert. Anders bei den Angehörigen einer Masse. Die Persönlichkeit des einzelnen tritt hier hinter der Allgemeinheit zurück. Er fällt unter den anderen gar nicht mehr auf. Das mindert notwendig sein Verantwortlichkeitsbewußtsein. Handlungen, die er als einzelner, der allgemeinen Beobachtung ausgesetzt, unterlassen hätte, tut er unbedenklich unter dem Deckmantel der Mitgliedschaft einer Masse, da hier ja nicht er, sondern diese dafür einzustehen hat. Nicht die Reichstagsabgeordneten X und Y, sondern der Deutsche Reichstag hat den Beschluß für den Hungerfrieden gefaßt.

Wie aber ein jeder aus den Lebenserfahrungen weiß, und wie Italiens „heilige Selbstsucht" lehrt, hat der Trieb zur Selbstbehauptung weitere, den Mitmenschen schädliche Gefühlsregungen zur Folge. Dahin gehört besonders der Machttrieb, denn die größere Macht vor allem sichert die freie Betätigung der Massenselbstsucht.

Es steht danach fest, daß jedes Parlament, aus sowohl in den einzelnen Mitgliedern, als auch in seiner Gesamtheit liegenden Gründen, bestrebt ist, seine Macht zu erweitern. An diesem Punkte ist aber seine Lage nicht viel besser als die des Volkes, wenn dieses Herrscher sein soll, oder herrschen will.

Will das Parlament seiner Aufgabe, an der Gesetzgebung tätig mitzuwirken und die Geschäftsführung der Regierung zu beaufsichtigen, genügen, so darf es nicht nur die großen Richtlinien der vorgelegten Entwürfe prüfen und die Regierungstätigkeit im allgemeinen überwachen, sondern muß auch den Einzelheiten seine Aufmerksamkeit zuwenden. Parlamentsarbeit erfordert Kleinarbeit. Es erscheint völlig ausgeschlossen, z. B. in einer mehrhundertköpfigen Versammlung ein Gesetz, wie das Bürgerliche Gesetzbuch mit seinen mehreren tausend Paragraphen, ohne im engeren Kreise vorhergegangene Sonderbesprechungen der Einzelbestimmungen zu beraten. So viel Köpfe, so viel Meinungen könnten auftreten, und das bei jeder einzelnen Gesetzesstelle. Man muß Mathematiker sein, um die Zahl aller Möglichkeiten der verschiedenen Ansichten, die sich dabei ergeben könnten, zu berechnen. Ein einziges Gesetz wäre imstande, jahrelang die Tätigkeit des Reichstages in Anspruch zu nehmen und ihn damit im übrigen lahm zu legen. Ausschüsse sind also einfach eine Forderung der Kraft- und Zeitersparnis. Dazu sind sie aber auch nötig, was vielen Abgeordneten wichtiger dünken wird, als die Gründe der Aufrechterhaltung der Manneszucht in der Partei. Denn in Einzelheiten gehen häufig selbst die Ansichten der parteifrömmsten Abgeordneten auseinander. Andererseits würden viele Abgeordnete gar nicht das nötige Interesse und Verständnis für gewisse Fragen der Gesetzgebung haben, so daß der Gedanke nahe liegt, die erste Beratung sofort einzelnen Interessierten zu überlassen. Diese Tatsache muß um so mehr an Bedeutung wachsen, je verzweigter die Arbeiten des Parlaments werden.

Insoweit wird kein wahrer Freund parlamentarischen Lebens etwas gegen die Tätigkeit der Ausschüsse einwenden. Sie entspringen unmittelbar der Eigenschaft der Parlamente als Masse und sind nicht zu vermeiden. Denn jede Masse kann nur grobe Arbeit liefern und ist zur Feinarbeit unfähig. Die nachteiligen Folgen der Ausschüsse entstehen vielmehr daraus, daß das Parlament in ihnen ein Mittel hat, nicht allein die ihm zugewiesenen Aufgaben zu erfüllen, sondern auch seinem Machtwillen Genüge zu tun. Die Macht liegt in den Einzelheiten. Wenn heute zwei Staaten Frieden schließen, so ist mit der Unterschrift des Vertrages der Friede zwar rechtlich, aber nicht tatsächlich beschlossen. Das ist nur dann der Fall, wenn jede Regierung in der Lage ist, auch den letzten Kompagnieführer an weiteren Feindseligkeiten zu hindern. Ähnlich verhält es sich im parlamentarischen Leben. Ein Wort eines Paragraphen ist oft wichtiger als ganze Teile des Gesetzes, ein bestimmter Posten des Staatshaushaltes wesent-

licher als die meisten anderen Ausgaben, die in regelmäßiger Wiederkehr bewilligt werden, eine entscheidende diplomatische Urkunde bedeutungsvoller, als ein langer Depeschenwechsel in einer anderen Angelegenheit. Wie aber oben gezeigt, ist gerade in dieser Richtung die Macht des Parlamentes zu sichern, nur in den Kommissionen möglich. Aber sie ist nicht nur dort zu wahren, sondern auch auszudehnen.

Die Geschichte macht keine Sprünge. Politische Rechte werden nicht von heute auf morgen geopfert. Einer Änderung der Verfassung gehen vor ihrer rechtlichen Festlegung stets lange tatsächliche Verschiebungen voraus. Sie beginnen nicht im Ganzen und in Hauptsachen, sondern in Einzelheiten und Kleinigkeiten, die vielfach als Äußerlichkeiten erscheinen. Ein geringes Opfer ist leichter gebracht als ein großes, zumal wenn man hofft, dadurch das letztere zu vermeiden. Leider ist dies selten der Fall. Es gibt keine tiefere politische Weisheit, als das „Principiis obsta" der Römer. Mit der Mitteilung von diplomatischen Einzelheiten aus Gefälligkeit im Ausschuß begann die Entwicklung, die jetzt zur Forderung ständiger Aufsicht, ja Genehmigung der Maßnahmen der Regierung, Abschaffung der geheimen Diplomatie usw. führte. So dienen also die Ausschüsse dazu, die Macht des Parlamentes zu steigern. Jedoch ist ihre Wirkung in dieser Hinsicht mehr mittelbar als unmittelbar.

Denn da der Ausschuß gerade die Aufgabe erledigen soll, die ihrer Natur nach die Vollversammlung nicht vornehmen kann, so kommt die Wichtigkeit seiner Tätigkeit zunächst ihm selbst zugute. Der Sonderzweck hat das Sonderleben im Gefolge und der in ihm zum Ausdruck kommende Machtwille gereicht nicht so sehr dem Parlament selbst, als seinen Vertretern, den Ausschußmitgliedern, zum Vorteil. Auch der Ausschuß bildet wieder eine Masse, deren Machtwille in erster Linie auf die Mehrung der eigenen Macht bedacht ist[1]). Das führt dazu, daß der Ausschuß auch selbständig handelt, ohne die Vollversammlung zu fragen. Die Geschichte der einzelnen Entschließungen des Reichstags zur Kriegsziel- und Friedensfrage beweist, wie häufig im Ausschuß eine bestimmte Politik getrieben wird, die mit der Ansicht der Vollversammlung nicht übereinstimmt, und zu neuen schwierigen Verhandlungen innerhalb der Partei zwingt. Welche Einflüsse dabei für die Stellungnahme der einzelnen Abgeordneten des Ausschusses bestimmend gewesen sind, ist nur schwer für die Vollversammlung nachzuprüfen, die einen vielleicht dem Ehrgeiz, der Eifersucht und der Eitelkeit ihrer Vertreter entsprungenen Beschluß billigen muß, um in ihnen nicht sich selbst bloßzustellen. Man sieht, wie die Macht des Parlamentes sich allmählich in den Ausschüssen zusammenzieht und dies, je mehr nach dem Gesetze der politischen Anziehung die Rechte der Ausschüsse steigen.

[1]) Welche Wirkung auf das Parlamentsrecht diese Tatsache für die rechtliche Stellung des Ausschusses zur Vollversammlung hat, muß einer anderweitigen ausführlicheren Erörterung vorbehalten bleiben.

Diese Wirkung der Ausschüsse wird noch gesteigert durch die Art ihrer Zusammensetzung. Es ist bereits oben gesagt, wie die Ausdehnung der Tätigkeit des Parlamentes die Übertragung der nötigen Vorarbeit in den Ausschüssen an solche Abgeordnete veranlaßt, die auf dem in Rede stehenden Gebiete besondere Kenntnis haben. Für die wichtigsten Ausschüsse werden die Parteihäupter bestimmt[1]). Anfangs ist es vielleicht nicht schwer, einen mißliebigen Ausschußvertreter durch ein anderes Parteimitglied zu ersetzen. Je länger er jedoch im Ausschuß tätig ist, um so mehr steigen seine einschlägigen Kenntnisse und um so unabhängiger von seiner Partei wird er. Will man die Mitarbeit der Partei an den Aufgaben des Parlamentes sicherstellen, dann darf man an seiner Mitgliedschaft nicht rühren. Ja, das Verhältnis kann sich so zuungunsten der Partei verschieben, daß er unersetzlich wird. Dann wird aus dem Beauftragten ein Auftraggeber, aus dem Diener ein Herr. Seine Stimme im Ausschuß entscheidet dann schon durch den stillen Druck seiner Unersetzbarkeit über die Stellungnahme der Gesamtpartei. Seine Wiederwahl in den Ausschuß wird selbstverständlich unerläßlich, ja sogar eine Art Parteirecht. Hat er sich in einem Ausschuß bewährt, dann wählt man ihn noch in einen anderen. Wird in seinem Ausschuß ein Platz frei, dann wird er verstehen, diesen einem seiner Anhänger innerhalb der Partei zu sichern.

Die Stellung eines Ausschußmitgliedes ist also eine Dauerstellung. Das Gefühl persönlicher Sicherheit verstärkt die Lust an unantastbarer persönlicher Sicherstellung und Erweiterung der eigenen Macht. Zwar bringt die geringe Zahl der Ausschußmitglieder an sich die Gefahr nahe, daß man sich des unangenehmen Vorwurfes des Ehrgeizes und des Strebertums aussetzt. Aber die Tatsache, daß man alle seine Handlungen mit dem schönen Zwecke des Strebens nach Erweiterung der Rechte des Volkes begründen kann, hebt dieses Bedenken auf.

Das bisher Gesagte erklärt, weshalb allemal, wenn in letzter Zeit ein Vorstoß gegen die bestehende Verfassung zugunsten des parlamentarischen Systems gemacht wurde, dies allein wirksam in einem Ausschuß geschah, oder ein Ausschuß zu dem Zwecke gebildet wurde. Daher haben sich alle Anhänger der bisherigen Ordnung stets dieser Entwicklung widersetzt. Es lohnt sich aus diesem Grunde, die bisher gewonnenen Ergebnisse der Tätigkeit der Ausschüsse im inneren parlamentarischen Leben auch auf die Beziehungen zwischen Regierung und Parlament zu verfolgen.

Bei der Beurteilung dieser Frage ist davon auszugehen, daß nach dem geltenden Rechte der Schwerpunkt der parlamentarischen Tätigkeit der Regierung in der Vollversammlung liegt. Denn sie allein ist es, die bisher letzten Endes bindende Entschlüsse fassen kann. Daraus entspringt der krasse Unterschied der Stellung der Regierung und der Parteien in den

[1]) Vergl. über die Art und Weise, wie auch die Parteien bestimmten Führern unterliegen, Michels „Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie".

Ausschüssen. Die Regierung ist dort und in der Vollversammlung die gleiche. Hat sie zumal durch den Mund eines verantwortlichen Ministers einmal Stellung genommen, so kann sie nicht mehr zurück, ohne den Eindruck der Schwäche hervorzurufen, während das Parlament, wenn es dadurch seine Macht mehren kann, oder wenn die Widersacher des Ausschußmitgliedes in der Partei ihren Standpunkt durchsetzen, seine Haltung immer noch ändern kann. Denn für das Parlament sind die Erklärungen der Ausschußmitglieder nicht bindend. Auf dieses Mißverhältnis hat bereits Bismarck verschiedentlich hingewiesen, so in seinen Reden vom 3. Februar 1866 und 9. Januar 1885. Am deutlichsten aber hat er seinen Bedenken in der Rede vom 11. Januar 1887 Ausdruck verliehen, wo er sagte: „Auf Verhandlungen in der Kommission aber in wichtigen Fragen mich einzulassen, halte ich für taktisch nicht angezeigt. Die Kommission ist ja doch nur eine Marterkammer für Regierungskommissarien, in der versucht wird, was man ihnen abpressen kann, ohne sich seinerseits zu irgend etwas zu verpflichten. Die Kommission ist gar nicht imstande, ein zweiseitiges Geschäft abzuschließen mit den Vertretern der Regierung, und dazu bin ich ein zu alter Diplomat, um mit jemandem, der keine Vollmachten hat, mich in Verhandlungen einzulassen. Alles was ich gesagt habe, steht bombenfest, aber alles, was die Herren in der Kommission sagen, kann mir nachher gar nichts helfen; das verschwindet alles im Plenum, daran ist niemand gebunden." Bismarck erschien daher sehr wenig im Ausschuß und ließ sich durch Bevollmächtigte vertreten. Leider ist dieser Brauch nicht im gleichen Maße beibehalten. Sein Fernbleiben begründete der erste Kanzler auch damit, daß er „in der Hauptsache doch nicht im Dienste des Parlaments, noch weniger im Dienste der Kommissionen und des Herrn Abgeordneten Windthorst, sondern in der Hauptsache im Dienste Seiner Majestät des Kaisers sei". Damit hat er verhüllt alle die Gefahren, die dem parlamentarischen Leben durch die Ausschüsse drohen, angedeutet, die, wie oben gezeigt, bestrebt sind, die Regierung unter ihren Willen, ja unter den einzelner Führer zu beugen.

Er scheut auch nicht davor zurück, die Schale seines Spottes über die Ausschüsse auszugießen, die auf Vermehrung der eigenen Macht bedacht, das Wohl des Landes vernachlässigten, und vergleicht die Langsamkeit ihrer Beratungen, die ein Druckmittel auf die Regierung sein sollte, in der Rede vom 10. Januar 1885 mit der Tätigkeit des Wiener Hofkriegsrates. Schon als Abgeordneter begriff er nicht, wie jemand, der diplomatische Verhandlungen kennt und kennen muß, die Forderung an das Ministerium stellen konnte, den Kammern Einblick in die diplomatischen Verhandlungen zu gewähren. „Jeder, der einmal einen Pferdehandel gemacht hat, wird sich während desselben hüten, einem Dritten und vielleicht einem sehr geschwätzigen Dritten mitzuteilen, welches Maximum des Preises er nicht überschreiten, oder unter welches Minimum er nicht gehen wolle, denn

sein Minimum würde sofort das Maximum des Anderen sein." (Rede vom 3. Dezember 1850.)

Die Stellung der Regierung in der Vollversammlung ist auch deshalb für sie vorteilhafter als im Ausschuß, weil die große Masse leichter zu lenken ist, als ein Kreis weniger Leute. Hier vermag das Ansehen der Regierung als solcher das Wort eines berühmten Ministers, eine beredte Rede eher Eindruck zu machen, als im Ausschuß. Wir haben das bei verschiedenen Kriegsreden Bethmanns erlebt, wo nachher die Presse mancher Parteien, deren Mitglieder erst Beifall klatschten, ihre Zustimmung abändern und bedingt erscheinen lassen wollten, ein ziemlich vergebliches Bemühen. Der parlamentarische Erfolg war einmal erfochten. Ein gleicher Sieg in dem Ausschuß wäre fraglich gewesen.

Denn dort fühlt sich das einzelne Mitglied nicht als Vertreter des ganzen Volkes, sondern noch viel mehr als in der Vollversammlung, in erster Reihe als Abgesandter einer Partei und seine Stellungnahme wird hauptsächlich von parteitaktischen Rücksichten bestimmt, die ihn zwingen, stets auf der Hut zu sein. Denn er allein trägt die Verantwortung für die Haltung, in der Vollversammlung ist aber stets nicht ein Einzelner, sondern die Partei als solche verantwortlich. Ferner muß die Regierung im Ausschuß nicht nur Gegengründe widerlegen, sondern auch Eigensinn, Eigenliebe, Ehrgeiz und Machtgier der einzelnen Mitglieder besiegen. Der Starrsinn eines einzelnen Abgeordneten, der sich nicht geirrt haben will, kann die Stellungnahme der ganzen Partei festlegen. Das Bewußtsein, auf einer den Anblick Aller ausgesetzten besonderen Stelle zu stehen, erweckt in den Ausschußmitgliedern vielfach das Bestreben, durch ihre Tätigkeit die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Man redet zu diesem Zwecke zu einer Zeit, wo es besser wäre zu schweigen, man bereitet — es sei nur an die Juliereignisse erinnert — der Regierung Schwierigkeiten zur Vergrößerung des eigenen Ruhms und denkt nicht daran, daß es eine Torheit ist, eine Sache sehen zu lassen, bevor sie fertig ist. Von allen Reden lauscht man am liebsten der eigenen.

Die Bekämpfung aller dieser Umstände ist für die Regierung deshalb so schwierig, weil es vielfach nicht möglich ist, das Kind beim Namen zu nennen, und sie sachlich sein muß, wenn der Gegner persönlich ist. Da liegt es denn nahe, sich die Zustimmung durch Zugeständnisse persönlicher Art zu erkaufen. Diese Taktik[1]) kann man unter den Ausnahmezuständen des Krieges vielleicht billigen, als allgemeiner Grundsatz angenommen, müßte sie aber zum Zusammenbruch des Staates führen.

Ausschüsse erfordern eine starke Regierung, die ihre Selbständigkeitsbestrebungen niederzuhalten weiß. Anderenfalls erlangen sie leicht das

[1]) Unter diesem Gesichtspunkte wird besonders nichts gegen die Ernennung von Beamten, die Parlamentarier sind, einzuwenden sein, die an sich durch ihre Stellung als Beamter eine gewisse Anwartschaft auf das Ministerium hatten. (Spahn.)

Übergewicht und führen zur Herrschaft eines Klüngels, wie wir dieses in allen westlichen parlamentarisch regierten Ländern finden. Sie sind die Schrittmacher des Parlamentarismus, den sie als besten Nährboden für ihre Herrschaft anstreben und der uns unaufhaltsam einer wüsten Demokratie ausliefern würde.

Schlußbemerkung des Herausgebers: Vorstehendes bestätigt wieder einmal meine in diesen Blättern schon so oft ausgesprochene Ansicht, daß die parlamentarische Regierungsform nichts anderes als ein verbrecherischer Schwindel, ein manchmal unbewußter, meist aber ganz bewußter Volksbetrug ist. Die Tätigkeit des Parlaments kann, wie im vorigen Hefte S. 151 bemerkt, rechtschaffenerweise stets nur eine kontrollierende, niemals eine regierende sein. Wird letzteres beansprucht und erstrebt, dann handelt es sich nur um die Maske (Mimikry) für die unbeschränkte und unkontrollierte Herrschaft eines Gauner- und Gauklerklüngels. Naturgesetze kann man wohl verkennen oder leugnen, aber niemals, wie menschliche Gesetze, ungestraft umgehen. Man stelle sich einmal vor: ein Krieg, ein Feldzug, ja auch nur eine Schlacht sollte von einem Ausschusse von gewählten Personen — und seien das selbst Sachverständige — geleitet werden. Die Folgen wären gar nicht auszudenken. Dieselben biologischen Naturgesetze, die für das Militär gelten, sind aber auch vom Zivil, von der bürgerlichen Gesellschaft nicht zu umgehen, wenn sie hier auch nicht so unmittelbar und unverzüglich sich geltend machen, wie dort. Die Folgen bleiben auch hier nicht aus. Leider müssen die Völker immer erst am eigenen Leibe auf das grausamste gestraft werden, ehe sie auch den handgreiflichsten Betrug durchschauen. Es geht eben nichts über die Torheit einer betörten Masse. Der dümmste Einzelne ist im Vergleich mit ihr ein Genie. Wie sagte doch der praktisch erfahrene Januschauer, Ellard v. Oldenburg? — „Vox populi, vox Rindvieh."

Internationale und nationale Demokratie.

Kurd von Strantz.

Die Hoffnung, daß der treffliche Geist und der Heldenmut der wackeren feldgrauen Genossen auch auf die Führerschaft, die im Reichstage auf ihren bequemen Ledersesseln sitzt und nicht im Trommelfeuer gleich ihren feldgrauen Genossen zum klaren Gold der reinen Vaterlandsliebe geläutert und gehärtet ist, günstig abfärben und sie im nationalen Sinne beeinflussen würde, ist leider infolge der unerwarteten Länge des Krieges, an der die offizielle Sozialdemokratie nicht unschuldig ist, zuschanden geworden. Nicht nur die Minderheit stellt die Internationale, also die feindlichen Genossen, über das Vaterland, sondern auch Scheidemann als bisheriger Regierungsmann handelte ebenso volksverräterisch und sogar im Ausland, wie seine Machenschaften in Stockholm ergaben, deren Zeuge ich an Ort und Stelle gewesen bin. Niemand mehr als die nationalen Kreise können dieses betrübende Ergebnis auf das innigste bedauern. Es ist durchaus irrig, wegen der Abstimmung im Reichstage und der häuslichen Streitigkeiten der parteiamtlichen Sozialdemokratie, die andere Parteien besonders im Zeichen des Burgfriedens nichts angehen, keinen Unterschied zu machen und zu glauben, daß Herr Scheidemann eine andere Ansicht über seine

von ihm als politischen Glaubenssatz maßgebende Internationale hat, als Liebknecht oder auch nur Bernstein.

Die sogenannte Mehrheit der Fraktion, wie auch die Minderheit der Arbeitsgemeinschaft stehen unverwandt, trotz der fürchterlichen Blutopfer des Weltkrieges, auf den Standpunkt einer völligen antinationalen Internationale, die bewußt bei allem guten Glauben sachlich vaterlandsfeindlich wirken muß. Es ist durchaus irrig, das feige Friedenswunschgewinsel der Pazifisten mit der festumrissenen volksverräterischen Haltung der offiziellen Sozialdemokratie, die die Verantwortung für die unbegründeten Ausstände trotz aller Ableugnung trägt, zu vergleichen und auch jetzt noch die reine internationale Auffassung mit bloßer Friedensschwärmerei zu entschuldigen, die im Krieg im übrigen zum Verbrechen und Landesverrat wird. Die offizielle Sozialdemokratie hat selbst wohl mit geheimem Grausen, da sie ihr Vaterland doch auch liebt, die Wirkung der friedenssüchtigen Treibereien erkannt, als hochgelohnte Munitionsarbeiter, die keinerlei Not litten, da ihre Frauen bei den Wucherlöhnen sich teuere Gänse kaufen, landesverräterisch in Ausstand traten und damit den Landesfeind unmittelbar unterstützten. Es kommt hinzu, daß diese Munitionsarbeiter zum größten Teile zurückgestellte Wehrpflichtige sind, die bei der Aufgabe ihrer Arbeit sofort in den Schützengraben bei 35 Pfennig Löhnung statt 18 bis 30 Mark täglich, zu wandern haben. Ob die Regierung nicht sofort durch ihre Kriegsgewalt jeden Versuch eines Ausstandes im Keime hätte ersticken können, sei nach dem notwendigen Rücktritt Gröners unerörtert und wird nach dem Frieden wohl der Gegenstand parlamentarischer Prüfung sein.

Aber auch die offizielle Sozialdemokratie hat in unmittelbarer Unterstützung des Landesfeindes sich nicht gescheut, die russischen Genossen, die unsere Brüder im Schützengraben und damit ihre eigenen feldgrauen Genossen mit allen Mitteln der Technik mordeten, feierlichst zu einem Siege zu beglückwünschen, der lediglich innerpolitischer Natur ist und unter englischer Gängelung zur Stärkung der kriegerischen Wehrmacht unseres zahlenmäßig stärksten Widersachers führen soll, wie Kerenskys letzter Erfolg bewies. Die offizielle Sozialdemokratie scheute sich nicht, unseren furchtbaren Verlust an kostbarem Blut und Gut nutzlos zu opfern, um ihre Parteigenossen im feindlichen Lager werktätig durch die Forderung zu unterstützen, daß die gefährdete Sicherheit unseres Vaterlandes durch keinerlei Abtretung auf lange Zeit gestärkt und unsere geschichtlichen und völkischen Ansprüche auf alten deutschen Reichs- und Volksboden endlich wider den französischen Landräuber und den russischen Dieb nicht erfüllt werden soll. Herrn Scheidemanns antinationaler, geradezu kriegsverräterischer Ausspruch: „Das, was französisch ist, französisch und was belgisch, soll belgisch bleiben", spricht praktisch dieses parteiamtliche sozialdemokratische Ziel aus. Dieser Richtung der internationalen Sozialdemokratie geht jedes Volksgefühl und jeder nationale Geschichtssinn ab. Daß die zufällige Reichstagsmehrheit ebenso

würdelos handelte, ändert an dem Urteil über die Urheberin, die offizielle Sozialdemokratie, nichts. Schon bröckelt aber im Zentrum die Gefolgschaft ab und auch im Freisinn wird tapferer Widerspruch laut. Die Sozialdemokratie denkt nur an die Erfüllung ihres kleinlichen einseitigen Parteiideals auch im fürchterlichen Weltkriege, als ob wir mitten im Frieden lebten. Sie begünstigt tatsächlich unsere zahlreichen Landesfeinde, indem sie ausdrücklich erklärt, daß unsere hartnäckigen Gegner keinerlei Gefahr laufen, wenn sie uns weiter Widerstand leisten, da jeder territoriale Siegespreis zum Schaden unseres, seit den Raubkriegen Frankreichs und Rußlands geschmälerten Volkstums nach ihrem antinationalen Willen fortfallen soll.

Herr Bernstein geht in seinen, von der Zensur unbeanstandet gelassenen zahlreichen Aufsätzen, die nachher sogar buchmäßig verbreitet wurden, noch weiter. Er verteidigt ausdrücklich Sir Grey und die französischen sozialistischen Minister gegen den verflossenen, doch so schwachen Kriegskanzler, dem er schließlich den unvermeidbaren Erlaß der Kriegserklärungen an Rußland und Frankreich vorwirft. Er weiß als kluger Mann, der freilich, wie jeder Alljude, seine übermäßige Vorliebe für das innerlich verbündete Inselland auch im Kriege nicht meistern kann, daß die damalige ganz undiplomatische Reichsleitung es nicht verstanden hat, dem wirklichen Angreifer nach Bismarckschem Muster auch die lediglich formelle Kriegserklärung zuzuschieben. Es ist nicht hübsch, diese unerfreuliche Schwäche unserer bisherigen auswärtigen Politik wider den Urheber zugunsten unserer Feinde auszunutzen und den wirklichen Tatbestand bewußt zu verschleiern. Es ist ihm aber auch nachgewiesen worden, daß er bei der Übersetzung eines englischen Kriegsbuches sich einer bewußten Irreführung der deutschen Leser durch Auslassung bestimmter Stellen schuldig gemacht hatte. Herrn Bernstein geht jedes deutsche Volksempfinden ab und zwar bekennt er dies ganz offen, da er lediglich vom Standpunkt der Sozialdemokratie und des Alljudentums, zu dem auch unsere Feinde gehören, den Krieg und dessen notwendige Ergebnisse betrachtet. Da er völkisch kein Deutscher, ist dieses Auftreten etwas unvorsichtig, und die Schweden spotteten mir gegenüber, daß die Vertreter der sozialdemokratischen Minderheit ebenso Juden seien, wie die sogenannten Abgesandten der russischen Revolution, was ich nicht bestreiten konnte. Fast jedes Wort von ihm ist eine geheime Förderung unserer Feinde, mindestens aber die fast drohende Forderung zu deren Schonung, weil (angeblich) auch ausländische Genossen den feindlichen Völkern angehören. Er stellt bewußt diese Landesfeinde, die keineswegs von dem internationalen und damit antinationalen Treiben ihrer deutschen Genossen angekränkelt sind, über das eigene Vaterland und damit auch die eigenen deutschen Genossen, die glücklicherweise in ihrer Mehrheit, oder nach dem Worte des Führers der westfälischen Bergleute, des wackeren Genossen Leimpeters, eine überwältigende Mehrheit bilden.

Warum die bisherige Reichsleitung, die gegen die volksbewußten Forderungen der nationalen Kreise zensurell so scharf unter dem Zeichen eines von der sozialen und bürgerlichen Demokratie dauernd gebrochenen Burgfriedens vorgeht, diese Irreführung der öffentlichen Meinung durch die offizielle Sozialdemokratie geduldet hat, kann bloß aus der gänzlichen Verkennung der wirklichen Machtverhältnisse in der Sozialdemokratie erklärt werden. Denn der Vorwärts hat selbst zugegeben, daß auch nach dem Stimmenverhältnis der letzten Reichstagswahl, deren Ergebnis infolge der schwachen Marokkopolitik eine Verurteilung eben dieser wenig nationalen Geschäftsführung des Reiches bildete, unzweifelhaft eine Zweidrittel-Mehrheit des Volkes für eine starke Monarchie sich ausgesprochen und damit trotz aller Mitläufer der republikanische Gedanke in Deutschland nicht volkstümlich sei, wie jetzt unser Freisinn sich die Wilsonsche Frechheit endlich kräftigst verbittet. Selbst wenn man das besonders ungünstige, durch Herrn von Bethmanns auch damalige Politik der Feigheit verschuldete Ergebnis der letzten Reichstagswahl zugrunde legt, gilt auch hier der Erfahrungssatz, daß nur ein Zehntel der abgegebenen sozialdemokratischen Stimmen als zielbewußt sozialdemokratisch zu rechnen sind, während neun Zehntel auf die Mitläufer entfallen. Also nur ein Dreißigstel der Wahlstimmen und somit des Volkes steht hinter der Reichstagsfraktion, wenn nicht der Krieg die Stimmen auch der ziehlbewußten Wähler im nationalen Sinne beeinflußt hätte. Leimpeters als genauer Kenner seiner Partei stellt fest, daß alle feldgrauen Genossen, deren Stimmen jetzt besonders schwer wiegen, für ein großes territoriales Kriegsziel, das die angestammten alten Reichs- und Volksgrenzen wieder herstellt, mit nationaler Überzeugung eintreten und selbst von den Heimkriegern, den hochbezahlten Rüstungsarbeitern, nur ein Zehntel hinter der Parteileitung steht. Daher sind die Worte der Herren Scheidemann, Bernstein und noch schlimmer Haase und Liebknecht eitel Schall und Rauch, da sie sich auf keinerlei zahlenmäßige Überlegenheit in der Partei selbst stützen können. Die heimgebliebenen Schreier und Drückeberger, oder mit Wucherlöhnen gesegneten Genossen bilden eine herzlich kleine und nur laute Gefolgschaft, die freilich ersichtlich die Reichsregierung eingeschüchtert hat, mußten doch Hindenburg und die Heeresverwaltung bei dem letzten Ausstande, der leider Vorgänger gehabt hatte, mahnend und schließlich tatkräftig eingreifen.

Eine wirkliche Volksabstimmung im Heere und im Inlande würde das keineswegs überraschende, aber die bisher unsichere Reichsregierung überzeugende Ergebnis haben, daß sie einer geschickten Irreführung der Reichstagsfraktion und jetzt der Linken überhaupt, d. h. der schwarzen, goldenen und roten Internationale, zum Opfer gefallen ist. Die Führer bangen aber für ihre kleinliche Parteiherrschaft und suchen als Vertreter der zweifellos stärksten Fraktion ihre Macht zu mißbrauchen, die auf tönernen Füßen ruht. Leider hat die Reichsregierung unterlassen, die

flammende Begeisterung nicht nur der tapferen feldgrauen Genossen, sondern auch der opferwilligen heimgebliebenen Frauen und nicht Wehrfähigen geflissentlich zu stärken, und hat das edle Feuer der Vaterlandsliebe verglimmen lassen, ja absichtlich gedämpft. Sie fürchtete den ernsten Tadel unserer nutzlosen Nachgiebigkeit auch in der Kriegspolitik, die der Stärke unserer kriegerischen Leistung nicht entsprach. Weder die Schwäche gegen Italien, Rumänien, Nordamerika, noch die allzu große Ängstlichkeit, bei den Neutralen anzustoßen, wenn es für das Deutsche Reich auf Leben und Tod geht, hat uns was genützt.

Daher haben die im Grunde ihrer Seele selbstverständlich vaterlandsliebenden Sozialdemokraten den Ernst der Lage mit ihrem schlichten Verstande noch gar nicht in ihrer fürchterlichen Wirklichkeit und ihren gefahrdrohenden Folgen erkannt. Die offizielle Sozialdemokratie hütet sich auch listig, ihre eigenen Genossen darüber aufzuklären, und macht die Aufgabe einer Kriegsentschädigung ihnen nach antikapitalistischem Muster dadurch schmackhaft, daß sie die Kriegsanleihen den sogenannten wohlhabenden Schichten des Volkes zuweisen will. Dabei kann es ihr nicht unbekannt sein, daß nur eine leistungsfähige Industrie und eine lebenskräftige Landwirtschaft, die die Zeche des Krieges bezahlen würden, auch den hungernden Arbeitern die notwendige Beschäftigung geben kann. Die drohende Verarmung des Volkes träfe in erster Reihe gerade die Arbeiter, die sich so heldenhaft gegen den Feind schon im vierten Jahre schlagen und durch die eigene Parteileitung um ihr künftiges wohlverdientes Brot gebracht werden sollen.

Dies ist die Sachlage, soweit die internationale Leitung der sozialdemokratischen Partei, die Fleisch von unserm Fleisch und deren völkisches Empfinden trotz aller Irreführung sicherlich in reichem Maße vorhanden ist, in Frage kommt. Der Genosse, d. h. der sozialdemokratische Wähler und wer sonst den sozialdemokratischen Ideen anhängt, steht auf einem ganz anderen Standpunkt und ist erfreulicherweise durch den Krieg so völkisch geläutert, daß wirklich die Geschlossenheit und sein Siegerwillen kein leerer Wahn sind. Ich habe bei Beginn des Krieges, ehe ich ins Feld berufen wurde, den Beweis dieser Auffassung persönlich erfahren. Ich sprach auf besondere Einladung im Berliner Handwerkerverein, dessen Mitglieder fast ausschließlich bürgerliche oder soziale Demokraten sind. Ich wurde noch besonders auf diesen Umstand aufmerksam gemacht und freute mich daher angesichts des nationalen Schwunges und unserer kriegerischen Stimmung, die endlich den Dunstnebel feiger Friedensschwärmerei vertrieben hatte, in diesem Kreise unseres geliebten Volkes auch meine nationale Auffassung in schärfster Form äußern zu dürfen. Begeisterter Jubel einer starken Volksmenge dankte mir für meine Ausführung. Man fragte mich, was dies für Ansichten seien, ich erklärte offen, daß man sie irrigerweise im Frieden als alldeutsche bezeichnet habe, während sie lediglich berechtigte

nationale Wünsche darstellen. Ich stellte nach dem Marnerückzug schon damals als unverrückbares Kriegsziel die Wiedergewinnung unseres alten Volksbodens im Westen und Osten von Boulogne (Boonen) bis Narwa nicht nur hin, sondern forderte auch die Sicherung der österreichischen Alpengrenze durch Wiedergewinn der alten deutschen Volksgemeinden auf reichsitalienischem Boden. Es war bezeichnend, daß dieses unzweideutige nationale Verlangen allseitigen Beifall fand und niemand an dessen Durchführung zweifelte. Ich bemerke ausdrücklich, es waren diejenigen Volksschichten, deren Führer jetzt größte territoriale Enthaltsamkeit predigen. Diese wackere vaterländische Gesinnung hat sich nach meiner Kenntnis nicht geändert, wenn auch infolge des zu späten rücksichtslosen U-Bootkrieges der kriegerische Erfolg nicht so durchschlagend wirkte und längere Zeit zur Entwicklung brauchte, als man damals hoffen durfte. Die Folgen dieser unerfreulichen, rein politischen Geschäftsführung des Krieges waren vorauszusehen. Es ist daher nur erfreulich, daß der gesunde vaterländische Sinn des Volkes trotz der selbstsüchtigen und parteipolitisch befangenen Leitung unserer Demokratie hierdurch nicht beeinträchtigt worden ist und in Erwartung des Erfolges des U-Bootkrieges auf dem alten Standpunkt edler Volkesrache an dem französischen und russischen Länderdieb steht. Man empfindet mit Recht die ästhetische undeutschweltbürgerliche Abneigung vor einem gesunden Haß wider unsere Feinde, die uns ans Leben wollen, als eine Verirrung des nationalen Geistes durch die antinationale Internationale eines Wolkenkuckuckheims, an das kein ehrlicher Arbeiter glaubt.

Schon die Verquickung einer starken auswärtigen Politik mit inneren Streitigkeiten beweist die Angst der offiziellen Sozialdemokratie vor dem Aufwachen ihrer eigenen Genossen. Durch den Beelzebub der bösen Reaktion soll das harmlose Volk über die antinationalen Absichten der Parteileitung getäuscht werden. Unser häuslicher Streit und die notwendige Abstellung erkannter Mängel ist Friedenssache. Damit dürfen weder unsere feldgrauen Genossen, noch das opferwillige Volk in der Heimat jetzt behelligt werden. Das fast erzwungene Zugeständnis von Freiheiten, die angeblich nicht bestehen sollen, oder eines Wahlrechts, dessen Vorzüge noch bewiesen werden müssen, erscheint als eine Beleidigung unserer tapferen Krieger. Denn die ganze Wahlbewegung macht den Eindruck, als ob sie einen Lohn für den Heldenmut bilden soll, der nicht mit politischen Rechten aufgewogen werden kann. Wer sein Blut für das Vaterland hingibt, ist ein Held, den man nicht mit solchen vermeintlichen Ehren belohnt, sondern kränkt. Selbstverständlich hat er den Anspruch auf volle Würdigung seiner berechtigten Wünsche, und jede Regierung, die hier versagt, wäre der allgemeinen Verachtung wert. Aber die Reichsleitung, die sehr wohl die Verhältnisse kennt, erweckt leider den Anschein, als ob sie sich von der Gesamtdemokratie zu Entschlüssen drängen ließe, die verteufelt einer solchen unwürdigen Belohnung ähnlich sehen. Selbstverständlich ist dies nicht die Absicht der

Regierung, noch gar der feldgrauen Genossen. Wir sind und bleiben ein Volk von Brüdern und werden im Frieden unsere Meinungsverschiedenheit endlich im brüderlichen Sinne als Ausfluß der reinigenden Wirkung dieses Weltkrieges schlichten.

In Stockholm sah ich die Wirkung dieses Treibens. Unsere schwedischen Freunde glaubten, das ganze Volk stände hinter Bethmann und Scheidemann. Bethmanns Sturz und die Kundgebungen wider Scheidemann verfehlten daher nicht eine befreiende Aufklärung, die ich schon geben konnte, indem ich beide in sichere Aussicht stellte.

Das neue Finnland.

Hans Hertwig.

Wer jemals in Friedenszeiten im Sommer von oder nach Petersburg mit der Bahn reisend die finnländische Grenze überschritt, wird das plötzlich veränderte Aussehen der Felder, Wohnstätten und Verkehrsmittel beobachtet haben, — eine Wahrnehmung, die während des Krieges auch Millionen unserer Krieger gemacht haben, als sie, ostwärts ziehend, germanisches Kulturgebiet hinter sich gelassen hatten. Ist nun das Volk Finnlands auch nur zum Teil germanisch, so ist es doch seine Gesittung völlig. Wie sie es war, die es ihm ermöglichte, in den vorigen Jahrhunderten nach den häufigen Einfällen der Moskowiter immer wieder aus Schutt und Asche neues Leben zu wecken, so war es auch im Verein hiermit die seit Jahrhunderten gepflegte Staatszucht und -form Schwedens, die bei der Losreißung 1809 als „Konstitution" von Alexander I. übernommen und bestätigt wurde, die nun dem finnländischen Volke in der fremdartigen Staatsverbindung aufs neue Bewußtsein und Spannkraft gab. Es hatte in der Bewahrung dieses teuren Gutes der Väter nicht nur gegen sich selbst und die Nachfahren eine hohe Pflicht zu erfüllen, sondern auch einer europäischen Aufgabe grundsätzlicher Natur gerecht zu werden: umbrandet von den Wogen russischer Willkür und Unrast ein festes Rechts- und Kulturgefüge abendländischen Gepräges zu bilden. Daß es in der Folgezeit diese Aufgabe mit Ehren erfüllt hat, konnte mit Recht bekanntlich auch jene große Kulturadresse an den Zaren Nikolai II. hervorheben, die ihm von bemerkenswerten europäischen Persönlichkeiten aus Anlaß der ersten Unternehmungen der russischen Regierung gegen die Sicherheit des finnländischen Staates unterbreitet wurde.

Aufs neue erhebt sich heute Finnland aus Trümmern, wenn auch anderen Kriegstrümmern als ehedem. Zwar regieren Knappheit und Hunger und ist das Land vom Russen ausgepreßt und sind wertvolle Verkehrsanlagen zerstört. Das alles drückt schwer. Doch wenn nach einem Ausspruch Miquels Preußen sich großgehungert hat, so wird auch Finn-

land diese alte Übung nicht verleugnen und seine Scheuern eines Tages gefüllt sehen. Was jetzt, wo in Europa alles in Fluß ist, in Finnland die Stunde gebietet, sind Umsicht, Erkenntnis, Folgerichtigkeit und Festigkeit beim neuen Aufbau des Staates. Es liegen nun erfreuliche Kundgebungen vor, die davon zeugen, daß Finnland im Gegensatz zu anderen die Zeichen der Zeit verstanden und sein Handeln mit wachen Sinnen auf den Ausgang des Völkerringens eingestellt hat. Von Anfang an hatte es ungeachtet aller Drohungen und Bedrückungen sich mit seinen Sympathien vollends auf unsere Seite gestellt, und in der klaren Erkenntnis, daß auf Polens Sand nun von uns auch seinem Schicksale andere Bahnen bestimmt würden, hat es beharrlich und entschlossen seine Maßnahmen getroffen, um sich in günstiger Stunde die volle staatliche Selbständigkeit sichern zu können. Der finnländische Rechtslehrer Prof. R. Erich schreibt daher in einer neueren Schrift „Die finnländische Frage vor und nach der russischen Revolution" (Frankfurt a. M. 1918, Rütten & Loening):

„Aus diesen Umständen erklärt sich auch die Interessengemeinschaft mit Deutschland, die man in Finnland während der ganzen Kriegszeit gefühlt hat, und die auch den Russen so wenig unbekannt geblieben ist, daß es lediglich der Haltung und Gesinnung des finnischen Volkes zu verdanken ist, wenn keine Aushebungen von Soldaten in Finnland stattgefunden haben und keine finnischen Soldaten[1]) am Kriege Rußlands gegen die Mittelmächte teilgenommen haben."

Daß auf solcher Grundlage freiheitliche und Unabhängigkeitsbestrebungen den denkbar größten Schwierigkeiten begegnen mußten, liegt auf der Hand. Dennoch besserten sich die Aussichten nach dem Sturz des Zarentums. Daß aber auch auf die schönen Vorspiegelungen, mit denen die Demokratie aufwartete, kein Verlaß war, sollten die Finnländer in der Folgezeit genugsam zu spüren bekommen. Die Sucht, den alten Raub festzuhalten, war in Petersburg immer noch stark, ebenso das Bestreben, auch als revolutionäre russische Regierung sogar die persönlichen Rechte des Großfürsten von Finnland geltend zu machen, der nur der gemeinsame Monarch beider Länder, nun aber doch ausgeschaltet war. Es konnte daher in Finnland immer wieder nur aufs neue der Entschluß gestärkt werden, in Zukunft jede russische Souveränität auszuschalten, denn sie hätte, selbst unter günstigsten Verhältnissen, immer wieder bedingt, daß die noch unabsehbaren russischen Krisen, an denen Finnland nicht den geringsten inneren Anteil hat, dasselbe in verhängnisvolle Mitleidenschaft gezogen hätten.

So kam es, daß die finnländische Frage „in jeder Hinsicht eine offene, mit immer größerem Recht auf die Anerkennung ihrer international-politischen Tragweite drängende Frage geworden und in eine neue bedeutungsvolle Phase getreten war". Diese „Frage" selber hat nun insofern eine Lösung bekommen, als die staatliche Unabhängigkeit Finnlands endlich allgemeinere

---

[1]) Die „finnländischen Schützen" der Kriegsberichte sind reinrussische Verbände aus Garnisonen Finnlands.

Anerkennung fand, zuerst beim alten schwedischen Mutterlande, dann bei den anderen, darunter auch Frankreich, wohingegen England als Hort der kleinen Staaten auch hier selbst versagte. Was der Schrift des gegenwärtig in Deutschland weilenden Helsingforser Gelehrten neben der historisch-kritischen Behandlung der hier berührten Erwägungen und Maßnahmen der Finnländer auch für die Zukunft Bedeutsamkeit und auch für uns stärkeren Wert verleiht, ist die Frage der endgültigen Staatsform. Die Republik entstand ja zunächst als Ergebnis der russischen Revolution — als einzige den damals herrschenden Kräften abzuringende mögliche Fassung. Erich verspricht sich aber von der Monarchie mehr Segen für das Land und hat mit dieser Erkenntnis die Besten hinter sich. Er sagt hierüber:

„Aus Gründen sowohl der äußeren als der inneren Politik hätte Finnland als selbständiger Staat eine starke und in erforderlichem Umfang unabhängige Regierungsgewalt nötig. Dieses Ziel läßt sich allerdings weder ausschließlich noch unbedingt durch die Monarchie verwirklichen, jedenfalls aber kann eine monarchische Verfassung am besten darauf zugeschnitten werden, daß sie dieser Aufgabe gerecht wird. Davon abgesehen, daß es besonders in einem neuentstandenen Staate von Bedeutung sein kann, daß das Volk in dem Träger der Krone gleichsam das Symbol der Staatsgewalt zu erblicken hat, wäre zunächst von einem monarchischen Staatsoberhaupt zu erwarten, daß er der Stärkung der Wehrkraft des Landes volles Verständnis entgegenbringen und imstande sein würde, die auswärtigen Interessen des Landes zu fördern. ... Elemente typisch parlamentarischer Art dürften in der neuen Verfassung nur insoweit Aufnahme finden, als es mit folgenden Grundsätzen vereinbar ist: die Regierung darf nicht darauf angewiesen sein, die Rolle eines einfachen Parlamentsausschusses zu spielen, sondern muß eine viel selbständigere Stellung einnehmen. Dem König dürfen seine Minister nicht einfach von einer Parlamentsmajorität angewiesen werden, vielmehr soll er sie nach eigener Prüfung unter tüchtigen und auch fachmännisch hervorragenden Persönlichkeiten wählen, allerdings stets mit dem Augenmerk, daß sie beim Parlament dasjenige Vertrauen besitzen, ohne welches keine Regierung sich auf die Dauer behaupten kann. Die Volksvertretung soll sich nicht an den Rechten und Zuständigkeiten der Krone vergreifen können, und die Regierung darf nicht gegenüber den wechselnden parlamentarischen Parteiströmungen allzu empfindlich sein."

Für diese Forderungen, die man zugunsten der so notwendigen Stetigkeit der Dinge in Finnland nur gutheißen kann, waren, natürlich neben den ursprünglichen staatsrechtlichen Einsichten des Verfassers, wohl zum guten Teil auch die unerfreulichen abschreckenden Erscheinungen entscheidend, wie sie sich unter gewissenloser Ausnutzung der Kriegslage in unserem inneren politischen Leben geltend gemacht haben. Diese Thesen des Finnländers, der als objektiver Beobachter bei uns seine Eindrücke empfing, sind daher höchst bedeutsam, da er doch schließlich selbst am besten wissen muß, was seinem in allem untergrabenen Vaterlande nottut. Wir treten somit in verschiedenerlei Hinsicht in den Gesichtskreis auch der Zukunft Finnlands, als Beispiel wie auch im Sinne des neu sich entwickelnden Verkehrs der Völker. Geistig neigte Finnland von je stark nach uns hin. Bei Lützen und Breitenfeld stand es unter Gustav Adolfs Fahnen, vom Osten hat es auch während der Union mit Rußland nichts empfangen,

seine gelehrten Abhandlungen erscheinen zum großen Teil in deutscher Sprache, die auch in den Schulen obligatorisch gelehrt wird und starke Anteilnahme an unserem literarischen Leben, wenn auch nicht stets am besten, ermöglicht. Der politische Umschwung zeitigt auch eine Verschiebung des wirtschaftlichen Schwerpunktes und der Marktverhältnisse in bedeutenden Artikeln und wird unsere alten Handelsverbindungen mit Finnland günstig beeinflussen, da ein weites lockendes Gebiet sich zu schier ungehemmter Betätigung erschließt. Das Fortfallen des russischen Paßzwanges wird auch den persönlichen Verkehr fördern, so daß zu erwarten ist, daß mancher, der beispielsweise innerlich mit Italien abgeschlossen hat, sich zum Besuche des an Naturschönheiten reichen, auflebenden Landes mit seiner ehrlichen Bevölkerung bewogen fühlt. Die eben gestreiften Bildungsverhältnisse erleichtern solchen Entschluß stark.

Was die politische Orientierung Finnlands betrifft, so ist es eigentlich müßig, den Dingen vorzugreifen. Doch zweierlei dürfte wohl nur in Betracht kommen, wenn das junge Finnland eine Anlehnung sucht: die Mittelmächte, auf deren Kampf es seine Hoffnungen gesetzt hat, oder ein Bund der nordischen Völker, der im Norden aus politischen und wirtschaftlichen Gründen angeregt worden ist und ja im Bereiche der Möglichkeiten liegt, ohne das Programm des alten romantischen und brüderlichen Skandinavismus verwirklichen zu wollen. Einer solchen Deutung stände auch, in Finnland wenigstens, die erdrückende Mehrheit des reinen Finnentums entgegen, dessen Wünsche sich vielmehr auf ganz andere völkische Stärkung erstrecken: die Gewinnung Ostkareliens und Kolas mit dem Zugang zu den arktischen Gewässern und den von Rußland kulturell niedergehaltenen und gewaltsam entfremdeten Stammverwandten. Eine sehr beachtenswerte und über diese Verhältnisse wertvolle Aufschlüsse gebende Schrift „Ostkarelien im Verhältnis zu Rußland und Finnland" von Herm. Stenberg schließt ihre Ausführungen:

„Wenn es politisch möglich sein wird, Ostkarelien von Rußland loszutrennen, so würde damit die Vereinigung desselben mit dem finnischen Staate sowohl vom finnischen als vom karelischen Gesichtspunkte aus als eine in jeder Hinsicht sehr nützliche und erfreuliche Veränderung zu begrüßen sein. . . . Und wenn man die Frage von allgemeinpolitischer Seite aus betrachtet, so würde das freie Finnland, durch die Einverleibung Ostkareliens, sowohl als ein festerer Pufferstaat für Schweden wie ein effektiverer Ausschalter Rußlands aus dessen den übrigen Ostseestaaten verhängnisvoller Stellung an der Ostsee überhaupt erscheinen. Und das wäre ja günstig für alle Völker, die natürliche Interessen an diesem Meere haben."

Ist die Angelegenheit Ostkareliens noch schwebend, so hat Finnland doch in einem kleinen Streifen Eismeerküste im Murmangebiet einen höchst wertvollen Zuwachs bekommen. Als wie wichtig diese Gewinnung zu betrachten ist, beweist auch die Festsetzung der Engländer an der Murmansküste, die nicht bloß rein kriegerische Zwecke verfolgt, sondern auch auf eine spätere Beherrschung der Gegend im üblichen englischen

Sinne hinzielt. Die Abschüttelung des Parasiten wird ja auch hier noch erfolgen und Finnland auch von hier aus jede freie ihm zustehende Betätigung ermöglichen. Daß diese übrigens auch vom zarischen Rußland nie gern gesehen wurde, beweist das hartnäckige Vorenthalten der Murmansküste, auf die Finnland seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Entgelt für ein im Südosten abgetretenes Gebiet festen Anspruch hatte. Als Anliegerstaat[1]) des Eismeeres nämlich wird Finnland seine kolonisatorische Tätigkeit daselbst wieder neu entfalten, auch im Fischfang und dem jenen Gegenden eigentümlichen Handel seinen Rang behaupten, vermutlich auch zur Erforschung des Eismeeres wesentlich beitragen können. Daß auch in dieser Hinsicht Ansätze von der Natur gegeben sind, beweist die Erscheinung Nordenskjölds, der nur aus politischen Gründen nach Schweden entwich und dort hochherzige Förderung erfuhr. Daß aber Finnland mit offenem Blick für seine Männer von Bedeutung alles tut, was bisher unter Berücksichtigung des russischen Molochs in seinen Kräften stand, beweist die Geschichte der geistigen Entwicklung Finnlands im letzten Menschenalter, die auch für die Zukunft in dem jeder russisch-finnländischen Budgetfrage enthobenen freien Finnland das beste erwarten läßt.

Indogermanen und Deutsche.

Karl Felix Wolff.

(Fortsetzung.)

Unmittelbar nach dieser stürmischen Zeit, die nicht lange gedauert haben kann, sehen wir in Thüringen, Böhmen und Schlesien das große und einheitliche Volk der Aunetitzer auftreten. Diese Aunetitzer können nur die Nachfahren jener Schnurkeramiker sein, die vor dem Ansturm der Glockenbecherleute in das Gebirge zurückwichen und sich hier behaupteten. Tatsächlich fehlt in den Gebirgsländern Mitteleuropas jede archäologische Spur der Glockenbecherleute, während vor der Glockenbecherzeit einzelne Schwärme von Schnurkeramikern hier nachweisbar sind und nach der Glockenbecherzeit in denselben Gebieten das geschlossene Volk der Aunetitzer wohnt. Hier hatte sich ein neuer indogermanischer Kern gebildet, der alle Kulturerrungenschaften der Väter bewahrte und überdies die Metalltechnik der Glockenbecherleute nicht nur übernahm, sondern auch noch selbständig fortentwickelte. Und als die Zeit der Kämpfe mit den Glockenbecherleuten vorüber war, da begannen die erstarkten, volkreichen Aunetitzer aus den Bergländern Mitteleuropas nach allen Seiten hinabzuwandern. Es waren keine stürmischen Heerfahrten, sondern allmähliche Ausbreitungen und Besiedelungen. Zu dem ganzen Wesen der Aunetitzer, zu ihrem beharrlichen Ausdauern in den Gebirgsländern und zu ihrem langsamen Wiedervor-

---

[1]) Hierüber: Finnländische Rundschau, Leipzig, Duncker & Humblot.

drängen paßt ihre Schädelform ausgezeichnet; sie ist nämlich bei verschiedenen Aunetitzergruppen kürzer als bei den Band- oder Schnurkeramikern[1]).

Die große Einheitlichkeit der Aunetitzer in der Kultur, sowie die verhältnismäßige Beschränktheit ihres Heimlandes lassen begründeterweise vermuten, daß auch in sprachlicher Beziehung ein enger Zusammenhang unter ihnen bestand. Darum erblickt Kossinna in den Aunetitzern die Stammväter der Kelten, Italer und Veneto-Illyrier. Ich nehme noch die Tocharer und Hethiter hinzu[2]). Die Sprachen der betreffenden fünf indogermanischen Völker gehören nicht nur sämtlich zu den Kentumsprachen, sondern sie zeigen auch noch untereinander besonders enge Verwandtschaftsverhältnisse. Kossinnas Hypothese erscheint um so berechtigter, je gründlicher man sie nachprüft. Bekennen wir uns aber zu dieser Hypothese, dann vermag uns die Kurzköpfigkeit bei vornehmen Römern nicht mehr zu überraschen. Denn angesichts der großen Beständigkeit des europäischen Rassenbildes werden wir uns z. B. die in Nordböhmen ansässigen Aunetitzer genau so vorstellen müssen, wie die heutigen Deutschböhmen; bei diesen aber finden wir sehr häufig gedrungenen, kräftigen Körperbau und blonden Kurzkopf, dazu breites, flaches Gesicht mit dem Ausdruck besonderer Charakterfestigkeit und Tatkraft. Eine solche Gesamtheit körperlicher und seelischer Erscheinungen paßt aber vorzüglich zu allem, was uns vom römischen Wesen bekannt ist. Das schnelle Verschwinden der Blondheit bei den Römern ist durchaus begreiflich, wenn man bedenkt, daß schon eine geringe Beimischung brünetter Elemente genügt, um die Blondheit unverhältnismäßig zurücktreten zu lassen.

Vielleicht gelingt es den Forschern noch, die Gemeinsprache der Aunetitzer zu erschließen. Eine solche muß unbedingt vorausgesetzt werden, mag auch mundartliche Spaltung von Anbeginn bestanden haben. Aber jedenfalls war damals der Abfall des anlautenden p im Keltischen noch nicht eingetreten und das Italische und Veneto-Illyrische hatten noch kein f aus den Medialaspiraten entwickelt. Diese lautlichen Veränderungen begannen sich erst um 2000 vor Chr. auszubilden, als die Aunetitzer allmählich auseinanderrückten. Die Kelten verbreiteten sich über Westdeutschland, die Italer zogen langsam durch Pannonien nach Italien (wobei sie jahrhundertelang in Berührung mit den Griechen, besonders den Dorern, geblieben sein müssen), die Veneto-Illyrier folgten ihnen teils auf dem Fuße nach, teils drangen sie nordwärts vor und erfüllten das Odergebiet,

[1]) Schliz, der unermüdliche Durchforscher der vorgeschichtlichen Rassenverhältnisse, sprach von dem „gedrungeneren Aunetitzer Typus" und erkannte in den Aunetitzer Schädeln den „Einfluß einer brachykephalen Strömung". (Archiv für Anthropologie, 1909 u. 1910.)

[2]) Über den indogermanischen Charakter der hethitischen Sprache, ihre Zugehörigkeit zur Kentumgruppe und ihre Verwandtschaft mit dem Lateinischen vergleiche den in den „Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft zu Berlin" (Dezemberheft 1915) abgedruckten Vortrag von Hrozny „Die Lösung des hettitischen Problems".

wo sie zu Begründern der sogenannten **Lausitzer Kultur** wurden; die Hethiter gingen nach Vorderasien, die Tocharer endlich nach Mittelasien.

So war die dritte indogermanische Periode angebrochen, die **Periode der Ausbreitung** über ferne, nicht mehr zusammenhängende Gebiete. Kleine Indogermanenschwärme drangen erobernd in menschenreiche Fremdländer ein und verloren jede Fühlung mit ihrer Heimat und mit ihren Stammesbrüdern. Von nun an konnten sich Inder und Griechen, Tocharer und Italer nicht mehr gegenseitig beeinflussen, wie es einst auf dem engen Raume Mitteleuropas geschehen war. Aus dem geschichtslosen Dunkel europäischer Vorzeit waren sie hinausgetreten in das helle Licht der Weltgeschichte. Sie brachten ein reiches Erbe mit, das sie verschwenderisch verausgabten und 2000 Jahre lang blieben sie die Lenker und Ordner der Menschheit. Als Eroberer und Gebieter waren sie erschienen, als Opfer der Aufhöhung versanken sie in den Niederrassen. Neue Indogermanenschwärme mußten aus den unentweihten Wäldern Nordeuropas kommen — gesunde, frische, hochgemute, schaffensfreudige Menschen. Denn das Altertum war müde und unfruchtbar geworden, überreizt durch die Auswüchse seines Stadtlebens, erschöpft durch seine Blutleere. Die Weltgeschichte aber ließ einen neuen Morgen dämmern und es erschienen die **Germanen!**

Wie die Indogermanenfrage der Kern der ganzen Rassenfrage, so ist für jeden Forscher seine Anschauung über Sprache und Herkunft, Art und Wesen der Germanen entscheidend für seine Bewertung der gesamten Indogermanen. In einer neuen Indogermanenlehre ist daher eine klare Stellungnahme zu allen Fragen, welche die Germanen betreffen, unerläßlich. Warum hat sich das Germanische vom Urindogermannischen weiter entfernt, als manche andere indogermanische Sprache? Woher kommen die den anderen indogermanischen Sprachen fremden Seeausdrücke des Germanischen? Wie ist die Lautverschiebung zu erklären? Wie kam es zu den vielen Übereinstimmungen im Wortschatz zwischen dem Germanischen einerseits und dem Keltischen und Slawischen andererseits, obwohl insbesondere die slawische Gruppe dem Germanischen eigentlich vollkommen fremd ist? Haben sich die Germanen von Skandinavien auf das Festland oder vom Festlande nach Skandinavien verbreitet? Wie ist das Verhältnis der Germanen zu den Finnen? Warum waren die Germanen so schlechte Sprachverbreiter, d. h. warum blieb der dauernde Zuwachs des germanischen Sprachgebietes, trotz der gewaltigen germanischen Ausbreitung in der Völkerwanderungszeit, nur ein so verschwindend geringer, verglichen mit dem einstens von den Indogermanen errungenen, — oder: warum vermochten die Germanen ihre Sprache nur in Großbritannien und Süddeutschland durchzusetzen, während die Indogermanen eine zusammenhängende Kette ihrer Mundarten bis an die Grenzen von China schufen, aus Italien alle ureinheimischen Sprachen nebst dem eine Zeitlang über-

mächtigen Etruskischen verdrängten und auf dem heute griechischen Gebiete sogar den glanzvollen ägäischen Kulturkreis für immer hellenisierten?

Alle diese Fragen müssen von einem einheitlichen Gesichtspunkte übereinstimmend beantwortet werden. Das wollen wir nun versuchen.

Das Kulturgebiet der Ancylusleute war um 9000 vor Chr. von den Campignyienleuten zersprengt worden, welche die Kultur der älteren Muschelhaufen verbreiteten. Um 7000 vor Chr. war dann innerhalb dieses engeren Bereiches ein neuer Kern entstanden, mit der Kultur der jüngeren Muschelhaufen und mit der urindogermanischen Sprache. Die Träger dieser Bewegung, die Urindogermanen, wanderten um 6000 vor Chr. zum Teil nach Mitteleuropa aus und wurden hier zu Begründern des bandkeramischen Kulturkreises, — zum Teil verblieben sie im Norden, wo sie die megalithische Kultur entwickelten und alsbald neue Auswanderer über Meer und über Land in die Ferne schickten, nämlich die seefahrenden Megalithleute, die wir am atlantischen Ozean und im Mittelmeerbecken wiederfinden, und die in Deutschland auftauchenden Schnurkeramiker (die Ahnen der Ligurer, Griechen, Kelten, Italer, Veneter, Tocharer und Hethiter). Sie alle sprechen Kentumsprachen, die aus der Kentumgrundsprache der skandinavischen Dolmenleute hervorgegangen sind. In Skandinavien selbst aber nahm während der nun folgenden Zeit (d. h. im fünften und vierten vorchristlichen Jahrtausend) die Umbildung der Sprache ihren Fortgang und es entwickelten sich jene klaren, scharfumrissenen Formen, die wir aus dem Germanischen erschließen können und als vorgermanisch bezeichnen. Etwa um 3000 vor Chr. ist im Norden Europas die Campignyiensprache, d. h. die Sprache der älteren Muschelhaufenleute, erloschen (vielleicht mit Ausnahme einiger Reste an der westnorwegischen Küste) und es gibt nur noch zwei Sprachen: das Vorgermanische bei den Megalithleuten und das Finnische bei den Trägern der arktischen Kultur.

So lagen die ethnologischen Verhältnisse im Norden, als die Vorgermanen um die Mitte des dritten vorchristlichen Jahrtausends durch die bis nach Dänemark vordringenden Glockenbecherleute mit dem Metall bekannt wurden. Wie überall, so war dies auch für den Norden der Beginn einer großen Umwälzung — nicht nur im Hinblick auf die werkhafte Kultur, sondern auch in betreff des völkischen oder sagen wir geradezu staatlichen Lebens. Zwar scheinen sich schon in megalithischer Zeit die kleinen urindogermanischen Sippen zu wirklichen politischen Einheiten, die Gemeinden zu Gaugenossenschaften ausgewachsen zu haben; aber allenthalben in den Gebirgen und Sumpfgegenden, sowie in den weiten Wäldern Südschwedens und in den Fjordlandschaften Norwegens gab es auch bei Beginn der Metallzeit noch zahlreiche „Finnensitze", d. h. nichtindogermanische Inseln, in welchen die Steinzeit länger dauerte; manche bewahrten die arktische Kultur, andere hatten durch den beständigen Verkehr bereits viel der älteren Muschelhaufenstufe angehörendes Kulturgut

übernommen. Ich denke da hauptsächlich an die Fischerbevölkerung der norwegischen Westküste, bei der sich die Kultur der älteren Muschelhaufen bis zum Polarkreise verbreitet hatte; hingegen fehlen hier die Stufen der neueren Muschelhaufen, der Dolmen und der Ganggräber; selbst die Denkmäler des letzten megalithischen Entwicklungsabschnitts, die großen Steinkisten, finden sich nur im Gebiete des Kristianiafjordes. Der ausgedehnte Westen Norwegens war also am Ausgange der Steinzeit noch nicht indogermanisch.

Erst in der angehenden Bronzezeit wurden die Bewohner der „Finnensitze" und überhaupt alle rückständigen Nordleute (das waren aber, wie stets in solchen Fällen, die kurzköpfigen oder weniger langköpfigen Elemente) von den metallbewaffneten, politisch erstarkten Indogermanen, bezw. Vorgermanen unterworfen und völkisch angeglichen.

An der Wende vom dritten zum zweiten vorchristlichen Jahrtausend verwandelte sich der ganze Norden bis zu den damals unbewohnten Lappmarken (die bekanntlich erst viel später von Südosten her durch die Lappen besiedelt wurden) in eine einheitliche indogermanische Sprachgemeinde. Aber die Angleichung so vieler Nichtindogermanen hatte eine starke Rückwirkung auf die Sprache zur Folge und äußerte sich in einer allgemeinen Lautverschiebung. So entstand aus dem Indogermanischen bezw. Vorgermanischen der bronzezeitlichen Skandinavier eine neue Tochtersprache: das Germanische![1])

Die nordische Bronzekultur ist eine der glanzvollsten Erscheinungen in der Geschichte menschlichen Schaffens. Der Fortschritt war — im Verhältnis zur Steinzeit — ein rascher und gewaltiger. Auf den Gebieten des Werkwesens und der Kunst wurden erstaunliche Leistungen vollbracht. Die damals im Guß hergestellten großen Bronzeblashörner („Luren") sind ein Gegenstand der Bewunderung für alle Musiker. Das Schiffswesen muß eine hohe Vollendung erreicht haben. Von besonderer Wohlhabenheit und von verfeinertem Geschmack zeugen die stilvollen Ziermuster und die künstlerisch bearbeiteten goldenen Kultgefäße[2]). Das alles erlaubt aber auch den Schluß auf ein reichentfaltetes politisches Leben; stolze Häuptlinge und Gaufürsten müssen Land und See beherrscht und Kriege widereinander geführt haben; der ganze Norden wuchs an Volk, an Reichtum und an Macht. Für die außerordentliche Verfeinerung der geistigen Kultur, die damals erreicht wurde, spricht insbesondere die aus den Worten „Frau" und „Weib" klar zu erschließende Stellung des Weibes. Während der

---

[1]) Die germanische Lautverschiebung hat manches mit gewissen Lautumwandlungen der finnisch-ugrischen Sprachen gemein und sogar für das sogenannte Vernersche Gesetz gibt es Entsprechungen im Finnisch-Ugrischen.

[2]) Näheres hierüber in den Schriften von Gustaf Kossinna: „Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit" und „Die deutsche Vorgeschichte" (beide bei K. Kabitzsch in Würzburg).

Römer das Weib femina, d. h. „die Säugende" nannte, der Grieche aber γυνή, d. h. „die Erzeugerin" — zwei Bezeichnungen, die einer ganz einfachen, naturalistischen Auffassung entspringen —, finden wir bei den Germanen (neben dem alten, etymologisch dem griechischen γυνή entsprechenden qens, das aber schon frühzeitig an Verbreitung abnimmt) die Worte „Frau" und „Weib". „Frau" (althochdeutsch frouwa) heißt „Herrin". Psychologisch viel bedeutsamer aber ist das Wort „Weib", weil es das Ahnungsvermögen des weiblichen Gemütes betrifft und somit bei der Sprachbildung eine rein geistige Auffassung und eine erstaunlich edle, ästhetische Denkungsart erkennen läßt; denn „Weib" (germanisch wîbo-) bedeutet „das wunderbar Ahnende, seherisch Erschauende"[1]. Es stimmt mit diesem Ergebnisse der Sprachforschung vollkommen überein, wenn uns Tacitus in seiner „Germania" zu erzählen weiß, die Germanen sähen im Weibe sanctum aliquid et providum (etwas Heiliges und Seherisches). Eine ungewöhnliche seelische Tiefe und poetische Feinfühligkeit, aber auch ein langandauernder Hochstand der geistigen Kultur waren ohne Zweifel notwendig, um für das weibliche Geschlecht zwei so vornehme und sinnige Bezeichnungen zu schaffen, wie „Frau" und „Weib", und sie innerhalb einer großen Sprachgemeinde allgemein durchzusetzen. Kein anderes Volk der Erde kann sich in dieser Hinsicht mit den Germanen messen — ein wundervolles Zeugnis für Sitten- und Seelenleben der altgermanischen Männer![2]

Die vollkommene Durchführung der Lautverschiebung und die aus dem Wortschatze ersichtliche Einheitlichkeit des urgermanischen Kulturkreises lassen erkennen, daß zwischen den Inseln und längs der ausgedehnten skandinavischen Festlandküsten schon damals ein reger Verkehr geherrscht haben muß. Auf diese Zeit der älteren Bronzekultur, die herrliche Frühzeit germanischen Lebens, geht auch die Edda zurück, mag sie immerhin einerseits mancherlei steinzeitliche (also noch ältere) Überlieferungen und Vorstellungen bergen, andererseits in der Eisenzeit manche Verkürzung oder unvorteilhafte Umbildung erlitten haben. Denn gleichzeitig mit dem Beginn der Eisenzeit in Skandinavien (etwa um 800 vor Chr.) trat daselbst ein Klimasturz ein, der eine allgemeine Vereinfachung der Lebensführung und einen Stillstand der Kulturentwicklung unmittelbar zur Folge hatte. Die Auswanderungslust erfaßte ganze Völkerschaften und der **Schwerpunkt germanischen Lebens verschob sich nach dem Festland.**

---

[1]) Man vergleiche damit altindisch vip „begeistert sein".

[2]) Das Wort „Dame" entstammt dem Dichterkreise der Troubadours, die romanisch sprachen, ihrer Abstammung nach aber mehr oder weniger reine Germanen waren. Germanisch war der Minnesang, germanisch der Frauendienst, germanisch die Marienverehrung. Das Wort „Dame" (aus lateinischem domina „Herrin" gebildet) entstammt germanischer Anschauungsweise und soll daher dem deutschen Wortschatze auch fernerhin erhalten bleiben.

Doch kehren wir in die ältere Bronzezeit zurück.

An der Wende vom dritten zum zweiten vorchristlichen Jahrtausend war in Skandinavien wiederum ein eigenartiges, krafterfülltes Volk entstanden und dieses neue (germanische) Volk begann alsbald, in genau derselben Weise wie es einst die Urindogermanen taten, seine „Weihefrühlinge" nach Norddeutschland zu entsenden. Etwa um 1800 vor Chr. betreten die ersten Germanen das Gebiet der untersten Elbe.

In dieselbe Zeit fällt aber auch die Ausbreitung der Aunetitzer; es begegneten sich daher im norddeutschen Tiefland Veneto-Illyrier, die von Südosten, Urkelten, die von Süden und Germanen, die von Norden kamen. Jedes dieser drei aufeinander prallenden indogermanischen Völker war im Besitze eines scharf ausgeprägten Formenkreises der älteren Bronzezeit, wie Kossinna mehrfach gezeigt hat.

Wie so oft in der Weltgeschichte mußten die Germanen schon damals nach zwei Seiten kämpfen. Es war die Heroenzeit des germanischen Volkes; damals mögen jene den Germanen eigentümlichen Heldennamen entstanden sein, die aus den Bezeichnungen für Krieg, Waffen, Glanz und Ruhm zusammengesetzt sind[1]). Von immer neuen Nachschüben vorwärts getrieben und verstärkt, eroberten die Germanen im Verlaufe weniger Jahrhunderte das norddeutsche Tiefland, die Kelten und Veneter nach Westen und Osten auseinanderdrängend. Dabei wurden die Veneter, in deren Rücken Slawen

[1]) „Das war die Hauptsorge unserer wackeren Vorfahren, daß die jungen Leute gute Soldaten, kühne Degen, herrliche Helden werden möchten. Daher das fortwährende Säbelrasseln und Schwerterklirren, das Schlachtgetümmel und Pferdegetrappel in den heidnischen Taufnamen" (Kleinpaul: „Die deutschen Personennamen", Leipzig, Göschen, 1909). So bildeten sich die Männernamen Chariowalda (der Heerkühne), Chariomerus (der Glanz des Heeres), Ariovist (Hariofurist, der Heerfürst), Gundicarius (Gundigar, Kampfspeer), Gundibald (der Kampfeskühne), Garibald (der Speerkühne), Rüdiger (der berühmte Speer), Chlodwig, Ludwig (der laute Kämpfer), Segimerus, Sigmar (der Siegberühmte), Sigibercht, Siebert (der Siegstrahlende), Harimann, Hermann (Heer-Mann), Hildigar, Hilger (Schlachtspeer), Hildebrand (Schlachtschwert), Hadubrand (Haderschwert), Hartwig (der harte Kämpfer), Hartnack, Harnack (der Hartnäckige), Ekkehard (der Scharfschneidige), Gerhard (der Speertüchtige), Hardhari, Herder (der harte Kriegsmann) usw. — Aber die Not war groß, die feindliche Übermacht gewaltig, der Sieg in weiter Ferne und man wollte und mußte doch durchhalten. Darum kamen schließlich auch die Frauen der Germanen helfend und ermutigend bis in die Schlachtlinie. Nur so versteht man die kriegerischen Mädchennamen Brunhilde (die gepanzerte Kämpferin), Hildegunde (die Kriegskämpferin), Hedwig (die Schlachtstreiterin), Krimhilde (die helmbewehrte Kämpferin), Mechthilde, Matilde (die mächtige Kriegerin), Kunigunde (die vornehme Kriegerin), Gertrud (die Speertraute), Thursinhild, Thusnelda (die gegen Riesen Kämpfende) usw. — In dieser furchtbaren, aber ruhmvollen Zeit, in welcher der Krieg die Hauptbeschäftigung der Germanen war, wurde der alte indogermanische *Deivos (germanisch *Tîwaz), der leuchtende Himmelsgott, allmählich zum Kriegsgott (Vigagodh), bis er endlich in den wütend einherstürmenden *Tîwaz Wôdanaz überging, den späteren nordischen Odhin, der siegbringend über die Schlachtfelder hinbraust und die gefallenen Helden durch die kampfesmutigen Valkyrjur und Skjaldmeyjar (Totenwählerinnen und Schildmädchen) nach seiner Walhalla bringen läßt.

und Litauer standen, bis auf geringe Reste vernichtet und ihr Name ging auf die Slawen über, die nun Nachbarn der Germanen wurden[1]). So erklärt es sich, warum die slawische und germanische Sprache trotz innerer Fremdheit doch so viele Übereinstimmungen im Wortschatz aufweisen. Die baltisch-slawische Gruppe gehörte ursprünglich zum bandkeramischen Kulturkreis, wurde durch die Schnurkeramiker nach Osten verdrängt und kam erst nach Aufreibung der Veneto-Illyrier mit den Germanen in Berührung.

Noch länger dauerte die Nachbarschaft der Germanen und der Kelten; die vielen Wechselbeziehungen in Kultur und Sprache können daher bei diesen beiden Völkern um so weniger überraschen, als den Germanen die zur Kentumgruppe gehörigen Kelten von Anbeginn viel näher standen, denn die Slawen.

Die Lautverschiebung muß während der Ausbreitung der Germanen über das norddeutsche Tiefland noch fortgewirkt haben, denn die Namen der Grenzgebirge sind uns im Westen und Osten in zwei Formen erhalten: sowohl für das deutsche Mittelgebirge als auch für die Karpaten gibt es neben den älteren Namensformen solche germanischen Gepräges (Karpaten = Harfadha fiöll der nordischen Sage, aus germanischem *Harfoda, keltisch Erkunia aus vorkeltischem Perkunia = althochdeutsch Fergunna, mittelhochdeutsch Virgunnia, Viergunt [die böhmischen Gebirge] aus germanischem *Fergunjo]. Auch den Hanf haben die Germanen kennen gelernt, als die Lautverschiebung noch wirksam war. Sie kann erst nach der Ausbreitung der Germanen zum Abschlusse gekommen sein und hat das ganze germanische Gebiet von den nördlichsten skandinavischen Siedelungen bis zum deutschen Mittelgebirge in gleicher Weise betroffen. Durch diesen Vorgang hat sich die germanische Sprache vom Urindogermanischen weiter entfernt als irgendeine andere Schwestersprache der großen Familie. Da wir aber in Skandinavien die Urheimat und in den Germanen die Fortsetzung des urindogermanischen Hauptstammes erblicken, so können wir in dieser Entwicklung nur Gesetzmäßigkeit sehen: der Wipfel ist von der Wurzel weiter entfernt als irgendeine Astspitze! Umgekehrt hat das schon sehr frühzeitig vom Hauptstamme abgezweigte Baltisch-Slawische die altertümlichsten Formen bewahrt.

Dadurch, daß es ohne jede innige Berührung mit einer anderen Schwestersprache in der meerumschlungenen indogermanischen Urheimat entstand, erklärt sich ohne weiteres die von allen Forschern so stark betonte Sonderstellung des Germanischen und sein Reichtum an Bezeichnungen für alles, was die See betrifft[2]).

---

[1]) Von Kossinna zuerst erkannt („Mannus" IV, 3, 294, 1912).

[2]) Gewiß haben auch die übrigen Indogermanen solche (und vielleicht sogar dieselben) Seeausdrücke besessen, aber sie verloren sie während des langen Aufenthaltes auf dem mitteleuropäischen Festlande. So kennt z. B. der heutige deutsche Bauer der Alpenländer das Wort „Meer" nur aus der Schule und viele andere, dem Norddeutschen geläufige

Andererseits erscheint es begreiflich, daß ein so ausgesprochenes Eroberervolk, wie es die Germanen waren, keine Festungswerke aufführte und auch kein Wort für Festung besaß. Es zeigt sich da wieder, daß die Germanen in jeder Hinsicht die Erbfolger der Urindogermanen waren, denn auch im Urindogermanischen läßt sich ein Wort für Festung nicht nachweisen. Denn der Stamm *dheighos, dhoighos bedeutete ursprünglich — wie aus den entsprechenden Worten im Lateinischen und Sanskrit hervorgeht — nur „bestreichen, verkitten, bilden", bezog sich also auf die Lehmarbeit; erst in gemeinindogermanischer Zeit nahm dieser Stamm die Bedeutung „Festung" an, wie besonders das thrakische -diza „Stadt", das altiranische pairi-daeza „Umfriedigung" und das daraus hervorgegangene persische diz „Festung" erkennen lassen. In Übereinstimmung damit zeigt uns die Wissenschaft vom Spaten, daß Festungswerke bei den rheinischen Pfahlbauleuten, bei den Bandkeramikern, bei den Kelten und bei den Trägern der Lausitzer Kultur (Veneto-Illyriern) allgemein sind, daß sie hingegen im skandinavischen Norden bis zur Wikingerzeit fehlen. Der Verlauf der großen Kämpfe, die sich während der älteren Bronzezeit im norddeutschen Tieflande abspielten, wird uns dadurch noch klarer: Kelten und Veneter suchten durch Erbauung von Festungswerken ihre Sitze zu behaupten, aber unaufhaltsam — wenn auch vielleicht mit manchem „miracle de la Marne", d. h. kleinen Rückschlägen, die nur dazu führen konnten, die Kräfte des Angreifers zu stählen, — vollzog sich die Ausbreitung der nordischen Germanenflut[1]). Erst an dem langen Grenzwall des Mittelgebirgszuges, an der sogenannten herkynischen Völkerscheide, kam die Germanenflut zum Stehen. Durch mehr als ein Jahrtausend bildete nun diese Gebirgskette die Südgrenze des Germanentums gegen Kelten und Illyrier. Es war ein Jahrtausend erfolgreichster Sammlung germanischer

---

Seeausdrücke überhaupt gar nicht. — Die Griechen entlehnten ihr θάλασσα „Meer" einer nichtindogermanischen Sprache des ägäischen Kulturkreises. Auch die Italer müssen das Wort für Meer verloren und dann, als sie an die Adria kamen, von den hier siedelnden Albano-Illyriern neu empfangen haben; anders läßt sich das a für o in lateinischem mare nicht erklären; gallisch more und altslawisch morje bezeugen, daß ein indogermanisches o vorlag und der Übergang von o in a ist wohl im Albano-Illyrischen, nicht aber im Italischen gesetzmäßig. (Dies zu Kretschmers berechtigten Bedenken; „Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache", S. 66, Anm.) Das Wort für Meer scheint übrigens ursprünglich nur „stehendes Gewässer" bedeutet zu haben, so daß es auch auf Seen und tote Stromläufe angewendet werden konnte.

[1]) Frühere Ethnologen und insbesondere Sprachforscher wußten allerlei von einer angeblichen Keltenherrschaft über die Germanen zu erzählen. Demgegenüber konnte Kossinna archäologisch feststellen, daß den Kelten nur in der Hallstattperiode, also zu Beginn der Eisenzeit, ein kleiner Vorstoß am Harz gelungen ist. Und Rudolf Much äußert sich auf Grund sprachwissenschaftlicher Untersuchungen mit besonderer Entschiedenheit wie folgt: „Nicht nur die Herrschaft der Kelten über die Germanen zerfließt, näher besehen, in eitel Rauch und Dunst, sondern das gleiche gilt auch von ihrer angeblichen ehemaligen kriegerischen Überlegenheit." („Deutsche Literatur-Ztg.", 1902, Nr. 8.)

Kräfte. Und wie einst die Schnurkeramiker, nachdem sie lange die norddeutsche Ebene bewohnt hatten, endlich den Mittelgebirgswall überschritten, um Neuland im Süden zu suchen, so wurde auch den erstarkten Germanen ihr Wohngebiet schließlich zu enge und es begann jene Bewegung, welche die Geschichtslehrer als Völkerwanderung bezeichnen, eine Erscheinung, die durchaus nicht einzigartig oder unvergleichlich dasteht, sondern einen regelmäßig wiederkehrenden Vorgang darstellt, der sich schon mehrmals abgespielt hat und auch gegenwärtig im Anzuge ist: die Neuordnung der Welt durch ein kraftvolles Nordvolk[1])! (Fortsetzung folgt.)

Rasse und Volk.

Dr. med. Ernst Neumann.

Die Begriffe „Rasse" und „Volk" werden zum Unheil der Erforschung der Vergangenheit und der Gestaltung von Gegenwart und Zukunft immer wieder durcheinander geworfen. „Rasse" ist ein biologischer Begriff, „Volk" ein historischer. Für die Rasse sind biologische Merkmale entscheidend, aber auch nur diese. Wenn in bezug auf Einteilung und Abgrenzung der Menschenrassen Meinungsverschiedenheiten bestehen, wenn verschiedene Merkmale zur Unterscheidung herangezogen sind, so hat bei allen Einteilungen doch immer die Färbung der Haut und Haare im Vordergrunde gestanden; man ist trotz aller Meinungsverschiedenheiten darin einig, die drei großen Gruppen der „weiß-", gelb-" und „dunkelhäutigen" Rasse zu unterscheiden. Jede Gruppe enthält ein Vielfaches von Unterrassen; am meisten ist dies bei der dunkelhäutigen Rasse der Fall. Bei dieser Einteilung der Rassen gibt es, wie bei allen Einteilungen, Grenzfälle, bei deren Unterbringung man sehr zweifelhaft sein kann, die nicht ganz ohne Willkür unterzubringen sind. Im großen ganzen ist es jedoch richtig und begegnet keinem Widerspruche, von der „weißen", der „gelben" und der „dunklen" Menschenrasse zu sprechen. Andere körperliche Merkmale wie „Lang-" und „Kurzschädel", grober und zarter Knochenbau, hoher und kleiner Wuchs kommen bei jeder der drei Gruppen vor, sind deswegen nicht so als Einteilungsgrundsatz zu gebrauchen wie die Hautfarbe. Andererseits verbinden wir mit den Begriffen der „weißen", „gelben" und „dunklen Rasse" ohne weiteres auch Begriffe bestimmter verschiedener Anlagen von Intellekt und Charakter. Bei den anderen körperlichen Merkmalen ist das nicht der Fall. Während bei dem Begriff „Weißer",

---

[1]) „Da die geschichtlichen Ereignisse als Nachspiele oder Ausläufer ähnlicher, durch gleiche Ursachen hervorgerufener vorgeschichtlicher Vorgänge aufgefaßt werden müssen, wird ein volles Verständnis der Geschichte nur durch genaue Kenntnis der Vorgeschichte ermöglicht", sagt Ludwig Wilser, der unermüdliche Verfechter der Lehre vom nordeuropäischen Ursprung der Indogermanen, im ersten Abschnitt seines Werkes „Die Germanen".

„Gelber“, Schwarzer“ sich sofort auch ein bestimmter entsprechender Begriff von Intellekt und Charakter einstellt, trifft dies für den Begriff „Langschädel“, „Kurzschädel“, „hoher“ oder „kleiner“ Wuchs nicht zu. Das spricht für die Richtigkeit des Rasseneinteilungsgrundsatzes nach der Hautfarbe. Die Gehirnanlage, die Grundlage von Intellekt und Charakter, ist das Unterscheidende zwischen Mensch und Tier nicht nur, sondern bedingt auch im wesentlichen den Unterschied zwischen den einzelnen Menschenarten. Die Gehirnanlage muß daher auch bei der Rasseneinteilung der Menschen ihren Ausdruck finden, wenn die Einteilung das Wesentliche der Unterschiede mit fassen will. Es gibt eine biologische Tatsache, die den Einteilungsgrundsatz nach der Hautfarbe richtig, den Parallelismus zwischen Hautfarbe und Gehirnanlage begreiflich erscheinen läßt. Bald nach der Befruchtung sondert sich der menschliche Keim in drei Keimblätter: das äußere, das mittlere, das innere Keimblatt. Haut und Gehirn stammen zusammen beide von einem, dem äußeren Keimblatte, ab, während Muskulatur und Knochenbau von einem anderen Keimblatte abstammen. Es ist deshalb verständlich, daß Muskulatur und Knochenbau nichts über die Gehirnanlage aussagen, daß die gleiche Muskulatur und der gleiche Knochenbau mit verschiedenster Gehirnanlage vergesellschaftet sein können und umgekehrt, während es zum mindesten keiner Unbegreiflichkeit begegnet, daß Haut und Gehirn als Abkömmlinge eines, des äußeren Keimblattes, innere Verwandtschaft zeigen, so daß das eine auf die Beschaffenheit des anderen schließen läßt. Mit der Einteilung der Menschenrasse nach der Hautfarbe hat man vielleicht, nein wahrscheinlich unbewußt einen tiefen biologischen Zusammenhang richtig erfaßt. Selbstverständlich kann dieser Zusammenhang nur durchschnittlich und im großen ganzen gelten.

Mit Rücksicht auf diesen Zusammenhang, diesen Parallelismus zwischen Haut und Gehirn sind dann die Rassen wieder nach der Beschaffenheit ihrer Haut und deren Gebilde in Unterrassen und Unterarten einzuteilen, also nach der Reinheit der entsprechenden Hautfarbe, der Beschaffenheit des Haares und nach der Augenfarbe, da auch die Iris ein Gebilde des äußeren Keimblattes ist. Für die weiße Rasse, die uns besonders angeht, gibt es zwei Hauptarten:

A. lichte weiße Haut mit leicht gewelltem, blondem Haar und blauen Augen,
B. weniger lichte weiße Haut mit mehr glattem, schwarzem Haar und braunen Augen.

Daß A und B auch in bezug auf Intellekt und Charakter verschiedene Unterarten der „weißen“ Rasse vertreten, zeigt ein Vergleich zwischen den lichtblonden, blauäugigen Menschen des europäischen Nordens und den schwarzhaarigen, braunäugigen des Mittelmeers. Mischungen von A und B geben die mannigfachen Übergänge zwischen beiden, wie sie in Europa so unendlich häufig sind.

Das soeben Ausgeführte gibt klare Verhältnisse und führt zu eindeutigen Bezeichnungen in der Rassenfrage, bei denen jeder weiß, um was es sich handelt. Es gibt:

A. blondhaarig-blauäugige
B. schwarzhaarig-braunäugige } Weiße.
C. aus beiden Gemischte

Das ist eine klare, auf biologischer Grundlage beruhende Benennung, wie sie für den biologischen Begriff „Rasse" einzig möglich ist. Alle die Benennungen „germanische", „romanische", „slawische", „keltische" Rasse schaffen nur Unklarheiten; dergleichen gibt es nicht. Mit diesen Bezeichnungen als Rassenbenennungen wird Verwirrung angerichtet, da niemand weiß, was damit gemeint ist, und jeder sich dabei etwas anderes denken kann und denkt. Die blondhaarig-blauäugigen Germanen, Romanen, Slawen, Kelten gehören vom Rassestandpunkt zu einem Begriff, die schwarzhaarig-braunäugigen zu einem anderen und die aus beiden Gemischten zu einem dritten.

Es gibt „slawische", „germanische", „romanische" und dergl. Völker, aber nicht Rassen. Die Völker sind Rassengemische. Die europäischen Völker bestehen im wesentlichen aus den oben aufgestellten Rassenbestandteilen, die bei den einzelnen Völkern in verschieden starken Anteilen vertreten sind. Der Begriff „Volk" ist kein biologischer, sondern ein historischer; er ist durch Verschiedenheit der Geschichte, der Kultur, der Sprache bedingt. Man soll die Dinge sehen, wie sie sind, aber nicht so, wie man wünscht, daß sie seien. Man darf sich nicht vor der Tatsache verschließen, daß die wesentlichen europäischen Völker, auch das deutsche Volk, ein Gemisch von verschiedenen Arten der europäischen weißen Rasse darstellen. Es gibt keine „germanische", „slawische", keine „romanische" oder etwa gar eine „deutsche", „russische", „französische", „italienische" Rasse, sondern nur solche Völker.

Die Völker bilden Symbiosen, Lebensgemeinschaften aus verschiedenen Rassenbestandteilen. Es hat in historischer Zeit in Europa wahrscheinlich nie rassenreine Völker in dem Sinne gegeben, daß sie nur von einer Rasse gebildet wurden, sondern immer Mischvölker, Symbiosen von Rassen. Wahrscheinlich ist das Vorhandensein nur aus einer Rasse bestehender Völker gar nicht einmal wünschenswert, da sie zu einseitig sind und bei dem ausschließlichen Vorhandensein von im wesentlichen gleichen Begabungen zu reichlich Gelegenheit zu Reibungen gegeben und zu viel Vergeudung an Kraft bedingt wird. Bei der Symbiose, der Lebensgemeinschaft verschiedener Rassen oder wenigstens verschiedener Unterarten einer Rasse ist größere Mannigfaltigkeit und daher größerer Reichtum der Kultur, bessere Auswirkung der Begabungen möglich.

Daß eine Lebensgemeinschaft verschiedener Rassen oder Unterarten einer Rasse in einem Volke gut, vielleicht sogar notwendig zu hoher

Kultur ist, spricht aber nicht etwa dafür, daß biologische, d. h. geschlechtliche Vermischung der Rassen oder auch nur der Unterarten einer Rasse erwünscht und segensreich sei. Die Rassen und Unterarten einer Rasse können und sollen in einem Staate, in einem Volke zusammen wohnen, bei gemeinsamer Arbeit durch gegenseitige Ergänzung eine gemeinsame Kultur aufbauen, dürfen sich aber nicht biologisch, geschlechtlich miteinander vermischen. Durch ein Zusammenwohnen und -Arbeiten geht die Eigenart einer Rasse in körperlicher und geistiger Beziehung nicht verloren, wohl aber durch geschlechtliche Vermischung. Daß die alten Kulturvölker, z. B. das griechische, zugrunde gegangen sind, hat wahrscheinlich einen Hauptgrund darin, daß seine Rassenbestandteile sich geschlechtlich immer mehr gemischt haben und dadurch in ihrer Eigenart vernichtet sind.

Von keinem Standpunkte aus ist es wünschenswert, daß die Rassen oder auch nur die Unterarten einer Rasse in ihrer geistigen und körperlichen Eigenart verwischt werden, sie werden es aber rettungslos durch wahllose, geschlechtliche Vermischung. Wenn man an die großen Hauptgruppen der Menschenrassen, wie sie oben aufgestellt sind, erinnert, ist dies jedem sofort klar. Tritt geschlechtliche Mischung zwischen „Weißen" und „Schwarzen" und „Gelben" ein, so geht die eigenartige Schönheit sowohl wie die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit jeder Rasse rettungslos verloren! Daß das gleiche Gesetz nicht auch für die Unterarten der weißen Rasse gelten soll, ist nicht einzusehen. Die Schönheit des blondhaarig-blauäugigen, ebenso wie die des schwarzhaarig-braunäugigen Weißen wird vernichtet, wenn beide sich dauernd mischen. Für die geistige und körperliche Leistungsfähigkeit beider gilt dasselbe. Körperliche Schönheit und geistige Leistungsfähigkeit haben ja die gleichen organischen Wurzeln; beide sind durch vererbte Anlagen bedingt. Daß bei den europäischen Völkern so selten wirkliche Schönheit der Menschen zu finden ist, hat nicht zuletzt seinen Grund in der gedankenlosen geschlechtlichen Vermischung der verschiedenen Rassenarten.

Es ist eine Mißachtung des eigenen Selbst, ein „Sichwegwerfen", im schlimmsten Sinne für den „Weißen" wie für den „Gelben" oder für den „Schwarzen", wenn sie sich geschlechtlich mischen, da sie damit ihre Eigenart, wie sie in geheimnisvollem Werden gestaltet ist, zerstören. Für den blondhaarig-blauäugigen und den braunäugig-schwarzhaarigen Weißen gilt dasselbe! Es ist ein Frevel gegen Natur- oder Gottesgesetz, die ja beide dasselbe sind; es ist eine der Sünden, die nie vergeben werden können und sich unfehlbar rächen durch Tod in der oder jener Form. Gottes Mühlen mahlen sicher, wenn auch langsam; das gilt auch hier. Einem engen Gesichtskreis bleibt leider deswegen nur zu oft der Zusammenhang verborgen und den leichten, dem Rausch der Stunden hingegebenen Sinn schrecken die Folgen nicht.

Die einzelnen Rassen wie die Unterarten der einzelnen Rassen sollen sich nicht gegenseitig hassen und verachten, sie sollen vielmehr die ver-

schiedene Eigenart achten und schätzen, ebenso wie innerhalb derselben Rasse dies für die einzelnen Individuen schon Selbstverständlichkeit ist. Diese Achtung des Anderen verhindert nicht, verlangt vielmehr sogar, daß jeder stolz auf seine Eigenart in körperlicher und geistiger Beziehung ist, daß jeder sein Rassenselbst wahrt, wie es wiederum für die Individuen derselben Art schon längst selbstverständlich ist. So können, sollen zum mindesten die Angehörigen verschiedener Rassenarten wie blondhaarig-blauäugige und schwarzhaarig-braunäugige Weiße in Eintracht in einem Volke, in einem Staate in Lebensgemeinschaft arbeiten und wetteifern beim Bau eines Staats-, eines Kulturorganismus; nur mischen dürfen sie sich nicht.

Die „Rasse" ist etwas Biologisches, hat daher nur für biologische Verhältnisse Bedeutung, da aber auch zwingende. Der Rassenstandpunkt muß und zwar unerbittlich gewahrt werden bei allen geschlechtlichen Verbindungen. Ist er da nicht ausschlaggebend, so geschieht kaum oder gar nicht wieder gut zu Machendes, das nicht anders als Sünde bezeichnet werden kann. Es ist eine Sünde gegen das eigene Selbst, ist eine Sünde gegen das Volk, in dem man lebt, da dies ein blühender Organismus aus verschiedenen eigenartigen, sich ergänzenden Teilen nur bleibt, wenn seine Glieder ihre Eigenart wahren. Auch Schönheit der einzelnen Volksteile kann so nur gewahrt werden.

Die erste Voraussetzung, daß dies möglich ist, besteht darin, daß bei jedem Klarheit über den Rassenbegriff herrscht. Dazu wieder müssen die Bezeichnungen klar und eindeutig, wirklich bezeichnend sein. Es muß bei den Worten jeder sofort wissen, was für Begriffe sie decken sollen. Deshalb müssen Bezeichnungen wie „germanische", „slawische", „romanische" oder gar wie „deutsche", „russische", „französische", „italienische" Rasse verschwinden. Man spreche grundsätzlich nur von einer blondhaarig-blauäugigen und schwarzhaarig-braunäugigen weißen Rasse. Das ist einfach und klar, entspricht den Tatsachen und macht die unheilvolle Verwechselung der so verschiedenen Begriffe „Rasse" und „Volk" unmöglich.

Bei solchen Bezeichnungsarten wird auch jedem europäischen Volke immer wieder zum Bewußtsein gebracht, daß es aus verschiedenen Rassebestandteilen zusammengesetzt ist; es wird jeder Geschichtsforschung die Berücksichtigung der verschiedenen Rassenzusammensetzung eines Volkes aufgezwungen, die zur Erkenntnis der geschichtlichen Vorgänge so notwendig und doch bisher nicht so selten völlig vernachlässigt ist.

Trotz der scharfen Betonung der Rassenunterschiede auch im gleichen Volke durch solche Bezeichnungen muß den Rassenfragen in dem einzelnen Volke die Gehässigkeit genommen werden. Jeder sieht, daß sein Volk in Vergangenheit und Gegenwart eine Lebensgemeinschaft von verschiedenen Rassenarten gewesen ist und noch ist und daß auch in Zukunft nichts daran geändert werden kann, zum mindesten nicht in bezug auf die Unterarten der weißen Rasse; in Zukunft werden die Völker ja noch weniger

voneinander abgeschlossen sein, als es je früher der Fall war. Die Völker sollen in dem Sinne rassenrein sein, daß sie aus rassenreinen Individuen bestehen, brauchen aber nicht rasseneinseitig sein, sondern es sollen die rassenreinen Individuen verschiedenen Rassenarten angehören. Gerade mit Rücksicht auf höchste Leistungsfähigkeit eines Volkes, auf Mannigfaltigkeit der Kultur ist dies zu wünschen, wenigstens in bezug auf die verschiedenen Rassearten der reinen weißen Rasse. Diese Erkenntnis nur kann Rassenhaß im gleichen Volke verhüten, der Rassenfrage die Gehässigkeit nehmen.

Auch der Judenfrage in Europa usw. könnte damit die Spitze abgebrochen werden. Sie ist nicht mehr „die" Rassenfrage, sondern nur eine. Es ist nicht einzusehen, warum man aus Rassengründen nur gegen die Juden Front machen will, die doch auch nur eine Unterart der weißen Rasse sind. Die Juden sind ein Rassenbestandteil des deutschen Volkes, der wie jeder andere weiße Rassenbestandteil in dem geschichtlich gewordenen deutschen Volk und Staat behandelt werden muß. Sie sind als Rassenart nur vom biologischen Standpunkt aus zu behandeln und zu bewerten; das heißt, es soll die geschlechtliche Vermischung mit ihnen vermieden werden. Das ist alles, aber doch sehr viel[1]).

Das deutsche Volk besteht nicht aus einer Rassenart und wird, wie sich wohl mit Sicherheit sagen läßt, auch in Zukunft nicht aus einer Rassenart bestehen. Alle Bestrebungen, die darauf hinzielen, sind zur Unfruchtbarkeit bestimmt, sind Utopie und Wolkenkuckucksheimerei zum mindesten in bezug auf die Unterarten der weißen Rasse. Etwas Anderes ist es, wenn man dabei an die gelben und dunkelhäutigen Rassen denkt. Richtig ist, daß im deutschen Volke die geschlechtliche Vermischung der blondhaarig-blauäugigen und der schwarzhaarig-braunäugigen Rassenarten der weißen Rasse im Laufe der Jahrhunderte eine zu weitgehende geworden ist, daß wir zu viel, viel zu viel Mischrasse geworden sind. Im Interesse der Schönheit der einzelnen Volksglieder wie zur Ertüchtigung unseres Volkes und zur Leistungsfähigkeit des Staates ist es notwendig, daß der Rassenfrage erhöhte Bedeutung beigemessen und daß der geschlechtlichen Vermischung der einzelnen Rassenarten Einhalt getan wird. Das ist schwer, sehr schwer, aber notwendig. Es muß allmählich in die Köpfe, in die allgemeine Anschauung hinein, daß nur die, welche der gleichen Rassenart angehören, einander heiraten dürfen. Für die leider großen Massen der

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Ob eine Symbiose mit den Juden selbst unter dieser selbstverständlichen Voraussetzung auf die Dauer möglich sein wird, möchte ich bezweifeln. Es ist darum wohl besser, wenn wir uns von den Juden auch räumlich, genau so wie von den Schwarzen und Gelben, den Afrikanern und Asiaten, trennen. Europa den Europäern, mögen das nun Arier oder andere europäische Rassen sein! Sollen aber die Juden fernerhin nicht als eitererregender Pfahl im Fleische der Europäer empfunden werden, dann müßten sie von dem lächerlichen Dünkel, sich als das „auserwählte Volk" und alle übrigen als Ausbeutungsobjekt zu betrachten, erst einmal lassen. Dann wollen wir Europäer sehen, ob wir mit diesen Asiaten zusammen leben können.

Mischarten muß gelten, daß sie entweder unter sich heiraten, oder in die blondhaarig-blauäugige, oder die schwarzhaarig-braunäugige Art hineintrachten, je nachdem, welcher sie sich mehr nähern. Dieses Zugeständnis muß bei den Verhältnissen, wie sie leider geworden sind, gemacht werden. Bei solchem Verfahren wird einmal der Bestand an reinrassigen Elementen gewahrt und wird weiter allmählich auch eine Entmischung angebahnt, da im Laufe der Generationen die Masse der Mischrassigen mehr und mehr den reinen Arten, die ihnen zugrunde liegen, sich nähern werden.

Noch einmal: dies ist schwer, unendlich schwer und nur sehr allmählich mit vielen Mühen zu erreichen. Es ist so schwierig, wie alles, was die geschlechtliche Frage betrifft, z. B. Geburtenrückgang, Bordellwesen und dergleichen. Versucht muß es werden, neue Anschauungen, ernstes Verantwortungsgefühl für diese Dinge in alle Schichten des Volkes zu bringen. Das Geschlechtsleben ist die Wurzel des Lebens für Rasse und Volk. Nur wenn in der großen Masse der Bevölkerung hierüber klare und richtige, d. h. den biologischen Tatsachen entsprechende und nicht aus leider Gottes anerzogenen Vorurteilen herrührende Anschauungen und ernstes Verantwortungsgefühl maßgebend sind, ist es möglich, Rasse und Volk schön, gesund und leistungsfähig zu erhalten. Ein Volk, das hier versagt, gräbt sich selbst das Grab und geht früher oder später zugrunde, auch wenn es noch so glänzende Technik und Kunst besitzt.

Warnendes Beispiel ist der Untergang der antiken Kulturvölker, der Inder, Perser, Griechen, der eine Hauptursache in der Änderung der Rassenzusammensetzung dieser Völker hatte, und ebenso das Verschwinden der hochbegabten Normannen aus Süditalien, der Goten aus Spanien und Südfrankreich.

Die noch weit verbreiteten Ansichten, daß die Rassen und Rassenarten gleich seien, sind anerzogene Vorurteile, und zwar sehr verhängnisvolle, da sie den biologischen Tatsachen nicht entsprechen. Die Rassen und Rassenarten sind weder in körperlicher, noch geistiger Beziehung gleich. Für die „weiße", „gelbe" und „schwarze" Menschenart ist dies so offenkundig, daß es nur aus beschränktem oder bösem Sinn heraus geleugnet werden kann. Daß für die blondhaarig-blauäugigen und schwarzhaarig-braunäugigen Unterarten der weißen Rasse wesentlich andere Gesetze gelten sollen, dafür liegt auch nicht der geringste Anhalt vor. Wenn diese Rassenarten auch auf Zusammenwohnen und Zusammenarbeiten in einem Staate angewiesen sind, so müssen sie doch zugleich die eigene Art, wie sie sich in ihrer körperlichen und geistigen Anlage zeigt, achten und bewahren, dürfen nicht die eigene Art verwischen und auslöschen, indem sie sich mit einer anderen Art geschlechtlich mischen. Nicht durch Verwischung, sondern durch Reinhaltung der Rassenunterschiede gibt es Reichtum, Mannigfaltigkeit und Schönheit, sind reizvolle glänzende Kulturen im Menschenleben möglich. Das Vermischen der Menschenrassen, das dadurch bedingte Verschwinden

solch schöner und hochbegabter Rassenarten wie der blondhaarig-blauäugigen und der schwarzhaarig-braunäugigen Art ist gegen Gottes- und Naturgesetz!

Mancher wird vielleicht diese Gedanken als Übertreibung empfinden und meinen, die Gefahr sei nicht so groß. Das ist aber grundfalsch. Einmal getan ist es schon schlimm genug! Wo sind die hochbegabten Rassen des Altertums in Indien, Kleinasien und Griechenland geblieben? Wie sieht es bei den heutigen europäischen Völkern aus? Wo sieht man da schöne, reine Rassenarten in großer Menge? Wie ist insbesondere die lichtblonde-blauäugige Rasse gefährdet! Es ist traurig, wenn man an diese Fragen nur denkt. Und eine noch viel, viel schlimmere Zukunft droht. Wir beginnen jetzt den Abschnitt des Menschengeschehens, in dem alle Rassen und Rassenarten der Erde in dauernde Verbindung treten. Die Entwicklung des Verkehrswesens und des Industrialismus, die nicht aufzuhalten sind, werden die verschiedensten Rassen immer mehr durcheinander bringen, werden immer mehr dazu führen, daß sie dauernd auf nahem Raum beieinander wohnen[1]) und zusammen arbeiten. Es ist keine Ausgeburt wildgewordener Einbildungskraft, sondern nur nüchterne Wiedergabe naher Möglichkeiten, wenn man sagt, daß in nicht zu ferner Zeit Asien durch mehr als einen Schienenstrang mit Europa verbunden sein wird, daß der Überschuß der vielen Millionen Asiens bald zunächst als Arbeiter nach Europa kommen, daß umgekehrt viele Europäer als Beamte, Kaufleute, Techniker usw. nach Asien gehen werden. Auch wenn man Afrika gar nicht berücksichtigt, von dem aber auch ein nicht kleiner Teil seiner Rassen mit Europa in Austausch treten wird — der große Krieg hat auch dafür das Vorspiel gegeben —, so ist dann doch der Untergang, zum mindesten die völlige gründliche Änderung der europäischen Rassen rettungslose Folge, wenn die Ansichten über Gleichheit der Menschenarten und über das Gestattetsein geschlechtlicher Mischung dieselben bleiben, wie sie heute sind. Mit oder ohne blutigen Kampf werden dann die europäischen Rassen mit all ihrer Schönheit, mit all ihrer Begabung vernichtet werden, wie die blonden, lichten Normannen und Goten in Süditalien, Spanien und Frankreich zugrunde gegangen sind. Es gibt nur eine Rettung: bei aller Achtung anderer stolzes Rassenbewußtsein, Selbstachtung der eigenen Art und tiefes Verantwortungsgefühl in geschlechtlicher Beziehung! Jedem Einzelnen muß durch allgemeine Anschauung und allgemeine Sitte in sein Gewissen eingebrannt sein, daß er mit jedem Tun und jedem Lassen in geschlechtlicher Beziehung eine ungeheuere Verantwortung gegenüber der Zukunft seiner eigenen Rasse übernimmt. Niemand kann die Verantwortung hier von sich auf andere oder auf Zustände abwälzen. Jeder steht als

---

[1]) Bemerkung des Herausgebers: Das wollen wir nicht hoffen. Der händlerische Verkehr und die industrielle Entwicklung ist auch ohne räumliches Zusammenwohnen und Schaffen zum mindesten für die Haupterdteile möglich. Europa auch in dieser Hinsicht den Europäern!

selbstverantwortlich da, als Wahrer seines Selbst, der eigenen Art und Rasse oder als Vernichter seines Selbst, Verräter seiner eigenen Art und Rasse. Hier müßte die Religion ihre Pflicht tun.

Nicht um Hirngespinste, nicht um müßige Träumereien handelt es sich, sondern um im tiefsten Sinne des Wortes sehr wirkliche Tatsachen, die die Zukunft wirken, auch wenn man die Tatsachen als unbequem nicht sehen will, sondern sich mit Phrasen und Leichtsinn betäubt.

Zuerst heißt es Klarheit der Begriffe! Rasse und Volk müssen auseinander gehalten werden. Rasse ist ein biologischer Begriff, der nur biologische Bedeutung hat, da er die Wurzel des Lebens, das Geschlechtsleben, betrifft. Volk ist ein historischer, kultureller Begriff, der erst mittelbar mit der Rasse zu tun hat. In einem Volke können, sollen verschiedene Rassenarten in Eintracht zusammen wohnen und zusammen arbeiten. Die einzelnen Rassenarten müssen aber in klarem Rassenbewußtsein ihre eigene Art wahren, dürfen sich nie geschlechtlich mischen. Ein Volk braucht nicht rasseneinseitig zu sein, muß aber rassenrein bleiben. Das deutsche Volk im besonderen ist ein Volk aus verschiedenen Arten der weißen Rasse; es soll, es kann kein rasseneinseitiges Volk werden, wohl aber muß es rassenreiner werden. Es sollen in ihm rassenreine Menschen wohnen, die stolz ihre eigene Art bis in fernste Zeiten wahren, zugleich aber in Eintracht miteinander an gemeinsamer deutscher Kultur bauen und arbeiten!

Um die Art der Menschen, also um das Wesentliche, die Wurzel eines Staates, einer Kultur, handelt es sich bei der Rassenfrage. Deshalb ist sie die wichtigste Menschen- und Kulturfrage. Rassenbewußtsein muß das geschlechtliche Tun und Lassen des Einzelnen beherrschen, aber auch nur dies. Rassenbewußtsein schließt nicht im geringsten aus, daß in einem Volke verschiedene Rassenarten einträchtig zusammen leben und arbeiten. Der Fortschritt der Kultur, das geschichtliche Begreifen von Vergangenheit und Gegenwart kann dies nicht nur ermöglichen, sondern muß es zur Selbstverständlichkeit machen. Die Kultur, zum mindesten der weißen Völker muß durch stolzes Rassenbewußtsein ihrer einzelnen Arten ausgezeichnet sein; es ist dies nur eine unbedingt notwendige Folgerung des Individualismus, der ja töricht und gegenstandslos ist, wenn er nicht dafür sorgt, daß jedes Selbst seine Eigenart in ferne Zukunft rein bewahrt. Nur so halten die weißen Rassenarten die Wurzel ihres Seins lebenskräftig, nur so wahren sie die ihnen eigene Schönheit und Tüchtigkeit. Es gilt dies ganz besonders für die blonde, blauäugige nordische Art, da sie vor allem bei weiterer Rassenmischung von der Gefahr des Untergangs bedroht ist. Nicht trotz diesem Rassenbewußtsein, sondern gerade als seine Folge werden die weißen Völker keinen Rassenhaß im einzelnen Volke kennen, sondern Rassenachtung, wie edler Individualismus nicht zu gegenseitigem Haß, sondern zu gegenseitiger Achtung genau so wie Mann und Weib zueinander führt.

Wollen sie in ihrer eigenartigen Schönheit und Tüchtigkeit weiter leben und gedeihen, so müssen die Menschen der weißen Rassenarten auch in der Rassenfrage das tiefe Wort beherzigen, das einst Griechen über ihres Lichtgottes Tempeleingang meißelten, das „Erkenne dich selbst“! Und jeder von ihnen muß für sein Leben dies Wort durch die noch ernstere Mahnung ergänzen: „Wahre dich selbst“, „bewahre dein Selbst und seine Eigenart“! Wenn nicht, rettet vom Tode sie kein Gott.

Berichte und Notizen.



Die wahren Ursachen des Krieges. Je mehr der Krieg fortschreitet, um so mehr wird es wohl auch allen denjenigen, die zunächst nicht daran glauben wollten, klarer und klarer, daß es das freimaurerische Allbriten- und Alljudentum gewesen ist, welches diesen Krieg in seinem Interesse vorbereitet und entfesselt hat.

Indem man angeblich einen Weltsturm gegen den deutschen Militarismus heraufbeschwor, wollte man nichts weiter als die verhaßten Völker europäischer Rasse zum gegenseitigen Verbluten zu bringen, während man es wohlweise verstand, die alljüdische Volkskraft zu schonen und die alljüdische Finanzkraft zu verzehnfachen.

In allen Ländern wurden die besten Schichten der Bevölkerung, aus denen sich das Offizier- und Unteroffizierkorps und die tapferſten Regimenter zusammensetzen, hingeschlachtet, und gehen deren Familien ebenso wie in Deutschland und Österreich, auch in Frankreich und Rußland der Verarmung entgegen.

Das Geschäft aber hat das Alljudentum gemacht, und man kann gut sagen, daß ein weiterer großer Teil des Weltvermögens in die Hände des Alljudentums übergegangen ist. Auch die Spargroschen der Arbeiter wird man durch geschickte gesetzgeberische und Börsenmanipulationen nach dem Kriege an sich zu reißen wissen.

Die Völker sollen aber nicht nur finanziell, sondern auch tatsächlich und vollständig unterjocht werden, soweit sie dies nicht schon sind, wie z. B. Frankreich, das jetzt durch englische Maschinengewehre beim Krieg gehalten wird und wo sehr bald die gelandeten Amerikaner das kriegsmüde Volk im Interesse des amerikanischen Großkapitals zwingen werden, den Krieg gegen Deutschland fortzusetzen.

Zur endgültigen Unterjochung Deutschlands sollen aber neben der Einführung eines demokratischen Regiments vor allen Dingen die internationalen Schiedsgerichte dienen.

Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht eine in Nr. 43 der Deutschen Zeitung vom 24. Januar 1918 veröffentlichte Notiz der Baseler Nachrichten aus Paris, die behauptet, daß folgendes zu dem Programm des jetzt verhafteten früheren französischen Finanzministers Caillaux gehört hätte: „Der Friede wäre auf Grund einer Befragung des Volkes zu unterzeichnen, der Friedensvertrag hätte obligatorische Schiedsgerichte vorzuschreiben. Jeder Staat, der, ohne diese Formalität zu beachten, den Krieg erklärt, wird von der Zivilisation geächtet. Seine Angehörigen, auch seine Gesandten, werden verhaftet, ihr Vermögen und ihre Güter eingezogen.“ Das würde auf Deutsch heißen, wenn es die Deutschen später wagen sollten, sich gegen ihre internationalen Sklavenhalter aufzulehnen, werden sie durch vollständige Konfiskation des Vermögens zu Sklaven gemacht wie zu Römerzeiten.

Es ist stark zu bezweifeln, daß diese Notiz tatsächlich aus den Akten des Herrn Caillaux stammt, vielmehr ist anzunehmen, daß sie aus der bekannten Schmiede Wilson, Lloyd Georges und Genossen hervorgegangen ist und mittelst der internationalen Pressebeziehungen in die Zeitungen gebracht wurde, um den deutschen Michel einzuschüchtern.

Hätten unsere Gegner gesiegt, so würden wir ja schon jetzt eine derartige Behandlung zu gewärtigen haben, die im übrigen durch die Helfershelfer der Alljuden schon heute dadurch angestrebt wird, daß sie den Deutschen, die die ungeheuren Lasten des Krieges gegen eine Welt von Feinden getragen haben, jede Entschädigung vorenthalten wollen, um sie so zu Finanz- und Steuersklaven des internationalen Kapitals zu machen.

Unter all den bisher von seiten der Entente teils offiziell, teils inoffiziell ausgestoßenen Drohungen ist dies, wenn man sie recht verstehen will, wohl die schwerste.

Ist es denn da nicht an der Zeit, daß der deutsche Michel endlich einmal aufwacht, sich zusammenrafft und mit diesen jetzigen oder künftigen Sklavenhaltern derartig abrechnet, wie es heut noch, aber wohl zum letztenmal, möglich ist?

Es erscheint doch, als ob gerade unsere alljüdisch geleiteten Feinde uns zeigen, wie es gemacht werden muß, und sollen wir und unsere Nachkommen nur deswegen der Möglichkeit entsagen, rechtzeitig vorzubauen, weil ein großer Teil unserer Staatsangehörigen sich jahrzehntelang von den alljüdischen Zeitungen, d. h. dem Berliner Tageblatt, der Frankfurter Zeitung, dem Vorwärts und anderen, haben dumm machen lassen?

Schade ist es um die germanische Rasse, aber wenn sie jetzt noch nicht die Lehre dieses Krieges, die Frechheit, Blutgier und Geldgier ihrer Gegner begreift und einsieht, daß es letzten Endes auf ihre Vernichtung abgesehen ist, so ist ihr nicht mehr zu helfen.

Ein neues Reichsamt. In der Tägl. Rundschau schreibt Dr. O. Reche-Hamburg: „Schon seit Jahrzehnten treten im deutschen Volke, wie in allen Kulturnationen, in immer steigendem Maße Erscheinungen auf, die jeden, der sich mit bevölkerungspolitischen Fragen beschäftigte, mit schwerer und zunehmender Sorge erfüllen mußten: das deutsche Volk begann bei all seinem glänzenden Aufstieg innerlich krank zu werden. Die Großstädte und Industriezentren mit ihren zumeist gesundheitsschädlichen Wohnungs- und Arbeitsverhältnissen wuchsen mit unheimlicher Schnelligkeit und entzogen vampyrgleich dem flachen Lande, der Mutter aller Volkskraft, die besten Elemente, und um den Acker bestellen zu können, mußte alljährlich über eine Million von Fremden ins Land gezogen werden. In den Großstädten stieg der nervenzerrüttende Kampf ums Dasein aufs höchste, die Zahl der Geburten nahm mit beängstigender Schnelligkeit ab, Geschlechtskrankheiten und die anderen großen Volksseuchen breiteten sich immer mehr aus.

Dann kam der Weltkrieg: eine ungeheuere Vernichtung wertvollster Volkskraft. Unzählige gerade der Besten und Edelsten sanken dahin, vielleicht noch größer aber ist der Verlust, den unser Volk während der Kriegsjahre durch Ausfall an Geburten erlitten hat, und was im Felde oder durch Mängel der Ernährung an Gesundheit und Lebenskraft zugrunde gegangen ist, wird sich erst nach Jahren völlig übersehen lassen.

So wurde unser bereits im Frieden geschwächtes Volk durch den Krieg schwer getroffen; und wenn es sich auch als tüchtiger erwiesen hat, als alle seine Gegner, und dank seiner unvergleichlichen Leistungen als Sieger aus dem Kriege hervorgehen wird, so besteht doch die Gefahr, daß der außerordentliche Verlust an Menschen und Gesundheit zum Wendepunkt seines Geschickes wird. Soll es nun nicht dahinsiechen, sondern weiter emporsteigen und einer glücklichen Zukunft entgegengehen, so gilt es jetzt alle Energie zusammenzuraffen zu einem systematischen Wiederaufbau seiner Volkskraft.

Bewußt muß all den Schäden entgegengetreten, eine planvoll durchdachte Bevölkerungspolitik getrieben werden! Nicht mehr darf diese wichtige Sorge einzelnen oder Vereinen überlassen bleiben; jetzt ist es heilige Pflicht des Staates, mit seiner ganzen Macht und Kraft den Kampf aufzunehmen für die Heilung aller Wunden, für die Genesung und Zukunft unseres Volkes!

Ein gewisser Anfang ist ja schon gemacht. So stehen gerade jetzt zwei Gesetze zur Beratung und liegen dem Reichstage vor, die der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und der willkürlichen Einschränkung der Geburtenzahl dienen sollen, und in Preußen ist durch Kabinettsorder vom 17. Mai — ein außerordentlich wichtiger Schritt! — die gesamte

Wohnungsfürsorge zentralisiert und ein Staatskommissar für das Wohnungswesen ernannt worden. Aber das genügt nicht! Denn damit ist die ungeheure Fülle der Probleme nur angeschnitten, ist nur der erste Schritt getan, dem die wichtigsten noch folgen müssen! Und Eile tut not: eine schwere Krankheit kann nicht früh genug bekämpft werden!

Die Ursache der bisherigen so überaus langsamen Fortschritte auf bevölkerungspolitischem Gebiete liegt zunächst darin, daß die Gefahr und ihre Größe nur erst in wenigen Kreisen voll erkannt sind, dann aber auch in der mangelhaften amtlichen Organisation der bisherigen Arbeit. Solange auf diesem Gebiete die heutige Zersplitterung herrscht, solange die eine Frage diesem, die andere jenem Ministerium oder Reichsamt untersteht, ist ein wirklich schnelles, sachverständiges und großzügiges, durch innere Widerstände nicht behindertes Arbeiten, wie es jetzt endlich unbedingt einsetzen muß, völlig unmöglich. Interessant ist, daß die Schaffung des bereits erwähnten Staatskommissariats für das Wohnungswesen, also der erste Schritt für die notwendige Zentralisation, in ganz ähnlicher Weise begründet wird. In der „Nordd. Allg. Zeitung" heißt es darüber wörtlich: „Die bisherige Zersplitterung lähmte die Initiative auf einem Gebiete, das dringend nach Reformen verlangt." Wenn man diesen Kardinalfehler der bisherigen Organisation erkannt hat, weshalb tut man da nicht gleich gründliche Arbeit und vereinigt alle hierher gehörigen Fragen in einer Zentrale?

Alle die hier in Betracht kommenden Probleme, von denen das Wohnungswesen nur ein Teil ist, hängen so eng miteinander zusammen, daß sie sich einfach nicht trennen lassen und mit Erfolg nur von einer gemeinsamen Zentrale, die das Gesamtproblem überblickt, geleitet werden können. Auch genügt es nicht, wenn die einzelnen Bundesstaaten sich derartige Ministerien schaffen, denn damit wäre noch kein einheitliches Vorgehen für das gesamte Reichsgebiet gewährleistet, wie es z. B. für die Wanderungsfragen unbedingt notwendig ist. Deshalb möchte ich vorschlagen, alle diese Fragen einem Reichsamt für Bevölkerungspolitik zu unterstellen.

Man hat jetzt eingesehen, daß es ohne ein Reichswirtschaftsamt nicht geht, und hat ein solches geschaffen. Ist aber die rationelle Bewirtschaftung unseres besten und edelsten Besitzes, unserer Volkskraft und Volksgesundheit nicht unendlich viel wichtiger als die materiellen Güter? Nur ein derartig selbständiges und unabhängiges Reichsamt ist imstande, all die zahlreichen Probleme voll zu erfassen und sie unter einheitlichen Gesichtspunkten zum Wohle des Ganzen in die Tat umzusetzen; bei der bisherigen Organisation kann alle Arbeit nur Stückwerk bleiben.

Was die Organisation dieses neuen Reichsamtes anlangt, so müßten seine Leitung und die wichtigsten sonstigen Posten selbstverständlich in die Hände von Fachleuten gelegt werden, also in die von Anthropologen und eventuell auch Ärzten mit über den Beruf reichendem Gesichtskreis, die auf den fraglichen Gebieten bereits mit Erfolg tätig gewesen sind und nicht erst einer langen Periode der Einarbeitung bedürfen, um den ganzen Fragenkomplex und seine Zusammenhänge wirklich zu beherrschen. Da zu den Aufgaben des Amtes die Ausarbeitung einer ganzen Reihe von Gesetzen gehören wird, müssen ihm juristisch vorgebildete Berater als Hilfsarbeiter und vortragende Räte beigegeben werden.

Bei der Größe und Vielgestaltigkeit des Arbeitsgebietes dürfte es sich empfehlen, das Amt in zwei Unterabteilungen — vielleicht Unterstaatssekretariate — zu gliedern: eine für Siedelungs- und Wanderungswesen und eine für die eigentliche Sozialhygiene und öffentliche Gesundheitspflege. Der erstgenannten hätten alle Fragen zu unterstehen, die mit der Einwirkung auf die gesamte deutsche Siedelung zusammenhängen, also innere Kolonisation, Kriegerheimstätten, ländliches und städtisches Wohnungswesen, Beeinflussung der Ein-, Aus- und Rückwanderung nach einheitlichen, die deutschen Interessen fördernden Gesichtspunkten. Das zweite Unterstaatssekretariat hätte die volkshygienischen Probleme im engeren Sinne zu bearbeiten, also Bekämpfung der Volkskrankheiten (Tuberkulose, Syphilis, Gonorrhöe, gewerbliche Vergiftungen usw.), Förderung der Eheschließung gesund-

heitlich wertvoller Elemente und der Familien mit zahlreichen gesunden Kindern, Bekämpfung des Geburtenrückganges und der Kindersterblichkeit, Mutterschutz, Kriegsbeschädigtenfürsorge usw.

In Österreich geht man jetzt bereits daran, ein „Gesundheitsministerium" zu schaffen, dessen Aufgaben etwa denen des zweiten Unterstaatssekretariats meines Vorschlages entsprechen. Sind bei uns diese Fragen weniger wichtig? Wollen wir in dieser eminenten Kulturarbeit hinter unserem Bundesgenossen zurückbleiben?

Der deutsche Reichstag hat den beiden oben erwähnten Gesetzen großes Interesse entgegengebracht; möge er seine Aufgabe auch darin sehen, die Schaffung des vorgeschlagenen Reichsamtes mit allen Kräften zu fördern! Je eher und großzügiger die bevölkerungspolitische Arbeit aufgenommen wird, desto sicherer und größer ist der Erfolg, desto eher werden die ungeheuren Wunden unseres Volkes geheilt werden, desto gewisser ist ihm die Genesung und eine glückliche Zukunft!

Das siegreiche deutsche Schwert — die siegreiche englische Feder. Der „Deutschen Tageszeitung" wurde geschrieben: „Wiederholt ist, besonders noch in letzter Zeit, von dem Abgeordneten Heckscher, der englischen Lügenarbeit gegenüber auf eine gleichwertige Abwehr gedrängt worden. Der Abgeordnete Heckscher fordert z. B. die Schaffung eines Propaganda-Ministeriums; eines Ministeriums, in dem alle Fäden deutscher Abwehr- und Angriffspropaganda zusammenlaufen.

Gar zu sehr läßt sich in der Tat die deutsche Regierung von dem Grundsatz leiten „qui s'excuse, s'axcuse" oder „Schweigen ist Gold, Reden ist Silber". Das ist ein Standpunkt, der seine Berechtigung finden würde, falls deutsche Politik in der Welt bei der großen Mehrheit über allem Zweifel erhaben aufgefaßt und Verständnis finden würde. Das ist aber keineswegs der Fall. Vielmehr ist die Verblendung und Subjektivität der Massen in allen feindlichen und manch einem neutralen Lande so ungeheuerlich groß, daß die Behauptung nahe liegt, der Krieg wäre längst zu Ende, ja hätte vor allem niemals diesen Umfang angenommen; wenn die feindliche Propaganda nicht mit so unerhört durchgreifenden Mitteln gearbeitet hätte. Somit ist auch das Wort Dr. Heckschers von der siegreichen englischen Feder nicht unberechtigt. Zweifellos hat die Entente, an ihrer Spitze England, trotz all der niederschmetternden militärischen Mißerfolge, sich in erster Linie mit der Feder über Wasser gehalten.

Da heißt es endlich, ein Gegenmittel finden. Wie gegen die englische Blockade uns der U-Boot-Krieg nicht erspart bleiben durfte, so gebietet die Stunde, geboten die Verhältnisse schon längst, den geistigen Kampf, den Propagandakrieg durchgreifend zu organisieren und durchzuführen, wenn wir nicht um einen großen Teil der Früchte unserer Opfer, Leiden und Taten gebracht werden sollen. Die hervorragenden Leistungen der deutschen Heeresverwaltung bezüglich einer Anpassungsfähigkeit in schwierigen und schwierigsten Verhältnissen und einem Einsatze von allen zur Verfügung stehenden Mitteln und Kräften zu unbedingtem Erfolge, muß und kann ein Vorbild für die Zivilverwaltung, in erster Linie für das Auswärtige Amt sein, das sich auf einer viel großzügigeren, umfassenderen Grundlage aufbauen sollte. Unser Volk, das bereitwilligst so viel Kräfte für das Heer zur Verfügung gestellt hat, wird auch manchen Mann in den Dienst der zurzeit überaus wichtigen Stelle des Auswärtigen Amtes stellen, wenn damit erreicht wird, daß der Sieg, den wir auf den Schlachtfeldern erringen, auch auf geistiges Gebiet übertragen wird. Für die derart ersehnte Ausdehnung des Auswärtigen Amtes wäre wohl in erster Linie die Schaffung eines Propaganda-Ministeriums die ersprießlichste Stütze und Entlastung, die Zeit und Stunde gebietet. — E. M.

Die Illyrierfrage war in der Versammlung der Wiener Anthropologischen Gesellschaft vom 11. April 1917 (Bericht in den Mitteilungen, dritte Folge, XVII, 5/6) der Gegenstand einer eingehenden Erörterung, an der sich außer dem Hauptberichterstatter

Menghin die Gelehrten Much, Oberhummer, Szombathy und Pokorny beteiligten. Die Frage wurde von allen Seiten, der sprachlichen, geschichtlichen, archäologischen und anthropologischen, aufs gründlichste beleuchtet, ohne daß jedoch eine vollständige Klärung und Übereinstimmung erzielt worden wäre. Mit dem Volk der Illyrier (griech. Illyrioi ist ein ähnlicher Mißbrauch getrieben worden, wie mit den Ligurern im Westen, indem man sein Wohngebiet und seine geschichtliche Bedeutung viel zu weit ausdehnte. Nach allem, was wir über sie wissen, scheinen die Illyrier, als deren, freilich nicht unvermischte, Nachkommen die heutigen Bewohner Albaniens gelten dürfen, eine vermittelnde Stellung zwischen den großen Völkergruppen der Thraker und der Slaven eingenommen zu haben. Daraus erklären sich die Beziehungen und Ähnlichkeiten nach allen Seiten und die Schwierigkeiten einer scharfen Scheidung von ihren verschiedenen Nachbarn.

Ludwig Wilser.



Bücherbesprechungen.

„Hindenburg als Erzieher“. Unter diesem Titel hat Paul Dehn aus Reden und Briefen Hindenburgs ein Buch (erschienen im Verlage von Theodor Wiechert, Leipzig) zusammengestellt, das uns einen tiefen Einblick in das arbeitsreiche Leben und die hochherzige Gesinnung unseres Generalfeldmarschalls tun läßt. Wir geben aus der Fülle der Zitate nur einige bezeichnende Stellen wieder, und beginnen mit einem Briefauszug aus dem Jahre 1870, der zeigt, daß schon damals mit dem „Einbuddeln“ angefangen wurde:

Unter den Gefangenen nahmen wir viele Turkos und Zuaven, reine Bestien. Erstere hatten sich zur Deckung gegen die Granaten bis an den Hals in die Erde gegraben, so daß sie aber immer noch feuern konnten. Aus Sedan, 2. 9. 1870.

1866 war ein Zweikampf zwischen zwei Kavalieren, 1870/71 waren wir gezwungen, einen ungezogenen Straßenjungen zu züchtigen, heute aber müssen wir einen Schuft niederschlagen.

Im Gespräch mit einem Staatsbeamten im Hauptquartier Ost (nach der Unabhängigen Nationalkorrespondenz).

Aber das Prachtvollste unter allen sind doch meine Flieger. Ich kann gar nicht sagen, was mir diese schon durch ihren geradezu heroischen Aufklärungsdienst geleistet haben.

Im Gespräch, 1915.

Es ist falsch, daß die Türken nur gute Defensivkämpfer seien. Sie haben sich in der Dobrudscha prächtig geschlagen, und das 15. Korps hat sich in den Karpathen sehr bewährt. Wiederholt verließ es seine Gräben und vertrieb die Russen mit dem Bajonett, wenn diese sich zu nah heranwagten. Im Gespräch, Ende 1916.

Die Erinnerung an meinen vor 50 Jahren erfolgten Diensteintritt soll nicht vorübergehen, ohne daß ich in Gedanken bei den mir anvertrauten Truppen einkehre. Ich weiß sehr wohl, daß ich meine Erfolge sehr wesentlich auf ihre Treue, Ausdauer und Tapferkeit zurückzuführen habe. Darum danke ich euch so recht von Herzen für alles das, was ihr vor dem Feinde geleistet habt. Dessen Kraft ist im Erlahmen begriffen. Daher weiter vorwärts mit Gott für Kaiser und Reich! Der endgültige Sieg ist uns gewiß!

Tagesbefehl, 7. 4. 1916.

Die deutsche konstitutionelle Monarchie steht an freiheitlicher Gestaltung hoch über jeder der feinlichen demokratischen Republiken.

An eine konservative Versammlung in Minden, 25. 9. 1917.

(Nach einer Äußerung Ludendorffs: Der Krieg wird nicht als Remispartie abgebrochen werden, er wird für uns günstig entschieden enden. Der Friede wird um so

eher herbeigeführt werden, je günstiger unsere Kriegslage wird. Noch steht die Tat über dem Wort.) Deshalb sollten wir jetzt nicht mehr vom Frieden sprechen. Der Friede ist noch eine zu zarte Pflanze, um auf die Dauer Berührung zu ertragen. Nur feststehen und stark sein, dann kommt der Friede schon von selbst.

Im Gespräch, Ende November 1917.

Mit herzlicher Freude erfüllt mich das Gelöbnis der Jugend Passaus, unserem kämpfenden Geschlecht nachzueifern im Gehorsam gegen Gott, Landesherrn, Eltern und Vorgesetzte. Deutsche Disziplin und deutscher Geist haben uns die Riesenkraft verliehen zum Widerstande gegen den übermächtigen Feind. Deutsche Jugend, laß dir dieses deutsche Kleinod nicht rauben! Werde nicht international, bleib allezeit kerndeutsch.

An die Vereinigung für vaterländische Jugendvorträge in Passau, Januar 1918.

J. Ruska, Zur ältesten arabischen Algebra und Rechenkunst. Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philos.-histor. Klasse. Jahrg. 1917, 2. Abh. Heidelberg 1917, C. Winter.

In dieser ungemein fleißigen und gründlichen Arbeit sucht der Verfasser den Anteil festzustellen, den die Araber nach ihrem glänzenden Siegeslauf und dem mächtigen Aufschwung des Islam an der Entwicklung der Wissenschaften, insbesondere der mathematischen genommen haben. „Daß die Mathematik bei den Arabern aus indischen und griechischen Quellen zusammengeflossen ist und vielfach durch Perser und Juden in den Strom des geistigen Lebens eingeführt wurde, ist eine Tatsache, die sich ebenso deutlich aus dem Inhalt der arabischen Schriften und der literarischen Überlieferung ergibt, wie sie der geschichtlichen Lagerung der islamischen Gesamtkultur entspricht." Im einzelnen aber bilden Ursprung und Wege der arabischen Gelehrsamkeit, vor allem auf dem Gebiet der Rechenkunst, noch recht verwickelte und umstrittene Fragen, um so mehr, als sich oft „die Urteile über solche Dinge nicht auf die Quellen erster Hand, sondern auf Übersetzungen und Bearbeitungen stützen, die den Charakter des Originalwerks verwischt haben und vielfach schon von persönlicher Stellungnahme bestimmt sind." Eine erneute Untersuchung über die älteste arabische Rechenkunst schien darum dem sprachkundigen Bearbeiter ebenso geboten wie „besonders aussichtsvoll". Das Wort Algebra findet sich, anscheinend zuerst, in der Überschrift des Werkes eines arabischen oder besser persischen Gelehrten, Muhammed ben Musa, aus dem neunten Jahrhundert über „Ergänzung und Ausgleichung" (algabr walmukabalah) und scheint der Heilkunde entlehnt zu sein, wo es ursprünglich für das „Einrichten von Knochenbrüchen" gebraucht wurde. Das genannte Werk, von dem neben einigen lateinischen Übersetzungen nur noch eine einzige, aus dem 14. Jahrhundert stammende und in Oxford aufbewahrte Handschrift vorhanden ist, sollte vor allem den Bedürfnissen des täglichen Lebens dienen „bei Erbschaften, Vermächtnissen, Teilungen, Rechtsstreitigkeiten, Handelsgeschäften, Landmessungen u. dergl.", enthält aber auch sonst noch allerlei, dessen Darstellung hauptsächlich für Fachmänner von Belang ist. Mich selbst hat besonders der Abschnitt über „die Namen der arabischen Ziffern" angezogen, der manches Neue bringt und mich veranlaßt, meine Ansichten in einigen Stücken zu berichtigen. Über die Gestalt der neuen, von den Arabern selbst für „indisch" gehaltenen Zahlzeichen, die zu Anfang des zweiten Jahrtausends zugleich mit dem das Zahlenschreiben und Rechnen so sehr erleichternden „Stellenwert" von Süddeutschland aus ihren Siegeszug über die gesittete Welt angetreten haben, sagt zwar die vorliegende Abhandlung nichts, wohl aber über ihre „rätselhaften Namen", die uns durch Radulf von Laon (12. Jahrhundert) und einige noch ältere Quellen überliefert sind und „in der Geschichte des Rechnens eine zweifelhafte Berühmtheit erlangt haben". Des Verfassers Ausführungen haben mich überzeugt, daß die Namen „aus dem Arabischen erklärt" werden müssen, freilich nicht alle, denn er gibt ja selbst zu, daß „die Reihe nicht vollständig", sondern „in Verwirrung" geraten ist und einige der Namen „nicht die geringste

Ähnlichkeit mit den arabischen Zahlwörtern aufweisen". Für diese halte ich nach wie vor an meiner Erklärung aus dem Gotischen (igin, andras, ormis = ains, anthar, vaurms, letzteres von seiner schlangenähnlichen Gestalt) fest, während ich für arbas und temenias (4 und 8) die augenfällige Übereinstimmung mit arabisch arbaat und tamanijat anerkenne, ebenso für sipos = sifr 0, das sich aber auch von dem griech. psephos, Rechenstein, ableiten läßt, und zenis = sabat, das mit got. sibun urverwandt ist. Wenn ein englischer Schreiber des 13. Jahrhunderts meint, die neuen Zeichen hätten ihre Gestalt von den „Pythagoräern", ihre Namen aber von den „Arabern", so hat er damit in gewissem Sinne recht. Gestalt und Zahlwert müssen im Zusammenhang stehen, und das trifft für die germanischen Stabzahlen zu, die in den Gotenreichen, durch einen Federzug vereinfacht, in die Schriften der Nachfolger des Pythagoras gekommen sein können; eine Mischung gotischer und arabischer Zahlwörter dagegen war nirgends leichter als in Spanien, wo beide Völker nebeneinander herrschten. Die kulturgeschichtliche Bedeutung der neuen, mit einem gewaltigen Fortschritt des Rechnungswesens verbundenen Zahlzeichen und ihrer Anschreibung mit nach der Stellung wechselndem Werte rechtfertigt wohl diese etwas eingehenderen Ausführungen, zu denen Ruskas inhalt- und gedankenreiche Abhandlung den äußeren Anlaß gegeben hat. Ludwig Wilser.

Simson. Ein Schauspiel von Hermann Burte. (Verlag Gideon Karl Sarasin, Leipzig.)

Der sprachgewaltige gedankentiefe junge alemannische Dichter des wuchtigen Romanes „Wiltfeber", wohl seines bekanntesten Werkes, bietet uns eine neue Gabe dar. Auch in diesem Schauspiel klingen und singen, ächzen und stöhnen, schmettern und donnern die Worte in unerschöpflichem Rhythmus, erregen die Gestaltungskraft und reiche Phantasie, der edle Sinn Burtes aufrichtige Bewunderung. Er sieht in dem blondlockigen hochgemuten Simson einen Abkömmling der nordischen Rasse, die, wie ja wissenschaftlich erwiesen, im alten Palästina und überhaupt in den östlichen Mittelmeergebieten einst stärker vertreten war, als heute, wo die Wogen mongoloider nnd negroider Mischlinge über ihr zusammenschlagen. In scharfem Gegensatze zu Simson stehen die Vertreter des israelitischen Volkes. Ob sich eine deutsche Bühne finden wird, die Burtes Werk aufführt? Bei den gegenwärtigen Zuständen im Theaterwesen muß man wohl mit „Nein" antworten. Umsomehr sei darum das Buch zur Lektüre empfohlen. W. M.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.

Abgeschlossen am 25. 7. 18.

Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVII. 6 | 1918

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.
(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Der Kampf der zwei Weltanschauungen.

Vom Herausgeber.

Zum ersten Male ist von höchster, allerhöchster Warte, weit, weithin hörbar, der Welt verkündet worden, um was es in diesem größten, furchtbarsten aller Kriege letzten Endes geht. Seine Majestät der deutsche Kaiser und König von Preußen sagte bei der Feier seines dreißigjährigen Regierungsjubiläums (15. Juni 1918) in Erwiderung auf den Trinkspruch Generalfeldmarschalls von Hindenburg folgendes:

„Es handelte sich nicht um einen strategischen Feldzug, es handelt sich um den Kampf von zwei Weltanschauungen. Entweder soll die preußisch-deutsch-germanische Weltanschauung über Recht, Freiheit, Ehre und Sitte in Ehren bleiben, oder die angelsächsische, das bedeutet, dem Götzendienst des Geldes verfallen, und die Völker der Welt arbeiten als Sklaven für die angelsächsische Herrenrasse, die sie unterjocht. Diese beiden Anschauungen ringen miteinander, und da muß die eine unbedingt überwunden werden, und das geht nicht in Tagen und Wochen und auch nicht in einem Jahre."

In der Tat, so ist es. Dieser Weltkrieg ist, so sehr auch die treibenden Kräfte ursprünglich rein wirtschaftlicher Art gewesen sein mögen, mit der Zeit zu einem Weltanschauungskrieg, ja Religionskrieg geworden. Die ungeheuere Ausdehnung und Erbitterung, die er erreicht, der ganz und gar unvorhergesehene Verlauf, den er genommen, der höchste Einsatz aller

materiellen, geistigen, sittlichen Kräfte, den er gefordert hat, haben ihn nach und nach dazu gemacht. Auch sind die Gegensätze der beiden Weltanschauungen, wie in diesen Blättern oft gezeigt, himmelweit und unüberbrückbar. Der Krieg kann also nicht mit einem faulen Kompromisse, einer „Verständigung" endigen, sondern „da muß die eine Weltanschauung unbedingt überwunden werden, und das geht nicht in Tagen und Wochen und auch nicht in einem Jahre".

Unter normalen Umständen hätte man nun erwarten können, daß diese höchst bedeutsame kaiserliche Kundgebung, durch die das Reichsoberhaupt wieder einmal unter dem Jubel aller Gutgesinnten klar und wahr aussprach, was das ganze deutsche Volk, seine Verbündeten und Freunde in tiefster Seele empfinden — sollten, von allen nicht direkt deutschfeindlichen Publikationsorganen wie eine „frohe Botschaft", wie ein „Evangelium" in des Wortes wahrster Bedeutung aufgenommen und bei jeder sich bietenden Gelegenheit, trotz des Papiermangels, eifrig und rückhaltlos zustimmend erörtert worden wäre, ja noch würde. Denn nur dadurch könnte es immer mehr offenbar werden, daß Recht und Sitte in diesem Kriege auf unserer Seite, Unrecht und Unsitte auf der Gegenseite sind und daß alle heuchlerischen Versuche zur Umkehrung der Wahrheit wohl eine Zeitlang erfolgreich sein können, aber zuletzt in Schimpf und Schande ersticken müssen.

Es waren aber sehr bezeichnenderweise nur die rechtsstehenden und aufrichtig nationalen Blätter, wie besonders die „Deutsche Tageszeitung", „Deutsche Zeitung", „Kreuzzeitung", „Reichsbote" usw., die in dieser Beziehung voll ihre Schuldigkeit taten. Von den linksstehenden jedoch unterschlug z. B. der „Vorwärts", worauf schon im Juliheft S. 185 hingewiesen wurde, die Kundgebung seinen Lesern ganz, trotzdem sie doch gerade für die von ihm angeblich vertretene „antikapitalische" Richtung außerordentlich bemerkenswert hätte sein müssen. Und die „Frankfurter Zeitung" sowie die sozialdemokratische Mannheimer „Volksstimme" vermochten — man halte sich am Stuhle fest — durchaus keinen Unterschied zwischen der deutschen und der englischen Lebensauffassung zu entdecken! Wahrlich: deutlicher als durch diese sicherlich wider besseres Wissen ausgesprochene Ansicht — man ist doch auf dieser Seite keineswegs so kindlich naiv! — hätten diese alljüdischen Organe ihre undeutsche, ja in Anbetracht der Umstände direkt deutschfeindliche und britenfreundliche Gesinnung nicht offenbaren können.

Wir national Gesinnten, die man auf gegnerischer Seite gern sämtlich unter den Begriff „alldeutsch-konservativ-schwerindustriell" bringen möchte, um uns dadurch als „parteipolitisch", wie die anderen, abzustempeln und etwas Selbstverständliches als einseitig Verbohrtes hinzustellen, waren von dieser Stellungnahme keineswegs überrascht und wunderten uns nur, daß man so unvorsichtig war, sich eine solche Blöße zu geben. Wissen wir doch, was alles an dieser innern feindlichen Front

schon an Hilfsleistung für den Feind, leider nicht ohne Erfolg, versucht worden ist und was wir noch weiterhin zu gewärtigen haben. Wir begrüßen es darum nur freudig, wenn die Geister sich auch im Innern immer klarer, immer reinlicher scheiden, wenn der unüberbrückbare Gegensatz der Weltanschauungen, den man wenigstens im Innern — um hier ungestört im trüben fischen zu können — so gern vertuschen möchte, sich immer schärfer und deutlicher abhebt.

Es hilft eben nichts: der Kampf der beiden Weltanschauungen, um die es in diesem Kriege letzten Endes geht, muß vor allem auch im Innern entscheidend ausgefochten werden. Eher ist für die Mittelmächte an keinen Sieg, an keinen halbwegs annehmbaren Frieden, ja auch nur an eine Verhandlungsbereitschaft mit dem auf unsere Vernichtung abzielenden Todfeinde zu denken; denn die einzige Hoffnung, die ihm nach seinen schweren Niederlagen auf allen Fronten und nach der von ihm sicherlich schon längst zugegebenen Aussichtslosigkeit eines militärischen Sieges noch bleibt und für die er allein noch Widerstand leistet, ruht ja lediglich auf seinen heimlichen Verbündeten in unserem Innern und besonders in Österreich-Ungarn, wo ja zu den innerpolitischen Helfershelfern angeblich „demokratischer" Art auch noch fremdvölkische kommen. Er hofft offenbar auf die von allen diesen innern Verbündeten bisher ja so eifrig geschürte Uneinigkeit, Zwietracht, Verbitterung, Verzagtheit und glaubt, daß alles das, wenn er nur lange genug durchhält, sich schließlich zur Revolution, zum mindesten zum innern moralischen Zusammenbruche auswachsen muß. Und wenn man sich auf seinen Standpunkt stellt und in Betracht zieht, was er bisher bei uns und noch mehr in Österreich-Ungarn durch seine bewußten und unbewußten Agenten wahrgenommen haben muß, dann kann man seine Hoffnungen gar nicht einmal für so unsinnig halten.

Die eifrigen Werber für einen Verzichts- und Verständigungsfrieden und die dafür angeblich erforderlichen innerpolitischen Voraussetzungen waren und sind also bei uns sowohl wie in Österreich-Ungarn die eigentlichen Kriegsverlängerer, und man kann sich angesichts dieser zweifellosen Hilfsleistung für den Hauptfeind eigentlich nur noch fragen, ob das auch bei uns, wie im slawischen Österreich, absichtlich geschieht, oder ob es sich nur um eine grenzenlose politische Torheit handelt. In vorausgegangenen Heften, namentlich im letzten April-, Mai-, Juni- und Juliheft, ist ja gezeigt worden, was auf dieser Seite unter allerlei harmlos klingenden Namen, wie „Neuorientierung", fortschreitende „Demokratisierung und Parlamentarisierung", „Selbstbestimmung der Völker" usw. usw. in dieser Beziehung[1]) getan worden ist, ohne daß sich die Regierungsorgane

[1]) Ob auch wirtschaftliche Mißgriffe, wie „restlose Erfassung der Nahrungsmittel" und andere Hemmungen der landwirtschaftlichen Produktion, wie überhaupt die Verhetzung von Stadt und Land unter den Begriff absichtlicher feindlicher Hilfsleistung gehört, ist noch zweifelhaft. Jedenfalls wirken solche Mißgriffe in demselben Sinne.

bei uns oder gar in Österreich dagegen so kräftig gewehrt haben, wie man als selbstverständlich hätte annehmen können. Muß da nicht der Feind, selbst wenn er nicht im heimlichen Einverständnis mit seinen Freunden bei uns und in Österreich-Ungarn stünde, geradezu auf den Gedanken kommen, er brauche nur lange genug Widerstand zu leisten, um schließlich alles zu erreichen, was er nur wünschen kann? Und wenn er nicht nur in Österreich, sondern auch bei uns jenes System weitgehendster, „liberalster" Duldung des innern Feindes und kleinlicher Maßregelung, ja Schikanierung der Alldeutschen und aller entschieden national Gesinnten Herrn von Bethmann und seinen Getreuen durch heimliche Agenten und deren unbewußte Mittelspersonen von allem Anfang an hätte suggerieren lassen: — dürfte man sich so sehr darüber wundern? Er versteht sich ja so gut auf die Psyche unserer international Gesinnten und sonstiger „Auch-deutschen", weiß, daß diese vor dem Kriege vor ihm auf dem Bauche gelegen haben und auch während des Krieges noch ihre alte Liebe und heimliche Sehnsucht nach „Verständigung" mit ihm nicht verleugnen konnten. Man denke nur an die durch seine Denkschrift an den Tag gekommene Gesinnung des Fürsten Lichnowsky und seiner Gesinnungsgenossen im Londoner Botschaftsamte, namentlich des Herrn von Kühlmann!

Und da hofft man auf seiten vielleicht guter Deutscher, aber schlechter Politiker immer noch, daß eine für uns nützliche „Verständigung", ja ein auch nur halbwegs annehmbarer Frieden mit dem Hauptfeinde möglich ist, ehe die Entscheidung sowohl an der äußern wie an der innern Front zu unseren Gunsten erfolgt ist!

An der äußern Front hofft der Hauptfeind schon längst nicht mehr auf Sieg, wohl aber noch an der innern, und nur darum leistet er noch so hartnäckigen Widerstand. Es kommt also für uns jetzt darauf an, in ihm auch diese Illusion vollständig und von Grund aus zu zerstören. Das kann aber nicht dadurch geschehen, daß die Reichsregierung die aufrichtig national Gesinnten auch jetzt noch schlecht und ihre Gegner gut behandelt, sondern nur dadurch, daß sie sich selbst entschlossen und rückhaltlos auf die Seite der national Gesinnten stellt. Kann sie das nicht oder will sie das nicht, dann muß sie zurücktreten und ihren Platz endlich einer Regierung einräumen, wie sie das deutsche Volk in seinem schwersten Daseinskampfe braucht.

Es scheint aber, daß die Regierung den — auch im Innern — unüberbrückbaren Gegensatz der beiden Weltanschauungen noch immer nicht sehen will. Wie könnte sie sonst Hand in Hand mit einer Reichstagsmehrheit gehen wollen, deren einzige Stütze die vereinigte goldene, rote und schwarze Internationale ist und die auch nicht den geringsten Rückhalt im eigentlichen deutschen Volke oder gar bei den aufrichtig und entschieden national Gesinnten hat! Eine solche Ungeheuerlichkeit ist in der ganzen Weltgeschichte wohl überhaupt noch nicht dagewesen,

wenigstens nicht bei einer dem äußern Feinde gegenüber siegreichen Nation.

Ein klein wenig besser ist es ja nun freilich seit dem Rücktritte Bethmanns und Kühlmanns und anderer Vertreter des „B.-Systems" im Deutschen Reiche geworden. Diese „Männer" — nomen non omen — konnten sich eben nicht halten. Die harten Tatsachen waren eben stärker als die raffiniertesten Bemäntelungs- und Vertuschungsversuche einer gewissen Presse, die durch die „Frankfurter Zeitung", das „Berliner Tageblatt" und den „Vorwärts" genügend gekennzeichnet ist. Aber noch immer ist der jetzige Zustand weit entfernt von einem solchen, wie er sein müßte, wenn den äußern Feinden die Illusion, uns mittels ihrer innern Verbündeten bei genügend langem Durchhalten schließlich doch besiegen zu können, von Grund aus genommen werden soll. Soll das wirklich geschehen, dann muß jene innere Verzichts- und Verständigungspropaganda endlich als das erkannt werden, was sie ist: nämlich als ein ungeheurer Irrtum, wenn sie guten Glaubens, als ein fluchwürdiges Verbrechen, wenn sie in böswilliger Absicht unternommen worden ist und mit der Tätigkeit feindlicher Agenten irgendwie zusammenhängt. Das letztere wäre selbst dann möglich, wenn sie auf unserer Seite guten Glaubens unternommen worden wäre; denn die feindlichen Agenten könnten sie ja unseren international gesinnten Englandfreunden in scheinbar gutem Glauben suggeriert haben. Das würde ganz der perfiden Art der englischen Politik, wie man sie aus der Geschichte und ganz besonders der Geschichte dieses Krieges kennen gelernt hat, entsprechen. Vielleicht gehören gewisse Führer der jetzigen Reichstagsmehrheit zu den in diesem Sinne ahnungslos Düpierten. Die „Frankfurter Zeitung" freilich hat schon mehrmals darauf hingewiesen, daß man den englischen Staatsmännern die „bona fides" zubilligen müsse! Ausgerechnet den englischen!

Wenn wir also wirklich noch trotz aller schweren Fehler der Innen- und Außenpolitik dank unserem unvergleichlichen „Militarismus" als Sieger aus dem furchtbaren, auf unsere Vernichtung abzielenden Daseinskampfe hervorgehen und die Zukunft unseres Volkes sichern können, anstatt sie für immer zu zerstören, dann wird eine spätere Geschichtsschreibung jene kaiserliche Kundgebung von den zwei miteinander ringenden Weltanschauungen als den heilbringenden Wendepunkt bezeichnen.

In der Tat: erst von da ab kann man von einem an maßgebendster Stelle gemachten Versuche sprechen, jenen künstlichen Schleier zu heben, der, wie die Nebelkappe des Zwergkönigs Alberich, um erste Ursache und letztes Ziel des Krieges zu bestimmtem Zwecke gelegt worden ist. Und wenn es auch noch lange dauern wird, ehe die feindlichen, die neutralen Völker, ja ehe selbst die Gesamtheit unseres eigenen Volkes die Lügenpropaganda des Feindes in voller Klarheit durchschaut, — es ist eben von unserer Seite zu viel in dieser Beziehung versäumt worden — so ist

doch ein vielversprechender Anfang dazu gemacht, und es kommt jetzt nur noch darauf an, auf diesem richtigen Wege immer weiter fortzuschreiten.

Man glaube nicht, daß, wie die innern Feinde natürlich sagen werden, dadurch die ohnehin schon so stark gefährdete und nur noch mit Mühe aufrecht erhaltene innere Einigkeit unseres Volkes vollends gestört werden könnte. Genau das Gegenteil ist richtig. Die Uneinigkeit, Zwietracht, Verbitterung ist ja erst durch jene künstlichen Verkleisterungsversuche der unvereinbaren Gegensätze der beiderseitigen Weltanschauungen und Vertuschung der wahren Absichten des Hauptfeindes in unser Volk hineingetragen worden. Erst dadurch, daß eine in letzter Instanz lächerlich geringe Anzahl von Personen, die aber leider zum Teil in führender Stellung waren und dadurch großen Einfluß ausübten, fortwährend von „Verständigung" sprachen, wo doch eine „Verständigung" der Natur der Sache nach gar nicht denkbar[1]) ist und auf der am meisten in Betracht kommenden Seite auch gar nicht gewünscht wird: — erst dadurch wurde in der öffentlichen Meinung jene Klärung verhindert, die, wenn sie Platz griffe, auch jetzt wieder so wie im August 1914 unser Volk einig und fest geschlossen hinter den obersten Kriegsherrn und seine genialen Heerführer stellen würde.

Man lasse sich doch nicht durch heuchlerische Einigungsredereien der eigentlichen Zwietrachtstifter in die Irre führen! Diese wollen ja gar nicht die Einigkeit und können sie gar nicht wollen, wenn sich ihre Weltanschauung und ihre daraus folgenden heimlichen Absichten auch bei uns verwirklichen sollen. Das ist im letzten Juliheft S. 150—154 doch wohl zum Greifen deutlich klargestellt worden. Man glaube auch nicht, daß unser Todfeind es ehrlich mit uns meint, wenn er als Friedensbedingung gewisse innerpolitische Zugeständnisse fordert bezw. durch seine freiwilligen oder beauftragten Helfershelfer fordern läßt. Nichts Unsinnigeres als das! Seine politische, soziale und geistig-sittliche Weltanschauung ist in allen, aber auch allen Punkten das genaue Gegenteil der unserigen und muß es sein, wenn er auf die Art, wie er es seit Jahrhunderten gewohnt ist, die Völker beherrschen und ausbeuten will. Es widerstrebt mir, immer wiederholen zu sollen, was ich schon in so vielen vorausgegangenen Heften unter mannigfachen Überschriften, wie z. B. „Heldische und händlerische Staatskunst" (Mai- und Juniheft 1916), „Die Freiheit, die ‚wir' meinen" (Juliheft 1916), „Freiheit und Staat" (Augustheft 1916), „Wie Völker geführt und genasführt werden" (Januar- und Februarheft 1918) usw. usw., oder auch schon vor dem Kriege unter „Problem einer organischen Volksvertretung" (Januar-, Februar-, Märzheft 1912) und anderswo in den

[1]) Warum eine für uns halbwegs günstige Verständigung vom Standpunkte Englands unmöglich ist, ergibt sich aus dem Artikel: „Kann England noch zurück?" unter „Berichte und Notizen" in diesem Hefte.

mannigfachsten Zusammenhängen gesagt habe[1]). Dennoch will ich versuchen, wenigstens ein paar Hauptpunkte der beiderseitigen Weltanschauungen in aller Kürze hier einander gegenüber zu stellen.

Von vornherein bemerke ich, um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen, daß auf keiner von beiden sich jetzt im erbittertsten Ringen gegenüberstehenden Seiten die bezüglichen Weltanschauungen in voller Reinheit und Klarheit ausgeprägt sind. Wie sich bei uns bereits vor dem Kriege Anfänge der britisch-amerikanischen Lebensauffassung hervorgedrängt haben, so sind auf der anderen Seite gewisse Reste einer früheren, besseren, sittlicheren Auffassung gleich „rudimentären Organen" noch vorhanden. Höchstens in Amerika durfte sich in der letzten Zeit — früher war es dort auch anders — die rein mammonistische Auffassung des Verhältnisses zwischen „Einzelwesen und Gesamtheit", „Staat und Gesellschaft", „Recht und Sitte", „Wahrheit und Schönheit" in der ganzen Frechheit und grotesken Wüstheit ungehindert austoben.

Ich werde nun im folgenden unsere Anschauungen in gewissen Hauptpunkten sozusagen als Satz (Thesis) und die andere als Gegensatz (Antithesis) hinstellen.

In dem Gemeinwesen, wie es die großen preußischen Könige geschaffen haben und wie es sich später auf das Deutsche Reich mehr oder weniger vollständig — je nach Bedürfnis — übertragen hat, ist nicht das Einzelwesen, sondern die Gesamtheit das hauptsächlich in Betracht kommende. Friedrich der Große sagte zu seinen Ministern: „Prägen Sie sich die Überzeugung ein, daß sich die Natur um die Einzelwesen keine Sorge macht, wohl aber um die Gattung." Dementsprechend betrachtete er sich selbst nicht als den ersten Herrn, sondern als den „ersten Diener" des Staates, und der Staat selbst war bei ihm sowie bei seinem großen Vater und noch größeren Urgroßvater, dem Großen Kurfürsten, nicht das Werkzeug der Herrschaft eines Einzelnen oder einer bevorzugten Gesellschaftsklasse, sondern das führende Haupt und das stützende Rückgrat des ganzen, aus „Staat" und „Gesellschaft" bestehenden Gemeinwesens. In diesem Sinne wurde jedem Organe innerhalb des Ganzen und innerhalb des Organes (Standes, Berufes) jedem Einzelwesen zwar nicht das Gleiche, wohl aber das „Seine", d. h. das ihm nach Recht und Sitte, nach Verdienst und Würdigkeit Zukommende staatlich gewährleistet. Genau so verhält es sich mutatis mutandis mit den von der Natur selbst geschaffenen Organismen, die bekanntlich alles andere eher als „demokratisch" verfaßt sind. Nicht zwei Dinge sind in der organischen Natur sich völlig gleich. Und wenn menschliche Kultur von Wert und Dauer sein soll, dann muß sie mit den Naturgesetzen in Einklang bleiben, darf sich jedenfalls darüber nicht so unbekümmert hinwegsetzen, wie das die radikale Demokratie mit ihrem Gleichheitswahn-

[1]) Auch der Aufsatz von Dr. Franz Haiser im vorigen Hefte: „Der edle und der gemeine Streit" gehört dazu.

sinn tut. Die Strafe bleibt dann, ob sie früher oder später kommt, nicht aus. Die Natur läßt sich nicht auf die Dauer vergewaltigen. Nur ein staatsmännisches Genie konnte einen so wahrhaft natürlichen und zugleich wahrhaft kulturellen Staatsgedanken, wie den preußisch-deutschen, erfassen und tatkräftig zur Ausführung bringen. Wenn diese erhabene, im besten Sinne des Wortes göttliche Auffassung des Staates in Preußen-Deutschland nicht immer und überall zur genauen Ausprägung kam und kommt, so lag und liegt das, soweit sich nicht fremde Auffassungen eingeschlichen haben, an der menschlichen Unvollkommenheit, nicht an der Idee, die gerecht und wahr, edel und schön, wie die natürliche und göttliche Weltordnung selbst ist.

Betrachten wir nun das entsprechende Gegenstück auf der anderen Seite, so zeigt sich sofort, daß hier nicht die Gesamtheit, sondern das Einzelwesen (Individuum) das hauptsächlich in Betracht kommende ist. „Jeder für sich, Gott für alle", oder „The public weal be damned" (Der Teufel hole das öffentliche Wohl), oder „Mache Geld, mein Sohn, wenn es sein kann, ehrlich, aber mache Geld" sind nicht bloß zynisch ausgesprochene, sondern auch praktisch betätigte amerikanische Sprüchwörter. Der „Staat", soweit er überhaupt hier vorhanden ist und nicht von der (ebenfalls nur notdürftig, wenn nicht gar zu Raub- und Beutezwecken organisierten) Gesellschaft „vikarierend" vertreten wird, ist nicht das führende Haupt und stützende Rückgrat des Ganzen, sondern der gehorsame Büttel, das ausführende Werkzeug einer absolut herrschenden Gesellschaftsklasse, deren Herrschaftsanmaßungen sich nicht nach edler Geburt oder hoher geistiger und sittlicher Begabung, sondern nach dem durch gewissenloses Raff- und Raubgeschick erlangten Reichtum bestimmen und abstufen. Jeder Einzelne erhält also nicht etwa das Seine oder wird darin, soweit er es ehrlich erworben, vom Staate geschützt, sondern jeder nimmt sich auf Kosten des Nächsten oder des Ganzen so viel, als er ungestraft an sich reißen kann, und wird dann, wenn er dabei viel Glück und Geschick gehabt hat, wie zur Belohnung, Mitglied jener „Trusts" genannten wirtschaftlichen Räuberbanden, die wie Sklavenhalter über den aus ehrlichen, dummen Arbeitstieren bestehenden Rest der Gesellschaft, einschließlich der sogenannten Staatsgewalt, herrschen. Eine solche aus allen Rassen und Völkern zusammengewirbelte Gesellschaft „Volk" oder gar „organisches Gemeinwesen" zu nennen, wäre eine Blasphemie. Und wenn dieser sogenannte „demokratisch-freiheitliche" Staats- und Gesellschaftsgedanke nicht immer und überall zur vollendet häßlichen Ausprägung gelangt, so liegt das nicht an der „Idee", die dafür ganz und gar zugeschnitten ist, sondern an einem Rest von menschlichen und christlichen Empfindungen, der in dem einen oder anderen Einzelwesen trotz aller indirekten Prämien auf das Gegenteil noch verblieben ist.

Wie mit Staat und Gesellschaft, so verhält es sich auch mit allen anderen Dingen, die davon unmittelbar oder mittelbar abhängig sind

und die wir Deutsche zu den Hauptterrungenschaften menschlicher Kultur rechnen. Dazu gehört vor allem Gesetz und Sitte. Jeder deutsche Schuljunge besserer Art weiß, daß die Gesetze nur da Kraft haben können, wo eine mächtige, von der „Gesellschaft" völlig unabhängige Staatsgewalt und ein starkes, nur dem Staatsoberhaupte gehorchendes, gut diszipliniertes Kriegsheer dahinter steht. Jeder bessere deutsche Schuljunge kann sich also vorstellen, wie es in einem „Staate" nach Art des amerikanischen mit der Kraft der Gesetze bestellt sein muß. In der Tat sind denn auch die gesetzlichen Schranken der vielgerühmten amerikanischen „Freiheit" nur für die armen, ehrlichen und dummen Arbeitstiere und allenfalls noch für die im mammonistischen Sinne „armen" und dummen Verbrecher vorhanden. Der Reiche und Gewissenlose stößt diese Schranken seiner Selbstsucht, falls er sie nicht umgehen kann, nach einem mehr oder weniger tiefen Griffe in seinen Geldbeutel verächtlich beiseite. Die sogenannten Hüter des Gesetzes sind ja „demokratisch" gewählte Büttel, die während ihrer kurzen Amtszeit viel Geld verdienen müssen, wenn sie die Wahlgelder wieder einbringen und noch etwas darüber erübrigen wollen.

Aber — — wo die nur von einem starken und unabhängigen Staate zu schützenden Gesetze keine Kraft haben, da sind doch wohl immer noch die von der Religion bezw. der Kirche geschützten Sitten da?

Laßt alle Hoffnung fahren! Sitten gibt es dort noch, aber was für welche! Wir werden später eine Probe davon geben. Was wir Deutsche unter Sitten verstehen und wie sie unsere vom starken Staate gestützten christlichen Kirchen trotz aller fremden Versuche, sie zu verderben, bis jetzt noch immer einigermaßen haben aufrecht erhalten können, davon hat man in England[1]) nur noch einen Ersatz (Surrogat) und in Amerika meist auch das nicht mehr. Die Teufelsfratze zeigt sich in dieser Beziehung hier oft sogar ohne heuchlerische Maske, in aller zynischen, hier „Freiheit" genannten Frechheit. Das Laster macht vor der Tugend hier nicht einmal eine „Reverenz" mehr. Das konnte man sogar an einem amerikanischen Botschafter (Gerard) sehen, der in eine Berliner Wohnung einbrach und den Bewohner mit Brandstiftung bedrohte, wenn er ihm nicht zu Willen wäre. Notorische Verbrecher sind aber bekanntlich auch in England als Botschafter und Gesandte bei fremden Staaten nicht unmöglich, und Meuchelmorde gehören sogar im Frieden — geschweige denn im Kriege — zu den jetzt aller Welt bekannten „staatlichen" Machtmitteln der Entente.

Und das nennt sich „Zivilisation", „Gesittung", „Kultur" und ahnt nicht einmal, daß es seiner selbst spottet, wenn es — wie man fast jeden Tag in den Zeitungen lesen kann — vorgibt, solche „heiligen" Güter mit Hilfe des größten Teils der Menschheit zum Heile! der Menschheit gegen die „preußisch-deutsche Barbarei"! verteidigen zu müssen. Wahrlich, wenn

[1]) Vergl. Februarheft 1918, S. 527—29.

der Teufel selbst sich vorgenommen hätte, die Weltordnung, wie er sie versteht, den Schwachen und Dummen mit Emphase zu predigen — er hätte es nicht frecher, nicht zynischer, höchstens vielleicht klüger anfangen können.

Der Unkundige könnte vielleicht meinen, das sei übertrieben, so arg könnte es mit dem Gegensatze der beiden Weltanschauungen nicht sein. So wahnsinnig, so narrenhaft verrannt, so verbrecherisch könnte wohl dann und wann ein Einzelner, aber niemals eine größere Menge von Menschen, geschweige denn ein ganzes Volk oder gar dessen führende Oberschicht sein. Nun haben aber die Träger der in Rede stehenden Weltanschauung allerhöchst selbst sich sozusagen ein Dokument, eine schriftliche Urkunde über ihre Geistes- und Gemütsbeschaffenheit ausgestellt, nämlich in einem sogenannten „Pledge" (feierlichem Versprechen), welches „loyale" Amerikaner „überall unterzeichnen" und das von englischer Seite „eine vernichtende Anklage gegen Deutschland" genannt wird. Es lautet nach dem „Tag" wie folgt:

„An das deutsche Volk! Wir schwören feierlich, daß wir keinen Verkehr irgendwelcher Art mehr mit dir unterhalten werden, nichts von dir kaufen . . . dich an jedem Warenhandel hindern werden . . . bis du freiwillig schriftlich zugibst, daß du eine Nation von Mördern, Piraten und Mädchenschändern bist, und demütig vor den christlichen Nationen der Welt zugestehst, daß die angemessene Bestrafung für deine Verbrechen als Volk die vollständige Ausrottung des deutschen Volkes wäre und die Vernichtung von allem, was deutschen Ursprungs ist oder an Deutschland erinnert. . . . Zum Dank dafür, daß dir eine Weiterexistenz und die Wiederaufnahme in die Gesellschaft als reuiger Sünder gewährt wird, hast du die deutsche Sprache zu verbannen, jedes deutsche Buch und Blatt zu zerstören und anzuerkennen, daß du nicht wert bist, einem anständigen Menschen je wieder ins Gesicht zu sehen. . . . Völker, die du gemordet, Frauen, die du geschändet, Kinder, die du verstümmelt hast. . . . Während 1000 Jahre in schimpflichster Armut leben . . . Kaiser und jeden Offizier freiwillig hängen, jeden Beamten hinrichten läßt . . . ausschließlich Englisch sprechen lernst. . . . Nur dann . . . wirst du wieder zur niedrigsten Stufe der Menschheit zugelassen werden, gerade ein wenig über den Tieren des Feldes und Waldes."

Bei diesen Zeilen handelt es sich — so schreibt dazu der „Tag" — „nicht etwa um eine boshafte Verhöhnung amerikanischer Narrheit und Gesinnungsbarbarei, um eine grobe Satire auf den allerdings erklärlichen Haß des loyalen und gebildeten Amerikaners gegen Bücher, besonders deutsche Bücher, oder gar um eine Mark-Twainiade, die geschäftstollen Wilden, Greuel-Gläubigen und armen Unwissenden den Spiegel vorhält. Nein, hier spricht die Seele des Volkes der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, die in den herrlichen Kämpfen mit Sioux und

Delawaren, in der christlichen Ausrottung und Vergiftung armer Rothäute erstarkt ist und aus den Tagen des Squattertums zwei Dinge ins zwanzigste Jahrhundert hinübergerettet hat: den kindlichen Glauben an die eigene Gottähnlichkeit und den frohen Hang zu jeder nur denkbaren Ausschreitung teils mehr, teils minder harmloser Ignoranz".

Das ist richtig. Der Psychologe wird daraus aber auch noch etwas anderes herauslesen, nämlich den Neid, den grüngelben Neid darüber, daß wir gegen eine so ungeheuere Überzahl von Feinden nicht nur erfolgreich Widerstand geleistet haben, sondern sogar auf dem Wege zum vollständigen Siege sind. Wären wir, wenn auch nach tapferster Gegenwehr besiegt worden, dann würde die feindliche Welt, namentlich die Engländer und Amerikaner, sicher ebenso von Lob auf unsere Anständigkeit, Ritterlichkeit usw. überfließen, wie sie jetzt kein gutes Haar an uns läßt. Aber eben, daß wir uns unterstanden haben, in einem solchen ungleichen Kampfe vollständig siegen zu wollen und auf dem besten Wege dazu sind, das kann uns das von seiner Gottähnlichkeit nicht nur überzeugte, sondern förmlich überzogene Engländer- und Angloamerikanertum nicht verzeihen, und daher . . . jene blöden Neidausbrüche. Wir brauchen uns also darüber nicht zu ärgern. Es stünde schlimm mit uns, wenn unsere Todfeinde uns wieder, wie in den Zeiten unserer Ohnmacht, zu loben begännen.

Nun könnte freilich ein von seiner Engländer- und Amerikanerbewunderung trotz alledem und alledem noch nicht Geheilter meinen, das seien bloße Worte, hinter denen keine entsprechenden Taten stünden. Aber auch diese Illusion hält vor der geschichtlichen Wahrheit nicht stand. Zum Beweise dessen braucht man noch nicht einmal an jene sonderbare Neutralitätspolitik zu denken, die Herr Wilson zwei Jahre lang mit massenhaften Munitions- und Kriegsmateriallieferungen betätigte und später, durch die Kriegserklärung, noch auf eine breitere geschäftliche Grundlage stellte. Das ist noch vergleichsweise harmlos. Daß aber ein deutscher Bergmann öffentlich hingerichtet, oder wie man dort sagt, „gelyncht" wurde, weil er sich „prodeutscher Äußerungen" vermaß: und daß Leute, die den deutschen Soldaten für tapfer und ehrenhaft erklärten, im „freiesten[1]) Lande der Welt" der Teerung und Federung unterlagen, während Hochverräter, die keine Freiheitsanleihe zeichnen wollten, mit einfachem schwarzen Anstrich des Gesamtkörpers davonkamen: ja, daß gelehrte! amerikanische Richter ein paar Bosnickel, die den deutschen Sieg „für nicht ganz unwahrscheinlich" erklärt hatten, zu dreißig! (nur dreißig) Jahren Freiheitsentziehung (nicht etwa zu dreißig Dollar Geldstrafe) verurteilten: — — das sind denn doch wohl Taten, die jenen Worten voll und ganz entsprechen.

Es erübrigt sich daher wohl, noch weitere Vergleichspunkte zwischen den zwei unüberbrückbaren Weltanschauungen einander gegenüber zu stellen.

[1]) Man vergleiche damit, daß bei uns angeblich „Unfreien" ein Scheidemann ungestraft zu sagen wagen konnte: „Ein Narr, der noch an einen Sieg glaubt!"

Noch einmal wiederholt sei jedoch, daß die Gegensätze sich durch das gesamte geistig-sittliche, ethisch-ästhetische Gebiet hindurch ziehen. „Deutsch sein heißt", sagt Richard Wagner, „eine (große und gute) Sache um ihrer selbst willen tun." Von dieser Art „Sachlichkeit" findet man in den vom Mammon und seinen Knechten völlig beherrschten Entente-Ländern keine Spur mehr. Es handelt sich also im ganzen um den Gegensatz von wirklicher, echter Kultur zu einer Barbarei, die für den tiefer Blickenden durch kein noch so ausgesuchtes äußerliches Geckentum in Kleidung, Wohnung usw. übertüncht werden kann. Hier eine „Verständigung" zu suchen, ist wahnsinniger Unverstand, wenn nicht gar Verbrechen, Verrat am besseren Teile des deutschen Volkes und seiner ganz anders gerichteten Eigenart. Überdies will ja unser Hauptfeind gar keine „Verständigung" mit uns, sondern nur unsere Vernichtung, selbst wenn er auf die Torheiten gewisser Parteien bei uns scheinbar eingeht und sie mit Absicht streichelt.

Es wird darum die höchste, allerhöchste Zeit, daß in unserer öffentlichen Meinung endlich einmal mit einer „Offensive der Wahrheit" begonnen wird, aber in einem ganz anderen Sinne, als Herr Scheidemann mit seiner bekannten Reichstagsrede zur Entlastung des Herrn von Kühlmann verstanden wissen wollte. Diese Rede war geradezu der Versuch zu einer „Offensive der Lüge", wie sie die Entente von Anbeginn des Krieges an gegen Deutschland unternommen hat, also eine Hilfsleistung für den Feind.

Das muß einmal in aller Öffentlichkeit und mit jeder nur wünschenswerten Deutlichkeit ausgesprochen werden. Die betreffenden Personen und Gruppen müssen endlich einmal an den längst verdienten Pranger — natürlich nur bildlich, denn wir sind ja keine Engländer und Anglo-Amerikaner — gestellt werden. Das ist das deutsche Volk sich selbst, seiner Ehre und Würde vor sich und der Welt schuldig. Eher kann auch nicht, wie vorher auseinander gesetzt, die Illusion des Feindes, uns bei genügend langem Widerstande schließlich doch noch, trotz aller unserer militärischen Siege, besiegen zu können, von Grund aus zerstört werden. „Wer sich zum Schaf macht, den zerreißen die Wölfe", sagte E. M. Arndt vor etwa 100 Jahren bei ähnlichem Anlaß. Herr Scheidemann und seine Freunde können sich glücklich schätzen, daß sie im zivilisierten Deutschland und nicht in England, Frankreich, Amerika usw. wohnen. Wie es ihnen *hier* ergehen würde, braucht wohl, nach dem Vorausgegangenen, nicht weiter gesagt zu werden.

Aber unsere sozialdemokratischen Arbeiter, die angeblich geschlossen hinter Herrn Scheidemann und seinen Freunden stehen?

Diese armen, mit den raffiniertesten Mitteln Verführten und Verhetzten können für ihr gemeinschädliches Verhalten, soweit man überhaupt von einem solchen sprechen kann, nicht verantwortlich gemacht werden, wohl aber eine Regierung, die solche Verführung und Verhetzung nicht nur nicht von Anfang an mit allen Mitteln verhindert, sondern ihr sogar

indirekt, durch allzu „liberales" Verhalten den Verführern gegenüber, Vorschub geleistet hat. Auch das muß einmal mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit ausgesprochen werden. Es wäre Verrat am Vaterlande, das nicht zu tun.

Die falsche Meinung, die ein Teil — nicht einmal, wie die Äußerungen Leimpeters und anderer wackerer Genossen zeigen, die Gesamtheit — der sozialdemokratischen Arbeiter über den Krieg, die Kriegsziele usw. hegen, sitzt nicht wurzelhaft fest, wie die ihrer volksfremden Verführer, sondern ist nur oberflächlich angekleckt. Sie wäre darum leicht abzuwaschen, wenn endlich einmal eine wirkliche „Offensive der Wahrheit" im großen Stile seitens einer wirklich nationalen Regierung unternommen, der unüberbrückbare Gegensatz der beiden Weltanschauungen auch im Innern und auch seitens der Regierung anerkannt würde. Es würde sich dann zeigen, daß die bei weitem meisten Arbeiter sozialdemokratischer Parteizugehörigkeit ihr Vaterland nicht weniger lieben, als die von ihren ententefreundlichen Verführern so niederträchtig verleumdeten „Alldeutsch-Konservativ-Schwerindustriellen".

Das muß also zunächst einmal geschehen. Ohne fest geschlossene innere Front ist ein Siegfriede, ja auch nur ein für uns halbwegs annehmbarer Friede nicht denkbar. Alles andere, wie namentlich innere Reformen, ist eine spätere Sorge, die erst nach dem Siegfrieden in Betracht kommen kann. Wir national Gesinnten verkennen keineswegs, daß auch bei uns im öffentlichen und privaten Leben vieles, vieles verbesserungsbedürftig ist. Was zunächst den „Staat" anbelangt, so liegt das aber nicht daran, daß die Idee des preußisch-deutschen Staates an sich verfehlt wäre, sondern daran, daß diese Idee nicht so rein und schön verwirklicht, d. h. der Neuzeit angepaßt ist, wie es vielleicht schon sein könnte, wenn sich keine fremden, von der anderen Weltanschauung herrührenden Einflüsse störend eingemischt hätten. Und gerade jetzt wieder drängen sich jene fremden Einflüsse unter der Maske „Neuorientierung" usw. recht unverschämt hervor. Das darf nicht sein, wenn, wie unsere Waffen, so auch unsere Weltanschauung als Sieger aus dem ungeheuren Daseinskampfe hervorgehen soll.

Wir national Gesinnten sind keineswegs, wie man uns vorwirft, „reaktionär". Wir sind nicht gegen den Fortschritt; nur verstehen wir darunter etwas anderes als unsere äußern und innern Feinde. Wenn der preußische Staat, nach einem Ausdrucke Bismarcks, einer wollenen Jacke gleicht, die zwar schön warm hält, aber für den Einzelnen manchmal recht unangenehm kratzt, so ist das nur deshalb, weil wir ihn auf dem bloßen Leibe tragen müssen, d. h. weil wir keine ebenbürtig organisierte „Gesellschaft", wie ein Hemd, darunter haben. Wenn ihr Sozialdemokraten, soweit ihr ehrliche Idealisten, nicht bloß heuchlerische Materialisten seid, durchaus reformieren wollt, dann helft uns neben dem Staate eine Gesell-

schaftsordnung auferbauen, die jeden Rechtschaffenen befriedigt. Dann braucht sich der „Staat" nicht mehr so wie jetzt um jeden Einzelnen zu kümmern, und dann fallen alle jene unangenehmen Begleiterscheinungen, die sein wohlgemeinter Schutz jetzt manchmal für den Einzelnen an sich hat, von selbst fort.

Helft uns also dabei, eine vollständig und harmonisch, wie ein vollendetes Kunstwerk, organisierte „Gesellschaft" unter dem starken Schutze des preußisch-deutschen Staates zu schaffen, und laßt euch nicht von der bürgerlichen Demokratie, die ihr angeblich als „kapitalisch" bekämpft, als „Stoßtruppe" — wie es England-Amerika mit seinen Verbündeten macht — benutzen, um den preußischen Staat vollends niederzuringen. Gelänge euch das und bliebet ihr danach an der Herrschaft, dann würden auch bei uns in Deutschland ähnliche Zustände, wie sie jetzt in Rußland herrschen, eintreten. Entrisse euch aber die bürgerliche Demokratie, wie sie hofft, später die Herrschaft, dann hätten wir in überraschend kurzer Zeit Zustände, wie sie jetzt in Amerika herrschen.

Oh, ihr törichten, törichten deutschen Bolschewiki! Meint ihr etwa, der edle Washington und euere armen verführten Gesinnungsgenossen in Rußland hätten nicht auch das Beste gewollt, als sie „Staat" und „Gesellschaft" auf „demokratische" Grundlage stellten? Das geht nun einmal nicht. Die sozialbiologischen Naturgesetze sind stärker als alle noch so schönen Theorien, wie sie der reine „Intellektualismus"[1]) sich vorspiegelt. Die echte, die edle Freiheit, das Recht, die Sitte, die Wahrheit, die Schönheit vertragen sich nun einmal nicht mit der Gleichheit, und wenn alle auf natürlicher und kultureller Ungleichheit beruhenden Unterschiede der Einzelwesen nicht auch politisch und sozial gebührend berücksichtigt werden, dann verfallen, zermürben eben mit Naturnotwendigkeit alle auf sittliche, geistige, körperliche Vorzüge gegründeten Stützen der Autorität mehr oder weniger schnell, unter Umständen sehr schnell, und als alleiniger Machtfaktor bleibt dann nur noch die Ellenbogenfreiheit der Verbrecher, der Kampf aller gegen alle, oder der Mammonismus, die Plutokratie. Ihr habt dann eben nur noch die Wahl zwischen Anarchie und Verbrecherherrschaft, wie sie jetzt in Rußland eingerissen ist, oder ebenso verbrecherischer Plutokratie, wie sie in Amerika nach und nach sich breit gemacht hat. Das ist absolut unvermeidlich[2]). Gegen die ewige Natur selbst kann man sich nicht auflehnen. Naturgesetze kann man wohl verkennen und verachten, aber nicht, wie menschliche Gesetze, ungestraft umgehen. Die Natur rächt sich furchtbar an ihren Schändern.

Ihr wißt ja, schon euer Bebel sagte einmal: „Der preußische Staat ist ein Ding, wie es nicht zum zweiten Male in der Welt existiert. Haben

[1]) Vergl. Juniheft 1918, S. 104.

[2]) Vergl. „Wodurch Völker geführt und genasführt werden". Januarheft 1918, Seite 475.

wir ihn, dann haben wir alles." Er hatte recht damit; aber ihr wäret nicht nur die größten Toren, auch die größten Verbrecher, die es je auf der Welt gegeben hat, wenn ihr seinem Rate folgen und den letzten Rest dieses Staates im Bunde mit der bürgerlichen Demokratie und — — den Feinden Deutschlands niederreißen wolltet. Ihr würdet damit das herrlichste Kunstwerk zerstören, das jemals geniale Herrscher im Bunde mit einem armen, aber tüchtigen Volke aufgebaut haben und das für die bessere Menschheit dereinst das Vorbild sein wird.

Laßt darum diesen Staat, der euch, wie kein zweiter auf Erden, gegen eine Welt von raubgierigen Bestien geschützt hat, in seiner besonderen Art ruhig weiter bestehen und sich weiter zu höchster Vollendung entwickeln. Aber auf demokratischer Grundlage geht das nun und nimmermehr. Das wäre gegen alle wahre Natur und echte Kultur. Was ihm noch zur Ergänzung fehlt, ist eine ebenbürtig, aber in anderer, freierer Weise organisierte und sich politisch betätigende Gesellschaft, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann[1]). Helft uns, nach dem Frieden, eine solche Gesellschaft aufbauen. Dann wird ein Gemeinwesen entstehen, wie es die Welt in gleicher Vollkommenheit noch niemals gesehen hat, und welches als „Staat" seinesgleichen schon jetzt nicht hat. Wie den preußisch-deutschen Offizier, so kann uns auch den preußisch-deutschen Staat kein fremdes Volk nachmachen, so gern die besseren Völker es später vielleicht auch wollen werden.

Zu Ausgang des Mittelalters war unsere „Gesellschaft" oder was man als solche ansehen konnte, mächtiger als unser „Staat". Erstere hatte letzteren nach und nach vollständig ausgehöhlt, und die naturgesetzliche Strafe dafür war, daß das ganze Gemeinwesen sich gegen äußere wie innere Feinde nicht behaupten konnte und infolgedessen zusammenbrach. Und das hatte wiederum zur Folge, daß die höhere Entwicklung des deutschen Volkes zugunsten seiner Nachbarn auf Jahrhunderte lahmgelegt wurde. Erst in größeren und kleineren Teilen mußte von Territorialfürsten mühsam aufgebaut werden, was vorher als Ganzes verfehlt worden war, bis das Ganze sich schließlich, 1870/71, zu einem neuen mächtigen Einheitsstaate zusammenschloß.

Jetzt droht bei uns die Sache umgekehrt zu werden. Jetzt droht der Staat durch den sogenannten „Staatssozialismus" auch noch das wirtschaftliche Gebiet völlig an sich zu reißen und dadurch die „Gesellschaft" ganz in sich aufzusaugen. Aus der warm haltenden, wenn auch mitunter etwas kratzenden wollenen Jacke droht also eine unerträgliche Zwangsjacke zu werden. Eine solche würde die wirtschaftliche Not nach dem Kriege nur noch vergrößern und überdies das ganze Gemeinwesen in die äußerste Gefahr bringen, denn auch dieser unnatürlichen Entwicklung müßte die

[1]) Vergl. „Über den künftigen Neubau von Staat und Gesellschaft". Maiheft 1917.

naturgesetzliche Strafe auf dem Fuße folgen. Das darf auf keinen Fall geschehen, und ihr Sozialisten solltet uns lieber helfen, diese Gefahr abzuwehren, anstatt daß ihr sie durch euer törichtes Verhalten geradezu heraufbeschwört. Der ganze moderne Sozialismus, wie ihn die sogenannte Sozialdemokratie vertritt und angeblich zu verwirklichen strebt, ist entweder eine vollständige Verkennung der sozialbiologischen Naturgesetze, also ein ungeheurer Irrtum, oder — was wahrscheinlicher — ein ungeheurer Volksbetrug, der den geheimen Zwecken der internationalen Weltplutokratie dienen soll. Es war ein raffinierter Gauner- und Gauklertrick, den hochfliegenden Idealismus, der jedem echten Deutschen, auch dem deutschen Arbeiter eigentümlich ist, für die mammonistischen Zwecke der bürgerlichen Demokratie einzufangen.

Laßt euch das zur Warnung dienen, ihr törichten deutschen Bolschewiki, ihr England- und Amerika-Bewunderer, ihr unfreiwilligen „Stoßtruppen" der bürgerlichen Demokratie und der durch sie zu vermittelnden absoluten Mammonsweltherrschaft vergleichsweise weniger Personen! Helft uns erst den äußern und den mit diesem (der Weltanschauung nach) verbundenen innern Feind besiegen und dann eine unserem „Staate" ebenbürtige „Gesellschaft" auferbauen! Bei dem einen wie bei dem anderen aber — beim Siege wie bei der späteren Friedensarbeit — beherziget den alten Spruch schlichter deutscher Handwerker: „Die Meister sollen vollkommene Arbeit machen!"

Einiges über den englischen Volkscharakter.

Dr. O. Ahlswede.

Wenn nach dem Vielen, was seit Kriegsausbruch über den englischen Charakter gesagt und geschrieben ist, noch jemand seine Stimme erhebt, so muß er die Berechtigung hierzu wohl begründen. Der Schreiber dieses, ein Hamburger Arzt, ist ausnahmsweise in der Lage gewesen, lange Jahre in London zu praktizieren in großer rein englischer Praxis, in engster Gemeinschaft und als Sozius mit einem stockenglischen Kollegen (denn nach englischer Sitte assozieren sich die Ärzte, wie in Deutschland die Rechtsanwälte). Ein Eindringen in englische Praxis ist für den deutschen Arzt, auch für den tüchtigsten, keineswegs etwas Selbstverständliches. Von den wenigen Kollegen, — welche zum Teil nicht einmal die Sprache vollkommen beherrschten, — war keiner in gleicher Lage — alle praktizierten nur, oder vorwiegend, unter Deutschen.

Nun ist es wohl niemandem so vergönnt, ins Innere des Volkes einzudringen, wie dem Arzt. Während der Kaufmann nur seine Geschäftsgenossen kennt, der Reisende Museen und Denkmäler sieht, und der Diplomat (der es am meisten nötig hätte) das eigentliche Volk überhaupt nicht kennen lernt, dringt der Arzt ins Innerste der Familie, in Wohn- und Schlaf-

zimmer, Kontor und drawing-room und verkehrt als Vertrauter mit Gesunden, Kranken und Sterbenden.

Nun, ich muß sagen, daß neben viel wahrer Erkenntnis noch manche falsche Beurteilung des englischen Charakters sich breit macht, ja leider Gottes unser Volk vorwiegend beeinflußt hat.

Wenn das überragende Genie eines Bismarck die Engländer kannte und richtig behandelte, wie nie ein anderer — wenn Männer wie Tirpitz mit der Intuition des Genies den englischen Charakter erkennen und danach handeln — wenn unsere Besten und Tüchtigsten (ich nenne nur Carl Peters, der England kennt wie kaum ein anderer) immer und immer wieder mahnen und warnen — so steht dem gegenüber doch die breite Masse unseres Volkes in großer Unkenntnis — die Arbeiterschaft mit ihren sozialistischen Weltverbrüderungsideen, die Friedensfreunde mit ihrer Hoffnung auf Freundschaft mit England und der Welt. Ja, hört man da, es ist nicht so sehr das englische Volk, das den Krieg wollte, — es sind nur einige leitende Männer. Wenn die einmal abgesetzt sind, haben wir schnell Frieden. Nun, hier möchte ich sagen, es ist gerade das englische Volk, das den Krieg will und ihn erbarmungslos bis zur Vernichtung des deutschen Volkes führen würde, es ist gerade das Volk in seiner Gesamtheit, das einen Haß gegen uns hegt, der unerhört ist. Möge unser braver Arbeiter hingehen und sich an seine englischen Genossen wenden! Er würde so elend verprügelt, daß ihm alle weitere Lust verginge.

Ich möchte hier in bezug auf die letztere Bemerkung gleich einschalten, daß der Engländer, obgleich im allgemeinen ruhig, zu solchen drastischen Äußerungen seines Mißfallens mehr neigt als der Deutsche.

Um ein Beispiel anzuführen:

Ich sah zur Zeit der Krüger-Depesche, 1896, in einem Restaurant, daß einem harmlosen Herrn ins Gesicht gespuckt wurde, — weil er ein Deutscher war. Die kürzlich freiwillig aus dem Leben geschiedene Frau Konsul Ahlers wurde nebst ihrer Tochter — (man denke, zwei Damen!) — in der Elektrischen, weil sie deutsch sprach, geschlagen und gestoßen, so daß nach dem Briefe des Sohnes sie sich in einem Ende des Wagens und ihr Haar im anderen befand (she found herself in one end of the car, her hair in the other). Die nicht wiederzugebende Beschmutzung und Beschimpfung des Bildes unseres Kaisers durch englische Marineoffiziere (NB. während der Friedenszeit!) ist bekannt. Ich sah wiederholt auf der Straße, aus Anlaß irgendeiner Mißfallen erregenden Pressenotiz, eine halbgerupfte, noch blutige Gans aufgehängt mit der Aufschrift: „The German eagle!“ (Der deutsche Adler.) Am schlimmsten allerdings und geradezu unglaublich waren derartige Kundgebungen zur Zeit der Krüger-Depesche, wo ja auch deutsche Läden gestürmt wurden, die deutschen Angestellten entlassen usw.

Der deutsche Arbeiter, möchte ich fortfahren, der, nebenbei, im Vergleich zum englischen, ein hochstehender Mann ist, der in seinem Sinne für Sauberkeit, Anstand und Ordnung, soviel ich gesehen habe, überhaupt von keinem übertroffen wird, und der besser unterrichtet und wohlhabender ist als die Arbeiterschaft der ganzen Welt, — dieser deutsche Arbeiter gilt dem englischen Arbeiter nur als der „bloody German", als ein Konkurrent schlimmster Art, ein Preisdrücker, der, an niedrigste Lebenshaltung gewöhnt, so billig lebt, daß er den Engländer stets unterbietet.

Ja, das niedere Volk in England (oder genauer gesagt, das unwissendere Volk, das sich in England bis ziemlich hoch hinauf erstreckt) hält deutsch und jüdisch für ziemlich gleichbedeutend.

In der Tat sind die dortigen Juden alle über Deutschland nach England gekommen und das Kauderwelsch derselben, das „Jiddisch", ist stark mit Deutsch vermischt, so daß die Witzblätter den englischsprechenden Juden mit den gleichen Worten und dem gleichen Akzent persiflieren wie den englischsprechenden Deutschen. Jeder Jude wird somit drüben „German jew" genannt.

Mir erzählte ein sonst gescheuter Eisenbahnschaffner einer kleinen Station, daß er in London gewesen wäre und dort am Sonntag nachmittag durch brick lane (Petticoat lane, Judenbörse) gegangen sei und daß dort die „Germans" bis spät in die Nacht alle Lichter brannten, alle Läden offen hielten und mit Eifer Handel trieben — (für den kirchlich gesinnten Engländer wohl die größte Sünde, die es geben kann). Als ich dem Betreffenden sagte, er meinte nicht die Deutschen, sondern die Juden, war er nicht zu überzeugen — trotz der genauen Ausführung, daß die Deutschen ein germanischer Volksstamm und Christen wären, während die Juden aus Palästina stammten und nur durch Deutschland ziehen müßten, um nach England zu kommen. Schließlich meinte er, er wolle seinen Freund und Kollegen fragen. Er kam dann zurück und sagte, es wären wirklich die Juden, nicht die Deutschen, aber sein Freund meinte, das wäre doch ziemlich gleichbedeutend.

Wenn aus obigem schon das Verständnis des Engländers für deutsche Eigenart erhellt, das unsere Verständigungsfreunde so gern erwecken möchten, so möchte ich zur Illustrierung seines Verständnisses für unsere teuersten und höchsten Güter noch erwähnen, daß ich in dreizehn Jahren den Namen „Goethe" einmal von einem Engländer habe nennen gehört. Dieser, ein junger Oberlehrer, erzählte mir, daß er in seinem Oberlehrerexamen als schriftliches Thema den „Forst von Giephie" (Goethes Faust) bekommen. (NB. Ph gibt das gelispelte englische „th" am besten wieder.) Schillers Namen habe ich nie gehört, weiß also nicht, wie ein Engländer ihn aussprechen würde.

Zu dieser Unkenntnis hat sich, wie ich oben erwähnte, ein Haß gesellt (wohlverstanden nicht erst seit der Kriegszeit, sondern jahrzehnte-

lang vorher, also gerade als Ursache dieses Krieges), der unbegreiflich und unerhört ist.

Die Ursache dieses Hasses dürfte sicher ursprünglich Konkurrenzneid sein, denn Konkurrenzneid ist beim Engländer außerordentlich stark ausgeprägt.

Um wieder ein Beispiel anzuführen:

Ein Freund von mir, ein junger Apotheker, besuchte mich 1904 in London, um sich über englisches Apothekenwesen zu unterrichten. Ich wollte ihm einige Apotheken und Großbetriebe zeigen, wie Burroughs & Welcome, Allen & Hanburys, mit denen ich geschäftliche Verbindungen hatte und die zu mir, als gutem Kunden, stets zuvorkommend waren. Aber ich kam schön an: er sowohl wie ich wurden überall, aber auch überall, glatt abgewiesen. Nicht von Großbetrieben zu reden, nein auch die kleinste, elendeste Apotheke war ihm auf seine Anmeldung hin verschlossen.

Das Weiterschüren dieses Hasses scheint mir dann in gleicher Weise stattzufinden, wie es in England stets systematisch geschah gegen einen zu vernichtenden Gegner — nach Art des Catonischen — „ceterum censeo", wie vor dem Burenkriege der Haß gegen die Buren, wie zur Zeit von Fachoda gegen die Franzosen —, nur entsprechend der Macht des deutschen Gegners in ungeheuer vergrößertem Maßstabe.

Wie dem auch sei, ich möchte nur betonen, in wie wunderbar wirksamer und mächtiger Weise der Haß angefacht und geschürt und jahrzehntelang in alle Schichten der Bevölkerung getragen worden. Natürlich ist es das geschriebene und gesprochene Wort, das zur Verbreitung dient, und daraus erhellt zugleich, was mir das wichtigste und ernsteste schien, daß nicht nur in England, sondern in allen englisch sprechenden Ländern der Erde — in Amerika genau so wie in Indien und Australien — dieser Haß geschürt wurde. Die Sprache ist ja Grundlage für Sinn und Charakter, für Denken und Empfinden — in einem Maße, wie es nie voll eingesehen wird, ja ich möchte sagen, ist die Wurzel, aus der Sinn und Charakter erst emporsprossen. Allerdings meine ich nicht die Sprache, die in späteren Jahren nach Toussaint-Langenscheidt gelernt wird, sondern die Sprache, in die das Kind hineinwächst, im Elternhause und vor allem in der Schule, — die Sprache, die man dem geborenen Sachsen, Schwaben oder Hamburger im Auslande nach dreißig Jahren noch anhört.

Ich stehe nicht an zu erklären und habe es an Hunderten von Beispielen gesehen, daß der englisch sprechende Amerikaner nie deutsch denken und empfinden wird, und ich habe englische und amerikanische Sozialdemokraten kennen gelernt, und zwar die allereingefleischtesten, deren Charakter mir vorkam wie eine starke, rein englische Säule, welche mit einem dünnen Firnis von internationalem, sozialdemokratischem Empfinden überlackiert ist. Ich bin überzeugt, daß ein im Ausland geborenes und in dortiger Schule erzogenes Kind, selbst wenn im Elternhause nur deutsch

gesprochen und gedacht wird, doch mit dem Herzen, d. h. mit dem Gefühl, mit Liebe und Neigung diesem Auslande gehört und höchstens mit Pflichtgefühl dem Deutschtum.

Haben doch meine eigenen Kinder, sobald sie in die Schule kamen, untereinander und bald auch zu den Eltern ausschließlich englisch gesprochen! Das heißt also, die Eltern, welche gut deutsch sind, sprechen deutsch und die Kinder antworten auf englisch! In wenigen Jahren wären die Kinder unfehlbar anglisiert und für das Deutschtum verloren, ja, deren Kinder würden im Kriegsfalle gegen Deutschland marschieren. Ich selbst fand nur eine Möglichkeit, dem vorzubeugen: Ich schickte ein Kind nach dem anderen, als es schulpflichtig war, nach Hamburg in die Schule, so daß schließlich die Eltern in London und die Kinder in Hamburg waren! Und trotzdem möchte ich sagen, daß der Älteste, der am längsten in England war — so pflichtgetreu er deutsch ist —, doch mit seinem Herzen nach England neigt. Mein Freund und Schulkamerad, der schon erwähnte bei Kriegsbeginn zum Tode verurteilte Konsul Ahlers, ein wahrhaft deutscher Mann, dem ich betreffs seiner Kinder das gleiche prophezeite, und der es mir jener Zeit durchaus nicht glauben wollte, bestätigte mir leider die gleiche Erfahrung. Sein während des Krieges hier und in meiner Behandlung befindlicher Sohn reiste auf den Wunsch der unglücklichen Mutter nach England (wie ich glaube, nur zu gern). Er steht jetzt beim englischen Heere in Frankreich, trotz seines deutschen Pflichtgefühls. Die anderen Kinder sind vollständig englisch.

Wie Haß und Mißtrauen im englischen Volke durch die Zeitungen, zumal die Northcliffe-Presse, verbreitet wurden, ist bekannt. Aber so unerhört die Lügen und Hetzereien dieser Presse, auch in nichtenglischen Ländern auf der ganzen Erde, sind, für ebenso schlimm, ja fast noch schlimmer, halte ich den Einfluß der übrigen Literatur. Während der nüchterne Zeitungsartikel doch mehr an Vernunft und Denken appelliert, wendet sich die belletristische Literatur mit ihren Romanen, Novellen und Erzählungen an das Gemüt und die Leidenschaften. In England wird unendlich viel und kritiklos gelesen und an Romanen verschlungen, meist minderwertiges Zeug. Bücher sind, wie Zeitungen, billiger als hier. Bücher in Ullsteinformat mit hübschem Goldeinband kosten nach unserem Geld 60 Pfennig.

In solchen Romanen tritt in der Regel als Hauptperson ein durchtriebener Schurke auf, und dieses ist stets ein Deutscher. Er zeigt alle Charaktereigenschaften des Deutschen, oder welche der Deutsche nach Meinung des Engländers hat, wie Intelligenz, Wissen, Schlauheit, Kraft, aber alles nur zu Gemeinheit und Niedertracht gewandt. Er benutzt seine wissenschaftlichen Kenntnisse, um geheime Gifte herzustellen, Urkunden zu fälschen usw.

In seinem Wesen ist er niedrig, kriechend oder, wo er Herr zu sein glaubt, protzenhaft, unverschämt und grausam, so daß er Erbitterung und Verachtung erzeugt.

Nicht nur der einzelne Deutsche, sondern das deutsche Volk, die Regierung, unser Kaiser erscheinen häufig. Maßloser Ehrgeiz und Eroberungssucht sind die Hauptmotive ihrer Handlungen. Die der deutschen Regierung und ihren Vertretern zugeschriebenen Verbrechen und Hinterhältigkeiten, die Tücke und Arglist sind so groß, daß sie jedem Engländer das Blut in Wallung bringen müssen. Demgegenüber wird beispielsweise von den Franzosen (wohlverstanden seit dem Jahre 1904, seit Begründung der Entente cordiale) nur gesprochen als von „unseren ritterlichen Freunden".

Einige wenige Beispiele aus der großen Zahl mögen genügen.

Da erscheint in einem Roman („The Message of fate", von Louis Tracy, bei Ward Lock & Co., London, Melbourne und Toronto 1906) unser Kaiser auf der Regatta in Cowes. Durch Zufall gerät ein in einem Kutter dort segelnder Engländer in die Nähe der Jacht unseres Kaisers — (welcher sich dort befindet, obgleich seine Rückkehr öffentlich bekannt gemacht worden war) — und bemerkt ein eigentümliches Signal, das ihn veranlaßt, weitere Beobachtungen anzustellen. Er ist nun Zeuge, wie in geheimnisvoller Weise ein Portugiese aus dem Innern Afrikas, als einflußreicher Sklavenhändler bekannt, an Bord erscheint, bald darauf ein mächtiger, aber berüchtigter Negerfürst. Man denke also, unser Kaiser hier in Gesellschaft zweier der notorischsten Schurken des afrikanischen Kontinents! Hier werden die Vorbereitungen zu einem Komplott gelegt, welches große Gebiete von Mittelafrika unter deutsche Herrschaft bringen soll. Zum Schluß kommt es, dank der Tatkraft des Engländers, nur zu schweren Krawallen in Afrika, welche durch englische Tapferkeit glücklich unterdrückt werden. Die Diplomaten bemühen sich dann mit Rücksicht auf einen „arg kompromittierten Monarchen" (unsern Kaiser), die Sache zu vertuschen, so daß nichts in die Öffentlichkeit dringt, — was ihnen auch dank der Großmut der englischen Diplomatie gelingt.

In einem anderen Roman („The Secret" von E. Philipp Oppenheim, im gleichen Verlag, 1906) wird von einem Engländer erzählt, welcher eine Erfindung von fundamentaler Bedeutung für die Kriegskunst gemacht hat und nun, von geheimen Feinden verfolgt, in ungemein raffinierter Weise ständig Mengen von Gift bekommt, so daß er kränker und kränker wird. Seine geheimen Verfolger stehen im engsten Zusammenhang mit der deutschen Regierung, welche unzählige geheime Verbindungen über ganz England hat und mit Gift, Mord und jedem nur denkbaren Verbrechen arbeitet. Schließlich wird dieser englische Erfinder durch Gegenintrigen eines Engländers gerettet. Es wird geschildert, wie der letztere, der vorzüglich deutsch spricht, sich für einen Deutschschweizer ausgibt und wie es ihm gelingt, in eine geheime, in London bestehende Verbindung von Reichsdeutschen, früheren Militärs, einzutreten und das Geheimnis einer furchtbaren deutschen Verschwörung zu belauschen; wie er, gleich den anderen Mitgliedern, geheimnisvoll mit Waffen und Munition versehen wird, und

wie er schließlich die Verschwörung zum Scheitern bringt. Wieder wird zum Schluß mit Hilfe der großmütigen englischen Diplomatie der „bekannte schwer kompromittierte Monarch“ geschont. Das englische Volk erfährt nicht, wie nahe es der Vernichtung war.

In wieder einem weiteren Roman („A Maker of History“ von dem gleichen Oppenheim, 1905) kommt ein auf Reisen befindlicher junger Engländer mit seinem Zuge an eine einsame Grenzstation zwischen Österreich und Deutschland, wo zu seinem Erstaunen ohne sichtbaren Grund alle Reisenden aussteigen müssen. In der waldigen Umgegend weiter marschierend, läßt er sich in einem dichten Gehölz in nächster Nähe der Bahnlinie ermüdet nieder. Er ist nun von seinem Versteck aus Zeuge einer Zusammenkunft zweier gekrönter Häupter. Aus dem auf freier Strecke haltenden Salonwagen fliegt unbemerkt durch ein offenes Fenster ein beschriebenes Stück Pergamentpapier in seine nächste Nähe. Er nimmt es achtlos auf und steckt es in die Tasche, da er die Sprache des Schriftstückes nicht versteht. Dieses Papier, das von enormer Wichtigkeit ist und das Original einer geheimen Abmachung bildet, welche Europa mit Krieg bedroht und große Eroberungspläne für Deutschland verwirklichen soll, wird nun überall gesucht. Zahllose Geheimagenten überwachen und verfolgen den Engländer, deutsche Spione und Spioninnen umgeben ihn bis Paris. So geschickt und einflußreich sind diese Agenten, daß die französische Regierung durch ihre höchsten Vertreter der englischen erklärt, im eigenen Lande machtlos zu sein, um den Engländer zu retten, und seine unfehlbare Ermordung durch die deutsche Regierung prophezeit. Nur durch unendliche Anstrengungen der vereinten französischen und englischen Regierung gelingt es, den Mann zu befreien, nach England zu führen und das kostbare Papier zu retten.

Alle diese Romane werden, wie erwähnt, in unzähligen Exemplaren verkauft und verschlungen, und zwar nicht nur in England, sondern ebenso, wenn nicht mehr, in Amerika, Australien und der ganzen englisch sprechenden Welt. So wie die Romane, sind in zahllosen Zeitschriften erscheinende Novellen, Skizzen und Erzählungen gehalten. Da erscheint in den „Tits-Bits“, einer Wochenzeitung, welche über eine Million Leser hat, in jeder Nummer eine kurze, spannende, aus dem Publikum eingesandte Preisnovelle, welche häufig ähnliche Tendenz hat. Hier erscheint beispielsweise (Nummer vom 3. August 1907) ein Deutscher, welcher die Liebe seiner Tochter, die mit einem englischen Marine-Offizier verlobt ist, dazu benutzt, um durch das Mädchen wichtige Pläne und Zeichnungen dieses Offiziers entwenden zu lassen. Er zwingt mit unglaublich niederträchtigen und gemeinen Mitteln das unschuldige, sich dagegen sträubende Mädchen, ihm diese Spionendienste zu leisten, welche natürlich durch englische Tüchtigkeit zunichte gemacht werden.

Bis hinunter in die Schundliteratur und die niedrigsten Witzblätter, von denen es in England wimmelt, erstreckt sich die Verhetzung gegen

Deutschland. Alles Schlechte ist für den Engländer deutsch. „German sausage“, deutsche Wurst, nennen sie ihre schlechte und gefälschte eigene Wurst. „German measles“, ursprünglich die Masern, wird schließlich jede häßliche, ansteckende Krankheit genannt. Ein Witz der „Tit-Bits“ aus dem Jahre 1896 lautet: „Das Zweirad wird ja nun die Pferde bald ganz unnütz machen.“ Die Antwort: „Nein, das kann nicht geschehen, denn aus alten Zweirädern kann man ja keine deutsche Wurst machen.“

Daß bei solchem Haß und solcher Unkenntnis Deutschlands jeder Engländer uns für die Urheber dieses Krieges hält, dürfte wohl selbstverständlich sein. Ja, würde es möglich sein, mit mathematischer Klarheit jedem Einzelnen des Volkes das Gegenteil zu beweisen, so würde dies doch nichts nützen, denn er würde eben sagen (wie ich es tatsächlich gehört habe): „Gut, wenn sie es nicht getan haben, gewollt haben sie es doch, und das ist dasselbe.“

Dem bisher erwähnten Haß und der Unwissenheit möchte ich eine andere, hohe Charaktereigenschaft gegenüberstellen. Die Zähigkeit und Ausdauer der Engländer ist bekannt. Die überragende Willenskraft möchte ich besonders betonen. Wenn Engländer mit Franzosen, Italienern, Spaniern zusammen waren, so hatte in der Regel der Engländer bald die Führung. Bei Deutschen allerdings nicht. Sicher ist es die Willenskraft, welche die Menschen (und ich denke auch die Völker) lenkt und welche in der Welt mehr vorwärts bringt als Talent und Geschick allein. Mir schwebt als Typus eines solchen Engländers ein gewisser Stevens vor, ein in Nord-London bekannter Millionär, früher Kohlenarbeiter, ein brutaler, protzenhafter Mensch, aber fest und hart wie Stahl, welcher wegen seiner bodenlosen Unwissenheit von seinem Bedienten stets verlacht wurde. Dieser Bediente, nebenbei ein gewesener Lehrer, ein hochbegabter und geschickter Pole, der den Homer in der Ursprache las, hatte es doch schließlich nur bis zum Bedienten gebracht. — Wohl verstanden, verspottete er jenen nur hinter dem Rücken. Auge in Auge zitterte der charakterlose Schwächling vor dem „selfmade man“, zu dem die ganze Welt mit Hochachtung emporschaute. Denn Festigkeit und Charakter, selbst wenn sie mit Brutalität gepaart sind (von der die Welt wohl eine gute Portion vertragen kann), erzeugen mehr Achtung und Bewunderung als Geschick oder Güte, die mit Schwäche gepaart ist. Gern möchte uns England die Rolle des gebildeten Bedienten zuerteilen und würde uns dann auch gut behandeln. Möge der Himmel uns davor bewahren!

Wie ernst und kopfschüttelnd mußte ich zu Beginn des Krieges die vielen Reden anhören von den „englischen Söldnern“, und von den „paar Soldaten“ usw. Ein großer Teil unseres Volkes, ja einflußreiche Kreise glaubten, England würde sich nach einigen Niederlagen für besiegt erklären, „auf Grund der Kriegskarte“, und würde sich unterwerfen, bevor es den

letzten Pfennig und den letzten Blutstropfen — seinen und seiner Verbündeten — eingesetzt hätte!

Zähigkeit und Ausdauer bedingen natürlich auch Opferwilligkeit, und ich muß nach meinen Erfahrungen sagen, daß es dem Engländer, wenn eine Unternehmung wirklich die Opfer lohnt, auf die Opfer nicht ankommt, eine wahrhafte Großzügigkeit zeichnet dann seine Pläne aus. Aber wenn er Gutes geleistet und hohe Opfer gebracht hat, so verlangt er auch tüchtigen Lohn und ist in seinen Forderungen durch keinerlei unnütze Bescheidenheit gehindert. Diese würde er, wie ich es gesehen habe, wohl andern raten, aber nicht selbst üben.

Das Streben des Engländers nach Reichtum und Macht, das jedem einzelnen wie dem gesamten Volke innezuwohnen scheint, wie wohl keinem anderen Volke der Welt, dürfte manche andere Eigenschaften erklären. Nichts fürchtet er so sehr wie die Armut. Um Macht und Reichtum zu erlangen, ist ihm jedes Mittel recht. Etwas, was man erwerben oder nehmen kann, nicht zu nehmen, würde den meisten schon ein Unrecht bedeuten, ja einen Schritt zum Bettelstab, — denn wer nicht vorwärts geht, kommt zurück. „If it is to be had, I may as well have it", habe ich oft gehört. Der Engländer hat eben das stolze Gefühl, daß er von dem Besitz oder der Macht nicht nur einen ebenso guten, sondern einen besseren Gebrauch machen würde als der andere. Und wie das Verpassen von Erwerbsgelegenheiten, so ist ihm auch das leichte Hergeben des Erworbenen ein Greuel. „Wer so handelt und wer sich leicht von seinem Gelde trennt, würde später nicht als angesehener Mann Wohltaten und Segen spenden können, sondern als Bettler der Armenverwaltung zur Last fallen." Aus obigen Gründen ist der Engländer auch ein schlechter Zahler, trotz allem, was unsere Kaufleute reden mögen, und ich habe drüben nur aus der Art, zu zahlen, stets den Engländer von dem Iren (einem viel gutmütigeren Menschenschlag) unterschieden. Nie habe ich so unglaublich zähes Kleben am Gelde gesehen, wie in England. Mein eigener Partner, der nie ohne 13 bis 14 Mahnungen eine Rechnung bezahlte, war ein solches Muster. Nicht aus dem Gefühl der Pflicht, die erhaltene Sache nun auch zu bezahlen, trennt sich der Engländer von seinem Gelde, sondern nur aus Zwang. Ich weiß wohl, daß unsere Kaufleute häufig die Korrektheit und Reellität des englischen Kaufmannes erwähnen, aber dies beweist ja an sich noch nicht Pflichtgefühl oder Ehrlichkeit, sondern nur kalte, klare Berechnung, die ihm Kredit und ausgedehnte Geschäftsverbindungen sichern soll.

Der Arzt läßt sich in England zum größten Teil jedesmal gleich bezahlen, für jeden einzelnen Besuch und jede einzelne Konsultation (sonst würde er auch nicht viel bekommen). Und zögernd genug, nachdem er alles, was er kann, aus dem Arzt herausgeholt hat, rückt der Patient dann mit seinem Gelde heraus, meist erst, nachdem er noch gefeilscht und gehandelt hat. Der englische Arzt ist natürlich seinem Klienten in dieser

Hinsicht sehr wohl gewachsen, während der zarter fühlende deutsche Arzt schlechter daran ist.

Kaum jemand hat mit so vielen Tausenden von Leuten jeden Standes, einerseits drüben in England, anderseits hier in Deutschland, zu tun gehabt wie ich. Und ich kann gar nicht ausdrücken, wie groß mir der Unterschied zwischen England und Deutschland erscheint, — wie unendlich treu und redlich und gutherzig unser Volk jenem gegenübersteht, wie bereitwillig Leute auf ein freundliches Wort bezahlen, wie rührend arme Leute noch nach Jahren kommen, um mühsam eine alte, gar nicht mehr erwartete Schuld zu berichtigen.

Aber nicht nur in diesem Punkt, sondern in tausend anderen Eigenschaften des Gemüts und Charakters erscheint mir mein Volk wie lauteres Gold jenem gegenüber. Wirklich, wer Ausländer, und zumal Engländer, gründlich kennen lernt, der muß sein deutsches Volk lieben, der muß Patriot werden bis auf die Knochen.

Man wird aus obigem wohl verstehen, daß England auch nicht leicht Erobertes herausgeben würde und höchstens den Vorschlag allgemeiner Zurückgabe machen würde, wenn der andere der Gewinner wäre, aber nie, wenn es selbst der Gewinner wäre. Daß es Leute geben kann, die davon reden, im Westen, wo nach jahrelanger Mühe mit Milliarden an Geldopfern und Millionen an Blutopfern ganze 430 Quadratkilometer zerschossenen Bodens erobert wurden, dort 49000 Quadratkilometer mit blühenden Städten besetzten Landes einfach wieder hinzuschenken, das ist nur in Deutschland möglich, in England würde, wer das äußert, nur verprügelt werden, sofern er für zurechnungsfähig gelten würde.

Wir haben ganz Polen von den Russen erobert und das schöne Land den Polen geschenkt, die es aus eigener Kraft nie und nimmer von den Russen befreit hätten.

Ich weiß wohl, daß es mißlich ist, aus Einzelerfahrungen auf den Charakter des Volkes zu schließen. Aber die zahlreiche Summe von Erfahrungen gibt doch ein so sicheres Gefühl, wie es der Sprachkundige hat, der aus seinem Sprachgefühl sicher sagt: „Nur so kann es in diesem Falle heißen und nicht anders." Schön, — ich behaupte in diesem Falle, England hätte den Polen ihr Land, wenn der Wert des Landes beispielsweise 50 Milliarden wäre, nur für 60 Milliarden gelassen und nicht einen Pfennig billiger. Ich meine nicht notwendigerweise in barem Gelde oder sofort bezahlt, sondern in gleichwertigen Gegenleistungen, im Laufe der Zeit.

Aber nicht nur sein Wille zur Macht und sein Streben nach Reichtum, sondern noch ein anderer Grund ist es, warum der Engländer erobertes Gebiet behalten und einen Gewinn nicht herausgeben würde: nämlich der Gedanke der Bestrafung und Abschreckung des Gegners. Wenn der Engländer Kriege führt, so glaubt er selbstverständlich, daß der Gegner den Krieg angestiftet hat, und dafür muß er bestraft werden. Und in dieser

Hinsicht ist er kalt, grausam, unerbittlich (oder wie er selbst meint, von unerbittlichem Gerechtigkeitssinn).

Ich habe in Zivilsachen nie so viele Entschädigungsklagen gesehen wie in England. Für das kleinste Versehen, namentlich der Regierung oder einer Behörde, gibt es gleich Entschädigungsklagen (die nebenbei fast stets erfolgreich sind). Mein Nachbar, ein kleiner Geschäftsmann, hatte in drei Jahren 27 Entschädigungsklagen geführt und dabei 42000 Mark verdient!

Wenn jemand einen Engländer mit Schmutz bewirft, so würde dieser erstens vollen Schadenersatz fordern und zweitens jenem unerbittlich seine Strafe erwirken und ihn ins Gefängnis bringen, daß er es so leicht nicht wieder täte.

Demgegenüber müßten wohl unsere oben erwähnten Deutschen, welche keine Eroberungen machen und ja das feindliche Land nicht schädigen wollen, folgerichtig sagen: „Wenn mich jemand mit Schmutz bewirft, so werde ich mir den Schmutz energisch abputzen, und wenn jemand einen Raubmordversuch auf mich macht, so wehre ich mich tüchtig, und komme ich mit dem Leben davon, so sorge ich für energische Heilung meiner Wunden. Ersatz will ich ja nicht, denn ich will jene ja nicht schädigen.

Man wende hier nicht etwa ein, daß diese unsere Leute nur deswegen erobertes Gebiet zurückgeben wollen, weil sie an der Möglichkeit verzweifeln, das eroberte Land festzuhalten; das ist nicht wahr. Ich habe diese Redensart von Leuten gehört, welche militärisch alle Courage hatten und zuverlässig an unseren restlosen Sieg glaubten.

Was den letzteren Punkt, unseren Sieg, betrifft, so möchte ich hier gleich meine absolute Überzeugung beifügen — aus der Kenntnis der Kraft meines und des englischen Volkes, daß für mich über unseren Sieg gar keine Frage besteht, — daß wir unfehlbar gegen die ganze Welt bestehen und siegreich alles Eroberte behaupten werden!

Ich darf betonen, daß ich dies tue, ohne die Engländer zu unterschätzen, und daß ich wahrlich nicht vergesse, daß auch der Engländer siegen will, und daß er stolzen Hauptes sagt: Was ich will, das kann ich auch: „Where there is a will, there is a way!"

Allerdings ist es notwendig, daß wir unsere Einigkeit wie zu Bismarcks Zeiten, so auch fernerhin bewahren.

Ich muß sagen, daß Einigkeit und geschlossenes Zusammenhalten des eigenen Volkes gegenüber Ausländern wohl nirgends so ausgeprägt ist wie in England und leider (als Resultat der unglücklichen deutschen Geschichte) wohl nirgends so wenig ausgeprägt wie in Deutschland.

Die Engländer, welche unsere Geschichte nicht kennen, nennen gegenseitige Uneinigkeit, Streitsucht, Haß geradezu den „Nationalfehler" der Deutschen. Und in ihrem Sinne dürfte man ihnen so unrecht nicht geben, — was das politische Leben betrifft. Daß beispielsweise in einem thüringischen

Ländchen die Verordnung bestand, einen tollen Hund entweder totzuschlagen oder — ins Altenburgische hinüberzujagen; daß die Hessen bei Biberach Steine in den Rhein schütteten, um ihren Nachbarn Verkehr und Schiffahrt zu verderben, würde ein Engländer nur für Scherz erklären, nie für bittere Wirklichkeit.

Welch maßlosen Haß und Undank hat nicht unser Bismarck geerntet! Gewiß würde mir jemand antworten: „Ja, welche Liebe und Verehrung hat er anderseits auch gefunden!" Nun, ich behaupte: genau solche, wenn nicht größere Liebe und Verehrung, und zwar ohne Haß und Undank, hat bei den Engländern ein ganz gewöhnlicher Dutzendmensch wie Lord Roberts gefunden.

Ich habe gehört, daß Kollegen von verschiedenen Abteilungen oder Kameraden von verschiedenen Truppen während der Friedenszeit sich dienstliche Gefälligkeiten, die keinerlei Mühe machten und dem anderen den Dienst erleichterten, fast stets abschlugen, oft mit der sonderbaren Begründung: „Wir sind doch nicht dazu da, jenen Gefälligkeiten zu erweisen."

Ja, ich habe kürzlich in Hamburg eine Demonstration von einigen Frauen gesehen, welche Vorwürfe und Anrufe an die eigenen Landsleute richteten: „Gebt uns unsere Männer wieder!" — (eine von diesen Frauen hatte ihren Sohn verloren, der mit etwa Hundert anderen einer verwundeten Grabenbesatzung von den Schwarzen umgebracht war!) Also nicht etwa an die Engländer, Kosaken, Senegalneger und das andere Gesindel unserer Gefangenenlager wenden sich diese unverständigen Frauen, sondern an Mitglieder unseres eigenen treuen Volkes. Ich darf versichern, daß ähnliches in England unmöglich wäre. Englische Frauen würden eher die deutschen Gefangenenlager stürmen und die Deutschen umbringen, als ihren eigenen Landsleuten zunahetreten.

Der Engländer ist durchaus nicht pedantisch, und wenn er anderen gegenüber seinen unbeugsamen Willen durchzusetzen versteht, so versteht er anderseits auch, Kleinigkeiten zu übersehen und anderen getrost ihren Willen zu lassen. Er versteht auch, durch Wort und Tat anzufeuern und andere mit Lust und Freude, ja mit Begeisterung für sich arbeiten zu lassen, so daß er wahrhaft herrscht.

Im allgemeinen richtet er sich wenig nach dem Buchstaben, mehr nach seinem gesunden Menschenverstand. Für einen Posten wählt er einzig den Tüchtigsten aus, unbekümmert um alles andere, — wo wir nach so und so vielen gedruckten Paragraphen unsere Vorbedingungen stellen würden.

So nahm man beispielsweise zur Untersuchung der einzustellenden Rekruten bei den „Royal Volunteers" keinen der sich zahlreich meldenden englischen Ärzte, sondern wandte sich an den — Schreiber dieser Zeilen, der niemals in England naturalisiert war. Man denke, für Zwecke der Landesverteidigung! Und man ist dabei nicht so schlecht gefahren; ich habe für 40—50 Untersuchungen pro Woche doch reichlich zwei Stunden

gebraucht, — mein englischer Nachfolger, der nur die Front der Aufgestellten in Eilmarsch abschritt, brauchte nur ebensoviele Minuten, — und auch dies nur das erstemal. Später sparte er sich den Weg in die Kaserne überhaupt und leistete die Unterschrift der Listen, die er sich in seine Wohnung bringen ließ, ohne die Betreffenden gesehen zu haben. (Auf den Listen waren nebenbei die genauen Angaben von Körpergewicht, Größe, Brustumfang usw. von anderer Hand eingetragen, gleichfalls ohne daß die zu Untersuchenden je gesehen waren!)

Ein Beamter bleibt, wenn eine Arbeit erledigt werden soll, auch einmal eine Viertelstunde länger und kommt dann ein andermal, wenn gerade nichts vorliegt, eine Viertelstunde später in den Dienst, wo der Deutsche mit dem Glockenschlag beginnt und aufhört, selbst wenn die Welt zusammenstürzte. Ich bin manchmal nach Torschluß gekommen, auch bei Behörden, wenn schon alle Angestellten fort waren, höchstens noch ein Nachzügler nach Hause eilte. Und der Nachzügler hat mir ohne viel Umstände wieder aufgeschlossen und noch schnell meine Sache erledigt. Hier dagegen habe ich gesehen, daß eine arme Frau, die einer Unterschrift wegen eine Stunde Wegs hergekommen war, von dem am Schreibtisch sitzenden Beamten erbarmungslos abgewiesen wurde, weil es schon mehrere Minuten nach 2 Uhr war, während angeschrieben stand, daß solche Sachen nur bis 2 Uhr angenommen würden.

Möchten meine obigen Zeilen dazu beitragen, aufklärend in unserem Volke zu wirken. Wenn die Unkenntnis über unser Volk den Engländern auch manchen Vorteil bringt, und namentlich sie zum Weiterkämpfen veranlaßt, so ist doch Unkenntnis des Gegners stets ein Stück Untüchtigkeit, und der Untüchtige pflegt nicht zu siegen.

Möge aber der Himmel uns vor gleicher Unkenntnis der Engländer bewahren! Wenn wir uns mit Verständigungs- und Völkerfriedensideen tragen, statt zu arbeiten und zu kämpfen, wenn wir auch nur glauben, England würde seine Vernichtungsideen aufgeben, ehe es selbst am Boden liegt, — wenn gar unsere Sozialdemokraten glauben, die Engländer nebst Amerikanern wollten aus Liebe zu uns uns befreien und unser Land von üblen Einrichtungen erlösen, — so sind wir die Unwissenden und Untüchtigen und werden den Lohn bekommen, den Untüchtigkeit und Dummheit stets bringt.

Unser Volk muß absolut zusammenhalten! Möchte doch wiederum ein Bismarck erstehen, der es noch fester zusammenschmiedet! Möchte doch jeder einzelne von uns wissen, daß er ein Mitglied des treuesten und stärksten Volkes der Welt ist, daß jeder Landsmann, auch der geringste, ihm doch näher steht als der feindliche Ausländer, daß Land und Sitte und Einrichtungen selbst trotz tausendfacher Fehler und Unvollkommenheiten immer noch besser sind als alles, was Engländer, Franzosen und Amerikaner uns zudenken.

Möchte unser Volk aufgeklärt werden, möchten die einfachsten und selbstverständlichsten Wahrheiten wenigstens so im eigenen Lande verbreitet werden, wie es die Engländer unter fremden Völkern mit der Lüge fertig gebracht haben! Möchte in jeden einzelnen Schädel hineingehämmert werden, immer und immer wieder, daß wir den Krieg mit all seinem Weh den Engländern verdanken, daß an Mangel, Entbehrungen und Tränen nicht der eine oder andere mißliebige Händler oder Beamte, nicht diese oder jene Regierungsmaßnahme schuld ist, sondern letzten Endes nur der Engländer. Möchte unser Volk aufgeklärt werden, meinetwegen in Millionen von Flugschriften, die in jede Hand kommen und jedem Unkundigen vorgelesen werden! Möchte die Begeisterung, zu der unser Volk befähigt ist wie kein anderes in der Welt, nicht unterdrückt, sondern angespornt werden. Und dann möge man vom Volke fordern, was man will, und würde man von den Besitzenden das halbe Vermögen und von jedem einzelnen zwölfstündige Arbeitszeit verlangen (was man nebenbei sehr wohl — auf lange Zeit — leisten kann), es würde bewilligt. Gewiß ist auch dann Zwang nötig, ohne den es keine Zucht und Ordnung gibt, — aber er würde willig ertragen. Es gibt kein Opfer, wenn es von den Männern unseres Vertrauens gefordert wird, wenn seine Notwendigkeit begründet und sein Zweck dargelegt ist, das unser Volk nicht bringen würde, und es gibt keine Kraftleistung, die unser Volk nicht vollführen könnte.

Also auf zu Kampf und Arbeit, und möge es wiederum heißen: „Der König rief, und alle, alle kamen!"

Indogermanen und Deutsche.

Karl Felix Wolff.

(Fortsetzung.)

Fast ganz Europa und Nordafrika kamen in der Völkerwanderungszeit unter germanische Herrschaft. Aber nur auf einem verschwindend kleinen Teile dieses ungeheueren Gebiets vermochten die Germanen ihre Sprache durchzusetzen und damit ihr Stammesbewußtsein zu bewahren. Die Germanen erwiesen sich demnach als schlechte Sprachverbreiter — im Gegensatze zu den Indogermanen der dritten Periode, die ihre Sprachen sieghaft bis nach Indien ausgebreitet hatten. Da nun die Germanen, wie aus ihrer ganzen Wanderrichtung, aus ihren Reihengräbern und aus der geschichtlichen Überlieferung hervorgeht, Nordeuropäer waren, so ziehen manche Forscher daraus den Schluß, die Urindogermanen könnten keine Nordeuropäer gewesen sein[1]). Dieser, an sich nicht unberechtigten Erwägung begegne ich mit dem Hinweis auf meine scharfe Unterscheidung zwischen Urindogermanen und Gemeinindogermanen; ferner verweise ich

[1]) Sigmund Feist, „Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen", S. 516.

auf meine mehrfach erörterte Psychologie der Lang- und Kurzköpfe. Die Langköpfe sind die stürmischen, ungeduldigen Eroberer, die wie eine kühne Reiterschar dem Heere weit vorangehen, — die Kurzköpfe sind das bedächtig aber sicher nachrückende Fußvolk. Die Langköpfe sind eine Auslese von ungestümen Drängern und sie können sich völkisch nur dort behaupten, wo sie durch fortgesetzte Nachschübe mit der Heimat in Verbindung bleiben. Ist diese Verbindung abgerissen, so erliegen die langköpfigen Eroberer in den meisten Fällen dem völkischen Beharrungsvermögen der von ihnen Unterworfenen und nehmen deren Sprache an; die Gefahr, daß dies geschehe, ist um so größer, je langköpfiger die Eroberer sind und je weiter sie sich zerstreuen[1]).

So gehen die langköpfigen Edelinge in der unterworfenen Bevölkerung auf, erhöhen deren kriegerische und staatenbildende Fähigkeiten und werden oft zu gefährlichen Feinden ihres eigenen Blutes. Dies war nun bei den ausgesprochen langköpfigen Germanen in hervorragendem Maße der Fall. Aber es muß ganz ebenso bei den Megalithleuten gewesen sein; denn nur wenn wir annehmen, daß die Megalithleute bei ihrer Besiedelung überseeischer Länder ihr Indogermanisch mit der jeweiligen nichtindogermanischen Sprache der Unterworfenen vertauschten, — nur wenn wir von dieser Voraussetzung ausgehen, lassen sich die kulturgeschichtlichen Zusammenhänge, die nach Nordeuropa weisen, mit jenen fremdartigen Sprachverhältnissen in Einklang bringen, wie sie namentlich der ägäische Kulturkreis zeigt. Einzig im norddeutschen Tiefland, wo sich die schnurkeramische Gruppe der Megalithleute festgesetzt hatte, blieb die angestammte indogermanische Sprache erhalten; aus ihr erwuchsen das Griechische, die Aunetitzer-Sprachen und — wahrscheinlich — das Ligurische, das in Westdeutschland entstanden und dann nach Süden ausgewichen sein dürfte, als der Sturm der Glockenbecherleute Westeuropa erschütterte. Und so haben also auch die Megalithleute von all ihren weitläufigen Eroberungen nur Mitteleuropa behaupten können, wie später die Germanen. Erst als es den Megalithleuten gelungen war, sich die mitteleuropäischen Kurzköpfe völkisch anzugleichen, vermochten sie den festen Aunetitzerblock zu bilden, um dann in machtvoller Ausbreitung weite Gebiete zu indogermanisieren. Wie aber die Germanen der Völkerwanderungszeit die Geschichte der Megalithleute wiederholten, so werden wir sehen, daß auch die Aunetitzer

---

[1]) Langköpfe sind auch immer besonders ritterlich gegen Frauen und da sie auf ihren weiten Kriegsfahrten nur wenige oder gar keine eigenen Frauen mitnehmen können, so zeigen sie sich um so mehr geneigt, um der Frauen willen die Sprachen der unterworfenen Fremdvölker anzunehmen. Mit Staunen erzählen uns römische Gewährsmänner, daß bei den Etruskern die Frauen am Mahle der Männer teilnahmen; den etruskischen Adel aber kann man nur verstehen, wenn man ihn auf die megalithischen Seefahrer zurückführt und voraussetzt, daß er seine ursprünglich nordindogermanische Sprache im ägäischen Kulturkreise mit einer dortigen vertauscht habe.

ihre genaue rassenhafte und weltpolitische Entsprechung in den germanisch bestimmten Mitteleuropäern finden.

Die Entwicklung des indogermanischen Völkerkreises ist nun im allgemeinen klargelegt; nur über die Lagerung der einzelnen indogermanischen Stämme unmittelbar vor ihrer Ausbreitung, über die Griechen und über gewisse Beziehungen der Germanen zu ihren südlichen Nachbarn muß noch einiges gesagt werden. Die Griechen gehören zur Kentumgruppe, aber nicht zum Aunetitzerblock. Wir werden also (wie auch Kossinna schon angedeutet hat) ihre Anfänge in Nordost-Deutschland suchen müssen, etwa um 3000 herum. Die große Bewegung der Glockenbecherleute veranlaßt namhafte Teile des urgriechischen Stammes zur Wanderung nach Süden; an der Oder aufwärts ziehend müssen die Griechen zunächst nach Mähren und dann nach Pannonien gelangt sein, wo sie durch längere Zeit seßhaft wurden. Sie stießen hier auf die Albano-Illyrier, ein Satemvolk, das allmählich die Balkanhalbinsel, sowie große Gebiete Italiens und der Alpen besiedelte; den letzten Rest dieser Albano-Illyrier — allerdings nur im Hinblick auf Sprache und Kultur — bilden die heutigen Albanesen[1]).

Nachdem die Griechen diese Albano-Illyrier zersprengt und zunächst in Niederösterreich festen Fuß gefaßt hatten, ergab sich für Mitteleuropa am Ende des dritten vorchristlichen Jahrtausends folgendes ethnographische Bild: Der ganze Westen vom Atlantischen Meere bis nach Italien, Ungarn und Dänemark (jedoch mit Ausschluß der Gebirgsländer) im Besitz der Glockenbecher-Leute, die Kentum-Indogermanen auseinandergerissen (nämlich die Vorgermanen in Skandinavien, die ehemaligen Schnurkeramiker des Festlandes aber auf die gebirgigen Teile Mitteldeutschlands und Nordösterreichs beschränkt), die Satem-Indogermanen nach Süden und Osten verschoben. Die Ligurer werden wir um diese Zeit in Südwest-Deutschland und der Nordschweiz suchen müssen, von wo sie dann nach Piemont gelangten, die zum Aunetitzerblock gehörigen Kelten, Veneto-Illyrier, Italer, Hethiter und Tocharer in Thüringen, Böhmen und Schlesien, die Griechen im nördlichen Pannonien. Von den Satem-Indogermanen erstreckten sich die Albano-Illyrier über die beiden südlichen Halbinseln, die Indo-Iranier saßen an der unteren Donau und zum Teil schon in Südrußland, die Thrako-Phryger in Ost- und Nordungarn, die Slawen zwischen den Karpaten und dem Dnjepr, die Litauer nördlich von den Pripetsümpfen; finnische Stämme, arm an Menschen, aber reich an Land, erstreckten sich weithin über die Flächen Rußlands.

---

[1]) In Nordalbanien wird noch der steife Glockenrock getragen, wie ihn einige vorgeschichtliche Figuren von Butmir (in Bosnien) erkennen lassen. Altertümliche Idole von Kličevac (in Serbien) zeigen schon die noch heute bei den Frauen des Balkans vielfach üblichen niedrigen Mützen mit herabhängenden Bändern. Diese Reste einer uralten und eigenartigen Kultur dürften auf die Albano-Illyrier zurückgehen.

Völkerkarte Mitteleuropas vom Ende des dritten vorchristlichen Jahrtausends.

(Die früher in Nordost-Deutschland wohnhaften Griechen sind gegen Süden durchgebrochen.)



Nur eine solche Verteilung und Lagerung der europäischen Völker bei Beginn der dritten indogermanischen Periode läßt uns die höchst verwickelten Beziehungen der einzelnen Sprachen zueinander, insbesondere aber die Eigenart des Griechischen verstehen. Obwohl sich das Griechische anfangs vollkommen selbständig als ein vereinzeltes Glied der Kentumgruppe entwickelt hatte, kam es doch später in innige Berührung mit dem Italischen und Veneto-Illyrischen. Gleichzeitig muß es aber auch dem

Thrako-Phrygischen (bezw. Armenischen) und Indo-Iranischen nahe gestanden haben; darauf deutet die Erhaltung des indogermanischen Augments im Griechischen und den zwei letztgenannten Gruppen hin. Auch die Aufnahme des babylonischen Wortes pilakku „Axt" ins Griechische (πέλεκυς) und Altindische (paraçus) muß in jener Zeit erfolgt sein, in der Griechen und Indo-Iranier Nachbarn waren und ihre Sprachen noch nicht fertig ausgebildet hatten. Das Griechische und nördlich von ihm das Tocharische grenzten damals an die Satemsprachen; daher die Beziehungen des Griechischen zum Altindischen und des Tocharischen zum Thrako-Phrygischen (Armenischen).

Hinter und später unmittelbar neben den Griechen standen aber die Italer. Vor dem Durchbruche der Griechen aus dem Oder- ins Marchgebiet aber muß der Aunetitzerblock im Südosten unmittelbare und langandauernde Berührung mit den Indo-Iraniern gehabt haben; daher deren enges Verwandtschaftsverhältnis zu der italo-keltischen Gruppe.

All dies vermag die von mir angenommene Lagerung der indogermanischen Stämme (am Ende des dritten Jahrtausends) ohne weiteres begreiflich zu machen; was sie aber nicht erklären kann, das sind die Beziehungen des Germanischen zum Lateinischen und Altindischen und gewisse Übereinstimmungen in der Kultur der Germanen und der Thraker[1]). Diese Erscheinungen legen die Vermutung nahe, daß schon vor der Ausbreitung der Aunetitzer und vor der Abwanderung der Indo-Iranier vereinzelte Schwärme von Skandinaviern nach Mitteleuropa vorgedrungen und in den Italern, Hethitern, Indo-Iraniern und Thrako-Phrygern (mit Sprachwechsel) aufgegangen seien. Diese Skandinavier waren keine Germanen im sprachwissenschaftlichen Sinne, sondern nur Vorgermanen, das heißt die germanische Lautverschiebung hatte bei ihnen noch nicht eingesetzt[2]).

Noch eine Bemerkung über das Mutterrecht sei hier angefügt. Die schwachen Spuren von Mutterrecht, die sich bei den Germanen nach-

---

[1]) Auch in Kleinasien finden sich solche Spuren; lykische Personennamen enthalten ein Element Erma-, Ermen- (z. B. in Ermadannas, Ermakotas, Ermandamasis, Ermateoris, Ermadorias usw.), das eine auffällige Ähnlichkeit mit dem bekannten germanischen Ermun-, Irmin „erhaben" zeigt. (Vergleiche Herman Hirt „Die Indogermanen", 3. Buch, S. 574.)

[2]) Wir wissen, daß die Germanen der Völkerwanderungszeit vielfach (z. B. in Italien) mit Verlust der eigenen Sprache in der unterworfenen Ureinwohnerschaft aufgegangen sind. Von der erloschenen germanischen Sprache erhielten sich aber jene Ausdrücke, die auf das Kriegswesen Bezug haben. (italienisch guerra, brando, elmo, guardia, baluardo, marca, baldo, gonfalone = Wehr (englisch war „Krieg"), Brant (Schwert), Helm, Warte, Bollwerk, Mark, bald (kühn), Fahne (althochdeutsch gundfano „Kriegsfahne"). -- In ganz ähnlicher Weise finden wir germanische Bezeichnungen für das Kriegswesen bei Italern, Indo-Iraniern und Thrakern (lat. ducere „führen, mit sich ziehen", germ. tuh, tug, davon gotisch tiuhan „ziehen" und altsächsisch heri-togo „Herzog"; — lat. communis, got. gamains „gemeinsam"; — altind. çarus „Geschoß", got. herus „Schwert"; — thrakisch skalme, altnordisch skalm „Schwert").

weisen lassen, sollen angeblich darauf hindeuten, daß die Germanen indogermanisierte Ureuropäer, die Urindogermanen aber Asiaten seien; denn das Mutterrecht habe seine Heimstätte in Europa, das Vaterrecht aber, zu dem sich die Urindogermanen bekannten, in Ostasien. Was wir aber von mutterrechtlichen Spuren bei den Germanen wissen, stammt aus Westdeutschland, also aus einem Gebiete, das die Germanen den Kelten und diese einem vorindogermanischen Volke entrissen haben; wir brauchen daher jenen mutterrechtlichen Spuren keineswegs urgermanischen Ursprung zuzuschreiben, sondern können sie ebensogut auf die vorindogermanischen Völker Westeuropas zurückführen. Nun ist aber das Mutterrecht weder europäisch im allgemeinen, noch westeuropäisch oder irgendeiner einzelnen Rasse eigentümlich, sondern es bildete bei allen Rassen den älteren Zustand der Familie. Mutterrechtliche Spuren finden sich, in Übereinstimmung mit dieser Auffassung, auch bei Chinesen und Semiten, obwohl gerade diese Völker heute in strengster Weise dem Vaterrechte anhängen. Das Mutterrecht ist also allgemein menschlich und es bildete wohl den Familienzustand der besitzlosen Jägerstämme, die von der Hand in den Mund lebten. Sobald Besitz vorhanden war, sei es in Gestalt von Ackerland oder von Viehherden, mußte der wehrhafte Mann das Haupt der Familie werden; einerseits hatte er sein Hab und Gut zu verteidigen, andererseits wollte er nicht dulden, daß dieses Hab und Gut von anderen als seinen eigenen Kindern geerbt werde. So entstand das Vaterrecht mit der Erbfolge des erstgeborenen Sohnes. Und weil die Nordeuropäer — wie uns das Campignyien bezeugt — die ersten Ackerbauer und ersten Besitzer von Haustieren waren, so werden sie auch die ersten Menschen gewesen sein, die zum Vaterrechte übergingen. Die aus den Muschelhaufen-Leuten hervorgegangenen Urindogermanen aber, die sich bereits im Vollbesitze einer gefestigten bäuerlichen Kultur befanden, werden ohne Ausnahme nach dem Vaterrrechte gelebt haben.

Der Einwand, daß es heute viele Jägervölker gebe, die sich zum Vaterrechte bekennen, besagt nichts, denn der Einfluß der alten Kulturvölker Europas, Afrikas und Asiens erstreckt sich auch schon auf die Jägerstämme und hat sicherlich seit Jahrtausenden auf sie eingewirkt. Immerhin stehen wir heute noch der bedeutsamen Tatsache gegenüber, daß die Frau bei den Wildvölkern im allgemeinen viel mehr Ansehen genießt, als bei den einfachen Ackerbauvölkern; so ist z. B. die Stellung der Frau bei den ackerbautreibenden Balkanslawen und Albanesen ungleich niedriger als bei den Lappen, die keinen Grundbesitz und keinen Ackerbau kennen; wenn bei den Lappen trotzdem das Vaterrecht herrscht, so ist dies finnischem Einflusse zuzuschreiben; haben doch die Lappen auch die finnische Sprache angenommen.

* * *

In dieser Darstellung ist eine neue Indogermanenlehre geboten, die so ziemlich allen Entdeckungen und Einwendungen der jüngsten Forschung Rechnung trägt. Und ich glaube im ganzen ein einheitliches, geschlossenes Bild entworfen zu haben; denn bei solch einem System handelt es sich nicht nur darum, daß es allen Tatsachen gerecht werde, sondern es muß auch in seinem Aufbau eine gewisse Harmonie zeigen und immer vom Bekannten auf das Unbekannte schließen. So ist es z. B. bekannt, daß Auswanderer immer langköpfiger sind als ihre zurückbleibenden Volksgenossen; wir werden also dasselbe auch für die „heiligen Frühlinge" der Nordeuropäer annehmen dürfen[1]). Ebenso ist es bekannt, daß die langköpfigen Germanen der Völkerwanderungszeit leicht die eigene Sprache mit einer fremden vertauschten, bezw. daß Langobarden, Franken und Waräger zu Italienern, Franzosen und Russen und somit zu Feinden des Germanentums wurden; es ist daher zum mindesten wahrscheinlich, wenn ich eine ähnliche psychologische Veranlagung auch bei den vorgeschichtlichen nordeuropäischen Langköpfen voraussetze. Diese beiden Gedankengänge bilden aber zwei Hauptstützen meines Systems.

Mit der Lehre vom nordeuropäischen Ursprung der Indogermanen steht und fällt unsere ganze artbewußte Weltanschauung und so handelt es sich hier um Fragen, die für unser völkisches und politisches Empfinden, für unser sittliches Selbstbewußtsein, überhaupt für die Stellung des Nordeuropäers im Kreise der Menschheit von der allergrößten Bedeutung sind. Kein anderes Volk hat an der Höherentwicklung der Menschheit so mächtig mitgewirkt, wie die Urindogermanen; waren diese Urindogermanen Asiaten, so ist die ganze europäische Geschichte der letzten drei Jahrtausende nur eine Episode gewesen und Asien wird über kurz oder lang wiederum die Führerrolle an sich reißen; waren aber die Urindogermanen Nordeuropäer, so gebührt die Anwartschaft auf die Zukunft den Deutschen und Skandinaviern. Denn das Rassenbild Europas hat sich seit Einführung des Ackerbaus nicht mehr verändert und in denselben Rassen liegen heute noch dieselben Anlagen und Fähigkeiten. Darum kann die Indogermanenfrage, insbesondere die Urheimatfrage, nicht genug erörtert werden und es berechtigt uns zu den stolzesten Hoffnungen, daß gerade die jüngste Forschung immer neue Stützen für die artbewußte Weltanschauung aufrichtet und immer neuen Jubel im „panarischen" Lager auslöst, wie ein Mitarbeiter der „Frankfurter Ztg." vor kurzem ärgerlich bemerkt hat. (Nr. 19 vom 20. Januar 1916, I. Morgenblatt.)

---

[1]) Lapouge entwickelt auf Grund statistisch erhobener Tatsachen folgendes Auswanderungsgesetz (loi d'émigration): „dans une population en voie de dissociation par déplacement, c'est l'élément le moins brachycéphale qui émigre le plus" (wenn ein Volk sich durch Veränderung seiner Wohnsitze auflöst, so ist es der am wenigsten kurzköpfige Teil, der am meisten auswandert). „L'Aryen", S. 422.

Bemerkenswert ist auch die Vertiefung, die das Indogermanenthema allmählich erfahren hat. Anfangs glaubte man — wie schon eingangs erwähnt wurde — in den noch ungetrennten Indogermanen eine Art Urmenschentum mit einer Urkultur und Ursprache entdeckt zu haben und da die Trennung, wie man bald erkannte, etwa um 2000 vor Chr. vor sich gegangen war, so lag über den älteren Jahrtausenden der europäischen Kulturgeschichte ein undurchdringliches, düsteres Dunkel. Heute bemüht man sich, in dieses Dunkel hineinzuleuchten und man sucht die Entwicklungsgeschichte der Indogermanen in der Steinzeit. Mag dabei die neuere Steinzeit vor allem in Betracht kommen, so muß doch auch eine Verbindung mit der älteren Steinzeit bestehen. Mit einem Worte: die Indogermanenfrage zieht sich wie ein roter Faden durch die Sprachwissenschaft, durch die Archäologie und Rassenkunde bis hinauf in die graueste Vorzeit und nur eine Indogermanenlehre, welche diese drei Gesichtspunkte wohl beachtet und die Indogermanen und Vorindogermanen bis in die ältere Steinzeit zurückverfolgt, verdient heute ernst genommen zu werden. (Fortsetzung folgt.)

Völker- und Sprachenverhältnisse in Finnland.

Freiherr von Born.

Bei den jetzigen Wirren im „Lande der tausend Seen", bei dem Kampfe um Sein oder Nichtsein der dortigen westeuropäischen Kultur, dürfte ein Einblick in die inneren Verhältnisse des Landes von Interesse sein, besonders da sich ja dort ein Bollwerk des Germanentums befindet, das durch seine mannigfaltigen Leistungen die Aufmerksamkeit der Großmächte erregt hat. Das ehemalige Großfürstentum Finnland ist bekanntlich von zwei einander in Sprache, Abstammung und Sitte verschiedenen Volkselementen bewohnt. Während die Finnen die große Mehrheit der Bevölkerung bilden, wenigstens 86 pCt., stehen die Schweden, obwohl sie im Rückgang begriffen sind und heute wenig mehr als 11 pCt. ausmachen, auf einem viel höheren Kulturniveau. Von den Studierenden an der Hochschule Helsingfors waren z. B. rund 30 pCt. Schweden, welche Zahl ja in krassem Widerspruch zu ihrer relativ geringen Einwohnerzahl steht. Schon in grauer Vorzeit besiedelten die Schweden die Küstengegenden Südwestfinnlands; die Funde aus der Steinzeit, Ortsnamen, die mit Tor und Odin, Frey und Balder beginnen, beweisen die uralte Besiedelung mancher Landesteile durch Germanen. Zur Zeit, wo die große Völkerwanderung in der Hauptsache beendet war, drangen finnische Stämme aus dem Osten fortwährend ins Land ein, Stämme, die der finnisch-ugrischen Völkerfamilie angehörten. Während die Esten, Liven und Tschuden sich südlich des finnischen Busens ansiedelten, drangen Westfinnen, Tawasten, Karelier und

Quänen nördlich des Busens bis zur Kymmene-Elf vor und stießen schließlich auf die Schweden. Es begannen blutige Kämpfe, die sich immer wieder erneuerten. In den nächsten Jahrhunderten kamen neue schwedische Scharen herüber; in unaufhaltsamem Siegeslauf überrannten sie allenthalben ihre Gegner, drangen weiter nach Osten vor, durchforschten die russischen Flüsse und legten vielerorts Kolonien an. So wurde Rurik, das Haupt der Waräger, der Gründer des alten russischen Reiches. In drei Kreuzzügen brachten die Schweden den noch heidnischen Finnen das Christentum; in blutigen Kämpfen wurden weite Gebiete unter schwedische Botmäßigkeit gebracht. Überall im Lande entstanden mächtige Burgen und Schlösser, Horte schwedischer Sitte, Bollwerke gegen die wilden Stämme; noch heute sind sie teilweise erhalten wie z. B. das von König Erich dem Heiligen im Jahre 1157 gegründete berühmte Schloß von Abo. Allmählich fand die Kultur im Lande Eingang; die beiden Völker standen einander einträchtig in den kommenden Kriegen bei; Seite an Seite kämpften Schweden und Finnen bei Breitenfeld und Lützen, Narwa und Poltawa.

Als nun Finnland durch den Fredrikshamner Friedensschluß vom Jahre 1809 von Schweden losgetrennt wurde, waren alle Bildungsstätten schwedisch, die Sprache der gebildeten Klasse war Schwedisch. Doch die schwedische Kultur sollte nicht lange unbehelligt bleiben. Als das Losungswort vom Rechte der kleinen Nationalitäten in Europa verkündet wurde, als die Throne der Herrscher durch Revolutionen ins Wanken gerieten, da entstand eine nationale Strömung im Lande; man träumte von einem jungen, freien Nationalstaate und forderte, daß die finnische Sprache, als Sprache der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung, an Stelle der schwedischen treten sollte. Auf schwedischer Seite wurde diesen Forderungen in der Weise Rechnung getragen, daß beide Sprachen nebeneinander als Amtssprachen anerkannt wurden. Jetzt entstanden überall finnische Schulen; eine finnische Grammatik mit einer sehr verwickelten Formenlehre (15 Kasus für das Hauptwort!) wurde geschaffen. Während die gemäßigtere jungfennomanische Partei das Recht des Vorhandenseins der schwedischen Sprache im Lande hinsichtlich ihrer historischen und kulturellen Bedeutung anerkannten, schrien die Altfinnen: „Weg mit dem Schwedischen bis zu den äußersten Strandklippen!" Die Losung der Altfinnen war stets: Ein Land, ein Volk, eine Sprache. So standen einander Fennomanen und Svecomanen in den letzten Jahrzehnten des abgelaufenen Jahrhunderts wie Feinde gegenüber. Mit Genugtuung sah man im Osten diese Parteikämpfe, die das Nationalgefühl des Volkes lockerten. Mit der gewaltsamen Russifizierung Polens und der baltischen Provinzen wurde begonnen; bald sollte die Reihe auch an Finnland kommen. Die Revolution von 1905 brachte in dieser Hinsicht einen Stillstand, doch nicht für lange. Finnländische Beamte wurden zu Hunderten nach Osten befördert; im Kresty-Gefängnis mußten sie für kürzere oder längere Zeit schmachten. Und bei alledem sahen die

Altfinnen die Gefahr nicht im Osten, sondern im Westen, in der schwedischen Kultur, die als Fremdjoch angesehen wurde. Die schwedische gebildete Klasse trat massenweise zur finnischen Partei über; in der Stadt und auf dem Lande versuchte man, die Schweden überall zurückzudrängen. Wie soll dieser Antagonismus erklärt werden? Hatten nicht Schweden und Finnen jahrhundertelang wie Brüder Seite an Seite in Schwedens Heer gefochten? Warum dieser Massenübertritt der Schweden ins feindliche Lager? Warum bekämpften die Führer der finnischen Parteien, geborene Schweden, ihre eigene Muttersprache und Kultur? Die Gründe des plötzlichen Umschwunges in dieser Beziehung dürften die folgenden sein:

1. Die Finnen erschienen den Schweden als ein unterdrücktes, gekränktes, verschmähtes, hilfebedürftiges Volk; es war für den Sieger, den einstigen stolzen Beherrscher des Landes, eine Ehrensache, dem Schwachen zu seinen Rechten zu verhelfen und ihn kulturell emporzuheben.
2. Die Hebung der Kultur unter den Finnen, die Erziehung des Volkes zum nationalen Denken und Bewußtsein bot dem von Tatendrang beseelten, energischen Germanen ein reiches Arbeitsfeld; er konnte sich mit voller Seele einer nationalen Arbeit widmen, die Wirkungen von ausschlaggebender Bedeutung für die Zukunft des Landes haben sollte.
3. Der Gedanke eines jungen, freien, einigen Finnland mit einem einzigen, durch die Verschmelzung der beiden Volkselemente entstandenen Volke hatte bei manchen Gehör gefunden und wurde durch einen Teil der Presse und die Schriften mancher Eiferer verbreitet.

Diese Gründe, die mir als die hauptsächlichsten erscheinen, mögen erklären, daß die Zahl der Schweden durch den Übertritt der eigenen Stammesbrüder ins andere Lager während der letzten 50 Jahre um gegen 3 pCt. im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung abgenommen hat, welche Zahl eine recht bedeutende ist, wenn man bedenkt, daß die Schweden in Finnland nicht viel zahlreicher sind als 370000, während die Zahl der Finnen sich 3 Millionen nähert. Doch warum sollte die Finnifizierung des Landes nicht fortgesetzt werden, fragt der mit den Verhältnissen flüchtig vertraute Politiker. Liegt nicht die Stärke eines Staates in der Einheit? Lehrt die Geschichte nicht, daß ein Staat im Staate auf die Dauer nicht bestehen kann, daß ein verschwindend kleiner Volkskörper von einem größern schließlich absorbiert wird? Dem ist vor allem zu erwidern, daß die Schweden Finnlands keinen hermetisch abgeschlossenen Stand bilden; sie bilden gleichsam den Sauerteig, der das ganze Volkssubstrat durchdrungen hat. Die Leistungen der Finnländer sind ausschließlich den Schweden zu verdanken; von bemerkenswerten Leistungen auf finnischer Seite ist überhaupt nichts zu sehen. Dieser Behauptung mögen einige Namen folgen. Michael Agricola, der

zur Zeit Luthers die Reformation der Kirche durchführte, ist im schwedischen Kirchspiel Perno am finnischen Busen geboren. Die zwei größten Dichter des Landes: Johann Ludwig Runeberg (Fähnrich Stahls Erzählungen) und Zacharias Topelius stammten aus dem schwedischen Teile der Landschaft Österbotten. Der größte neuzeitliche Staatsmann des Landes, Senator Leopold Mechelin, stammte aus schwedischem Geschlecht in Südfinnland (die Familie soll ursprünglich aus Mecheln in Belgien eingewandert sein, daher der Name). M. A. Castrén und J. V. Snellman, jener ein berühmter finnischer Sprachforscher, dieser ein bekannter Staatsmann und eifriger Führer der finnischen Partei, waren ebenfalls Sprößlinge schwedischer Familien. Georg Zacharias Forsman, der altfinnische Parteimann und eifrige Verfechter der finnischen Sprache, stammte aus dem schwedischen Österbotten; daß er sich später Yrjö Koskinen nannte und mit diesem Namen in den Freiherrnstand erhoben wurde, ändert daran nichts. Sprache und Namen kann man wechseln, aber das Blut bleibt dasselbe. Eugen Schauman, aus schwedischem Geschlecht, erschoß im Jahre 1904 den Generalgouverneur Bobrikoff, der an der Spitze der Russifizierungsbestrebungen stand; nach der Tat nahm er sich selbst das Leben (sein Denkmal in Borga). Elias Lönnrot, der Sammler der bekannten „Kalevala", des Nibelungenliedes der Finnen, ist zwar in einer finnischen Gegend als Sohn armer Eltern geboren; sein schwedischer Name läßt aber einen germanischen Einschlag in seinem Blute vermuten. Dies ist nur eine kleine Auslese; nur die Namen sind angegeben, die außer Landes am meisten bekannt sein dürften. Von allen, die in den letzten Jahrzehnten auf die kulturelle Entwicklung des Landes irgendwelche Bedeutung gehabt oder im politischen Leben eine wichtige Rolle gespielt haben, finde ich, mit Ausnahme von ein paar Professoren an der Hochschule vielleicht, keinen einzigen, von dem man sagen könnte, daß er seiner Abstammung nach Finne wäre. Die verballhornten Namen beweisen oft gleich die schwedische Herkunft. Der Unfug, Namen zu wechseln, ist wirklich erstaunenswert. Studenten, Professoren, ja sogar Mitglieder des Adels nehmen jährlich am Snellmantage neue, finnische Namen an. Heute ist nur noch zwei Drittel des Landesadels als schwedisch zu betrachten (ein großer Teil des Adels hat sich in Rußland niedergelassen, wo die militärische Laufbahn offen steht), und doch ist der Adel fast ganz rein germanischen Ursprungs. Daß die hervorragendsten Geschlechter sehr häufig deutsche Namen tragen, ist eine in die Augen springende Tatsache, die von neuem zeigt, wo die Kulturträger des Ostens zu suchen sind.

Da das schwedische Volkselement seit längerer Zeit in seiner Existenz bedroht wird, ist es klar, daß Maßregeln getroffen worden sind, um einem gänzlichen Absorptionsprozesse vorzubeugen. Alle Schweden im Lande, Konservative und Liberale, Landbevölkerung und Stadtbevölkerung, Gelehrte und Handwerker, Adel und Bauernstand, haben sich zu einer eigenen Partei,

der „schwedischen Volkspartei", zusammengeschlossen. Bei den Wahlen für den Landtag erhielt die Partei vor dem Kriege 25 Abgeordnete (von 200 im ganzen); die Altfinnen erhielten zu gleicher Zeit 38, die Jungfinnen 29 und die Sozialdemokraten, zu denen allerdings auch ein winziger Teil der Schweden gehört, 90 Abgeordnete. Nachher haben sich die Wahlergebnisse zuungunsten der bürgerlichen Parteien und zugunsten der Sozialdemokraten verändert aus Gründen, die hier nicht näher berührt werden können. Den Bestrebungen auf finnischer Seite, die schwedischen Ortschaften durch Ansiedelung von Finnen langsam zu finnifizieren, haben die schwedischen Kulturvereine natürlich einen kräftigen, erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt. Noch heute bewohnt das schwedische Volkselement in dichter Masse die ganze Küstenzone von der Mündung der Kymmene-Elf (östlich von Helsingfors) bis zum Beginn des Bottnischen Busens, ferner die Insel Aland mit den angrenzenden Felseneilanden und den Küstenstrich der Landschaft Österbotten am nördlichen Teile des letztgenannten Busens. Außerdem sind sie in einigen größeren Städten im Innern und östlichen Teile des Landes, besonders in Tammerfors und Wiborg, in kleinerer oder größerer Minderheit vorhanden; schwedische Zeitungen und Schulen dienen der Förderung ihrer Nationalität. In der in schwedischer Gegend liegenden Hauptstadt dringen die Finnen vor; hier sind 60 pCt. Finnen und 36 pCt. Schweden. Nur in zwei Städten, in Mariehamn (Aland) und in Jakobstad (Österbotten) sind die Schweden so zahlreich, daß die Zahl der Finnen kaum einige Prozent ausmacht. Was das Deutschtum im Lande anbelangt, so gab es vor dem Krieg in Helsingfors und Wiborg deutsche Schulen; eine erhebliche Anzahl Deutsche haben sich eingebürgert und gehen meistens im schwedischen Volkstum auf.

So wird das östliche Bollwerk des nördlichen Germanentums von innen und außen gerüttelt; gegen eine vielfache Übermacht hat es bis jetzt stand zu halten vermocht, doch seine Existenz ist gefährdet. Wie wird sich die Zukunft gestalten? Als die Ochlokratie im Lande ihre schlimmsten Orgien zu feiern begann, sind die Schweden in erster Linie dagegen in den Kampf gezogen. Die Blüte der schwedischen Jugend, der Kern des Bauernstandes haben ihr Blut für die Befreiung des Landes von den durch russische Truppen unterstützten finnischen roten Garden geopfert. Aus Schweden sind Tausende von Freiwilligen herbeigeeilt, um die asiatischen Horden zu bekämpfen. Mögen es die Staatsmänner nicht vergessen, daß diese Reichsschweden für die Freiheit Finnlands ihr Leben eingesetzt haben; mögen sie bedenken, daß der schwedische Volksstamm Finnlands stets ein Hort der westeuropäischen Kultur und eine Stütze der Gesittung gewesen ist. Sollten die Alandsinseln, deren Einwohnerzahl wohl 25000 übersteigt, an Schweden abgetreten werden, würde das schwedische Volkstum, das schon durch den Bürgerkrieg erhebliche Verluste erlitten hat, von neuem einen Teil der eigenen Stammesbrüder verlieren. Die einzige Lösung der

politischen Zukunftsfrage ist ein engeres Verhältnis Finnlands zu den westlichen Nachbarstaaten, zu Schweden und Deutschland. Die Ostsee ist ein germanisches Binnenmeer! In uralter Zeit beherrschten sie die seegewandten Wikinger, die an den östlichen Küsten in Nord und Süd sich niederließen. Im späten Mittelalter durchkreuzten die Hanse-Flotten von Lübeck, Riga und Wisby aus ihre rollenden Wogen und legten Handelskolonien an ihren Gestaden an. Die Deutschen brachten Kultur und Gesittung nach den Ostseeprovinzen, die Schweden taten es nach Finnland. So möge dieser Krieg jedem das seine geben; die Letten, Esten und Finnen mögen ihre lokalen Freiheiten, ihre Sprache und ihre Rechte behalten, aber den Bringern westeuropäischer Kultur, den Befreiern vom asiatischen Pöbeljoche, den Bekämpfern der Anarchie im slawischen Dorado, den Germanen-Ariern gehört das Land! Wie oft soll an unsere berühmte „germanische Schwäche" erinnert werden, ohne die wir heute ganz Europa besäßen? In Ost und West werden die germanischen Vorposten bedrängt; sollen die Vlamen und Balten wieder ausgeliefert werden? Schon schwindet das Zugehörigkeitsgefühl dieser Stämme; es ist höchste Zeit, daß sie vom schützenden Arm des Deutschtums umschlungen werden.

Es möge die germanische Zunge für alle Zukunft an den Gestaden der Ostsee weiter erklingen!



Berichte und Notizen.



Zur Freiheit der Meere. Admiral Graf Baudissin schreibt in der Juli-Nummer der „Wehr", Monatsschrift des „Deutschen Wehrvereins", Berlin W. 62, überaus zutreffend: „Zu den Kriegszielen, welche sich der Zustimmung unseres ganzen Volkes erfreuen, gehört ‚die Freiheit der Meere', wobei man aber andererseits vielfach von einem sogenannten ‚Machtfrieden' nichts wissen will. Beides zusammen beweist, daß man entweder nicht weiß, was Freiheit der Meere eigentlich bedeutet, oder daß man verkennt, daß keine Freiheit ohne Macht besteht, noch überhaupt bestehen kann. Kein Staatsbürger würde sich einer Freiheit erfreuen, seines Lebens und seines Eigentums sicher sein können, wenn nicht eine seine Sicherheit verbürgende Staatsgewalt hinter ihm stände.

Daß es eine ‚Freiheit des Landes' nicht gibt, ist so selbstverständlich, daß sich nur wenige hierüber Rechenschaft ablegen. Reist man quer durch Europa, so hat man sich nicht nur den Gesetzen, sondern bis zu hohem Grade sogar den Gewohnheiten jedes einzelnen Landes anzupassen. Das gilt nicht nur für die Person, sondern für jeden Verkehr bis hinunter zur Postkarte. Das weiß jeder und es fällt niemandem ein, daran Anstoß zu nehmen. Eine Ausnahme hiervon machen scheinbar die sogenannten herrenlosen Länder, wie z. B. Spitzbergen. Sobald indessen dort Gegensätze auftreten, kommt es allemal darauf an, wer die stärksten Fäuste besitzt oder die größere Macht hinter sich hat. Als der Franzose Marchand nach Fachoda ging, setzte ihn der englische Bluthund Kitchener kurzerhand an die Luft. Die schallendste Backpfeife, welche jemals einem Staate erteilt wurde, der sich in dem naiven Glauben befand, herrenloses Gebiet nehmen zu können. Tatsächlich gibt es auf unserem ganzen Erdball nicht einen Quadratmeter Land, bei dessen Besitz es nicht darauf ankäme, wo die größere Macht ist.

Nicht viel anders ist es auf dem Wasser. Bis zu drei Seemeilen Entfernung, die Meile gleich 1852 Meter, gilt das Wasser als zu dem betreffenden Lande gehörig. Jeder, der in dasselbe eintritt, hat alle Gesetze des betreffenden Landes und auch dessen Gewohnheiten auf das genaueste zu beachten. Angefangen vom Lotsen, Fahrstraße, Zollbestimmungen usw. bis zum Löschen und Laden und Wiederauslaufen. Auf dem Papier sollen alle diese Gesetze und Bestimmungen auf jeden Ausländer gleichmäßig angewendet werden. Jeder Kenner aber weiß, daß in der Praxis auch hier die Macht, zum mindesten diejenige des Geldes, eine große Rolle spielt. Auch steht es jedem Staate frei, mit einem Federstrich die Zulassung bis zur Unmöglichkeit zu erschweren. So könnten z. B. die Vereinigten Staaten von Amerika die ganze Schiffahrt vom Atlantischen Ozean durch den Panama-Kanal und an ihrer Westküste mit wenigen Worten als amerikanische Küstenschiffahrt erklären und damit alle Ausländer auf einem weiten Gebiet in Nachteil setzen, wenn nicht gar vollkommen ausschalten.

Anders, so meint man, liegt es auf dem offenen Ozean. Er ist groß genug, daß sich alle Flotten der Welt auf ihm tummeln können, und Gültigkeit hat auf ihm nur das sogenannte Straßenrecht auf See. Es ist vielleicht das einzige Gesetz, welches wirklich internationol anerkannt ist aus dem einfachen Grunde, weil es im Interesse jedes Schiffes liegt, seinen Inhalt zu befolgen, denn es enthält nichts als Regeln über Ausweichen, Lichterführen usw. Sobald indessen trotz dieses Gesetzes eine Kollision stattfindet, ist es sofort nur die eigene Macht, welche Schutz gewähren kann. Als unser Schnelldampfer ‚Elbe', woran nicht oft genug erinnert werden kann, im Kanal gerammt wurde, Hunderte von Menschen und Millionen an Werten zugrunde gingen, ein Fall, der damals größtes Aufsehen erregte, wurde der rammende Engländer von dem zuständigen englischen Gericht freigesprochen, obgleich es einwandfrei feststand, daß die Rammung infolge von Besoffenheit der führenden Engländer stattfand. Das war ein großer, das Aufsehen der ganzen Welt erregender Fall, der in allen möglichen Variationen und in ungezählten kleineren Fällen sich überall in der Welt vollzieht.

Das deutsche Volk würde sich für ewige Zeiten ein Denkmal setzen, wenn es wirklich die Freiheit der Meere aufrichten könnte. Es würde nicht nur sich selbst, sondern allen Völkern, insbesondere den kleinen, den denkbar größten Dienst erweisen. Es muß sich aber darüber klar sein, daß der Grundstein für dieses Denkmal nur die Macht und der Wille zur Macht sein kann. Ist dies nicht vorhanden, so ist nicht einzusehen, wie andere Staaten sich unseren Auffassungen anpassen und nötigenfalls fügen sollten, besonders nicht, wenn wieder ein Weltkrieg über unseren Erdball dahinrasen sollte.

Darum, wer ‚Freiheit der Meere' will, der schaffe uns auch die Macht, besonders gegen denjenigen, der bis auf den heutigen Tag keine Freiheit gelten ließ, gegen England! Ohne anerkannte Gleichberechtigung mit England und ohne die Möglichkeit, auf dieses Inselvolk einen dauernden Druck auszuüben, ist und bleibt die Freiheit ein leerer Wahn. Sie kann nur in die Tat umgesetzt werden, wenn wir durchhalten, bis England unserem Willen gefügig ist, und indem wir durch den Besitz der flandrischen Küste eine Gewähr für ein dauerndes friedliches Verhältnis gewinnen." Wir haben diesen vortrefflichen Ausführungen nichts hinzuzufügen.

Kann England noch zurück? In der „Unabhängigen Nationalkorrespondenz" (Herausgeber Dr. Fritz Neumann-Berlin) schreibt Professor Krückmann-Münster i. W. sehr treffend: England kann nicht mehr zurück und darum kann es sich auch nicht „verständigen". Toren und alte Weiber können noch an eine Verständigung glauben. Nicht die Verhältnisse vor dem Kriege, unser erfolgreicher wirtschaftlicher Wettlauf mit dem alternden England schließen es aus, daß England noch zurückkönne, wohl aber die Entwicklung, die die Dinge im Kriege genommen haben. Mit jedem Tage der längeren Kriegsdauer kann England weniger zurück; heute noch weniger als gestern, morgen noch weniger als heute. Wenn die Reichstagsentschließung statt im Juli 1917 etwa im August

1914 erfolgt wäre, oder nach der Weddigentat im September 1914, hätte sie vielleicht noch einen leiblichen Sinn haben können, vielleicht auch noch im Juli 1915, dann aber war es vorbei und mit jedem Tag wurde sie unmöglicher. Gerade darum aber verfiel der glorreiche Reichstag auf sie, denn es wäre gegen seine eigene Natur gewesen, wenn er nicht so lange gewartet hätte, bis die Reichstagsentschließung ganz gewiß gegenstandslos war. Man kann es ja gelassen ansehen, daß die Väter dieses Riesenfehlers beharrlich fortfahren, sich immer wieder mit ihm bloßzustellen, es ist aber nicht gleichgültig, ob das deutsche Volk die politischen Wirklichkeiten abschätzen lernt oder noch immer vor ihnen die Augen verschließt.

England kann es einfach nicht dulden, daß wir uns eine so stark entwickelte U-Bootwaffe halten, wie wir sie während des Krieges geschaffen haben. Es kann nicht dulden, daß wir in den Friedenszustand nach dem Kriege mit mehreren hundert U-Booten antreten, insbesondere hochseefähigen U-Kreuzern, die Monate hindurch fortbleiben können. Für England bedeuten 500 deutsche U-Kreuzer und U-Boote das Ende seiner Allgemeinherrschaft zur See. Darum will es uns auch nicht den geringsten Stützpunkt gönnen, will es uns aus allen Weltteilen fortfegen, damit kein U-Kreuzer eine Raststätte finde vor den englischen Schiffen. Es ist ihm auch bitter Ernst damit, daß die ganze deutsche Flotte zerstört werden soll, daß wir alle U-Boote herauszugeben haben mit allen Plänen für Neubauten, mit allen unseren Neuerungen und Verbesserungen und sonstigen Erfindungen. Nur für England ist dies alles etwas. Es ist auch keine bloße Prahlerei, daß unsere Werften zerstört werden sollen, vielmehr ist darin die einzige Möglichkeit für England gelegen, seine Herrschaft zur See zu behaupten.

Belgien ist ihm natürlich wichtig genug, denn an Belgien hat es sein „Prestige" gehängt, aber es würde in einem früheren Stadium des Krieges Belgien zur Not haben preisgeben können, könnte es die U-Kreuzer aus der Welt schaffen. Doch auch dies ist vorbei, seitdem wir Paris mit den weittragenden Geschützen beschießen. Kommen wir nach Gris Nez, so können wir schon jetzt London unter Feuer nehmen, wie viel mehr, wenn die Technik erst so weit ist, daß wir noch weiter tragende Geschütze bauen können.

Das verwünschte Finden und Erfinden der Deutschen verbaut England jeden Rückweg und so weiß es auch, daß wir inzwischen unsere Angriffskraft zur See in der Stille außerordentlich gesteigert haben, nicht bloß mit den U-Kreuzern und U-Booten, noch in anderer Weise. Die englischen Zeitungen machen kein Hehl daraus, daß sie einige Glocken davon haben läuten hören. Jede deutsche Schiffseinheit, die für die Hochseeschlacht in Betracht kommt, hat während des Krieges an Angriffskraft bedeutend gewonnen und dies sollte England als anerkannten, als rechtlich anerkannten Zustand in den Frieden mit hinübernehmen? Die Engländer wären keine Engländer, wenn sie das täten. Sie sind in ihrem Hochmut fähig, sich selbst zu belügen, daß ihre beschämenden Niederlagen zu Lande, ihre fortdauernden Schlappen, die sie bei jedem Zusammentreffen zur See erleiden, keine Niederlagen, keine Schlappen wären, können sich mit ihrem Hochmut über alles derartige trösten, denn es gibt nichts, was sich ihr hochmütiger Sinn in der für die Eigenliebe bequemsten Weise nicht zurecht legt. Aber vor einem schließen sie die Augen denn doch nicht, das ist die künftige Stärke Deutschlands zur See, die von selber kommen wird und die nur hintangehalten werden kann durch völlige Vernichtung Deutschlands. Sie übersehen auch nicht, welche Riesenreklame für Deutschlands großartige Tüchtigkeit dieser Krieg ist. Die Lücken im Warenhandel haben überall gezeigt, wie überlegen die deutsche Ware ist, die wunderbaren technischen Leistungen im Kriege selber, wodurch Deutschland unter der doch nur sehr bescheidenen Unterstützung Österreichs einer ganzen Weltverschwörung die Spitze bietet, sind ja Tag für Tag ein Anschauungsunterricht in deutscher Tüchtigkeit, dem sich kein Volk der Erde auf die Dauer entziehen kann. Es wäre merkwürdig, wenn nicht die Achtung der Welt vor unserem Können uns auch da zufliegen sollte, wo gegen uns gewühlt wird, als wären wir die größten Verbrecher. Gegen dieses wirtschaftliche Kapital wird England nach dem Frieden zu kämpfen haben; und es will ja nicht kämpfen,

sondern die anderen Völker für sich fronden lassen. Wird Deutschland nicht völlig zerbrochen, muß England arbeiten wie nie zuvor, muß arbeiten wie das von ihm geringschätzig über die Achsel angesehene Deutschland arbeitet. Das ist aber nicht gentlemanlike. England muß alle seine Vorstellungen von unterst zu oberst kehren, muß allen seit Jahrhunderten eingewurzelten Vorstellungen Lebewohl sagen, muß mit einem Wort seinem eigentlichen, innersten Engländertum völlig entsagen und darum kann es nicht zurück. Darum ist es gegenstandslos, von einem belgischen Faustpfand und ist es verbrecherisch dumm, von einer Verständigung zu reden.

Hertling — Kühlmann — Bethmann. Dem „Alldeutschen Tagblatt" zu Wien, Haschkagasse 2, wird in Folge 170 aus Berlin geschrieben: Es ist unmöglich, sich vor der Tatsache zu verstecken, daß England vielleicht einen entscheidenden Sieg errungen hat. Die Erklärungen des deutschen Reichskanzlers lassen auch nicht den allergeringsten Zweifel darüber, daß die Männer, von denen heute unglücklicherweise die politische Leitung des Deutschen Reiches abhängt, sich auf das Programm des Kardinals Mercier geeinigt haben. Dieses aber ist dasselbe wie das des Papstes, und dessen Anschauungen über die Frage von Flandern decken sich wiederum vollkommen mit denen der Engländer. Flandern soll abermals dem Deutschen Reiche entrissen werden, es soll abermals das Aufmarschgebiet für den Feind abgeben, die Opfer des deutschen Volkes für seine Unabhängigkeit sollen abermals vergeblich bleiben.

Töricht ist es, sich an die Strohhalme zu klammern, die Hertling in seinen Reden neben dem maßgebenden Satze denen unter seinen Gegnern hingeworfen hat, die zu Selbsttäuschungen bereit sind. „Wir beabsichtigen nicht, Belgien in irgendeiner Form zu behalten — damit ist alles gesagt. Wenn er außerdem noch von militärischen und wirtschaftlichen — nur unklar auch von politischen — Sicherungen gegen England und Frankreich gesprochen hat, so sind das lediglich Redensarten. Denn diese Sicherungen sollen in Friedensbedingungen bestehen, also vertragsmäßig sein. Dergleichen aber gab es schon vor dem Kriege. Das Königreich Belgien war von allen Großmächten Europas feierlich für neutral erklärt worden und hatte ebenso feierlich die Pflichten eines neutralen Staates übernommen. Alles dies bildete jedoch für die belgische Regierung kein Hindernis, mit England und Frankreich Bündnisse gegen das Deutsche Reich abzuschließen und den entsprechenden Feldzugsplan mit jenen beiden Mächten zu vereinbaren. Genau das nämliche würde sich auf Grund der Hertlingschen Friedensbedingungen wiederholen.

Hertling selbst hat dies auch angedeutet. In der Rede vom 11. Juli, die später veröffentlicht wurde als die vom 12. und zur Abschwächung des schlechten Eindrucks der letzteren dienen sollte, sagt er ganz offen, was er von jenen Sicherungen in den Friedensbedingungen denkt. Sie sollen nämlich derart ungenügend ausfallen, daß sie nachträglich durch besondere Verhandlungen mit Belgien allein ergänzt werden müssen, die aber ihrerseits wiederum keine Bürgschaft bieten. „Wenn es gelingt, mit Belgien in wirtschaftlich enge Beziehungen zu treten, wenn es gelingt, daß wir uns auch über die politischen Fragen (soweit sie lebenswichtige Interessen Deutschlands berühren) mit Belgien verständigen (!), so haben wir die bestimmte Aussicht (!), daß wir darin die beste Sicherung gegen künftige Gefahren haben werden." Wenn es aber mit Hilfe der belgischen, der englischen, der französischen und, wie man hinzufügen muß, auch der deutschen Regierung (an der Hertling beim Friedensschluß offenbar noch teilzuhaben hofft) nicht gelingt, was dann? Dann haben wir auch eine bestimmte Aussicht, nämlich die auf den zweiten Weltkrieg, und eine nicht minder bestimmte Einsicht, nämlich die in die Ziele, denen Hertling bei seiner Amtsführung im ersten Weltkrieg nachgestrebt hat. Es sind ganz dieselben, von denen sich Beth- und Kühlmann leiten ließen. . . . Deutlicher brauchen wir für unsere Leser uns nicht auszudrücken. Alles, was wir von diesen beiden gesagt haben, kann, von persönlichen Kleinigkeiten abgesehen, auch für Hertling gelten.

Dies um so mehr, als sich Hertling auf beide berufen hat. Auf Kühlmann ausdrücklich; denn er betonte, daß auch „der Staatssekretär“ von Kühlmann mit den „Wenn es gelingt“-Sicherungen einverstanden sei; was vollkommen glaubwürdig ist, aber nur unsere Auffassung dieser Sicherungen bestätigt und sich daher wie eine Frozzelei der Minderheit des Reichstages ausnimmt. Bethmann wurde zwar nicht mit Namen angeführt, sein Gespenst grinst aber aus jedem Satze. Der Verteidigungskrieg, das Faustpfand, die Notwendigkeit, Belgien in Besitz zu nehmen: das sind bekannte Begriffe aus dem Bethmannschen Wörterbuch. Die Notwendigkeit war freilich da; aber die Erwähnung dieser Tatsache wird zur dreisten Lüge, wenn sie bloß mit den Kriegsverhältnissen begründet wird und nicht auch mit dem vertragsmäßigen Recht zum Einmarsch, das Preußen besaß, das von Bethmann aber beharrlich verschwiegen wurde, weil er sich sonst das Wort von dem an Belgien verübten Unrecht hätte versagen müssen. Auch für Hertling ist der Vertrag von 1832 nicht vorhanden. Daß er den Bruch der belgischen Neutralität durch die belgische Regierung nicht erwähnt, der auch ohne Vertrag den Einmarsch gerechtfertigt hätte, ist ein weiterer Faustschlag gegen die Wahrheit, den Hertling aber noch weniger entbehren konnte als den ersteren; er würde andernfalls mit seinem ganzen Verzichtplan selbst lächerlich geworden sein.

Er hat es vorgezogen, dieses Schicksal denen zu bereiten, die aus seinen Reden noch einen Brocken Hoffnung herausfischen möchten. Laßt ab, es ist umsonst! Es gibt keine Zweideutigkeiten. „Wir denken nicht daran, Belgien dauernd in Besitz zu behalten — was wir wollen, ist die Unversehrtheit unseres Gebietes — wir wünschen, daß das wiedererstandene Belgien mit uns in freundschaftlichen Verhältnissen lebe.“ Wollen und wünschen ist zweierlei und wird hier deutlich unterschieden. Was man will, sucht man selbst durchzusetzen, was man bloß wünscht, stellt man anderen anheim, oder dem Zufall, und bescheidet sich, wenn man es nicht erlangt — vor allem dann, wenn man Unmögliches gewünscht hat. Ein wiedererstandenes Belgien ist naturnotwendig unser Feind, nicht nur weil unsere anderen Feinde dies wollen und nicht bloß wünschen werden, sondern vor allem, weil eine solche Wiederaufrichtung ein Verrat an den Flamen wäre. Wer kann im Ernste glauben, Hertling werde nicht vergessen, was er den Flamen zugesagt hat? — Er hat es ja schon vergessen, er nennt ihren Namen nicht, er spricht nur von Belgien! Und dieses blöde Wort allein, das die deutsche Verwaltung in unfaßbarer Verblendung hat amtlich bestehen lassen, schließt in sich die Knechtung der Flamen, die Huldigung für Frankreich, die Austilgung jeder Erinnerung an die frühere Zugehörigkeit des Landes zum Deutschen Reiche. Die Wiederaufrichtung Belgiens bedeutet den Willen und nicht bloß den Wunsch, auch die Flamen zu Feinden Deutschlands zu machen.

Hertling war vor seinem Siege über den Siegfrieden im Großen Hauptquartier. Er scheint sich also der Zustimmung zu seinen Absichten versichert zu haben. Wie dies möglich war, darüber sind nur Vermutungen möglich. Vielleicht verlangte er den wirklichen Verzicht auf Flandern als Gegenwert für seinen scheinbaren Verzicht auf Kühlmann. Jedenfalls hat der Kriegsgewinner Erzberger recht behalten, als er schrieb: Kühlmann bleibt. Er ist in der Tat im Amte geblieben, genau wie Bethmann. Der Leib entschwand, die Seele ist noch da. Nur die Personen haben gewechselt, die Richtung ist dieselbe. Zwischen Hertling, Kühlmann und Bethmann ist der Unterschied nicht größer als zwischen Brutus, Cassius und Cinna: die Namen klingen etwas anders, aber den Cäsar umzubringen, bemühten sich alle drei.

Eine zeitgemäße Erinnerung dürfte jetzt wieder jener Brief Kaiser Wilhelms I. an die Kaiserin Augusta vom 7. September 1870 sein. Er lautet: „Die Neutral-Ligue, welche schon Velleitäten zur Friedensvermittelung verspüren ließ, wird durch die neuesten Ereignisse ihre Fühlhörner wohl wieder einziehen. Diese Velleitäten geben schon zu verstehen, daß sie auf Integrität Frankreichs gerichtet sind. Wie dies möglich ist, begreift man nicht! Selbst aus Petersburg kommen solche Andeutungen, weil Landabzweigung

(Elsaß und Deutsch-Lothringen) ein neuer pomme de discorde sein würde, als wenn das linke Rheinufer das nicht auch schon vor 35 Jahren gewesen sei, so daß, um Ruhe zu haben, wir logisch jenen das linke Rheinufer abtreten müßten! Im Gegenteil, um Deutschland vor Frankreichs steten Gelüsten auf Einfälle in Deutschland endlich sicherzustellen, muß jener Länder Abtretung verlangt werden, Elsaß vor allem. Dies ist auch die allgemeine Stimme in ganz Deutschland, und wollten sich die Fürsten dieser Stimme entgegenstemmen, so riskieren sie ihre Throne; denn die Opfer, die ganz Deutschland in Menschen und Geld usw. bringt, verlangen einen Frieden, der dauernd sei, und das ist nur möglich, wenn dasjenige Land genommen wird, was deutsch war und ist. Es ist gewiß vermessen, von solchen Dingen heute schon zu sprechen, wo der Krieg noch in vollem Gange ist; wenn aber andere bereits davon sprechen, daß das und das nicht sein soll, so haben wir ein Recht zu sagen, was wir nicht zugeben würden, wenn es erst soweit ist." Es wäre interessant zu ermitteln, was für Leute damals in „Neutral-Ligue" waren.



Bücherbesprechungen.



Fritz Bley, Wie kam es doch? Verlegt bei Erich Matthes, Leipzig 1918. 2 M.

Noch immer sind es allzu viele, denen der Weltenbrand das Hirn nicht genügend erhellt hat, um die für unser Bestehen einfach selbstverständlichen Notwendigkeiten zu erkennen. Wohl haben wir Männer, die als getreue Eckarte unseres Volkes nicht ermüden, ihre Stimme zu erheben gegen den Wahnsinn der Selbstvernichtung, gepredigt von Schwarmgeistern, denen in eitler Selbstbespiegelung ein falsches Lob aus feindlichem Munde mehr gilt, als der unscheinbare, dennoch unvergängliche Ruhm, in der Entscheidungsstunde wachen Auges und starken Herzens seine Pflicht gegen das Vaterland getan zu haben. Aber das Geschrei und Geschwätz von Gevatter Schneider und Handschuhmacher gilt auf dem Markte mehr, als die Predigt der Wissenden und Propheten. Fritz Bley gehört zu den treuesten Hütern unseres kostbarsten Volksgutes. Seit Jahrzehnten steht er in der vordersten Kampflinie, unermüdlich die geschichtliche Notwendigkeit vertretend, die Großadmiral von Tirpitz mit den Worten gekennzeichnet hat: Der Sinn des unerbittlichen Entscheidungskampfes ... „gehe um die Selbstbehauptung und um das Durchsetzen der deutschen Arbeit und Kultur gegenüber dem angelsächsisch geleiteten Kapitalismus der Welt". In diesen Entscheidungstagen tritt er neuerdings mit einem Buche hervor, das die treibenden Kräfte darstellen soll, wie sie in der Vorgeschichte des Krieges erkennbar geworden sind. Bei der gebotenen Raumbeschränkung ist es nicht möglich, auch nur auszugsweise einen Begriff zu geben von der Gedankenfülle des Inhalts und seiner glänzenden Behandlung. Einige Hauptpfade wollen wir dennoch an der starken und sicheren Hand des Verfassers miteinander zu verfolgen versuchen.

Scharf beleuchtet er in den Abschnitten: „Heraus mit dem alten Raubel" und „Reichsländische Wetterschauer" zunächst die Fehler und Versäumnisse, die uns in der Behandlung der elsaß-lothringischen Frage zur Last fallen. Mit Schrecken erkennen wir den Abgrund, an den uns eine Politik der „bänglichen Entschlußlosigkeit geführt hatte".

Wir müssen uns stets vor Augen halten, „daß Frankreichs Gedeihen ein politisch ohnmächtiges Deutschland zur Voraussetzung habe". Nach dem schnellen Erfolge von 1870/71 geriet diese Sachlage in Vergessenheit. Vergessen schien auch, wie die französischen Eroberer seit 1444 in deutschen Landen gehaust haben und „so würde es den deutschen Landschaften auch heute wieder ergangen sein, die das Unglück gehabt hätten, unter französische Bedrückung zu kommen!"

Daß in unserer inneren politischen Zerrissenheit keine besondere Werbekraft für die verlassenen Reichslande liegen konnte, ist wohl zu verstehen, und die Pracht des Sonnenkönigtums, wie die berauschenden Gedanken der „großen Revolution" und des napoleonischen Siegeszuges, haben mit ihrem Blendwerk unzählige Köpfe verwirrt und Herzen bezwungen. Und nicht minder später in den vierziger Jahren, wo der „Berliner Freiheitsrausch den Polen galt und allen möglichen ‚interessanten' Leuten, die damals wie alle Zeit Englands Geschäfte in Deutschland besorgt haben". ... Welche Kräfte sind in diesen Zeiten dem Reiche verloren gegangen! Aber auch nach 1870 haben wir es nicht verstanden, den französischen Einfluß wirkungsvoll zu verdrängen. Lesen wir doch einmal im Abschnitt: „Reichsländische Wetterschauer" aufmerksam nach, wie das „trauernde Elsaß" entdeckt wurde. Schließlich hatten wir's so herrlich weit gebracht, daß gleich die erste Landeswahl eine erdrückende reichs- und deutschfeindliche Mehrheit ergab. — Weiter zeigt Bley, wie es „ohne Bismarck" ging. Er weist auf die beschwörende Kraft hin, mit der dessen Worte vom 6. Februar 1888 — seiner letzten großen Rede — die Welt durchzuckt haben. Ganz köstlich wird diese Kraft durch die kleine Erzählung erläutert: wie der Verfasser ihre Wirkung auf seiner einsamen ostafrikanischen Station Usungula selbst an den Kokosnußschädeln der Häuptlinge seines Umkreises spüren durfte. Solche Worte waren auch geeignet, die überhitzten elsässischen Köpfe abzukühlen. Dann aber ging's immer schneller abwärts; unter den wachsenden Anzeichen unserer inneren politischen Schwäche mußte Franzosen und Engländern maßlos der Kamm schwellen. Der Gedanke an den Krieg ergriff immer größere Bezirke des französischen Denkens, bis schließlich der ganze Kriegsplan bis aufs einzelste zwischen England und Frankreich abgekartet war.

Die nächsten Abschnitte behandeln: „Die Könige der Republik" und „Die Rotschild und Reinach". — Ritterlich, vornehm und unvoreingenommen wird hier der feine Kenner der französischen Geisteskultur der Gesamtheit dieses unberechenbaren Volkes gerecht. Unnachsichtlich weist er aber auch auf den Sumpfboden einer Demokratie hin, in dem nichts gedeihen konnte, als die Schwülblüte einer alles vergiftenden, alles verachtenden Geldwirtschaft. Als dann durch deren Einfluß endlich Herr Poincaré siegreich ins Elysée einzog, war „die Genugtuung auch in der über Frankreich hinausreichenden Geldmacht allgemein". Wir dürfen einen Blick tun in die Machenschaften, mit denen diese Wahl betrieben wurde und erfahren auch, wie: „les Rois de la Republique" — die 55 Geldfürsten, die das Land beherrschen — ihre bis dahin friedliebende Politik ändern „und sich vom Rosse des wirtschaftlichen Imperialismus auf das des nationalpolitischen" schwingen. „Nur in der Berliner Wilhelmstraße wies man jeden Gedanken an die bloße Möglichkeit eines Krieges entrüstet von sich."

Was Bley über „die Demokratie der Krieg!" sagt, ist besonders lehrreich zu lesen für alle, die noch dem Köhlerglauben anhangen: die bösen Alldeutschen hätten den Weltkrieg verschuldet. — Wir erfahren, wie die Fäden in den Weltstädten zur Umgarnung des ahnungslosen deutschen Michels gesponnen werden und sehen die Drahtzieher an der Arbeit. „Das goldene Zeitalter für England" schien anzubrechen. Dessen Abgott, King Eduard, hatte mit seltenem — allerdings verbrecherischem — Geschick in holder Gemeinschaft mit den englischen Staatsmännern an seiner Förderung rastlos gearbeitet. — Der weltumfassende Gedanke der Demokratisierung, dem anscheinend nur Deutschland im Wege stand, war auf dem Marsche, und alle Offenbarungen der Zeichendeuter sprachen dafür, daß er seinen Siegeszug antreten konnte. Mit Empörung und Scham durchleben wir noch einmal alle inner- und außerpolitischen Niederlagen jener Unheilsjahre. In „Politische Wechselströme" sehen wir Erzberger und Scheidemann am Prangerl Demokratie und Sozialdemokratie in eifervollem Wettbewerb, die Wurzeln des Deutschtums zu untergraben. — Wir haben in diesen Tagen ihre werktätige Kriegshilfe — für die Feinde — nur allzu eindringlich am eigenen Leibe gespürt! — Deutschland schien zur Erledigung und Zerstückelung reif. — Nur die dennoch lebendigen sittlichen deutschen Kräfte hatten die klugen Geschäftsleute vergessen, in ihre Rechnung einzustellen. So

ergab sich der unausgleichbare Minderbetrag, der — trotz allem — für sie verhängnisvoll werden sollte. — Bley beschließt seinen einzigartigen Geschichtsabriß mit der Betrachtung: „Wie wir vorbereitet waren." Er weist darin nach, daß von einer Schuld unsererseits Belgien gegenüber keine Rede sein kann und zeigt, wo die Hauptschuldigen zu suchen sind. — Man möge die schlagenden Beweise an Ort und Stelle nachlesen. Das politische Ergebnis der Jahre unter Bethmannscher Führung wird gewogen und zu leicht befunden. Es werden ferner die wirtschaftlichen Unterlassungen ins rechte Licht gestellt und die Schäden auf geistigem und sittlichem Gebiet gebührend gegeißelt, die Volk und Jugend schwer bedrohen. „In der Tat, dies Geschlecht und diese Welt erschienen reif für den Ritt und Schnitt der apokalyptischen Reiter. Da zuckte es wie Wetterleuchten auf in dem Verbrechen von Sarajewo. Da kam der Krieg!" Er kam und wir hofften von ihm eine gründliche Erneuerung des deutschen Wesens. — Heute schon wissen wir es, daß nur wenige unserer Hoffnungen sich erfüllen werden. Der ungeahnte Zusammenbruch unserer Wirtschaftsmoral allein erfordert ein Zusammenraffen aller sittlichen Kräfte nach dem Kriege. — Dieses Buch wird uns auch in kommenden Friedenstagen eine gute Wehr und Waffe sein gegen alle Arglist und Zerstörungswut innerer und äußerer Widersacher. Mögen seine erschütternden Mahnungen aber schon jetzt den Boden vorbereiten helfen, auf dem allein herrliche Zukunftsfrucht gedeihen kann. — Mögen alle Schwankenden und Unklaren dadurch den Anschluß finden an die zielbewußte Gemeinschaft derer, die jenseits von der falschen, geschichtsfremden, knochenerweichten Güte der Selbstzerstörung, wie von dem Bösen jeder zwecklosen Eroberungspolitik, allein sich als Ziel und Pflicht gesetzt haben: Das Vaterland über der Partei! Karl Julius Meyer.

Reinhold Zimmermann, Grundzüge eines neuen Deutschtums durch Erziehung. Nr. 18 der Beihefte zur Zeitschrift „Lehrerfortbildung". Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase, Leipzig. 30 S. gr. 8⁰. Preis geh. 1 Mk.

Im ersten Abschnitt geht der Verfasser davon aus, daß „die politische Stellung eines Menschen von seiner Weltanschauung bestimmt" wird. Das ist gewiß richtig; aber wenn er im politischen Kampf unserer Tage nur zwei Richtungen der Weltanschauung unterscheidet, von denen die eine Bismarck, die andere Jesus zum Führer hat, so scheint mir die jetzt herrschende Reichstagsmehrheit doch weder dem einen noch dem anderen nachzufolgen. Vielleicht meint er aber zwei Hauptrichtungen innerhalb der sich wirklich deutsch fühlenden Menschen. Dann kann eine Vermittelung, ein Ausgleich zwischen diesen Richtungen in der Tat zur Stärkung des Deutschtums mitwirken. Den Ausgleich und damit die „Grundlegung eines neuen Deutschtums" sieht Zimmermann in dem Wesen Bismarcks, der ein „glaubensfroher und glaubensstarker Wirklichkeitsmensch" mit „Hochzielen", „die zuerst und vor allem Deutschland und den Deutschen gelten, und wenn überhaupt der Menschheit, dann erst durch und über diese beiden". Das ist im Grunde nichts Neues, sondern dasselbe was Lagarde und seine Nachfolger wollten. Daß der Verfasser es durch die Schule anstrebt, entgegen dem Geschrei, daß nicht „Politik" in die Schule getragen" werden solle, findet unseren vollen Beifall, denn Deutschtum darf in Deutschland nicht Parteisache sein. Und bei dem vielfachen Versagen des Elternhauses können wir heute wesentlich nur durch die Schule das Deutschtum lebendig und wirksam erhalten. Denn der Erwachsene läßt sich nicht mehr erziehen; eine „Wesensänderung", wie Zimmermann will, können wir aber auch durch Jugenderziehung nicht erreichen. — Über die besonderen Aufgaben der Schule sagt der Verfasser viel treffendes; es kann aber der Verständigung nicht förderlich sein, daß er sie fortgesetzt als „Arbeitsschule" bezeichnet, ohne sich mit dem besonderen Sinn dieser Bezeichnung auseinanderzusetzen. H. G. Holle.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 29. 8. 18.
Druck von Dr. L. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVII. 7 | 1918

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue“ begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Naturgesetze und menschliche Wahngebilde in der Politik.

Vom Herausgeber.

Man hat unser Zeitalter oft genug das der angewandten Naturwissenschaften genannt. Das ist mit gewissen Einschränkungen richtig und gilt in einem früher nicht für möglich gehaltenen Umfange für die Bereiche der sogenannten unorganischen Natur, also hinsichtlich der mechanischen, physikalischen und chemischen Technik. Hier hat der menschliche Geist in unserer Zeit seine höchsten Triumphe gefeiert, und diese sind vorläufig noch keineswegs abgeschlossen. Was jedoch die Anwendung der organischen Naturgesetze anbelangt, so ist man, trotzdem die Wissenschaft in der letzten Zeit auch hier recht erfreuliche Fortschritte gemacht hat, über das Pflanzen- und Tierreich nicht wesentlich hinausgekommen. Den Menschen, insbesondere den Kulturmenschen scheint unsere Zeit noch immer als außerhalb der Anwendung der Naturgesetze stehend zu betrachten. In bezug auf ihn ist die auf Wissenschaft gegründete Praxis gegen frühere Zeiten nicht nur nicht fortgeschritten, sondern hat sogar frühere, durch einfache Lebenspraxis, ohne Zuhilfenahme strenger Wissenschaft gewonnene Erfahrungen wieder verfallen lassen.

Forscht man nach der Ursache dieses in unserer Zeit bei allem sonstigen Überfluß recht seltsamen Mangels, so stößt der Unbefangene dabei auf — die sogenannte „große“ französische Revolution. Diese aus der Zeit der „L'homme-machine“-Theorie, also der mechanistischen Anschauung geborene große

soziale und politische Bewegung schlug mit ihrem Gleichheitsfanatismus der organischen Natur und ihren ewigen Gesetzen geradezu ins Gesicht. Denn so sehr in der unorganischen Natur, z. B. zwischen den Atomen oder Molekeln ein und desselben Stoffes, völlige Gleichheit besteht, so wenig ist das in der organischen Natur der Fall. Hier sind auch nicht zwei selbständige Lebewesen (Individuen) oder gar Rassen einander gleich. Es ist darum hier weniger als irgend wo anders möglich, alle Individuen oder gar Rassen, namentlich die menschlichen, über einen sozialen und politischen Kamm zu scheren. Darum mußte der Gleichheitswahn schon beim ersten Versuche zur Verwirklichung seiner „Ideale" kläglich scheitern und die Rache der beleidigten Natur herausfordern. Es wurde nämlich gerade das Gegenteil dessen erreicht, was die Revolutionäre mit ihren Schlagworten ursprünglich meinten und wollten. Nicht der Gemeinsinn, nicht der in der gegenseitigen Hilfsleistung sich betätigende Naturtrieb, den man mit dem Worte „Brüderlichkeit" bezeichnen wollte, sondern ausgerechnet die verbrecherische Selbstsucht des Einzelwesens, die Bestie im Menschen, die früher durch Gesetz und Sitte, durch staatliche und soziale Einrichtungen, unter Verzicht auf „Freiheit" und „Gleichheit" in Schranken gehalten worden war, wurde durch jene überlaut ausgesprochenen Schlagworte „Freiheit", „Gleichheit", „Brüderlichkeit" aufgereizt und entfesselt, so daß sie in ihrer Losgelassenheit die wildesten Orgien des Blutdurstes, der Grausamkeit, der Ungerechtigkeit, der Genußsucht usw. feiern konnte. Auch die spätere gewaltsame Wiederbändigung der entfesselten Bestie konnte nur unvollkommen und vorübergehend ausgeführt werden, weil ja die revolutionäre Theorie mit ihren Widersprüchen bestehen blieb und nur durch die Praxis von Fall zu Fall richtig gestellt werden konnte.

Das war das klägliche, überaus klägliche Ergebnis schon des ersten Versuchs, menschliche Wahngebilde, Augenblickserzeugnisse einer überhitzten Phantasie der ewigen Natur und ihren unabänderlichen Gesetzen gegenüber stellen zu wollen. Es war nichts anderes zu erwarten, denn die „Freiheit", „Gleichheit", „Brüderlichkeit" wird ja oft schon innerhalb ein und derselben Familie zur Utopie, indem selbst gleichalterige Brüder und Schwestern von Natur und Kultur sehr ungleich sein können und darum hinsichtlich der Freiheit und anderer Dinge sehr verschiedener Behandlung bedürfen. Also selbst für die Familienpolitik ist jene revolutionäre Theorie oft genug nicht anwendbar. Indem man nun aber gar die „Freiheit", „Gleichheit", „Brüderlichkeit" auf die ganze Menschheit ohne Unterschied von Rasse und geschichtlicher Entwicklung übertragen wollte, mußte sich der Widerspruch bis zur baren Absurdität steigern und alle von den verschiedenen Rassen und Völkern während vieler Jahrtausende gemachten Fortschritte in der Lebenskunst, zu der ja auch die Politik, die Staatskunst gehört, wieder in Frage stellen.

Dieser Wahnsinn in des Wortes eigentlichster Bedeutung hat es verschuldet, daß die auf dem Gebiete der organischen Natur in letzter Zeit

gemachten wissenschaftlichen Fortschritte nicht ihre Anwendung auf die soziale, staatliche, wirtschaftliche und allgemeine kulturelle Praxis des Menschenlebens finden konnten. Die fanatischen Pfaffen der Revolutionsgläubigen schrieen und schreien auch jetzt noch jede Kritik an ihren Dogmen einfach nieder, und wenn sie die Macht hätten, würden sie auch heute noch zwar nicht den Scheiterhaufen, aber doch die Guillotine oder das Maschinengewehr gegen Andersgläubige zur Anwendung bringen; denn selbst heute, nach hundertdreißigjährigem Bestehen, sind jene sozial- und staatspolitischen Hauptdogmen der Revolution von 1789 noch keineswegs allgemein als das erkannt worden, was sie in Wirklichkeit sind, als direkte Umkehrung aller gesunden Vernunft, als völlige Verleugnung vieltausendjähriger Erfahrungen der Welt- und Menschengeschichte.

„Ja — aber", werden gewisse sich neunmal weise Dünkende einwenden, „die große französische Revolution hat doch neben dem zweifellos Schlimmen auch ihr Gutes gehabt. Sie hat völlig veraltete, verrottete Staats- und Gesellschaftsgebilde hinweggefegt, hat für den Boden, auf dem die menschlichen Kulturerzeugnisse wachsen sollen, sozusagen die „Tiefkultur" eingeführt, indem sie das rohe, untere Erdreich ans Licht der Sonne brachte, dadurch die Humusschicht verstärkte und die Fruchtbarkeit vermehrte."

Dieser Einwurf hat auf den ersten Blick etwas Bestechendes, und er wäre auch richtig, wenn bei dieser Umwälzung, Umpflügung des alten Kulturbodens nur das noch ungebrauchte, aber auch unverbrauchte tiefere Erdreich an das Licht der Sonne gekommen und auf dem gründlich durcheggten, von Quecken und anderem Unkraut gereinigten Acker nur edle oder doch gute Kulturpflanzen gesät worden wären. Das war aber nicht der Fall. Man ließ in Befolgung der Lockworte „Freiheit", „Gleichheit", „Brüderlichkeit" nicht nur die alten Quecken, das alte einheimische Unkraut liegen, sondern man lockte damit auch noch allerlei fremdes wucherisches Unkraut heran. Ja, dieses letztere machte sich auf dem frisch gepflügten, für jegliches Gewächs „gleichberechtigten" Boden dermaßen breit, daß sogar das einheimische Unkraut, geschweige denn die edlen Kulturpflanzen, soweit sie nicht völlig ausgerodet worden waren und sich aus den etwa noch vorhandenen Wurzelstöcken wieder empor wagten, immer mehr erstickt wurden.

Man sieht: auch in dieser Beziehung hat die laute Proklamation der „Freiheit", „Gleichheit", „Brüderlichkeit" gerade das Gegenteil von dem bewirkt, was der im Rausche etwa noch sich regende dunkle Drang zum Guten, Wahren und Schönen damit ursprünglich gemeint und gewollt hatte. Jenes Bild von der „Tiefkultur" ist also nur teilweise zutreffend, jedenfalls nicht so, wie gewisse, sich neunmal weise Dünkende annehmen. Aus solchen halben oder nicht zu Ende gedachten Wahrheiten ist aber die ganze heutige Politik „demokratischer" Orientierung

zusammengesetzt. Man kann sich also vorstellen, wie schädlich diese Politik wirken muß; denn die Massen, denen man solche „Wahrheiten" vorsetzt, denken sie noch viel weniger zu Ende, als ihre Urheber.

Es könnte auch hier wieder die Frage aufgeworfen werden, warum nicht nur die betörten Massen, sondern auch gewisse Führer derselben, denen man bessere Einsicht recht wohl zutrauen könnte, an den revolutionären Dogmen trotz aller Widerlegungen durch die Praxis so hartnäckig festhalten. Das hat jedenfalls seine besonderen Gründe, und wenn einmal unbefangene geschichtliche Forschung die ganze Wahrheit über Ursache und Zweck jener großen sozialen und politischen Bewegung zutage gefördert hat, dann stellt sich vielleicht über jeden Zweifel heraus, daß sie nur eine Stromschnelle im Flusse jener nur zu bekannten Entwicklung gewesen ist, die eine gewisse Presse auch heute noch immer „Fortschritt" nennt und die im Grunde nichts anderes als eine schleichende Eroberung der europäischen Rasse und Kultur durch eine fremde Unkultur ist[1]).

Diese fremde schleichende Eroberung und die dazu gehörige wirtschaftliche, zuletzt auch geistige und politische Versklavung der werteschaffenden Rassen und Völker hat bekanntlich ihren Unheilsweg von Tyros und Sidon über Karthago, die Nordküste von Afrika, Spanien, Holland, London, Paris, Washington usw. genommen und durch den jetzigen Weltkrieg wieder einmal versucht, ihr letztes Ziel: die unbestrittene, endgültige Weltherrschaft zu erreichen. Wie im Altertum ihre damaligen Vertreter, die Karthager, während des zweiten punischen Krieges mit Geld, List und Gewalt die ganze damals geldpolitisch erschlossene Welt gegen den römischen „Militarismus" aufboten, so tun das die heutigen Vertreter mit denselben Mitteln gegen den preußisch-deutschen Militarismus. Es ist die alte Geschichte, nur in neuzeitlicher Aufmachung und sehr viel größerem Maßstabe, weil die geldpolitisch erschlossene Welt und ihre Machtmittel jetzt viel größer sind. Der einzige wesentliche Unterschied ist wohl nur der, daß es innerhalb des römischen Volkes damals wohl niemanden gegeben hat, der den Karthagern Hilfsdienste leistete und ihnen heimlich den Sieg wünschte. Zweierlei Weltanschauungen scheint es eben damals weder bei den Römern noch bei den Karthagern gegeben zu haben, wenn auch nach den punischen Kriegen die ursprünglich heldische und arisch-kulturelle Weltanschauung der alten Römer immer mehr durch die händlerische der Karthager verseucht wurde. Das „divide et impera" und alles, was dazu gehört, wie namentlich die Erregung revolutionärer Bewegungen in feindlichen Ländern haben die Römer sicherlich erst von den Karthagern gelernt. Es ist ferner im Grunde nur „tyrische List" und „punische Treue", die jetzt in England und Anglo-Amerika eine so herrliche Auferstehung erlebt haben und deren Teufelsfratze durch einen heuchlerisch moralisierenden Zug jüdischen Pharisäertums

[1]) Vergl. „Schleichwege alljüdischer Machtpolitik". Mai-, Juni- und Juliheft 1918.

noch um einen Grad häßlicher, widerwärtiger, verabscheuungswürdiger geworden ist.

Für diese unheilige Dreieinigkeit von tyrischer List, punischer Treue und jüdischem Pharisäertum mußte jenes Wahngebilde von der Vereinigungsmöglichkeit so unvereinbarer Dinge, wie Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, ein willkommenes Trugmittel sein. Man könnte darum versucht sein zu glauben, die fremden schleichenden Eroberer hätten es den aufständischen Massen suggeriert. Es ist jedoch auch möglich, daß die Massen selbst im Rausche des Aufstandes gegen ihre wirklichen oder vermeintlichen Unterdrücker auf solche Wahngebilde kommen. Daß aber der Glaube daran trotz aller Widerlegungen durch die Lebenspraxis auch heute noch so hartnäckig festgehalten wird, daran scheinen, wie gesagt, jene fremden schleichenden Eroberer nicht unbeteiligt zu sein. Sie sind ja auch die einzigen, denen die großen modernen Revolutionen, die französische sowohl wie die ihr vorausgegangene englische, wirklich genützt haben. Sie wurden dadurch erst „frei" und „gleichberechtigt", was bei der Art, wie sie ihre Rechte geltend zu machen gewohnt sind, schließlich auf Bevorrechtung hinauslaufen mußte. An die Stelle der durch die Revolution gestürzten Machthaber traten darum immer mehr sie selbst, während die Völker durch die von ihren neuen Machthabern angestifteten Kriege einen noch viel größeren Gut- und Blutzoll zahlen mußten, als es jemals unter den früheren Machthabern, auch da, wo diese ihre Macht mißbrauchten, geschehen ist. Also selbst wenn man annimmt, daß die Völker unter den frühern Machthabern auch nur stets bedrückt und niemals beschützt worden wären, was bekanntlich nicht wahr ist, so haben die Völker, namentlich das französische Volk, durch die Revolutionen doch nur ihre Ausbeuter und Zwingherren gewechselt. Höchstens die Art der Versklavung und Ausbeutung ist eine andere geworden. Unter der heuchlerischen Flagge der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit ist in die Menschheit eine noch viel größere Unfreiheit, Ungleichheit, Unbrüderlichkeit in bezug auf die Völker sowohl wie ihre sozialen Schichten hineingefahren. Also außenpolitisch sowohl wie innenpolitisch haben sich die Zustände nur noch verschlechtert. Die politischen sowohl wie die militärischen Machtmittel sind gemeiner, niederträchtiger, unritterlicher geworden, als es vor der englischen und französischen Revolution der Fall gewesen ist, obwohl auch damals schon der Einfluß der fremden Eroberer in Politik und Kriegführung zu verspüren gewesen war. Die Karthager hatten eben ihre Praktiken auf die Römer, und diese hatten sie auf einen Teil ihrer germanischen Nachfolger in der Herrschaft übertragen. Jedoch, so arg, wie es in dieser Beziehung *nach* den genannten Revolutionen geworden ist, war es *vor* denselben nicht gewesen. Lug und Trug, Verleumdung und Hinterlist haben gegen früher gewaltig zugenommen.

Soll das nun immer so weitergehen? Soll niemals und nirgends das Heldische über das Händlerische oder sonstwie geil Entartete restlos siegen

und stets das Gemeine, Niederträchtige, auch wenn es mit den Waffen niedergeworfen ist, zuletzt sich wieder einschleichen? Diese Aussicht wäre geradezu entsetzlich, und da bekanntlich dieselben schleichenden Eroberer auch unser Volk mit dem „Segen" der Revolution, der weitgehenden Demokratisierung und Parlamentarisierung „beglücken" wollen, so wird es die höchste, allerhöchste Zeit, das Natur- und Vernunftwidrige solcher Forderungen von einem Standpunkte aus zu beleuchten, der für jeden halbwegs rechtschaffen Denkenden auch nicht den geringsten Zweifel mehr übrig läßt. Vielleicht wird es dadurch ermöglicht, daß endlich einmal ein Meer von Blut und Tränen nicht umsonst geflossen, daß endlich einmal das Gute, Edle, Schöne, Erhabene über das Gemeine, Niederträchtige, Häßliche endgültig oder doch für eine längere Dauer als bisher Sieger bleibt.

Dieser Standpunkt kann nur derjenige sein, von dem eingangs die Rede war. Es soll also jetzt einmal versucht werden, die neuerdings auch auf dem Gebiete der *organischen* Naturwissenschaften gemachten Fortschritte auf die Politik und Religion anzuwenden. Die Zeit dafür ist, wie gesagt, reif, überreif. Wie immer, wenn menschliche Über- oder Falschkultur sich festgefahren hat, muß auf die Natur selbst, ihre Geschichte und ihre darin sich offenbarenden ewigen Gesetze zurückgegangen werden. Nur dadurch ist der Einklang, die Fühlung mit der Ewigkeit, die menschliche Wahngebilde um so mehr verlieren können, je mehr sie sich zu Sitten und Gesetzen verdichten, endlich wieder zu erlangen. Von diesem Standpunkt aus wird sich auch ergeben, daß es im Menschenleben, falls man nur das *Wesentliche* festhält und alles mehr oder weniger *Zufällige* beiseite läßt, nicht anders als im Naturleben ist und *sein kann*. Es ist eben ein und dasselbe „Leben", auch wenn die Art und Stufenfolge seiner Äußerung, Offenbarung noch so verschieden ist.

Wie in der Natur zwischen den verschiedenen Arten von Pflanzen und Tieren, so besteht auch zwischen den verschiedenen Arten von Menschen und menschlichen Gesellschaften ein mehr oder weniger erbitterter Kampf um Dasein und Macht. Bei den Tieren und Pflanzen handelt es sich dabei gewöhnlich nur um das nackte Leben, beim Menschen und namentlich beim höhern Kulturmenschen auch um höheres, besseres, edleres, schöneres Leben; es fragt sich dabei nur, was dieser oder jener Einzelne, diese oder jene Gruppe, Gesellschaftsschicht, dieses oder jenes Volk, dieser oder jener Völkerverband, diese oder jene Rasse darunter versteht. Aber auch die bisher höchst erreichte Stufe der Kultur, gleichviel ob man sich darunter mehr die gesetzliche und sittliche Ordnung, oder mehr die Herrschaft über die Natur, ihre Stoffe und Kräfte vorstellt, ist nichts anderes als eine besondere, höhere oder niedere, edlere oder gemeinere Form dieses Kampfes um Dasein und Macht. Den Inbegriff der dahin weisenden Ziele, der dahin führenden Wege und das *Gesamtwerturteil* darüber nennt man *Weltanschauungen* und *Lebensauffassungen*, die, wie

im vorigen Hefte gezeigt, außerordentlich verschieden, geradezu diametral entgegengesetzt sein können. Ihr besonderer Charakter richtet sich nach der körperlichen und geistig-sittlichen Eigenart der Menschen, die sie theoretisch aufgestellt haben und praktisch betätigen; aber selbst wenn man von allen leiblichen Besonderheiten (Haut-, Haar-, Augenfarbe, Körperform, Wuchs usw.) absieht, so bleiben dabei immer noch zwei große Hauptgruppen: schöpferische und erhalterische auf der einen Seite, ausbeuterische und verheererische auf der anderen. Dabei gilt von unserem Standpunkte aus als die gemeinste, häßlichste, widerwärtigste Art der Ausbeutung die des Menschen durch den Menschen, oder gar des höheren Menschen durch den niederen. Das letztere hält man nicht gut für möglich; es kommt aber doch vor und zwar sogar, ohne daß es der höhere Mensch auch nur ahnt. Gegen die rohe Kraft und Gewalt hat der höhere schöpferische Mensch infolge seiner besseren Beherrschung der Naturkräfte gewöhnlich Mittel und Wege genug; nicht immer aber gegen Lug und Trug, Täuschung und Arglist. Er unterschätzt diese Mittel gewöhnlich und kämpft darum gegen sie nicht mit demselben Aufwand seiner reichen Geisteskräfte, wie gegen andere Mittel zum Mißbrauch der Macht und Herrschaft. Doch darüber später. Betrachten wir zunächst die beiden Hauptgruppen etwas näher.

Nach Art und Grad ihrer Sonderung voneinander bestehen innerhalb der einen wie der anderen Hauptgruppe bedeutende Unterschiede, die bezw. deren Träger auf der einen Seite als Gute, Bessere, Beste, auf der anderen als Schlimme, Schlimmere und Schlimmste bezeichnet werden können. Außerdem gibt es noch mannigfache Zwischen- und Übergangsstufen bezw. -formen, die weder so recht zu der einen noch so recht zu der anderen Hauptgruppe zu zählen, also weder gut noch böse sind. Die reinsten und stärksten Ausprägungen beider Gruppen jedoch sind sehr leicht auseinander zu halten, denn sie sind in den meisten Charakterzügen völlig entgegengesetzt geartet.

Es würde zu weit vom eigentlichen Gegenstand abführen, wenn ich bis auf den Ursprung dieser beiden Hauptgruppen zurückgehen wollte. Ich habe darüber im Junihefte 1916 Seite 114—19 einige Andeutungen gemacht. Nur soviel sei hier bemerkt, daß auf der Stufe der Jäger, Fischer und Nährpflanzensucher die beiden Gruppen sich noch nicht von einander geschieden hatten. Es mag wohl vorgekommen sein, daß auch schon auf dieser Stufe ein Stamm mit dem andern um den für alle zu eng gewordenen Boden und Nahrungsspielraum kämpfen mußte; aber es handelte sich dann entweder um Verdrängung, oder vollständige Vernichtung. An Versklavung oder sonstiger Ausbeutung des Besiegten hatte der Mensch auf dieser Entwicklungsstufe noch kein Interesse. Die Sklaven wären ja nur unnütze Esser mehr gewesen, hätten jedenfalls den Nahrungsspielraum nicht erweitern können. Erst als Ackerbau und Handwerk sich über eine gewisse sehr primitive Stufe hinaus entwickelt hatten, konnte der Mensch

gewisse lästige, wenig Freude machende, rein mechanische Arbeiten durch Sklaven verrichten lassen und sich so das Leben leichter machen, ohne daß sich der Nahrungsspielraum für beide Gruppen verminderte. Es gab wohl damals schon für die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen ziemlich verschiedene Formen, die von der rohesten zuchthausartigen Zwangsarbeit bis zum nahezu freiwilligen Lieferungsvertrag gegangen sein können, also sich schon dem gleichberechtigten Zusammenleben (der Symbiose) mehr oder weniger annäherten. Man lieferte z. B. auf der einen Seite mechanische Arbeit oder deren Erzeugnisse, auf der andern Führung, Schutz, Belehrung usw., kurz Güter, die der mechanischen Arbeitsleistung als mindestens gleichwertig auch auf seiten der Arbeitenden angesehen werden konnten. In dieser Form kann also von einer Ausbeutung kaum noch gesprochen werden. Andere Formen der Versklavung dagegen mögen sehr hart, ja grausam gewesen sein, so daß also wohl schon auf dieser Stufe von einer schroffen Scheidung der Menschen in jene zwei Hauptgruppen die Rede sein kann.

Der Mensch stand also wohl schon auf dieser Stufe nicht mehr, wie das Tier, jenseits von „Gut und Böse"; er hatte wohl schon damals „von den Früchten des Baumes der Erkenntnis gegessen". Wie sich die Scheidung der beiden Gruppen dann immer schroffer, vollständiger vollzogen hat, wird vielleicht immer ein Geheimnis bleiben. Tatsache ist aber, daß sie schon seit Jahrtausenden besteht, und es ist ein gefährlicher Wahn, anzunehmen, daß es in dieser Beziehung jemals wesentlich anders werden könnte. Nach dem bisherigen Verlaufe der Entwicklung ist es sogar wahrscheinlich, daß sich der Gegensatz eher noch verschärfen als mildern wird; denn nichts spricht vorläufig dafür, daß die geborenen und gewerbsmäßigen Verbrecher — nicht die Gelegenheits- und Notverbrecher — jemals verschwinden werden, so sehr auch die Formen des Verbrechens sich ändern können. Neben den Naturgesetzen werden also für die Kulturmenschheit stets menschliche (bürgerliche) Gesetze nötig sein, und es ist seitens der rechtlich leben Wollenden nur danach zu streben, daß bei den besseren Menschen immer mehr zur Gewohnheit, Sitte, zur freiwillig auferlegten Pflicht, zu einer Forderung des gesellschaftlichen Anstandes wird, was ursprünglich nur durch die härtesten, grausamsten Strafen erreichbar war. Bedingung für jeden wirklichen Fortschritt in dieser Richtung ist aber, daß die menschlichen Sitten und Gesetze mit den Naturgesetzen in Einklang bleiben, daß sie sich nicht über diese hinwegsetzen oder ihnen gar widersprechen. Sonst würde die Natur selbst sozusagen das Richteramt übernehmen und sich furchtbar an ihren Beleidigern rächen.

Noch gefährlicher für die bessere Menschheit ist der Wahn, daß es unverbesserliche Verbrecher überhaupt nicht gäbe und daß die geborenen und gewerbsmäßigen Verbrecher — mögen sie nun zum Klein- oder Großgewerbe ihrer Art gehören, mögen es Einzelne, oder Gruppen, oder große

Teile ganzer Völker sein — mit den Sitten und Gesetzen der rechtlich leben wollenden Menschen jemals ausgesöhnt werden könnten. Das ist ganz ausgeschlossen, denn es widerspricht den natürlichen Entwicklungsgesetzen, wie sie für jede ausgesprochene Art, die gute wie die böse, gelten. Es liegt aber im Interesse der ausbeuterischen Arten, diesen frommen Versöhnungswahn zu begünstigen, ihm möglichst reichliche Nahrung zu geben, oder, falls das nicht vorteilhaft, sich selbst als die gute, schöpferische und erhalterische, die andere als die böse, ausbeuterische und zerstörerische hinzustellen.

Auch diesen „Dreh" hält vielleicht mancher gute Mensch nicht für möglich. Er wird aber doch angewandt, und es kommt sogar vor, daß gewisse gute, aber dumme Menschen auf ihn hineinfallen, namentlich wenn ihre Führer nichts tun, um diesen Versuch als raffinierten Gauner- und Gauklertrick zu entlarven. Darum ist Gleichgiltigkeit gegen das gewerbsmäßige Verbrechertum, oder gar Mitleid mit ihm auch ein Verbrechen, nämlich eine indirekte Schädigung des besseren und Förderung des schlechteren Teils der Menschheit. Es muß also Feindschaft, erbitterte, leidenschaftliche Feindschaft gegenüber dem schlechteren Teile der Menschen seitens des besseren nicht bloß gefühlt, sondern auch betätigt werden. Die Liebe zum Guten ist von dem Hasse des Bösen gar nicht zu trennen. Beide Seelenkräfte verhalten sich naturgesetzlich wie Pol und Gegenpol, positive und negative Kräftemittelpunkte. Eine Kraftansammlung in dem einen Punkte ruft von selbst die entgegengesetzte in dem anderen hervor. Dem Bösen nicht zu widerstreben, seine Bestrafung und Eindämmung allein Gott zu überlassen, läuft auf eine indirekte Förderung des Bösen hinaus. Ein solches Verhalten wird auch nur da beobachtet werden, wo die Vertreter des Guten ganz machtlos sind und alle Unbill über sich ergehen lassen müssen.

Darum muß gerade der schöpferische und erhalterische Teil der Menschheit den Willen zur Macht gegenüber der entgegengesetzten Gruppe nicht nur dulden, sondern sich ganz offen zu ihm bekennen. Auch die besten unter den guten Menschenarten können niemals und heutzutage weniger als jemals auf jene Machtmittel verzichten, die als „ultima ratio regis" allein den Zwang zum Guten da, wo er nötig ist, ausüben können. Würde die Macht der besseren Menschen in dieser Beziehung auch nur ein wenig nachlassen, so würde sofort, wie bei einer Druckverminderung in der Atmosphäre, der Gegendruck der schlechteren zunehmen, und zuletzt würden, wenn die besseren immer wieder feige nachgeben wollten, die schlechteren die Übermacht erhalten, ja sogar endgültig behaupten. Der fromme Glaube, daß eine außerhalb der Natur und des Menschenlebens stehende Allmacht schon allein, ohne das Zutun der Menschen, das Gute fördere und das Böse hindere, ist für alle geistig-sittlich Schwachen ein bequemes Lotterbett, mag aber für die

von Natur oder Schicksal stiefmütterlich Behandelten vielleicht eine Notwendigkeit sein, denn sie könnten ja sonst am Leben verzweifeln. Für die Starken und Weisen jedoch, oder gar für jene Stärksten der Starken und Weisesten der Weisen, die für das Schicksal großer und mächtiger Kulturvölker verantwortlich sind, für diese geziemt sich der Glaube an einen Gott, der das Böse bis zu einem gewissen Grade mit in den Schöpfer- und Erhalterwillen plangemäß aufgenommen hat, einen Gott, wie ihn der staatsmännische Dichter und Naturforscher Goethe in seinem „Faust" allerhöchst persönlich also sprechen läßt:

„Des Menschen Tätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb ich gern ihm als Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen."

Nicht anders ist es ja in der Natur selbst. Auch hier gibt es schöpferische und erhalterische Lebewesen auf der einen Seite, ausbeuterische und verheererische auf der andern. Von den Pflanzen gehören die meisten Arten zu den in irgendeiner Hinsicht, für irgendwelche Lebenszwecke schöpferischen. Nur gewisse Wucherkräuter, Schmarotzer- und Giftpflanzen sind zu der ausbeuterischen und verheererischen Gruppe zu rechnen. Von den Tieren sind nicht alle Raubtiere, namentlich nicht die größeren, edleren und selteneren Arten als verheererische anzusprechen. Sie dienen vielmehr dazu, die pflanzenfressenden Arten, auf die sie Jagd machen, zur reaktiven Tätigkeit anzuspornen und so auf der Höhe der Gesundheit, Kraft und Schönheit zu erhalten. Auch wäre ohne ihr Dasein nicht das Gleichgewicht zwischen Pflanzen und pflanzenfressenden Tieren, überhaupt die ganze Schöpfung nicht in ihrer Fülle und Mannigfaltigkeit zu erhalten[1]). Sie müssen also zweifellos der erhalterischen Gruppe zugezählt werden. Bei anderen Raubtieren, z. B. Wölfen, Füchsen, hängt es nur von der Zahl ab, ob sie im bestimmten Falle der erhalterischen oder verheererischen Hauptgruppe einzureihen sind. Dagegen können Ratten, Mäuse, Heuschrecken usw. wohl zweifellos der verheererischen Gruppe zugeteilt werden. Nur Ausbeuter sind natürlich die verschiedenen Schmarotzerarten, wie Vampire, Wanzen, Flöhe usw. Die ältere Auffassung hatte darum gar nicht so unrecht, wenn sie diese nur schmarotzerischen, nur ausbeuterischen Lebewesen als „Schöpfungen des Teufels" betrachtete, denn irgendein guter Zweck ist bei ihnen nicht zu erkennen.

[1]) Es ist bekannt, daß die Nachkommen eines einzigen, auf einem Schiffe mitgenommenen trächtigen Kaninchens sich in Australien, wo die Tiere ausgesetzt wurden, in kurzer Zeit, weil sie dort keine Feinde hatten, dermaßen vermehrten, daß sie die Fluren kahl fraßen und ein besonderer Berufsstand, die Kaninchenjäger, sich bilden mußte, um der Landplage einigermaßen Herr zu werden. Auch gilt den Jägern bei uns der Fuchs als „der beste Hasendoktor", weil er die kranken und schwachen Tiere leichter fängt, als die gesunden und starken. Was die Raubtiere in der Natur zu bedeuten haben, würde der Mensch zu seinem Schaden erst erfahren, wenn er sie in seiner Habgier vollständig ausrotten würde.

Es würde zu weit vom eigentlichen Gegenstande abführen, diese Betrachtung noch weiter auszudehnen. Für Botaniker und Zoologen von Fach wäre es jedoch eine dankbare Aufgabe, die Natur einmal von diesem Standpunkte aus anzusehen. Vielleicht käme dabei manches Interessante und bisher Ungeahnte an den Tag. Auch die Anwendung dieser Forschungsergebnisse auf das Menschenleben könnte sehr lehrreich sein, insbesondere der Kriegskunst und Politik mancherlei Anregungen geben. Die „Mimikry" z. B. hat man ja schon mit der feldgrauen Schutzfarbe von der Natur auf das Menschenleben angewandt.

Kehren wir nun zu unserem eigentlichen Gegenstande zurück. In bezug auf jene beiden Hauptgruppen im Menschenleben schrieb ich schon vor mehr als zwei Jahren unter der Überschrift: „Heldische und händlerische Staatskunst" (Mai- und Juniheft 1916) Seite 116: „Es ist erstaunlich, wie wenig sich die Welt hinsichtlich gewisser sehr wichtiger Dinge seit (mindestens) vier Jahrtausenden geändert hat. Der Kampf zwischen den verbrecherischen Händler- und Räuberbanden auf der einen Seite und den ordentlich lebenden Menschen auf der anderen Seite besteht im wesentlichen noch heute, hat nur im Laufe der Zeit andere Formen und Methoden angenommen. . . . Allerdings ist heutzutage das verbrecherische Kleingewerbe, der gemeine Raub, Diebstahl, Betrug usw. im Vergleich mit früheren Zeiten stark zurückgedrängt worden. Erheblich störend macht es sich jetzt nur noch in manchen Großstädten als „Apachentum" usw. bemerkbar. Dafür steht aber das sozusagen staatlich konzessionierte oder von Staats wegen ausgeübte Großgewerbe dieser Art gerade jetzt auf einer noch niemals erreichten Höhe der Entwicklung. Es vermag, wie der gegenwärtige Krieg gezeigt hat, ganze Staaten und Völker vollständig unter seinen Willen zu zwingen."

Das war schon damals nicht etwa eine leichtfertig hingeworfene Behauptung, sondern eine urkundlich beweisbare Tatsache. Inzwischen haben sich die Beweise dafür noch gehäuft. „Daily Chronicle" vom 9. Oktober 1916 schrieb: „Die arbeitenden Klassen Deutschlands werden auch in Zukunft — und zwar härter als zuvor — zu arbeiten haben, aber nicht mehr für deutsche Kapitalisten, sondern für fremde Regierungen." — 1917 schrieb das in den breiten Massen gelesene Wochenblatt „John Bull": „Milliarden von Mark müssen noch in Deutschland sein, die nur darauf warten, den Besiegten entrissen zu werden. Wir brauchen keine Angst zu haben, Deutschland wird zahlen können. Wir werden Deutschland sein Geld abpressen und so selber größer und fetter werden. Also los aufs Ziel mit erneuter Kraft! Gold winkt dem Sieger! Deutschland kann uns zahlen! Zwingen wir es dazu." — Bei einem Abendessen im Constitutional Club in London am 20. November 1917 sagte der englische Minister Carson in bezug auf den Handelskrieg: „Die Vereinigten Staaten und wir — um von Frankreich, Italien und den anderen Verbündeten ganz

zu schweigen — haben den Strick in der Hand, den wir Deutschland um den Hals legen können, und wir werden es auch tun.“ — In der Sitzung der Handelskammer von Manchester sagte im Juli 1918 der Vorsitzende Stocker: „Wir müssen darauf bestehen, daß den Mittelmächten beim Friedensschluß Bedingungen auferlegt werden, die sie nicht allein militärisch vernichten, sondern sie auch in ökonomischer Beziehung so vollständig verkrüppeln, daß sie sich in den nächsten 50 Jahren nicht wieder aufrichten können.“

Ich denke, diese aufs Geratewohl herangezogenen Beweisstücke, denen noch viele andere schlimmere hinzuzufügen wären, genügen. Deutlicher, schamloser, verbrecherischer kann man den Willen zur völligen Versklavung und allmählichen restlosen Vernichtung eines im höchsten Maße schöpferischen, auf allen Gebieten wahrer, echter Kultur hervorragenden, auf vielen Gebieten an der Spitze stehenden Volkes wahrlich nicht bekunden. Um nun auch einen Begriff zu haben, mit welchen Mitteln diese Großgewerbler des Verbrechertums ihre Zwecke zu erreichen gedenken, sei die angesehenste englische Fachzeitung „Engineer“ angeführt. Sie schrieb: „Ein Mittel gibt es wohl, durch das wir das Ziel, das wir uns vorgesetzt haben, erreichen können. Mitleidlos, grausam ist das Mittel freilich, doch hervorragend einfach. Wir meinen die wohlüberlegte, organisierte Zerstörung aller Gebäude, der gesamten maschinellen Ausstattung der deutschen Industrie, die auch die großen Eisen- und Stahlwerke Deutschlands treffen müßte. Die Besetzung deutschen Bodens müßte benutzt werden, um alle größeren Industrieanlagen innerhalb des besetzten Gebietes zu zerstören.“ — Das ist ein materielles Mittel. Führen wir noch ein geistiges an. „National Review“ schreibt in ihrer Juli-Nummer 1918: „Der Deutsche ist weder anständig noch menschlich. Er ist eine abstoßende Bestie. Er kann nicht einmal einen Vergleich mit dem Teufel geben. Wie kann es denn einen Vergleich mit dem Boche geben, der in mancher Hinsicht den Teufel in Schatten stellt?“

So sind die Ziele und so sind die Mittel, durch die ernsthaft zu nehmende (nicht etwa bedeutungslose) staatliche und gesellschaftliche Organe in England und Amerika ihre verbrecherischen Absichten verwirklichen wollen. Man wird hiernach wohl nicht einwenden können, daß ich im Vorausgegangenen zu viel behauptet habe, wenn ich sagte, daß es ein von staatswegen betriebenes verbrecherisches Großgewerbe geben kann und daß eine gewisse Sorte von Verbrechern an der Menschheit sich nicht scheuen, die Wahrheit auf den Kopf zu stellen, sich selbst als die Guten, Edlen, die anderen entgegengesetzt Gearteten als die Bösen, Niederträchtigen, Gemeinen auszugeben. Auch daß sie damit bei gewissen guten, aber dummen, urteilslosen Menschen im In- und Ausland manchmal Glück haben, wird man nicht leugnen können. Dies letztere ist wohl die traurigste, betrübendste Erfahrung, die der ehrliche Wahrheitsucher während dieses Krieges gemacht hat. Man möchte

an der Menschheit verzweifeln, wenn man so etwas erlebt, und muß doch schließlich einsehen, daß solche haarsträubenden Dinge notwendig waren, um die guten, edlen Menschenarten von ihrer in gewisser Hinsicht grenzenlosen Torheit zu heilen und ihre Geisteskräfte auch nach Richtungen zu entwickeln, die sie bisher erst wenig oder gar nicht kannten.

Vom eigentlichen Volke kann das nicht erwartet werden, wohl aber von den geistig-sittlich führenden Schichten und vor allem von der Regierung. Deren Pflicht ist es, die äußern und innern Feinde auch auf dem Schlachtfelde des Geistes niederzukämpfen. Daß die deutsche Reichsregierung namentlich unter Bethmann Hollweg nicht bloß vor dem Kriege, sondern sogar noch während desselben die Bedeutung dieses Schlachtfeldes nicht nur maßlos unterschätzte, sondern sich auch denkbar ungeschickt auf ihm benahm, ist geradezu unser Verhängnis geworden. Allein dadurch hat dieser an sich unvermeidliche Krieg, wie schon im vorigen Hefte gezeigt, so furchtbar lang und schwer werden können. Wir haben dadurch nicht bloß manche von Natur und Schicksal auf unsere Seite gehörende Macht auf die Seite des Feindes gedrängt, sondern uns auch den mächtigsten Bundesgenossen verscherzt, den ein schwer Ringender in unserem Falle haben und brauchen konnte, nämlich das Gewissen aller auch nur halbwegs guten, rechtschaffenen Menschen, deren es in der ganzen Welt doch eine recht große Zahl gibt und deren Einfluß — man mag dagegen sagen, was man will — doch immerhin recht erheblich ist. Auf der anderen Seite, der des klein- und großgewerblichen Verbrechertums, kannte man von jeher und kennt heute mehr als je diesen seinen gefährlichsten Feind, unterschätzt ihn nicht und sucht ihn darum mit allen nur denkbaren Mitteln für sich zu gewinnen. Daß die Verbrecher dabei ihrer selbst spotten, bekümmert sie gar nicht. Sie kennen die Torheit der Welt und geben sich in dieser Beziehung keinen Wahnideen, wie die andere Seite, hin. Gerade weil sie sich der anderen Seite, der besseren Menschheit gegenüber schuldig fühlen und immer fühlen werden, suchen sie das Gewissen der Welt durch heuchlerische Moralphrasen auf ihre Seite zu bringen.

Die deutsche Reichsregierung dagegen, die im Falle des gegenwärtigen Krieges wirkliche, wahrhaftige Vertreterin des Rechts und der Gerechtigkeit auf Erden, begann den Krieg mit — der Anerkennung eines angeblichen „Unrechts" an einem mit dem Feinde schon lange vor dem Kriege heimlich verschworenen Nachbarn! Man kann sich vorstellen, wie sehr unsere Regierung den Absichten des Feindes damit entgegenkam und wie ungeheuer sie ihm dadurch die schwere Arbeit, sich ins Recht und unsere Regierung ins Unrecht zu setzen, erleichterte! Eine so bodenlose Torheit an einer so hervorragenden Stelle ist zweifellos eine schwere Schuld, von der nicht abzuschätzen ist, welchen Mehraufwand von Gut und Blut sie dem deutschen Volke gekostet hat. Verbindet sie sich aber noch, wie im letzten Juliheft S. 126 gezeigt, mit einer fahrlässigen Unwissenheit, dann wird sie zum Verbrechen, das Sühne erheischt.

Eine Sühne dafür erscheint um so mehr am Platze, als bekanntlich Herr von Bethmann seine grenzenlose politische Torheit nicht nur drei lange Kriegsjahre mit sich fortschleppte, ohne das Bedürfnis zu fühlen, sich von der Bürde seiner dem Reiche doch sichtbar zum Unsegen gereichenden Amtsführung zu befreien, sondern an seiner Wahnidee auch dann noch festhielt, als jeder politisch halbwegs Zurechnungsfähige schon längst wußte, daß ein Verständigungsfrieden auch damals für uns nur um den Preis völliger, restloser Unterwerfung unter das britisch-amerikanische Joch zu haben gewesen wäre und nach der auf der anderen Seite geltenden Logik auch nur hätte zugestanden werden können. Jeder, der damals — es gilt natürlich auch noch für heute — fähig war, sich auf den Standpunkt des Feindes zu stellen — und das ist doch wohl die erste, absolut unerläßliche Eigenschaft eines Staatsmannes, ja auch nur eines halbwegs zurechnungsfähigen Politikers — mußte das wissen.

Unter solchen Umständen konnte die Verranntheit eines leitenden Staatsmannes in seine Wahnidee zum öffentlichen Skandal werden und ist es ja auch geworden, indem dadurch der Krieg immer wieder verlängert wurde. Die Bethmannsche Regierung hat aber nicht nur an ihrer Wahnidee krampfhaft festgehalten, sondern auch jeden Versuch, das Volk und die gebildeten Kreise auf den Boden der Wirklichkeit zu führen, mit allen ihr zu Gebote stehenden — manchmal recht unfeinen — Mitteln verhindert. So etwas erscheint nahezu unbegreiflich; denn man kann doch nicht annehmen, daß es die Absicht der Reichsregierung gewesen wäre, dem deutschen Volke zu schaden und den feindlichen Völkern zu nützen. Eher kann man schon an eine geheime, mit dem Feinde im Einklang befindliche Suggestion denken, welcher der international empfindende Herr von Bethmann während seiner Amtsführung ahnungslos unterworfen gewesen ist.

Unkenntnis der Gesetze schützt bekanntlich nicht vor Strafe. Das gilt auch hinsichtlich der Unkenntnis der Naturgesetze. Für die Bestrafung des Herrn von Bethmann kämen aber vielleicht schon ganz gewöhnliche bürgerliche Gesetze in Betracht, wenn die Sache einmal genauer untersucht würde. Zum mindesten sind ihm maßlose Selbstüberschätzung und fahrlässige Unwissenheit vorzuwerfen. Aufklärung über die Wirkung gewisser, für das politische Zusammenleben der Menschen geltender Naturgesetze, worunter auch die (im Dezemberheft 1915 und Januarheft 1916 erörterten) Gesetze der Massensuggestion zu verstehen sind, ist zum mindesten ebenso notwendig, wie die Veröffentlichung gewisser bürgerlicher Gesetze. Zu einer solchen Aufklärung oder auch nur Selbstunterrichtung schien aber die damalige Bethmann-Regierung in ihrer maßlosen Selbstüberschätzung nicht einmal den guten Willen zu haben. Das zeigt sich u. a. z. B. aus folgender von mir gemachter Erfahrung. Schon vor zwei Jahren schrieb ich in dem bereits erwähnten Juniheft 1916 auf Seite 123, am Schlusse einer längeren Auseinandersetzung:

„Es liegt nun ganz in der Hand unserer Regierung, unser Volk hinsichtlich der heldischen Staatskunst einerseits und der händlerischen bezw. räuberischen andererseits gründlich aufzuklären. Die unterscheidenden Merkmale sind einfach und auch von einfachen Menschen klar einzusehen, sobald man sie ihnen nur vor Augen bringt. Das ist hier geschehen und es wäre unserer Regierung ein leichtes, den hier entwickelten Gedanken die weiteste Verbreitung zu sichern."

Was ist aber damals, vor zwei Jahren, geschehen? Nicht einmal eine Empfangsbestätigung ist dem Verfasser nach Einsendung der in Rede stehenden und vieler anderer Hefte in die Hände gekommen. Auch jetzt noch scheint man an dieser Stelle sich nicht wesentlich anders zu verhalten. Vielleicht müssen erst noch viel bitterere Erfahrungen gemacht werden, ehe man hier die Wahngebilde fahren läßt und sich auf den Boden der Wirklichkeit stellt. Das Schlimme ist nur, daß nicht die an erster Stelle Verantwortlichen, sondern immer nur unser Land und Volk die Strafe dafür zu erleiden haben.

(Fortsetzung folgt.)

Caveant Consules — — —!

Adolf Harpf.

In meinen „Volks- und Zeittumsfragen: Der völkische Kampf" (Dresden 1905) schrieb ich ein volles Jahrzehnt vor dem Ausbruche des Weltkriegs: „Die geduldete Slawisierung greift im alternden deutschen Ostreiche bereits bedenklich an die Grundsäule der bisher noch immer einheitlichen Heeresorganisation, der einzigen noch übrig gebliebenen Stütze von einstiger Reichseinheit und Kraft." — — „Deutsche Zaghaftigkeit kann daran nichts ändern, das Kind muß endlich beim rechten Namen genannt werden, mag es auch noch so altmodisch geworden sein, im deutschen Südosten von Germanisation reden zu wollen, mag es immerhin das ganze große Lager der Slawen in hellen Aufruhr versetzen, — soll Österreich, das heute mehr noch als in Grillparzers Tagen[1]) nur mehr im Lager der einheitlichen, deutsch organisierten Armee steht, überhaupt als das bestehen bleiben, was es bislang war, nämlich ein deutsch geleitetes Ostreich. Soll sich dieses nicht in ein loses, innerlich von nationalen Feind-

---

[1]) Grillparzer richtete, als im Juni 1848 Österreich in Trümmer zu gehen schien „an den Feldmarschall Radetzky" den folgenden poetischen Ruf:

„Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer,
In deinem Lager ist Österreich,
Wir Andern sind einzelne Trümmer." (S. W. I, 181.)

schaften unter den einzelnen Bundesvölkern zerklüftetes Länderbündel auflösen, — so wird, — und zwar beizeiten, ehe es noch zu spät ist, die einzig vernünftige, die „organische Germanisation“ (Grillparzers S. W. I. S. XXIX, f.), und das ganz offen und keineswegs verschämt, wieder kommen müssen, weil es ohne sie einfach nicht mehr gehen wird.“ Und weiter heißt es ebenda in demselben Hauptstücke: „Soll in Österreich germanisiert werden?“ (S. 83): „Das Deutsche Reich müßte sich, wie zur Zeit der bewaffneten Abwehr des Hussitengreuels und dann wieder in der Schlacht am weißen Berge, womit den böhmischen Wirrnissen zur Wahrung ureigenster deutscher Sicherheit ein gewaltsames Ziel gesetzt werden mußte, auch im Falle slawischer Zersetzung der österreichischen Wehrmacht wieder erinnern, daß es nimmer angehen kann, sich mitten ins deutsche Fleisch den Slawenpfahl setzen zu lassen. Dann, aber auch erst dann, wenn einmal die österreichischen Länder im Wege der fortschreitenden Autonomisierungen und Slawisierungen aufhören würden, fortan der natürliche mitteleuropäische Bundesgenosse des Deutschen Reiches zu sein, müßte dieses im eigensten Lebensinteresse zum tätigen Einschreiten gegen die Verwirklichung der letzten slawischen Zukunftsziele kommen, die da von westlichen Slawenstaaten an der Donau und oberen Elbe träumen.“ —

Diese Ausführungen, — (und mein besagtes Buch wurde u. a. von Ernst Hasse in seiner „Deutschen Politik“ [IV, S. 56, 58] und in den damals von ihm geleiteten „Alld. Bl.“ zustimmend begrüßt), — richteten sich nun zwar einerseits sichtlich gegen die heißen Wünsche der radikalen Deutschen in Österreich nach einer alsbaldigen Wiedervereinigung der einstigen deutsch-österreichischen Reichsländer mit dem neuen Deutschen Reiche, aber sie waren doch andererseits und in erster Linie eingegeben von der Besorgnis um die Wahrung gesamtvölkischen Lebensbelanges sowohl des deutschen Volkes im Reiche wie in Deutsch-Österreich. Jene radikalen Wünsche waren ja auch in der Tat verfrüht, insolange noch keine ernstlichen Zweifel an der Bündnisfähigkeit und -wertigkeit des Donaustaates aufkommen konnten, insolange das Wort Bismarcks von dem österreichischen Kaiser, dem seine Völker folgen, wenn er zu Pferde steigt, noch uneingeschränkte Geltung zu haben schien. Wie steht die Sache aber jetzt? Steht Österreich heute noch wie zur Zeit des größten deutsch-österreichischen Dichters im Lager einer „einheitlichen, deutsch organisierten Armee?“

Wer die seit dem Ausbruche des Weltkrieges stetig und trotz aller Begnadigungen, Versöhnungs-, Beschwichtigungs- und Vertuschungsversuche fortgesetzt wachsenden Erscheinungen auflösender, heeresfeindlicher Bestrebungen aufmerksamen Blickes verfolgt hat, der muß diese Frage heute entschieden verneinen.

Vom ersten Mobilisierungstage an, da in Prag förmliche Revolten zur Verhinderung der Frontfahrt tschechischer Truppen stattfanden, wird von den Tschechen offener Hochverrat getrieben, der heute bis zum Kampfe

vieler Tausende österreichischer Slawen in den Schlachtreihen und an der Seite unserer Feinde geführt hat. Im Süden steht es in Krain, in den serbischen und italienischen Gebieten keineswegs besser. Vom Sarajewoer Morde des Thronfolgerpaares an, der den Weltkrieg ins Rollen brachte, ist auch hier eine ununterbrochene Kette hochverräterischer Wühlereien am Werke, welche heute die Aufrichtung eines selbständigen Südslawenstaates, die vom Siege der Entente vergebens erhofft wurde, auf dem Umwege über die Aufwiegelung der südslawischen Bevölkerungen betreiben. Polen, Ruthenen haben sich vom Beginne des Krieges an, da die österreichischen Truppen schon bei ihrer Auswaggonierung in Galizien, der Bukowina und den oberungarischen Karpathen verraten waren, als nicht minder unzuverlässig erwiesen. Wir erinnern, was die Polen betrifft, nur an den jüngst abgeführten Hochverratsprozeß der polnischen Legionäre und daß die ruthenische Bevölkerung unter der Führung ihrer griechischen Popen in ganz Ostgalizien mit wenigen Ausnahmen im Lager der russischen Invasion stand, ist eine feststehende kriegsgeschichtliche Tatsache.

Auf die Einzelheiten aller dieser betrüblichen Erscheinungen hier weiter einzugehen, wäre nutzlos. Solche sind nicht nur in der umfangreichen, von Beweisen strotzenden Denkschrift des deutsch-böhmischen Abg. Karl Wolf und Genossen enthalten und im österreichischen Reichsrate zur Sprache gekommen, sondern auch in den verschiedenen Hochverratsprozessen der Kriegszeit gerichtlich erhärtet worden. Doch ist es eine für gesamtdeutsche Zukunftsbelange entschieden unheilvolle Vogel-Strauß-Taktik, wenn im Deutschen Reiche aus ganz unzeitgemäßer Schonung für den Bundesgenossen oder gar aus falscher Scham vor dem feindlichen Auslande, dem alle diese Zustände der Donaumonarchie längst früher und besser bekannt waren und sind, als uns Deutschen selbst, wenn, sagen wir, über diese, den Erfolg der deutschen Blutopfer nachgerade gefährdenden Zersetzungserscheinungen noch immer der Mantel gefälligen Totschweigens gebreitet wird.

Die jüngste, lang vorbereitete Offensive, welche die Österreicher an ihrer italienischen Front ohne reichsdeutsche Mitwirkung ausführten und welche die Siege an der deutschen Westfront ergänzen und so zum Endsiege beitragen sollte, ist vollständig mißglückt. Offene Meutereien slawischer Truppenteile, welche von zurückgekehrten und wieder eingereihten Gefangenen aus Rußland, die bolschewikisch verseucht sind, angezettelt werden, greifen, wie jüngst in Judenburg, in Radkersburg und anderen Orten Österreich-Ungarns weit in das Inland hinter der Front zurück und an dieser selbst blühen Überläufertum und Verrat. Der Industriestaat Deutschland muß dem Agrarstaate Österreich mit Lebensmitteln zu Hilfe kommen, weil die fruchtbaren slawischen Reichsteile ihre Vorräte nicht hergeben, ja zu offenem Widerstande gegen behördliche Beschlagnahmen schreiten.

Der Engländer hatte vollkommen recht, der da jüngst gesagt hat, das Bündnis mit Österreich wird für das Deutsche Reich zu einer immer drückenderen Last!

Das muß aber entschieden nicht sein. Es muß und kann auch ebenso sicher wie rasch geändert werden, wenn nur das Deutsche Reich sich endlich im eigensten und im österreich-ungarischen Bundesinteresse zur ordnenden Einflußnahme entschließt, wozu jetzt, nach den erwähnten, die Bündniskraft schädigenden Zersetzungserscheinungen im Weltkriege allerdings der zwingendste Anlaß bereits vorliegt. Wurde im ukrainischen Friedensvertrage der Schutz deutscher Volksgenossen, mögen sie nun Reichsangehörige sein oder nicht, ausdrücklich und vertragsmäßig festgelegt, wie sollte vor allem eine gleichartige Bedingung gerade hinsichtlich der zwölf Millionen Donaudeutschen, die seit jeher einen zusammenhängenden Bestandteil des deutschen Volkskörpers und mit den Magyaren und Kroaten die einzig verläßlichen Stützen des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses bilden, noch immer nicht möglich sein?

Anläßlich der „Erweiterung und Vertiefung" dieses Bündnisses, welche bei der jüngsten Kaiserzusammenkunft im deutschen Hauptquartiere vereinbart wurde und die eben jetzt in die Wege geleitet werden soll, ergibt sich hierzu die einzig beste und erwünschteste Gelegenheit.

Wichtiger noch als die wirtschaftliche und handelspolitische Einigung, welche ja zur dauernden Sicherung des zukunftweisenden Ostweges allerdings auch erforderlich bleibt, ist jetzt vor allem anderen das politisch ordnende Eingreifen des Deutschen Reiches geworden, weil ja die politische Ordnung in Österreich immer den eigentlichen Grundpfeiler jeder Art von Bündnis überhaupt bilden wird und damit schließlich auch die Belange gesamtdeutschen Gedeihens aufs innigste verknüpft sind.

Mögen daher diejenigen, denen die Waltung der Geschicke des deutschen Volkes obliegt, ihrer gesamtvölkischen Pflicht eingedenk, rasch und durchgreifend ordnend in Österreich einwirken, denn es ist wahrhaftig die höchste Zeit dazu geworden — ne res populi detrimenti capiat!

Die Regierungsmittel bei der Kriegswirtschaft.

Heinrich v. d. Wickeran.

Ein Volk wie das deutsche kann durch drei große Mittel regiert werden: „Durch den Antrieb zur Pflicht, durch den Zwang und durch den Anreiz des Eigennutzes."

Um den Aushungerungskrieg zu bestehen, hat man Versuche mit allen dreien dieser Mittel gemacht und doch ist man sich wohl noch nicht klar geworden, wo in einem Wirtschaftskriege für die Wirksamkeit die Grenzen des einen Mittels gegeben sind und wo mit dem anderen eingesetzt werden muß. Gehen wir die Mittel einzeln durch.

1. Das Pflichtgefühl.

Das starke Verständnis des Deutschen für Pflichterfüllung ließ es als selbstverständlich erscheinen, daß in einem Kriege zunächst auch in wirtschaftlichen Fragen an den Opfersinn appelliert wurde. Beruht doch das System unseres Militarismus zum allergrößten Teil auf dem Pflichtbewußtsein. Man vergaß, daß auf militärischem Gebiete der preußische Staat unter der Leitung von klugen Königen dem deutschen Volke dieses militärische Pflichtbewußtsein nunmehr über zwei Jahrhunderte so anerzogen und eingeimpft hatte, daß es fast als eine Volkseigentümlichkeit Preußen-Deutschlands angesehen werden kann. Anders aber ist in Preußen in Wirtschaftsfragen regiert worden. Die Stein-Hardenbergsche Reform hatte grundsätzlich mit dem alten, öffentlich-rechtlichen System, welches im wesentlichen auf Pflicht und Zwang beruhte, gebrochen und den freien Erwerb meist als die Grundlage des Wirtschaftslebens hingestellt. Zum vollen Ausdruck ist die Proklamierung des Eigennutzes als des einzig wirtschaftlich fördernden Moments alsdann seit 1848 gekommen. Hat doch seit dieser Zeit unser Volk in wirtschaftlichen Dingen nur noch von Rechten, niemals aber von Pflichten sprechen hören. Auch im politischen Parteileben weiß man die Gefolgschaft, die der wirtschaftliche Eigennutz leistet, zu schätzen.

Man hätte daher, als man auch in wirtschaftlichen Fragen das Pflichtgefühl des Volkes anrief, sich von vornherein sagen müssen, daß man hiermit vom System abwich. Man hätte sich hierbei auch sagen müssen, daß man bei der Mehrheit derer, welche nach dem bisherigen System Einfluß gewonnen hatten, auf den stärksten Widerstand stoßen würde. Führte doch das neue System mit Folgerichtigkeit dahin, daß die wirtschaftlich Uneigennützigen zugunsten der Eigennützigen unterdrückt wurden, so daß also die Eigennützigsten, sofern sie nur klug waren, zur Herrschaft gelangen mußten. Man mußte daher auch auf Enttäuschungen gefaßt sein. Selbst wenn man aber aus praktischen und sittlichen Gründen mitten im Kriege im Kampfe mit dem bisher herrschenden Eigennutz unseren Wirtschaftsstaat aufbauen wollte, so hätte man doch erkennen müssen, daß hier nicht Grundzüge wiederkehren, die unseren Militarismus kennzeichnen. Ein solcher Grundzug ist die militärische Pflichterfüllung, welche in dem höchsten Opfer, der Hingabe des Lebens gipfelt. Ein reiches Maß sittlichen Wertes bezeugt hierbei der Mensch. Und doch wird er noch weit entfernt sein von dem Opfermut, der auf wirtschaftlichem Gebiet zum allgemeinen Besten das Vermögen hingibt und sich der Stütze des Lebens und des Schutzes vor Verarmung beraubt. Für den Mutigen ist eben der Tod kein Schrecknis, wohl aber für den Kulturmenschen ein dauerndes Entbehren der Kulturgüter. So waren die Grenzen der Pflichterfüllung im wirtschaftlichen Leben von vornherein gegeben.

Man werde sich deshalb darüber klar, daß wir Pflichtgefühl nur fordern können, wenn wir das ganze Volk dazu erziehen und wenn der

Staat in allen seinen Einrichtungen darauf sieht, daß nicht der zur Herrschaft gelange, welcher der wirtschaftlich Eigennützigste war. Steckt doch der gute Kern des von Ausländern so viel belächelten Rang-, Ordens- und Titelwesens darin, daß für die Stellung im Staat nicht die Fähigkeit Geld zu haben, Geld auszugeben, oder Geld zu zeigen, ausschlaggebend sein soll, sondern Verdienste um die Allgemeinheit. Daß in den letzten Jahrzehnten Rang, Orden und Titel immer mehr an Achtung einbüßten, war nicht ein Zeichen für die Verkehrtheit des früheren Systems, sondern für eine Entwürdigung desselben durch Verleihung von Auszeichnungen an Leute, die sich nur um sich selbst verdient gemacht hatten. So hätte man, wenn man den Kampf gegen den Eigennutz hätte aufnehmen wollen, zuerst in der Staatsrangordnung Wandel schaffen müssen, man hätte ferner im Parteiwesen wie in der Schule rücksichtslos zu neuen Methoden übergehen müssen.

Hätte man aber diesen Kampf aufgenommen, was leider niemals in irgend folgerichtiger Weise geschehen ist, so mußte man andererseits doch immer die Grenzen beachten, die dem Appell an das Pflichtgefühl im Wirtschaftsleben gesteckt sind. Der Kampf des Deutschtums mit den anderen Nationen erfordert, daß das gesamte Deutschland wirtschaftlich stark sei. Man mußte daher alles wirtschaftliche Streben, welches nach Betätigung suchte, unbedingt stärken und unterstützen. Man mußte sogar dort, wo wirtschaftliche Vorteile nur im Kampfe und auf Kosten anderer Menschen errungen werden konnten, nachsichtig sein, wenn dies im Gesamtinteresse des Staates lag.

Wenn man sich sagte, daß der Appell an das Pflichtgefühl nicht unsere alleinige Rüstung im Wirtschaftskampfe sei, dann durfte man auch die Enttäuschungen, die solcher Appell brachte, nicht in alle Welt hinaustragen. Man mußte mit Vorwürfen vorsichtig sein. Auch im militärischen Kriege kommt es vor, daß einzelne Truppenteile versagen. In solchen Fällen ist die erste Pflicht des Führers, zu prüfen, worin die Gründe gegeben waren. Denn nichts kann schädlicher wirken als eine Beschuldigung, die zu Unrecht erfolgt. Sie ertötet das Pflichtgefühl mit Sicherheit.

Wie hat man statt dessen im Wirtschaftskriege gehandelt? Jedesmal wenn die Regierung durch ungeschickte Maßnahmen eine Teuerung hervorrief, oder wenn tatsächlich eine Knappheit vorlag, hat man geduldet, daß alle diejenigen, welche irgendwie an den hohen Preisen beteiligt waren, von der Presse laut der Pflichtlosigkeit beschuldigt wurden. Ja, man gestattete es, daß dieser Vorwurf beim Vorliegen einzelner Fälle ausgedehnt wurde auf die ganzen Wirtschaftsgruppen, innerhalb deren so etwas vorgekommen war. Ob aber ein Verschulden vorlag, wurde oft nicht untersucht. Nachdem man so in rücksichtsloser und leichtfertiger Weise das Pflichtgefühl ertötet hatte, verlangt man noch, daß solche Wirtschaftsgruppen tapfer und pflichtbewußt kämpfen sollten.

Was hier gesündigt worden ist, kann in kurzer Zeit nicht wieder gut gemacht werden. Die Schuld liegt vor allen Dingen an der Presse, sie liegt aber auch bei der Regierung, welche die Presse gewähren ließ, ja welche sogar eigene Schuld auf andere abschob.

Das Ergebnis ist aber, daß der Appell an das Pflichtgefühl als Waffe im Wirtschaftskriege wohl kaum noch verwendet werden kann, höchstens noch dort, wo einmalige große Leistungen verlangt werden, und wenn der Mann, der sie verlangt, ein makelloser, unparteiischer Führer ist und eine Größe wie Hindenburg.

2. Der Zwang.

Nachdem das Pflichtgefühl versagt hatte, griff man zum Zwange. Der Zorn über die Enttäuschungen wirkte hier mit. Hinzu kam der Neid. Ist doch die Theorie einer ganzen Partei auf dem System des Zwanges und des Neides aufgebaut. Sie gründet sich darauf, daß jeder gleiche Rechte habe, der Schwache so viel wie der Starke, der Schlechte so viel wie der Gute. Darum muß, wer mehr hat, abgeben an den, der weniger hat. Tut er dieses nicht freiwillig, so wird er gezwungen. Der (auch im guten Sinne) Starke hat hier also alle Pflichten, der Schwache alle Rechte, solange bis beide gleich dastehen. Um aber das Recht des Schwachen zum Siege zu bringen, dazu dient vor allem die Anstachelung des Neides.

Dieses System der wirtschaftlichen Gleichheit, das die Sozialdemokratie schon stets auf ihre Fahnen geschrieben hatte, bekam im Kriege eine akute Bedeutung. Der diesem System zugrunde liegende richtige Gedanke, daß jeder, der für den Staat notwendig ist, sei er schwach oder stark, so viel haben müsse, daß er bestehen kann, gewann plötzlich Bedeutung. Bestand doch bei der allgemeinen Knappheit der Vorräte die Gefahr, daß dieses Mindestmaß gefährdet werde. Der Staat mußte daher eingreifen. Er mußte dem wirtschaftlich Starken nehmen und dem Schwachen geben. Der Staat mußte, soweit es sich um notwendiges handelte, gleichmäßig verteilen. Da das Pflichtgefühl, wie ausgeführt, versagt hatte, so schien der Zwang das gegebene Mittel und zwar, da man, wie schon erwähnt, im Zorn Gesetze machte wider die Pflichtsäumigen, so war es die Art des Zwanges, die jedem fühlbar werden mußte.

Man vergaß dabei, daß man Dämme und Deiche dort zieht, wo wilde, reißende Ströme aus dem bereits bestehenden Bette auszubrechen drohen, daß man aber nicht einzudämmen pflegt, wo noch gar keine Wassersnot besteht, wo es vielmehr gilt, stehende oder leise rieselnde Wassermengen nach bestimmten Zielen hinzuführen. So zog man Deich über Deich und versuchte auf diese Weise die trägen Wasser in Bewegung zu bringen. Eine unendliche Arbeit ward vertan, um schließlich in der Erfahrung zu enden, daß man doch nie genug Deiche ziehen konnte und das Wasser

immer wieder Lücken zum Versickern fand, und daß vor allen Dingen das Wasser nur sehr schwer in Bewegung zu setzen war.

So sah man sich auch hier auf vielen Gebieten einem Versagen gegenüber. Besonders dort, wo die Knappheit bereits eine recht große war. Auch dieses System hatte seine Grenzen erreicht, auch das Mittel des Zwanges war nicht der alleinige Retter in der Not.

3. Der Eigennutz.

So tönte immer lauter und lauter der Ruf: laßt den Eigennutz gewähren, schafft freie Bahn der Produktion und dem Handel und alles wird versorgt sein. Die Mißerfolge, die man mit einem Appell an das Pflichtgefühl und mit dem Zwange erlebt hatte, führten dazu, daß man ganz vergaß, wovon man bei der Kriegswirtschaft ausgegangen war. Es war die Gefahr, die das zügellose Walten des Eigennutzes heraufbeschworen hatte, die Gefahr, daß die ärmeren Schichten des Volkes verhungerten. Andererseits begingen diejenigen, die das Pflichtgefühl anriefen oder den Zwang anwandten, den Fehler, daß sie das Kind mit dem Bade ausschütteten. Sie versuchten noch immer den Eigennutz zu töten oder zu knebeln, statt ihn zu leiten und in geordneten Bahnen zu beherrschen. Man wollte nicht einsehen, daß es auf vielen Gebieten möglich ist, den Eigennutz zu den gewünschten Zielen hinzulocken. Zwischen dem Zwange und der zügellosen Freiheit des Eigennutzes ist es in vielen Fällen möglich, eine systematische Regelung zu finden, welche die Kräfte des Eigennutzes für die Gesamtheit nutzbar macht, ihre schädlichen Wirkungen aber aufhebt.

Die Erkenntnis, daß der Eigennutz des einen am Eigennutz der anderen sein Maß findet und so seine Einschränkung erfährt, förderte den Ausbau der in dem Vertrage gegebenen Rechtsform. Hierzu mußte es besonders im Kriege kommen; denn in Friedenszeiten fanden die gegenseitigen Interessen durch den freien Markt ihren Ausgleich. Dagegen führte im Kriege die Knappheit der Ware dazu, daß der Geber des notwendigen Gegenstandes in vielen Fällen mehr von seinem Vertragsgegner verlangen konnte, als dieser nach seiner Leistungsfähigkeit wiedergeben konnte. Man mußte sich deshalb sagen, daß man dem Empfänger der notwendigen Ware wieder etwas in die Hand geben mußte, was, ohne diesen übermäßig zu belasten, für den Geber der Ware doch wieder so viel wert war, wie diese. Man mußte also zweiseitige Verträge schaffen, bei denen auf jeder Seite eine notwendige Ware eingetauscht wurde. Schöpfte doch auch der Produzent der notwendigen Ware diese nicht aus der Luft. Auch er brauchte notwendig Produktionsmittel. Er war bei den Produktionsmitteln genau in derselben Lage wie der Konsument bei den Konsumtionsmitteln. Auch er erhielt entweder von der Ware zu wenig oder kaufte sie zu „Wucherpreisen". Eine Schwierigkeit bei diesen zweiseitigen Verträgen ergab sich nun dadurch, daß der Verbraucher die Produktionsmittel in der

Regel nicht in der Hand hatte. Es mußte daher eine Organisation geschaffen werden, welche sie ihm entweder selbst in die Hand gab, oder aber zu seinen Gunsten zweiseitige Verträge mit dem Produzenten abschloß. Erst dann versprach das System einen Erfolg.

Man hat dieses System das der Lieferungsverträge genannt. Es ist im großen Maße durchgeführt bei der Schweinemast und man hat praktische Erfahrungen gesammelt bei der Beschaffung von Milch, Butter und Eiern, alles Gegenstände, zu deren Erzeugung Futtermittel notwendig sind. Außerdem läßt sich das System in gleicher Weise durchführen bei der Lieferung von Bodenerzeugnissen, wenn sie ausgetauscht werden gegen die Lieferung von Düngemitteln. Auch auf anderen Gebieten wird in einzelnen Fällen dieses System Anwendung finden können.

Die wesentlichste Form des Lieferungsvertrages bleibt also der zweiseitige Vertrag. Im übrigen wird man denselben Zweck noch erreichen können, wenn man einfache Zusagen über die Lieferung von Produktionsmitteln für die besten Ablieferer von Produkten macht, d. i. eine Prämiierung der guten Leistungen, oder, wenn die Produktionsmittel im größeren Maße zur Verfügung stehen, die Verteilung nach Maßgabe der Ablieferung von Produkten vornimmt. In ähnlicher Weise kann man auch die Befreiung von verschiedenen Formen des Zwanges denjenigen zusagen, welche freiwillig besonders viel Produkte für die öffentliche Bewirtschaftung hergeben, z. B. eine Erleichterung der Viehabgabe zugunsten der besten Milchlieferer.

Leider wurden die Futtermittel, bei welchen man in der Hauptsache Erfahrungen auf diesem Gebiet sammelte, mit der Zeit so knapp, daß sie für eine Verteilung kaum mehr in Frage kamen. So war auch die Grenze des Lieferungsvertrages eng gesteckt. Man kam also wieder auf die Frage zurück, ob man nicht auf einigen Gebieten, wo keine allzu große Preissteigerung zu erwarten wäre, oder eine solche nicht besonders gemeinschädlich wirken würde, wieder zum freien Handel zurückkehren oder doch wenigstens durch höhere Preise den Eigennutz reizen könne. Es soll hier nicht im einzelnen untersucht werden, inwieweit diese Gebiete durch den Antrag Rösicke richtig bezeichnet sind. Mir erscheinen als die zunächst in Frage kommenden die Fischversorgung, der Verkehr mit Gemüse, Obst und Futtermitteln, vielleicht auch die Eierversorgung. Eingehend geprüft muß aber auch die Frage werden, ob nicht sogar die Kartoffel unter bestimmten Voraussetzungen ein geeignetes Objekt für den freien Handel bildet. Reicht doch der vorhandene Vorrat bei einigermaßen normaler Ernte unzweifelhaft aus, um den größtmöglichen Bedarf für den Verzehr von Menschen und Pferden sowie für Saatzwecke zu decken. Dem Zwange würde hier alsdann nur eine negative Aufgabe zufallen, nämlich die Verwendung für andere als die genannten Zwecke, in den nötigen Grenzen zu halten.

Ein freier Kartoffelhandel würde aber nicht nur unzweifelhaft zu einer Vermehrung des Kartoffelanbaues beitragen, — was selbst, wenn

es auf Kosten anderer Futterarten geschähe, nur zu begrüßen wäre, — sondern auch das Verderben größerer Warenmengen verhindern und wieder dazu führen, daß in der Hauptsache nur wirkliche Speisekartoffeln zum menschlichen Verzehr kämen.

Im Rahmen der vorstehenden Darstellung geht es nicht an, näher auf diese Frage einzugehen. Bei der Wichtigkeit aber, welche die Kartoffel als Grundlage unserer gesamten Ernährung hat, sollte hier auf sie besonders hingewiesen werden; denn gerade bei dieser Frucht verspricht eine Förderung der Produktion noch beträchtlichen Erfolg, so daß von hier aus eine wesentliche Besserung unserer gesamten Ernährungslage möglich erscheint.

Wir haben somit gesehen, daß allen Mitteln, welche geeignet erscheinen können, die Schäden der Warenknappheit zu beseitigen, enge Grenzen gesteckt sind, daß weder mit dem Appell an das Pflichtgefühl, noch mit dem Zwange, noch mit einer klugen Beeinflussung des eigennützigen Strebens ein voller Erfolg erreicht werden kann. Es bleibt die Frage, ob nicht doch die Knappheit selbst durch unmittelbare Förderung der Produktion noch erheblich verringert werden kann. Diese ist vielfach von vornherein als aussichtslos abgelehnt worden. Und doch: Wird die Förderung der Produktion mit derselben Energie in Angriff genommen wie z. B. die Munitionserzeugung, so kann hier noch viel geleistet werden, besonders durch Vermehrung der Düngemittelherstellung, durch den Bau von Trockenkartoffelfabriken und vor allen Dingen durch schnelle Kultivierung der Moore. Sind doch bei weiten Strecken Ödlandes die Vorarbeiten so weit gediehen, daß es nur noch einer einjährigen Arbeit bedarf, um einen vollen Ertrag für die Volksernährung sicherzustellen.

Das Nationalitätenprinzip, der Pannationalismus und das Rassenprinzip.

A. von Nordheim.

Vorbemerkung des Herausgebers: Nachstehender Beitrag bildet das vierte Kapitel eines bereits 1916 (in der Reichenbachschen Verlagsbuchhandlung, Leipzig) erschienenen Buches: **„Deutschland am Scheideweg!“**, Grundzüge der Politik. Der Verfasser, A. von Nordheim, stellt hier „Deutschland am Scheidewege“ vor die Fragen, ob es in Zukunft Volks„wirtschaft“ oder „Volks“wirtschaft, kapitalistische oder völkische Politik treiben, Handelswerte oder Menschenwerte höher achten, die englische Politik nachahmen oder seine eigene Politik zur Geltung bringen will. Es handelt sich also auch hier um den Kampf zweier Weltanschauungen. Wir weisen unsere Leser warm empfehlend auf das 113 Seiten gr. 8° starke, in seiner Art vortreffliche Buch hin und lassen es im übrigen durch die vorgelegte Probe für sich selbst sprechen.

Eine systematische Politik hätte außer dem wirtschaftlichen und völkischen Imperialismus auch den kulturellen Imperialismus in seinen verschiedenen Formen zu erörtern, so den religiösen Imperialismus (Missionen), so den

sprachlichen Imperialismus, wie er z. B. von England und Amerika in China durch Ausbau von Schulen in größtem Maßstab betrieben wird. Man kann auch von einem verfassungspolitischen Imperialismus reden. Er wird z. B. von den Weststaaten in dem jetzigen Kriege mit Nachdruck betont und richtet sich gegen die konstitutionelle Monarchie im Gegensatz zur parlamentarischen und unter Nichtbeachtung der russischen Verfassung. Andererseits ist der Fall vorgekommen und auch heute noch denkbar, daß eine konstitutionelle Richtung der Politik gegen parlamentarische bezw. republikanische Staaten aggressiv vorgeht, um der ewigen Unsicherheit ihrer Politik, die bei zunehmender Demokratisierung und Volkszersetzung zu einer beständigen Gefahr werden kann, ein Ende zu machen.

Viel wichtiger als diese Probleme ist für unsere Zeit das Nationalitätenproblem. Dasselbe kann zwar gleichfalls imperialistische Formen annehmen, steht aber in der Hauptsache dem Imperialismus als ein Programm der politischen Bescheidenheit gegenüber, ja es bildet bisweilen den stärksten Gegensatz zu einer großzügigen völkischen Politik und wird gerade von den kleineren Volksgemeinschaften, zu denen ich neben Rumänien, Iren, Tschechen, Serben usw. auch die Italiener und Franzosen rechne, am intensivsten vertreten. Auf den ersten Blick ist das Ideal des Nationalstaates ungemein bestechend und muß für ein Menschenmaterial, wie die modernen Demokraten und die aus der politischen Agitation hervorgegangenen Minister parlamentarischer Staaten, das gewohnt ist, in verbalistischen Formeln sich zu verlieren, geradezu als der Weisheit letzter Schluß angebetet werden. Es hat nur den einen Fehler, daß es mit einem Begriff operiert, der sehr unbestimmt und vielseitig ist. Gewiß ist die nationale Abgeschlossenheit für manche Völkerschaften ein politisch richtiges Ideal, ebenso gewiß aber auch für andere ein falsches und gefährliches, in andern Fällen ein verschwommenes. Da erhebt sich z. B. die Frage, wie es mit Gebieten zu halten ist, die von einer gemischten Bevölkerung bewohnt sind, wie mit solchen, die aus altbestehender Überlieferung oder aus militärischen Rücksichten auf die Landesgrenzen einem nationalfremden Staatswesen angegliedert sind. So könnte z. B. jetzt die Orientierung der griechischen Politik nach den Forderungen des Nationalitätenprinzips für das Land zu einer Katastrophe führen, die italienischen Ansprüche auf den Hafen Triest und Umgebung müssen Italien in einen ewigen und politisch unnötigen Gegensatz bringen nicht nur zu Österreich-Ungarn, sondern auch zum Deutschen Reich, welche Staaten dagegen nie und nimmer auf den Verzicht auf ein solches Stück Adriaküste sich einlassen können. Es wird bei solchen Tendenzen bisweilen vergessen, daß auch das umgekehrte Prinzip eine gewisse Berechtigung hat, daß nämlich durch die historische und wirtschaftliche Gemeinschaft die Kultur, die Ideale, das Naturell der Nation oder der Teilnation mit gestaltet werden und demgemäß das historisch gegebene nicht selten das intensivere Band darstellt. Auch ist nicht zu übersehen, daß das Land und die Isolierung

im Laufe der Jahrhunderte tatsächlich besondere Nationen geschaffen hat, deren Sprachverwandtschaft noch auf die gemeinsame Abstammung hindeutet.

Eine besondere Bedeutung gewinnt in diesem Zusammenhang die Sprache, die dann auch bis zu gewissem Grade geistige und sittliche Momente mitbedingt. Die Demokratie, ihre parlamentarischen Führer und ihre Politik halten sich fast nur an die sprachlichen Unterschiede. Welche Schwierigkeiten bestehen aber hier? Fast jedes größere Volk enthält verschiedene Sprachen, so Frankreich, so Deutschland (hochdeutsch und niederdeutsch), so Italien, so Rußland usw. Oft ist es so, daß eine Sprache die herrschende wird, die nur in einem verhältnismäßig kleinen Teil der Volksgemeinschaft zu Hause ist. Selbst wesensfremde Sprachen werden verdrängt, auch entstehen doppelsprachige Gebiete. Es sind dies lauter Momente, die geeignet sind, innerpolitische wie außerpolitische Kämpfe und Unklarheiten zu bewirken.

Endlich ist darauf hinzuweisen, daß die Sprache und die Rasse ganz verschiedene Dinge sind, indem bald das eine, bald das andere ein größeres Gebiet umfaßt; dazu kann noch der besondere Fall der aufgepfropften Sprache hinzukommen. Gerade in Europa wird heute ein Sprachenfetischismus getrieben, der durchaus nicht in der Verschiedenheit der verschiedensprechenden Völkerschaften begründet ist. So kann man den variablen Begriff der Rassengemeinschaft schon recht eng fassen und doch noch behaupten, daß die süddeutsche und die französische Bevölkerung aufs nächste miteinander verwandt sind. Auch der Unterschied zwischen den einzelnen westslawischen Völkerschaften ist viel zu sehr in der Politik überschätzt worden. Aus der Ferne und vom weltpolitischen Standpunkt aus betrachtet schwinden diese Unterschiede zu geringfügigen Nuancen zusammen. Der Chinese und der Kenner von China wird die Unterschiede zwischen den westeuropäischen Kontinentalnationen als viel geringer empfinden als die zwischen Nord- und Südchinese und Mandschu. Der moderne Sprachenkampf, wie wir ihm in Österreich, aber auch in Rußland, in Belgien usw. begegnen, ist ein Ausdruck des modernen Individualismus und erst in diesem Umfange möglich geworden durch die modernen Parlamente. Man wird ihm gewiß seine Berechtigung zuerkennen müssen, und Verfasser ist der letzte, der diese Tendenzen verkennen würde, allein wir müssen uns auch davor hüten, seine politische, ich meine seine außenpolitische Seite zu überschätzen. Die Herrschaft eines mächtigen Volkes über fremdsprachige Volksteile bedeutet eine allmähliche sprachliche Assimilation der führenden Schichten, die nicht wesentlich verschieden ist von dem Vordringen des Oberdeutschen und der Zurückdrängung des Plattdeutschen auf die unteren Volkselemente. Die Vernichtung einer Rasse ist damit nicht gegeben, weil diese fremdsprachigen Elemente nicht als andere Rassen und lediglich als Lokalrassen, ähnlich wie bei den Haustieren, zu betrachten und in ganz analoger Weise auch innerhalb eines großen Volkes aufzufinden sind. Damit ist dann auch gesagt, daß eine Aufnahme flämischer und wallonischer,

auf der anderen Seite von slawischen Volkselementen kein Verbrechen an der deutschen Rasse und Nation ist, wie die Rassenromantiker und die demokratische Betrachtung es sich ausmalen mögen. Es ist weiter nichts wie die Ausdehnung der herrschenden Sprache und Kultur in den oberen Kreisen der Grenzkolonien, von wo aus dann der Assimilationsprozeß im Laufe der Jahrhunderte in die Tiefe geht, nicht aber indem er die fremde Sprache verdrängt, sondern als Lokalsprache neben der herrschenden genau so bestehen läßt, wie in den deutschen Landschaften den Dialekt neben der Schul- und Schriftsprache. Eine Verdrängung dieser „Dialekte" aus der Schrift und Schule ist aber keinesfalls notwendig. Je größer die Volksgemeinschaften werden, je mannigfaltiger die Dialekte und Kulturgemeinschaften der einzelnen Landschaften sich voneinander abheben, um so mehr müssen wir uns einem Zustand der Doppelsprachigkeit nähern, der für die Kultur und Gesittung nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Grundbedingung für eine gedeihliche Entwicklung ist nur, daß die Stammesmischung durch Erziehung zur Bodenständigkeit in gewissen Grenzen gehalten wird. Die innerparlamentarischen Schwierigkeiten sind so groß nicht, wenn man nur die einzelnen Landschaften und Sprachengemeinschaften nicht durch die Majorisierung und die staatliche Reglementierung und Uniformierung der modernen, allzu zentralistischen Staatsmaschinerien unterdrückt, sondern, wenn man wie ich dies an anderer Stelle vorgeschlagen habe, diesen Volksteilen und Landschaften eine gewisse, namentlich auch in kulturellen Fragen zuständige Selbstverwaltung in ähnlicher Weise zuerkennt, wie sie heute innerhalb des Deutschen Reiches den einzelnen Bundesstaaten zukommt.

Aufs innigste mit dem Nationalitätenprinzip zusammen hängt der Pannationalismus, wie wir ihn im Panslawismus, im Pangermanismus, im Panmongolismus vor uns sehen. Wie im Nationalitätenprinzip, so sind auch hier Verschwommenheiten und Unklarheiten Tür und Tor geöffnet. Auch wird er in ähnlicher Weise oft rein formell-verbalistisch betont, andererseits enthält der Pannationalismus auch ein gut Stück völkischen und wirtschaftlichen Imperialismus, ja er kann dazu verwendet werden, solche Tendenzen zu verbrämen. Der Panslawismus, der uns den Weltkrieg beschert oder ihn wenigstens mitverschuldet hat, war ein Luftgebäude, ähnlich wie es die russische Politik auch auf anderen Gebieten errichtet hat: ein ideenhaftes Hinwegsetzen über die realen Faktoren der Kultur, der Geschichte, der Religion, der Volkswirtschaft, ein Verkennen der großen völkischen Verschiedenheiten zwischen den Westslawen und Ostslawen, ein Verkennen der Balkanverhältnisse und erst recht der Völkermischung in der Donaumonarchie. Von einzelnen propagiert, wurde er von der russischen Politik wohl mehr aus militärischen Gründen (Dardanellenfrage) aufgegriffen. Der Weltkrieg dürfte diesem Durcheinander von politischen Ideen wohl für immer ein Ende gemacht haben, während der wirtschaftlich und

völkisch stark durchsetzte Panmongolismus die Macht Rußlands in Asien dereinst einmal weit zurückdrängen dürfte.

Anders liegen die Verhältnisse mit dem Pangermanismus. Auch hier hatten wir ein utopisches Monstrum, an das leider auch unsere offizielle Politik zum Teil geglaubt hat: die Interessengemeinschaft aller Germanen einschließlich Englands und Nordamerikas. Es war derselbe Irrtum, auf den oben bei Erörterung des Nationalismus hingewiesen worden ist; man übersah, daß die Nationen nicht nur durch die Abstammung, sondern auch durch das Land geschaffen werden. Es gibt aber einen engeren Pangermanismus und dieser hat in gewissen Grenzen seine Berechtigung. Nachdem durch den Weltkrieg nun Österreich und das Deutsche Reich zu einem größeren Deutschland für alle Zeiten zusammengeschmiedet sind und wohl auch die in der Oberschicht ausschließlich deutschen russischen Ostseeprovinzen angegliedert werden dürften, bietet das neue Weltreich jetzt erst recht die Bedingungen, die eine gegenseitige Annäherung der Großdeutschen und der kleinen germanischen Nachbarländer, der Schweiz, Hollands, und der skandinavischen Länder allmählich in die Wege leiten müssen, zumal hier die Stammes- und Sprachenverwandtschaft, ja selbst die Kulturgemeinschaft recht eng zu nennen ist. Einer Landkartenpolitik soll damit keineswegs das Wort geredet werden. Die politische Selbständigkeit dieser Staaten, die bald 20 Millionen deutscher Brüder umfassen, braucht damit nicht im geringsten angetastet zu werden, die innigere Anlehnung an ein Großdeutschland ist von selbst ja gegeben. Da das Verhältnis zwischen Österreich und dem Deutschen Reich wohl nicht über den Rahmen eines Staatenbundes hinausgehen wird, so könnte vielleicht auch in ferner Zeit einmal das gegenseitige Bedürfnis Befriedigung finden, in einem germanischen Staatenbund alle diese kleineren Staaten mit Großdeutschland zu vereinigen. Notwendig ist aber diese Entwicklung nicht; sie ist sogar für Holland mit seinen militärisch exponierten Plantagenkolonien nicht unbedenklich. Was wir in beiderseitigem Interesse erstreben müssen, ist einmal eine gemeinsame Vertretung unserer volkswirtschaftlichen Interessen, womit aber keineswegs ein gänzliches Fallen der Zollschranken gegeben sein muß und darf. Sodann kommt es an auf eine militärische Verständigung derart, wie sie jetzt schon zum Teil verwirklicht ist, daß nämlich diese kleinen Staaten ihre Rüstungen für alle Fälle bereit halten, die Einfalltore und Meerengen stark befestigen und Grenzbefestigungen anlegen, um eine wirksame bewaffnete Neutralität aufrecht erhalten zu können. Unser militärisches Interesse ist durchaus nicht auf eine militärische Einheit gerichtet, wir sind ebensogut und besser daran, wenn diese kleinen Staaten als ein bewaffnet-neutraler Gürtel unsere Grenzflächen verringern helfen. So ist die Schweiz für uns eine große Naturfestung; durch Holland und Dänemark wird unsere Seegrenze wesentlich verringert; Norwegen-Schweden (womöglich dereinst mit Einschluß Finnlands) bildet einen natürlichen Wall im Norden, um das

Slawentum vom Westen abzuhalten und die nördliche Meerespforte zu verschließen. Damit wäre das Germanentum in Mitteleuropa vom Nordmeer bis zum Mittelmeer kulturell, wirtschaftlich und militärisch zusammengefügt, ohne daß dem echt germanischen Geist der Separation Abbruch getan zu werden brauchte.

In ähnlicher Weise werden sich auf dem Balkan die Interessen entgegenkommen. Das völkisch isolierte Rumänien wird nur durch Aufnahme in den großdeutschen Staatenbund sich behaupten und nach der einen oder anderen Richtung rein rumänische Gebiete angliedern können. Zugleich ist auch der Anschluß des Balkanzentrums, Bulgarien, das natürlich gegebene und so deutscher Energie und Kultur der Weg nach Südosten geöffnet bis in die asiatische Türkei, natürlich unter Wahrung der nationalen und politischen Selbständigkeit dieser Staaten innerhalb des großen Staatenbundes. Die südliche Meerespforte gegen Rußland bliebe dann in unsern Händen. Wir hätten also eine zentraleuropäische Wirtschafts- und Militärgemeinschaft unter deutscher Führung, deren militärische Macht schon in der Geschlossenheit der Landmassen begründet liegt und die im Gegensatz zu England auch imstande ist, sich einen tropischen Kolonialbesitz in Nordostafrika auf dem Landwege, d. h. ohne große maritime Entfernungen anzugliedern[1]).

Schließlich müssen wir hier noch auf die Notwendigkeit hinweisen, daß gleich uns unsere germanischen Nachbarstaaten germanisch-völkische Einwanderer- und Auswandererpolitik betreiben, womit dann natürlich das kulturelle Band mit Großdeutschland noch enger befestigt würde. Eine solche Politik einer gegenseitigen völkischen Annäherung zwischen den germanischen Neutralstaaten und Großdeutschland liegt im Lebensinteresse beider Teile, indem der völkische und weltpolitische Rückhalt der Deutschen verstärkt und zugleich auch die völkische und damit die kulturelle und politische Zersetzung dieser Kleinstaaten, die bei dem einen und andern schon in beträchtlichem Umfange eingesetzt hat, mit Erfolg bekämpft werden kann.

Einzugehen ist noch auf das wirkliche Rassenmoment in der Politik. Nicht soll hier die Rede sein von rassenhygienischen Bestrebungen, die in anderem Zusammenhang behandelt worden sind. Abgesehen von diesen und abgesehen von dem politisch-sprachlichen Pseudobegriff hat das Wort Rasse im rein biologischen Sinne zwei Hauptbedeutungen, indem es entweder die Unterschiede der großen anthropologisch nachweisbaren Menschenrassen betont, oder indem es sich bezieht auf die größeren und kleineren Unterrassen innerhalb dieser großen Gruppen. Zunächst soll von den letzteren die Rede sein; sie decken sich weder mit den Nationen noch mit den Sprachen,

[1]) Diese vor dem Krieg geschriebenen Worte mögen in ihrer ursprünglichen Form stehen bleiben. Die Verhältnisse werden auch durch die feindliche Stellungnahme Rumäniens nicht wesentlich umgestaltet, wohl aber vereinfacht werden können.

sie zeigen auch innerhalb einer Bevölkerung keine einheitliche Struktur, indem sie bald einen Mischtypus darstellen, bald in einzelne Lokaltypen gespalten sind. Wie die Haustierrassen — soweit nicht Züchtungsprodukte der Neuzeit vorliegen — im Laufe der Jahrtausende und Jahrhunderte für die einzelnen Länder und Landschaften besonderen Typus angenommen haben, so schafft sich auch vermöge der Isolierung jedes Land und jede abgeschlossene Landschaft allmählich einen Rassentypus, selbst bei noch historisch nachweisbarer gemeinsamer Abstammung. Die dadurch innerhalb einer Nation möglichen Rassenunterschiede sind oft nicht kleiner als die Unterschiede zwischen den nationalen Typen selbst. Bedenkt man noch, daß die Sprache und die mit ihr gegebenen Kulturinhalte nicht Rassenmerkmale sind, so erscheint jede speziell rassenmäßig orientierte Politik zwischen nahe verwandten Rassen und Nationen nur in engen, den jeweiligen Umständen Rechnung tragenden Grenzen berechtigt. Im besonderen wird sie sich zu richten haben nach dem Grad der Differenzierung und z. B. Semiten und Araber gegenüber ganz andere Bedeutung besitzen als gegenüber Franzosen oder Slawen. Eine graduelle Abschätzung dieser Unterschiede für die Maßnahmen der Politik erscheint dann überflüssig, wenn man im eigenen Lande rassenhygienische Maßnahmen und rassenhygienische Sitten und Gesinnung genügend betont und zugleich die Wirtschaftspolitik mit den Nachbarstaaten in der Richtung größerer Bodenständigkeit in Angriff nimmt. Die entfernteren Lokalrassen sind dann eben zugleich auch die mehr differenzierten, welche Tatsache auch durch die Landesgrenzen in der Hauptsache nicht umgestoßen wird.

Die nahe Rassenverwandtschaft der Nachbarnationen ist nun auch ein Hauptgrund dafür, daß wir eine Rassenpolitik im Sinne rassenromantischer Schwärmer ablehnen müssen, die über dem Begriff einer größeren Rassengemeinschaft wie der deutschen die inneren Unterschiede ebenso übersehen, wie die rassischen Beziehungen zu den Nachbarvölkern. Die Einheit, die gegebene Größe, mit der unsere Politik und auch eine völkisch orientierte Politik zu rechnen hat, ist nicht die deutsche Rasse, sondern die deutsche Nation, d. i. ein historisches Produkt, das zwar auf rassischen, das aber auch auf historischen, kulturellen und sprachlichen, sowie geographischen Momenten sich aufgebaut hat. An dieser Tatsache müssen alle Ideale eines rassedeutschen Weltherrschafts-Chauvinismus ebenso zum Scheitern kommen, wie alle jene Tendenzen, die aus rassischen Gründen, zum Teil auch verbunden mit parlamentarischen Gründen, der deutschen Nation die völkische Ausdehnung an den Grenzen nach Westen und Osten untersagen wollen. Dieser parlamentarische Grund nationaler Begnügsamkeit ist Angstmeierei, Unterbindung des Lebensprinzips jedes gesunden Volkes, und zugleich ein die biologischen und historischen Tatsachen verkennender schulmeisterlicher Doktrinarismus; die Tendenzen eines deutschen Chauvinismus dagegen bedeuten ein utopisches Hinwegsetzen über alle realen und natü-

lichen Bedingungen, ein Schwimmen in uferlosen Ideen, die aber darum so gefährlich sind, weil unser Zeitalter, vielleicht unter Mitwirkung einer verbalistisch-wirklichkeitsfernen Schulbildung, so sehr zu solchen Überspanntheiten geneigt ist.

Wieder eine andere Bedeutung hat die Rassenpolitik, die auf eine Interessengemeinschaft der weißen Rasse abzielt und praktischen Wert heute nur besitzt im Gegensatz zur mongolischen Rasse.

Die entscheidende Frage ist hier die, ob die Idee einer europäischen Staatensolidarität in den Tatsachen ihre Berechtigung findet oder ob sie lediglich als das Produkt von Theorie und Verbrämung andersartiger Interessen in der Luft schwebt. Man wird angesichts der heutigen politischen Verhältnisse das letztere annehmen müssen. Man wird auch die kulturellen Gefahren solange außer Betracht lassen können, als unsere europäisch-christliche Kultur nicht innerhalb ihres eigenen Gebietes in Gefahr ist. Lediglich der ins Extrem fortgeführten Idee der Einheit der Kultur halber ein Aufkommen der Asiaten unterbinden zu wollen, erscheint vom geschichtsphilosophischen Standpunkt aus unzweckmäßig, und ein Dualismus der Kultursphären auf der Erdoberfläche für die Menschheitsentwicklung ungeheuer wertvoll. Zudem scheitert das Ideal einer Weltherrschaft der Europäer an den Tatsachen der Biologie und des Völkerlebens: Die Herrschaft über die Erde kann weder durch eine Rasse noch durch eine Nation ausschließlich errungen werden. Die Harmonie der Welt kann sich lediglich aufbauen auf einer Staaten- und Nationengemeinschaft; selbst dann, wenn der hypothetische Fall etwa Wirklichkeit geworden wäre, daß alle Bewohner der Erde von einem Volke ihre Abstammung herleiten könnten, würde die nationale und biologische Differenzierung die alten Verhältnisse bald wieder herstellen. Einem Volke aber, wie dem deutschen, das so leicht dazu neigt, für Ideale ins Feuer zu gehen, kann in dieser Frage nicht genug eingeschärft werden, wie leicht es einer interessierten Nation möglich ist, wirtschaftsimperialistische Interessen und deren Sicherstellung durch das Ideal der weißen Rasse und der christlichen Kultur zu verbrämen[1]).

Von Siegfried bis Hindenburg.

Heinrich Walter.

An der deutschen Siegfriedfront brandet das Meer der weißen und farbigen Völkerscharen, brandet und zerschellt, wie die Wogen der See in wütendem, unaufhörlichem und doch nutzlosem Beginnen. Siegfriedstellung

[1]) Es ist überhaupt für einen Philosophen eine dankenswerte Arbeit, das vielgestaltige Problem der Verbrämung einer Erörterung zu unterziehen. Ist diese Neigung schon allgemein in der Natur des Menschen begründet, so wird heute bewußt oder aus Nachahmung nicht mehr wie alles verbrämt. Diese Verhüllung des Reinwirklichen in Kunst

heißt die starke, unerschütterliche Front der deutschen Heere im Westen, Hindenburgstellung heißen sie die Feinde. Siegfried oder Hindenburg, gleichviel. Was wir alle fühlten in der Stunde von Tannenberg, und was uns zur unumstößlichen Gewißheit geworden ist in all den Jahren des Krieges, in dieser zwiefachen Benennung eines und desselben deutschen Schutzwalles findet es seinen bezeichnenden Ausdruck: Dem deutschen Volk ist mit Hindenburg ein neuer Siegfried erstanden. Siegfried und Hindenburg. Beider Namen sagen dem deutschen Volke, sagen der Welt dasselbe, beide sind ein Begriff. Und dabei ist der Ton auf das Wörtchen „ein" gleicherweise zu legen wie auf das andere Wort „Begriff". Sie beide sind eins, sind die kraftvolle Persönlichkeit, sind der Held schlechthin und werden damit zum Begriff, zum Inbegriff alles Heldischen, zur Verkörperung des Höchsten und Edelsten im deutschen Volke.

Wenn wir heute mit dem deutschen Kaiser von einem Kampfe zweier Weltanschauungen sprechen, der germanisch-deutschen und der angelsächsischen, dann ließe sich erste wohl auch gleichsetzen einer Weltanschauung im Geiste Siegfrieds und Hindenburgs, das heißt, es wäre der Kampf der heldischen Weltanschauung mit der händlerischen im Dienste des Angelsachsentums, des Mammonismus. In diesem Geiste, und nur in ihm, ist das deutsche Volk groß und zu dem geworden, das jetzt für seine Weltanschauung einer Welt von Feinden gegenüber obgesiegt hat. Nur die Siegfried-Persönlichkeiten hat die germanisch-deutsche Sage und Geschichte als Führergestalten der Vergessenheit entrissen, bewußt oder unbewußt, weil das deutsche Volk in seinem innersten deutschen Herzen von jeher fühlte, daß nur jene Männer wahrhaft der deutschen Sache dienten, die für diese Sache um ihrer selbst willen eintraten. Der Geist dieser Männer von Siegfried bis Hindenburg ist der rechte Geist, in dem jetzt und in Zukunft jeder einzelne Deutsche groß werden muß, soll sich nicht, was ihr mit Waffengewalt nicht gelungen ist, die händlerische Weltanschauung der Angelsachsen hinterrücks einschleichen und zur Herrin der germanisch-deutschen Welt werden. Von Jugend an muß der Siegfried-Hindenburg-Geist im deutschen Kindergemüt gepflegt

---

und Rede, in Romantik und Sophistik, in Ideen und „Weltanschauungen" zerlegt geradezu das Leben und auch das der Völker in zwei Welten, in denen Raum und Zeit oder das Wort in Rede und Druck und Gedanken die Kategorien sind. Wir erleben gerade jetzt die Tragödie, wie die Völker des Westens, einschließlich der Führer, von dieser Scheinwelt in ihren hypnotischen Bann gezwungen sind, unter Nachhilfe allerdings der leitenden Personen. Aber auch für diese Zehnverbandsarbeit — ein eigennütziges System ungeheuerlichen Rechtsmißbrauchs — für ihre nicht ihrer Aufgabe gewachsenen Vollstrecker und ihre Hintermänner wird es ein tragisches Erwachen geben voll Beschämung und Verantwortung, nachdem in Überspannung eines zu billigenden Prinzips solchen Völkern das heiligste, ihr Volksbewußtsein, entstellt, die besten Elemente von der Vertretung ihrer Meinung abgeschreckt und die eigenen Führer und Parlamente durch die Rückwirkung solcher Methode geblendet worden sind. Auch für diese Verbrämung wird der Weltkrieg eine Götterdämmerung bedeuten und die Völker werden sich auch hier Garantien schaffen müssen, sowohl für den Fall eines Krieges, als auch für den Frieden selbst.

werden, in dem er von Geburt an schläft und nur geweckt zu werden braucht. Schon in der ersten Schulzeit muß die deutsche Sage und die deutsche Geschichte im engen Anschluß an das deutsche Märchen der Kinderstube im Vordergrunde des Lehrplans stehen, denn die Sagen und Märchen keines anderen Volkes, in welchem Gewande sie auch einhergehen mögen, sind so berufen und so geeignet, die ethischen Grundlagen zur Erziehung der deutschen Jugend abzugeben, wie eben die deutschen Sagen und Märchen, was keineswegs ausschließt, daß eine gewisse Spruchweisheit, die sich als eiserner Bestand der sittlichen Erziehung des deutschen Volkes bewährt hat, auch fernerhin schon dem Kinde gelehrt wird. Der Kampf des Schwertes, den heute der deutsche Mann führt, wäre aber unnütz und dadurch ein Verbrechen gewesen, wenn weiter wie bisher in das deutsche Kindergemüt die Wurzeln einer Geschichtsüberlieferung versenkt werden sollten, deren heutige Triebe in engster Wesensverwandtschaft mit der angelsächsischen Weltanschauung stehen, statt der germanisch-deutschen, in höchstem Grade zum Siegfried-Hindenburg-Geist erziehenden deutschen Sagen- und Märchenwelt in den Herzen der deutschen Jungen und Mädchen von vornherein den ihr gebührenden unbedingten Vorrang zu sichern.

Siegfried und Hindenburg sind zwar Begriffe von idealer Größe, zugleich aber doch nur Einzelpersönlichkeiten. Das Ziel des deutschen Volkes jedoch muß in gleicher Linie über Siegfried und Hindenburg hinausführen, dorthin, wo das deutsche Volk in seiner Gesamtheit diesen überragenden Einzelpersönlichkeiten gleichgesetzt werden kann. Dazu genügt es aber nicht, wenn an der von Hindenburg so fest gefügten Siegfriedstellung in dieser Zeit die Feindesheere als Träger der angelsächsischen Weltanschauung immer und immer wieder zerschellen und zurückfluten, wenn wir mit den blanken Waffen nach außen hin die in den weißen und farbigen Heeresmassen der Westmächte verkörperte angelsächsische Weltanschauung abwehren, und, äußerlich, schließlich überwinden. Wir werden trotz alledem erst dann wahrhaft Sieger sein, wenn wir auch innerlich restlos mit der angelsächsischen Weltanschauung fertig werden, wenn wir ihren Einfluß auf die Erziehung unserer Jugend und auf die Betätigung der Erwachsenen im Staats- und Privatleben, wo immer er, sei es auch noch so verhüllt, zur Geltung kommt, überwinden und für alle Zeiten ausschalten. Das ganze Volk der Deutschen muß in innerer Verwandtschaft zu seinem Siegfried und Hindenburg stehen, und zu jenen wenigen im gleichen Geiste hervorragenden Männern, die einander vom Anfang bis zum Heute deutscher Sage und Geschichte, von Siegfried bis Hindenburg über Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg die Hände reichen. Jeder einzelne Deutsche muß erfüllt werden von lebendigem Siegfried-Hindenburg-Geiste, damit dereinst eine gerade Linie von Siegfried über Hindenburg zur Gesamtheit des deutschen Volkes führt.

Indogermanen und Deutsche.

Karl Felix Wolff.

(Fortsetzung.)

9. Die Nachbarn der Indogermanen.

Es ist im dritten Abschnitte bereits bemerkt worden, daß Finnen und Iberer seit ältester Zeit die Nachbarn der Indogermanen waren. Das sind aber nur sprachwissenschaftliche Begriffe; es gilt nun auch für Finnen und Iberer nach den entsprechenden vorgeschichtlichen Kulturkreisen und nach der rassenhaften Grundlage zu suchen.

Einst hielt man es für ausgemacht, daß die Finnen Mongolen seien; seitdem aber Virchow nachgewiesen hat, daß unter den Finnen wohl kurzköpfige, aber blonde und blauäugige Menschen vorherrschen, die man mit Pommern oder Norwegern verwechseln könnte, während mongolische Typen fast gänzlich fehlen, — und seitdem Kossinna gezeigt hat, daß die arktische Kultur nur eine Fortbildung der Ancyluskultur ist, die wiederum auf das westeuropäische Magdalénien zurückgeht, seitdem müssen wir in den Finnen Ureuropäer erblicken. Den bahnbrechenden Forschungen Kossinnas folgend, halte ich somit die Urfinnen für eindeutig mit den Trägern der Ancyluskultur. All das, was ich weiter oben über das Verhältnis der Ancylusleute zu den Muschelhaufen-Leuten gesagt habe, betrifft also das Verhältnis der Urfinnen zu den Urindogermanen. Die engen sprachlichen Beziehungen zwischen beiden Gruppen können nicht wundernehmen, wenn man bedenkt, daß Finnen und Indogermanen in Nordeuropa durch eine zehntausendjährige Nachbarschaft verbunden sind. Aber auch ein durch das Blut bedingter Gegensatz besteht nicht, denn unter den Indogermanisch redenden Skandinaviern gibt es Millionen Menschen, die — wenn man von der Sprache absieht — ebensogut Durchschnittsfinnen sein könnten. Umgekehrt findet man den skandinavischen Durchschnittstypus unter den Finnen auch vertreten — allerdings bedeutend seltener. Der ganze anthropologische Unterschied zwischen dem echten Skandinavier und dem echten Finnen beschränkt sich nämlich darauf, daß der Skandinavier mehr zur Langköpfigkeit, der Finne mehr zur Kurzköpfigkeit neigt; mittelgroß bis groß, blond, blauäugig und schmalnasig sind sie beide.

Stützt man sich nun auf meine Psychologie der Lang- und Kurzköpfe, so wird man den im Geistesleben der Skandinavier und Finnen hervortretenden Unterschied, der sogleich erörtert werden soll, ohne weiteres begreiflich finden. Die Finnen spiegeln sowohl in der Sprache, als auch in der Kultur den älteren Zustand wider: am Hergebrachten zähe festhaltend, wie alle Kurzköpfe, haben sie erst spät — unter dem wachsenden Einflusse der Skandinavier — ihre Sprache zu einer flektierenden umgestaltet und die germanische Kultur angenommen. Es herrscht eine überraschende Ähnlich-

keit zwischen den Finnen und den Gebirgsbewohnern Oberdeutschlands; aber auch die Küstenbewohner Norwegens gehören dazu; in allen drei Gruppen überwiegt der blonde Kurzkopf und überall treffen wir dieselbe seelische Veranlagung: das konservative, jeder Neuerung abholde Wesen, einen gewissen Hang zur Abschließung und Eigenbrödelei und einen oft ganz unverhohlenen Widerwillen gegen den stürmischen Sinn der norddeutschen und schwedischen Langköpfe. Und wie, nach der Völkerwanderung, die Germanisierung der alpenländischen Kurzköpfe zur hochdeutschen Lautverschiebung führte, so — sage ich — hat einst die Indogermanisierung der skandinavischen, insbesondere der norwegischen, Kurzköpfe bei Beginn der Metallzeit die germanische Lautverschiebung zur Folge gehabt. Die Vorfahren der heutigen Finnen aber wurden weder von der Indogermanisierung, noch von der Germanisierung betroffen, weil sie geographisch abseits lagen; die Finnen sind ein Randvolk und so haben sie noch manches bewahrt, was an vorindogermanische Zustände in Nordeuropa erinnert, — vor allem ihre merkwürdige Sprache. Aber stammesfremd sind sie uns ebensowenig wie die Norweger und die Alpendeutschen, denn zum Blondstamme — wie zu jedem Stamme der Menschheit — gehören Langköpfe und Kurzköpfe.

Merkwürdig bleibt es aber doch, daß sich in Dänemark und Schweden eine so ausgesprochene Langköpfigkeit bis zum heutigen Tage erhalten hat, obwohl ungezählte Scharen von Langköpfen aus jenen Ländern ausgewandert sind. Nicht weniger seltsam will es scheinen, daß die aus den Ancylusleuten hervorgegangenen Finnen und Norweger beharrlich zur Kurzköpfigkeit neigen, obwohl sie doch ursprünglich demselben Stamm entsprossen sind wie die Muschelhaufenleute und obwohl sie seit der Muschelhaufenzeit gewiß viele blonde Langköpfe unter sich aufgenommen haben, was besonders für die Norweger gelten muß, weil sie doch indogermanisiert worden sind. Allein auch diese beiden sonderbar anmutenden Erscheinungen lassen sich erklären.

Vor allem ist zu bedenken, daß es zwei verschiedene Arten von Ausbreitung für eine Menschengruppe gibt. Entweder die Ausbreitung erfolgt ohne Anstoß von außen, ohne Zwang und Not und ohne Eile, dann betrifft sie Lang- und Kurzköpfe in gleicher Weise; solch eine Ausbreitung ist dann nichts weiter als ein allmähliches Anwachsen. Das war aber in der Yoldia- und Ancyluszeit der Fall: die Magdalénien- und Azilienleute drangen von ihren Hauptsitzen in Frankreich aus nach und nach durch Nordwest-Deutschland in die Ostseeländer vor und hier erwuchs aus diesen Einwanderern die Ancylus-Bevölkerung, in der die Kurzköpfe fast ebenso stark vertreten waren wie in dem Stammvolke Frankreichs.

Ganz anders war der Vorgang bei der Übertragung des Campignyien nach Skandinavien. Der Auszug der nordfranzösischen Campignyienleute, die in Skandinavien als ältere Muschelhaufenleute auftreten, erfolgte unter

dem Druck des Afrikanereinfalls und war nichts weniger als ein allmähliches Anwachsen; es war eine Abwanderung des unternehmenderen Bevölkerungsteiles nach langen unglücklichen Kriegen; dieser unternehmendere Bevölkerungsteil aber bestand aus einer Auslese der langköpfigen Elemente.

Daraus geht hervor, daß die Muschelhaufenleute von Anbeginn langköpfiger gewesen sein müssen als die Ancylusleute. Dazu kommt dann noch ein anderer wichtiger Umstand: die Ancylusleute waren Jäger, die Muschelhaufenleute waren Ackerbauer; mag ihr Ackerbau immerhin einfachster Art gewesen sein, so muß doch auch für ihn das Gesetz gegolten haben, daß eine vom Ackerbau lebende Bevölkerung in Kürze viel zahlreicher wird, als eine von der Jagd lebende. Der Ackerbauer braucht weniger Land, er leidet seltener durch Nahrungsmangel und hat eine geringere Kindersterblichkeit, wahrscheinlich auch eine höhere Geburtenziffer, weil das Leben in einem sicheren Heim dem Weibe zuträglicher ist[1]).

Mochte es auch nur eine kleine, etwa 100 Köpfe zählende Sippe von Campignyienleuten sein, die irgendwo im Süden Dänemarks um 9000 vor Chr. seßhaft wurde, so konnte sie sich doch, weil sie zusammenhielt,

---

[1]) Emil Schmidt schrieb im „Archiv für Anthropologie" (1895, 23. Bd., S. 30): „Eine natürlich sehr vage Berechnung hat ergeben, daß ein ausschließlich von der Jagd lebender Stamm für die Ernährung jedes einzelnen seiner Mitglieder ein Areal von 50 000 Acres Land erfordert." — Ein Acre hat etwas über 4000 Geviertmeter, d. h. die Bevölkerungsdichte beträgt einen Kopf auf 200 Geviertkilometer. Das Deutsche Reich mit seinen 542 000 Gev.-Kil. könnte also nur einer Jägerbevölkerung von 2710 Köpfen Raum bieten. Sibirien mit seinen $12\frac{1}{2}$ Millionen Gev.-Kil. hat nur 618 000 nichtrussische (also ureinheimische, nicht ackerbautreibende) Bewohner, d. h. 1 Kopf auf etwa 20 Gev.-Kil.; dabei muß man aber bedenken, daß rund 500 000 dieser Ureinwohner fleißige Viehzüchter sind; die eigentliche Jägerbevölkerung des ungeheuren Landes ist also tatsächlich kaum bemerkbar. — Die Ancylusleute kannten bereits das schachbrettförmige Zeichen der Erde („Mannus", VI. Bd., 4. Heft, S. 363), d. h. ihre Frauen betrieben Hackbau auf rechteckigen Beeten, außerdem wurde die Fischerei ausgeübt. Wir werden daher kaum weit fehlgehen, wenn wir annehmen, daß die Ernährung der Ancylusbevölkerung zur Hälfte durch die Fischerei, zu einem Viertel durch den Gartenbau und zu einem weiteren Viertel durch die Jagd gedeckt wurde. Nach obiger Formel betrug also die Bevölkerungsdichte vier Köpfe auf 200 Gev.-Kil. Die für uns in Betracht kommende Landfläche — Schleswig-Holstein und Dänemark nebst den benachbarten Gebieten, jedoch ohne Schonen — umfaßt etwa 60 000 Gev.-Kil.; sie hätte also in der Ancyluszeit $4 \times \frac{60\,000}{200} = 1200$ Bewohner gehabt. Ein stärkeres Anwachsen der Ancylusleute auf der betreffenden Landfläche war ausgeschlossen, da bekanntlich bei jeder Bevölkerung die Vermehrung stockt, sobald für weitere Volksgenossen keine Ernährungsmöglichkeit gegeben ist. Ganz anders lagen die Verhältnisse für Ackerbauer. Bei einfachen Ackerbauvölkern, z. B. bei den Balkanslawen, kommen 50 Menschen auf das Gev.-Kil. Nehmen wir nun an, der Ackerbau der Campignyienleute hätte nur den zehnten Teil des Ertrages abgeworfen, den die heutigen Balkanslawen erzielen (gewiß eine sehr bescheidene Annahme), so war auf dem in Rede stehenden Gebiete Platz für 300 000 Menschen (fünf auf das Gev.-Kil.). Einer Schar von Einwanderern, die des Ackerbaues kundig waren, bot sich also Gelegenheit zu rascher und auf Jahrhunderte hinaus unbeschränkter Vermehrung.

mit Leichtigkeit behaupten und sehr schnell zu einem Volke auswachsen, das den Ancylusleuten und den aus ihnen hervorgehenden Trägern der arktischen Kultur zahlenmäßig weit überlegen war. Selbst bei Verlusten durch häufige Kämpfe ist eine Verdoppelung der Kopfzahl von 50 zu 50 Jahren gar nichts Unwahrscheinliches. Das ergibt aber schon nach wenigen Jahrhunderten sehr große Ziffern.

So entstand durch den von langköpfigen Einwanderern in das menschenarme Skandinavien eingeführten Ackerbau jener Grundstock langköpfiger Elemente, den wir dort heute noch antreffen. Ähnlich muß die rassenmäßige Entwicklung in Nordwest-Deutschland gewesen sein, nur war hier eine von Osten herübergedrungene brünette Urbevölkerung vorhanden, die in Skandinavien fast gänzlich fehlte. Während sich also in Skandinavien der Blondstamm nahezu rein erhielt, entstand in Nordwest-Deutschland ein Mischvolk. Dabei ist außerdem in Betracht zu ziehen, daß der Widerstand der dem Blondstamme angehörigen Ancylusleute heftiger gewesen sein muß, als jener der kleinwüchsigen brünetten Ostleute, die damals als Jäger das mitteleuropäische Festland durchstreiften. Dem heftigeren Kampfe entspricht aber allenthalben in der Lehre vom Leben die Erzeugung höherer Werte. Die ganze schöpferische Überlegenheit der europäischen Völker über jene anderer Weltteile beruht auf dem fortgesetzten Wettbewerbe und Kampfe zwischen einander nahezu ebenbürtigen Gegnern. Endlich kam aber zugunsten Skandinaviens noch ein weiteres Moment hinzu, das später besprochen werden soll: das Fehlen der Sklaverei! Und so wurde nicht Nordwest-Deutschland, sondern Skandinavien die Geburtsstätte der Urindogermanen.

Seit der Zeit der jüngeren Muschelhaufen haben immer wieder langköpfige Auswanderer Skandinavien verlassen; trotzdem sind Dänemark und Schweden noch jetzt die Haupterhaltungsgebiete der betreffenden Langkopfrasse und noch jetzt zeigen die Norweger und Finnen im Durchschnitt einen höheren Längen-Breiten-Index als die Dänen und Schweden. Darin scheint ein Widerspruch zu liegen, denn man kann doch nicht annehmen, daß die vielen Auswanderungen von Langköpfen gar keine Spuren hinterlassen hätten. Tatsächlich sind aber solche Spuren vorhanden, denn die Bevölkerung Dänemarks und Schwedens ist heute nicht mehr so langköpfig wie es die Germanen der Reihengräber oder gar die Band- und Schnurkeramiker waren. Ein Gleichwerden des dänischen und schwedischen Längen-Breiten-Index mit jenem der Norweger und Finnen konnte sich aber nicht vollziehen, weil auch diese Völker langköpfige Auswanderer in die Ferne entsendet haben, die Norweger über See, die Finnen landeinwärts nach Ostrußland und Sibirien[1]). Und wenn heute die Schweden

[1]) Die Anthropologen haben festgestellt, daß die finnisch redenden Stämme des bottnischen Gebietes (also die eigentlichen Finnen) vorherrschend kurzköpfig, ihre Sprachgenossen am Ural hingegen (die sogenannten Ugrier) vorherrschend langköpfig sind. Dazu

von allen Skandinaviern die langköpfigsten sind, so möge man in Betracht ziehen, daß die schwedische Auswanderung schon aus geographischen Gründen schwächer gewesen sein muß als die dänische. Insbesondere wird Dalekarlien, wo heute die langköpfigsten Schweden wohnen, wenig oder gar keine Auswanderer entsendet haben; vielmehr war es in der Urzeit noch sehr menschenarm und bildete selbst ein besiedlungsfähiges Neuland für Auswanderer aus dem südlichen Schweden.

Nicht nur die finnische und norwegische Kurzköpfigkeit, die durch das Ausweichen der alten Ancyluskurzköpfe nach Ost und West begründet erscheint, sondern auch die allmähliche Zunahme der Langköpfe in der Richtung Schleswig-Holstein—Dalekarlien fügt sich demnach vollkommen zwanglos in den Rahmen meiner Hypothese.

Wie schon mehrfach bemerkt, hat die Sklaverei einen außerordentlichen Einfluß auf die Zusammensetzung der Völker und auf das Versinken der Herrenschichten in der Ureinwohnerschaft geübt. Wo immer die Ureinwohner bereits Ackerbau trieben, wurden sie auf jeden Fall zu Hörigen der Sieger — auch dann, wenn zwischen Siegern und Besiegten kein Unterschied in der Rassenwertigkeit bestand. Die einheimischen Langköpfe fielen in den Kämpfen oder wanderten aus, die Kurzköpfe aber blieben auf der Scholle und gewöhnten sich dank der ihnen eigenen Geduld an die neue Ordnung. Waren aber die Einheimischen noch keine Ackerbauer, sondern Jäger, so konnten sie nur von einem viel höher veranlagten Volke zur Annahme und Ausübung des Ackerbaues gezwungen werden. Halten wir uns das vor Augen, so werden wir daraus folgern müssen, daß die um 9000 vor Chr. aus Frankreich auswandernden blonden Campignyienleute wohl die hyperboreïschen Ureinwohner der mitteleuropäischen Lößlandschaften unterwerfen und als Hörige zum Erlernen und Ausüben des Ackerbaues zwingen konnten, nicht aber die blonden Ancylusleute Skandinaviens, die mit Bezug auf ihre Abstammung den Campignyienleuten ebenbürtig waren. In den rheinischen Lößlandschaften also, die dafür zunächst in Betracht kamen, erfolgte schon damals die Einführung der Sklaverei, in Skandinavien aber mußten sich die als Eroberer eingedrungenen Campignyienleute ihre Äcker selbst bestellen. Dies hatte zur Folge, daß in den rheinischen Lößlandschaften eine aufgehöhte Mischbevölkerung entstand, im südlichen Skandinavien aber ein bodenständiges Volk von blonden Langköpfen.

Vielleicht waren die im südlichen Skandinavien eingedrungenen Campignyienleute die einzigen ackerbautreibenden Eroberer der alten Zeit, die sich dazu bequemen mußten, die gewonnene Scholle mit eigener Hand zu bestellen. Die Jägerstämme der Ancyluskultur wichen zurück, aber sie waren ihrem Blute nach den Eroberern ebenbürtig und ebenso stolz und

stimmt das ruhige, friedliche Wesen der Finnen und das angriffslustige, kriegerische der Ugrier, zu denen die alten Magyaren gehörten.

freiheitliebend wie diese. Niederrassige Menschen aber gab es auf dem erst vor kurzem eisfrei gewordenen Boden Skandinaviens noch gar nicht oder bloß in verschwindend geringer Anzahl. Diesen Bevölkerungsverhältnissen hatten es die in Skandinavien eingedrungenen Campignyien- bezw. älteren Muschelhaufenleute zu verdanken, daß sie selbst zu Bauern wurden, anstatt die Herren zu spielen und sich bedienen zu lassen. Daher die starke Vermehrung und die Rassenreinheit des blonden Langkopfvolkes im südlichen Skandinavien. Hand in Hand mit der Sklaverei geht nämlich der Brauch der Sieger, sich Nebenfrauen auszuwählen; dies führt aber zur Erzeugung von Mischlingen und allmählich zum Niedergang der Herrenschichte. Daß es bei den Muschelhaufenleuten zu keinem Niedergange, sondern umgekehrt zu immer stärkerer Ausprägung und Entwicklung der Rassenwerte kam, bekräftigt nur die Richtigkeit obiger Erwägungen; es bildet aber auch eine Bestätigung für die Lehre, daß die Urindogermanen aus den Muschelhaufenleuten hervorgegangen seien, denn die Urindogermanen besaßen, obwohl sie Ackerbauer waren, keinerlei Bezeichnungen für Sklaven und für Nebenfrauen. Die Urindogermanen waren ein gesundes, arbeitsames und rassenreines Bauernvolk von freien Männern und von geachteten Frauen und so lag über ihnen tatsächlich — wie Alexander von Peez dichterisch sich ausgedrückt hat — „die Taufrische des Paradieses"[1])!

Ohne Zweifel hat auch die Sklaverei als Übergangszustand ihre Bedeutung und biologische Berechtigung gehabt. Vor allem war sie ein Fortschritt gegenüber dem Kannibalismus. Die Sklaverei war aber auch die Schule für das, was wir Zivilisation nennen, für die städtische Verfeinerung; man muß dabei nicht an die Sklaverei niedrigster Ordnung denken, sondern an alle Formen von Abhängigkeit, die sich daraus ergaben. Freie Männer sind stolz und grob, wie wir das namentlich bei germanischen Bauern sehen können; der Klient aber, der einen Patron hatte, — denn auch dieses Verhältnis wurzelt letzten Endes im Herrentum der Erobererrasse — der Klient mußte sich in Sprache und Benehmen immer mehr verfeinern[2]). Die Sklaverei führte zu außerordentlicher Vermehrung der

[1]) Hier müssen wir wieder anknüpfen, wenn wir den Nordlandstamm erhalten wollen. Zurück zur Scholle! Los von der Verstädterung und Verkrämerung! Heimstättenrecht und Gartensiedelungen bieten uns die einzige Möglichkeit, das Ariertum zu retten.

[2]) Aus diesem Grunde haben germanische Edelherren auf ihren Gütern meist fremdsprachige Zinsleute angestellt. Heute noch ist es in Böhmen an der Tagesordnung, daß die deutschen Edelherren sich mit Tschechen umgeben, ja das Tschechentum sogar politisch fördern. Der Slawe oder Romane — seit Jahrtausenden an Unterwürfigkeit gewöhnt — mag noch so falsch gegen den Herrn sein, aber er weiß ihn zu behandeln, er versteht es, den Hut in die Hand zu nehmen, Bücklinge zu machen und die schönsten Höflichkeitsphrasen zu drechseln. Der aufrechte, an Freiheit gewöhnte deutsche Bauer kann das nicht; ja, im Gefühl seiner Abstammung ist er gelegentlich sogar geneigt, ganz offen

niederrassigen Menschen, zur Gründung von Städten, zur Inangriffnahme großer Werke. Freie Männer hätten niemals eine Pyramide zustande gebracht; dazu brauchte man Tausende von gehorsamen Sklaven; der Europäer ersann die Pyramide, der Afrikaner mußte sie bauen. Schon die bretonischen und englischen Steinanlagen setzen Sklavenarbeit voraus. Wo es keine Sklaven gab — im südlichen Skandinavien — sind die megalithischen Bauten schlicht und unansehnlich: Grabdenkmäler, welche die Hinterbliebenen eines verdienten Mannes aufrichteten, um ihn zu ehren. Aber diese nordischen Dolmen und Ganggräber verschollener Jahrtausende sind doch schon die Vorbilder der prunkvollen Obelisken und Pyramiden; denn die Verbreiter des „megalithischen Gedankens" waren eben skandinavische Seefahrer.

Doch von Finnen und Indogermanen sollte die Rede sein. Also: die Urfinnen sind eindeutig mit der blonden, aber mehr kurzköpfigen Ancylus-Jägerbevölkerung, — die Urindogermanen haben sich aus den älteren Muschelhaufenleuten in Dänemark entwickelt; sie waren blonde Langköpfe, weil die gesamten älteren Muschelhaufenleute eine auf die Wanderschaft gegangene Auslese der nordfranzösischen Campignyien-Bevölkerung bildeten; sie vermehrten sich stark, weil sie Ackerbauer waren und sie blieben rassenrein, weil sie keine Sklaven und keine Nebenfrauen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Treue.

Treue war von jeher die hervorragendste Eigenschaft der Deutschen. Sie soll es auch in Zukunft bleiben. Sie müssen wir wahren, wollen wir uns nicht selbst aufgeben. Treue wollen wir unserem Vaterland halten, treu wollen wir stehen zu unserem Kaiser. Treu wollen wir unseren kämpfenden Heeren sein, durch Treue wollen wir ihnen unseren Dank für ihre ungeheuren fortgesetzten Heldentaten beweisen.

Wie aber können wir das tun? Indem wir fortfahren, sie zu stützen durch Arbeit, durch feste, mutige, siegesgewisse Gesinnung, durch Opferbereitschaft. Die deutschen Frauen haben nicht gezögert, ihren Opferwillen in die Tat umzusetzen. Sie haben gearbeitet so viel sie konnten und da, wo sie gebraucht wurden. Sie haben durch vier Jahre bewiesen, daß auch sie als ihre Aufgabe erkannten, für die Kriegsanleihen einzutreten. Denn nur durch ihren Erfolg werden unsere Krieger kraftvoll unterstützt. Das wissen wir, und darum werden wir nicht aufhören, für die Kriegsanleihe zu tun, was wir zu tun vermögen.

---

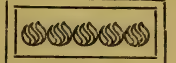
von der Leber weg zu reden. Vornehme Herren aber vertragen eher die ärgste Falschheit, ja selbst eine schwere Schädigung, als die geringste Grobheit. Und darum sind so viele deutsche Adelige ihrem Volkstum untreu geworden.

Die Aufforderung zur neunten Kriegsanleihe ergeht an das deutsche Volk. Wohlan, deutsches Volk, beweise Deine Treue. Und Ihr, deutsche Frauen, zeigt, daß Euer Wille zur Hingabe, Euer Glaube an Deutschlands große Zukunft unerschütterlich ist, zeichnet

die neunte Kriegsanleihe.



Berichte und Notizen.



Zu Gustaf Kossinnas 60. Geburtstage. Am 28. September ist G. Kossinna 60 Jahre alt geworden. Als außerordentlicher Professor an der Universität Berlin vertritt er hier seit 1902 die vorgeschichtliche Archäologie; ein zweiter Lehrstuhl für diese Wissenschaft ist in Deutschland leider nicht begründet worden. Während man früher die Zeiten vor der geschriebenen Geschichte nur mittels der „linguistischen Paläontologie" ein wenig zu erhalten vermochte, setzt uns die vorgeschichtliche Archäologie instand, über die Verbreitung, Ausdehnung, geistige Höhe der vorgeschichtlichen Völker ein Bild von früher ganz unerwarteter Schärfe zu gewinnen.

Durch seine archäologisch-stammeskundliche Forschungsmethode (Kontinuität der Entwicklung zeigt Dauer der Bevölkerung an) hat Kossinna das Dunkel der indogermanischen und insbesondere der germanischen Völkerwanderung bis in das achte Jahrtausend v. Chr. unseren staunenden Augen aufgehellt. Aufsehen erregte er zuerst durch seine Studien über die Ostgermanen (Ztschr. für Ethnologie). Es gab damals noch Gelehrte, die die Siedelung der Goten in West- und Ostpreußen aufs heftigste bestritten. Kossinna wies nach, daß die Ostgermanen, voran die Vandalen, zuletzt die Goten, zu Beginn der Eisenzeit (um 700 v. Chr.) von Skandinavien aus ins Weichselgebiet eingewandert seien, daß die Vandalen Posen und Schlesien besetzt hätten, dabei das illyrische Volk der Veneter (Wenden) südwärts treibend, dessen letzte Trümmer die heutigen Albaner sind. Einer der Schüler Kossinnas konnte auf Grund dieser Forschungen den archäologischen Nachweis erbringen, daß Goten auch die ostpreußische Landschaft Samland besiedelt und von hier aus zuerst die Wanderung nach dem Schwarzen Meere angetreten hätten.

In seiner Schrift „Die Herkunft der Germanen" lehrte Kossinna, daß die Westgermanen um 1800 vor unserer Zeitrechnung aus Schleswig-Holstein, Jütland den dänischen Inseln südwärts auswandernd, sich von der Elbmündung (Elf bedeutet Fluß) über die untere Oder bis zur Weichselmündung ausgedehnt hätten. Ihre Dreiteilung nach Tacitus in Herminonen, Istvaconen und Ingvaconen vermochte Kossinna archäologisch zu umgrenzen. Es siedelten nach ihm die Herminonen oder Elbsweben von Mähren und Nordböhmen im Süden bis Hamburg und Kiel im Norden, von Braunschweig und Eisenach im Westen bis über Stettin und Frankfurt a. O. im Osten, die Istvaconen von Mainz bis zur Rheinmündung und ostwärts bis zur Leine, die Ingvaconen umfaßten die Stämme am Nordseestrand vom Zuydersee bis Schleswig-Holstein, Jütland und Fünen, Gebiete, welche erst nach der Völkerwanderung dänische Bevölkerung erhielten.

In seinem Werke „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft" weist Kossinna auf die staatengründende und kulturschaffende Macht des Indogermanen- und insbesondere des Germanentums hin, würdigt ihr früh ausgeprägtes, feines Kunstempfinden in der Stein-, Bronze- und Eisenzeit und liefert den Beweis, daß die Germanen keine Barbaren waren, als sie bei Noreja das erste römische Heer über den Haufen warfen, sondern in Kleidung und Bewaffnung, Schmuck und Hausgerät, in Sprache, Schrift und Musik, in Haltung, Sitte, Sinnesart, in Frauenliebe und Götterverehrung eine Kulturhöhe erreicht hatten, die den Unbefangenen mit Staunen erfüllen muß.

Als der herrliche Goldfund zu Eberswalde gefunden wurde, konnte Kossinna in seiner Schrift „Der Goldreichtum der Germanen in der Bronzezeit“ den Nachweis führen, daß kein Volk Europas zu jener Zeit an Formenreichtum und Kunst der Ausführung die Germanen übertraf und ebensowenig auch an Fülle dieses Edelmetalls.

1908 begründete Kossinna die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte; bei Ausbruch des Krieges zählte sie 450 Mitglieder, ihre Zeitschrift ist der „Mannus“. Damit hatte Kossinna der germanischen Archäologie in Deutschland das feste Gefüge gegeben und in ungeheurer Arbeit eine Organisation geschaffen, die auch im Auslande Achtung gebot. In seinem Seminar hat Kossinna eine große Anzahl von Schülern mit seinen Methoden vertraut gemacht, in der Mannusbibliothek findet man hervorragende Arbeiten von ihnen.

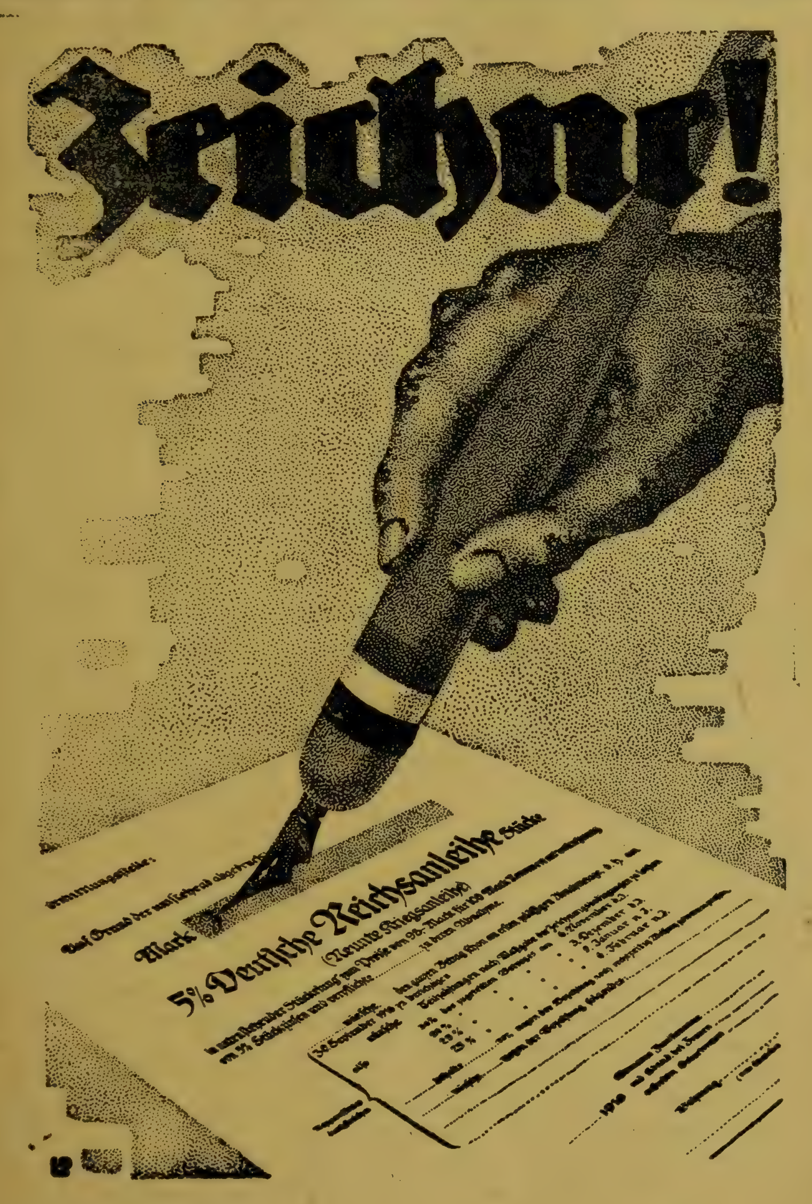
Kossinnas Forschungen bedeuten einen großen Fortschritt in der deutschen Altertumskunde, er hat viel Licht in das Dunkel unserer Vorzeit hineinfluten lassen. Möge ein gnädiges Geschick ihm Kraft verleihen, sein großes Werk über die Indogermanen und Germanen zu vollenden! Dr. Conrad Paape, im Felde.

Gibt's denn keine Preußen mehr? Es war eine seltsame, überaus seltsame Begründung, mit der Graf Hertling bei der Eröffnung des Herrenhausausschusses den Herren die wohlwollende Behandlung der Wahlrechtsvorlage anempfahl! „Es handele sich“, so sagte nämlich der preußische Ministerpräsident, „in dieser schweren Frage um den Schutz und die Erhaltung von Krone und Dynastie!“ Ist das wirklich so? Eine Krone und Dynastie, die nach dem stolzen Worte eines ihrer besten Träger „wie auf einen Felsen von Erz gegründet ist, die im siebenjährigen Kriege fast ganz Europa und jetzt seit vier Jahren fast der ganzen Welt siegreich Trotz geboten hat, die soll ins Wackeln kommen, wenn dem Drängen eines jeden entschlossenen Willen gegenüber ohnmächtigen Haufens von wüsten Lärmmachern und jämmerlichen Angstmeiern nicht nachgegeben wird? Gibt's denn keine Preußen mehr, die eine solche, dem Preußentum in aller Öffentlichkeit erwiesene Geringschätzung gebührend von sich weisen? Eine solche Begründung einer Gesetzesvorlage seitens eines „Staatsmannes“, ja, des leitenden Staatsmannes, ist so ungeheuerlich, daß sogar der „Vorwärts“ schreiben konnte, „sie gehe über den Rahmen der politischen Klugheit schon ein wenig hinaus“. Sie geht recht viel darüber hinaus; denn selbst wenn ein Staatsmann, was in diesem Falle kaum anzunehmen ist, wirklich glaubte, die Sicherheit von Krone und Dynastie hinge von einem solchen Zugeständnis an die Urteilslosen einerseits und Schwachmütigen andererseits ab, — dürfte er das öffentlich aussprechen? Müßte er sich — noch dazu in dieser schweren Kriegszeit! — nicht eher die Zunge abbeißen, als daß er ein solches Wort vor den Feinden draußen und drinnen über die Lippen brächte? Wohin sind wir denn eigentlich gekommen? Wachen oder träumen wir? Oder hält man die Grundlagen des preußischen Staates für so bombensicher, daß man danach unbekümmert, wie zum Pläsier, mit Handgranaten und Minen werfen kann?

Das kommt aber davon, wenn Nichtpreußen das Schicksal Preußens lenken wollen; denn wer preußisch oder gar altpreußisch nicht bloß denkt, sondern auch empfindet; wem das stolze Lied: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben“ begeisterungsvoll aus dem Herzen klingt, der ist gar nicht fähig, in öffentlicher Versammlung ein solches Angstwort von sich zu geben. Er kommt gar nicht auf den Gedanken, daß der preußische Thron, der in seiner Geschichte ganz andere Krisen als die jetzige, in Wahrheit gar nicht vorhandene, überstanden hat — man erinnere sich nur an 1806 — erschüttert werden könnte, wenn die erpresserischen Wünsche politischer Kriegsgewinnler — das eigentliche Volk hat jetzt ganz andere Sorgen — nicht schleunigst in Erfüllung gehen.

Aber freilich, worüber soll man sich denn heute noch wundern, wenn ein Bethmann Hollweg sagen durfte: „Ich werde dem alten Preußen das Rückgrat schon brechen.“ Dem alten Preußen! Dieser sogenannte „Staatsmann“ scheint also nicht zu wissen, daß Staaten nur durch die Kräfte und Einrichtungen erhalten werden können, durch die sie groß geworden sind. Der preußische Staat ist aber nicht zum wenigsten durch die sitt-

liche Kraft groß geworden, die sich in dem seinen höchsten Orden zierenden Spruche ausdrückt: „Suum cuique“, Jedem das Seine! Dem Sinne dieses, das Ideal der Gerechtigkeit bezeichnenden Wortes schlägt aber die jetzige Wahlrechtsvorlage geradezu ins Gesicht, denn sie gibt der einen Klasse von Staatsbürgern zu viel, beinahe alles, den



andern Klassen zu wenig, fast nichts. Ein Wahlrecht nach dem Sinne des Wortes „suum cuique“, kann nur ein solches sein, das jedem Berufsstande und innerhalb desselben jedem Einzelnen dasjenige Maß von politischer Vertretung zuspricht, das ihm nach seiner sozialbiologischen Bedeutung für das Ganze zukommt. Ein solches Maß kann nicht für jeden Berufsstand — gleichviel ob größer oder kleiner, wichtiger oder unwichtiger — dasselbe

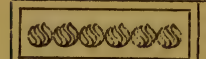
sein; aber innerhalb desselben Berufsstandes, unter sozial und wirtschaftlich ungefähr Gleichstehenden kann das Wahlrecht für den Einzelnen sehr wohl allgemein, gleich, geheim und direkt, wie das Reichstagswahlrecht, sein. Man stelle sich einmal vor, diese verschiedenen Berufsstände wären verschieden große, aber miteinander verbündete Länder. Würde dann nicht in jedem Lande das Reichstagswahlrecht verwirklicht, also das gegebene Königswort im schönsten Sinne, nämlich in dem von „suum cuique“ eingelöst sein? Jedes andere, die sozialbiologischen Naturgesetze außer acht lassende Wahlrecht widerspricht mehr oder weniger dem Sinne des Wortes: „Jedem das Seine"; es kann also für einen Staat, wie Preußen war, ist und hoffentlich stets sein wird, nicht in Betracht kommen. Und gar ein Wahlrecht, wie dasjenige zum Reichstag, wäre für Preußen der Tod, der nach biologischen Naturgesetzen für jedes Lebewesen eintreten muß, das die Gesetze seines Lebens und Wachstums übertritt oder zu umgehen wagt. Mit vollem Recht schrieb darum die „Deutsche Tageszeitung": „Ein radikales Wahlrecht für Preußen müßte die Stellung der Krone — weit entfernt, sie zu festigen — im Gegenteil aufs schwerste bedrohen, wäre unfehlbar der Totengräber der preußischen Monarchie."

So müßte es in der Tat kommen, wenn das tapferste und pflichttreueste Volk der Erde sich von einem Haufen wüster Lärmmacher und jämmerlicher Angstmeier ins Bockshorn jagen ließe. Und Bebel würde recht behalten auch mit dem zweiten Teile seines bekannten Wortes: „Der preußische Staat ist ein Ding, wie es nicht zum zweitenmal in der Welt existiert. Haben wir ihn, dann haben wir alles." In der Tat: die Sozialdemokraten oder vielmehr ihre eigentlichen Hintermänner, die internationalen Weltplutokraten, würden mit dem Reichswahlrecht für Preußen über kurz oder lang Preußen und damit Deutschland in die Hände bekommen. Alle sogenannten „Sicherungen", auch das Herrenhaus, würden allmählich hinweggeschwemmt. Die Entente würde dann ohne Sieg ihr letztes, eigentliches Kriegsziel erreichen, und die Geschichte würde dereinst lehren: Bethmann Hollweg war der Meuchelmörder, und sein Nachfolger, Graf Hertling, der Totengräber des preußischen Staates und damit Deutschlands. Gibt's denn keine Preußen, keine Deutschen mehr, die so etwas nicht erleben wollen? — Sch.-G.

Deutsche Unarten. Große Zeiten wecken die im Volke schlummernden Kräfte und lassen seine Tugenden in höchster Entfaltung erblühen. Aber vielfach wird man jetzt zu der Umkehrung dieses Satzes versucht, daß im Schatten großer Geschehnisse auch das Unkraut üppiger denn je wuchert. Und in der Tat stößt man in unserem heutigen Leben auf bedauerliche Erscheinungen, die grell abstechen gegen die Leistungen unserer Feldgrauen, gegen die Leistungen der Heimat. Daß Gewinnsucht und Eigennutz, daß Kleinmut und Unkameradschaftlichkeit sich zeigen, weiß mancher draußen und daheim aus eigener trüber Erfahrung. Hier sei die Aufmerksamkeit auf einen Fehler unseres Volkstums gelenkt, der zwar den einzelnen keinen merklichen Schaden bringt, wohl aber der Gesamtheit schwere Nachteile zufügt, ja sogar Kriegserfolge in Frage stellen kann. Nicht in Ziffern läßt sich ausdrücken, was deutsche Redseligkeit, vertrauensselige Mitteilsamkeit und unüberlegte Schwatzerei unserem schwer kämpfenden Volke bereits für Schaden getan haben. Immer und immer wieder haben die Militärbefehlshaber sich an die Öffentlichkeit gewandt und ihre Warnungen vor unvorsichtigen Gesprächen, ihre Hinweise auf die Spionagetätigkeit unserer Feinde verbreitet, und doch gewinnt der unbefangene Beobachter den Eindruck, als sei der gute Deutsche ebenso unbelehrt wie am ersten Tag des Krieges. Sollte man glauben, daß noch jetzt in einem Berliner Zuge zwei Herren beim zufälligen Zusammentreffen in lebhafter Unterhaltung ihr Woher und Wohin erörternd, die Mitreisenden wissen lassen, daß der eine als Mitglied des X-Beirats die und die Fragen zu prüfen gehabt, daß der andere die und die Heeresaufträge hat besprechen müssen. Und am abendlichen Stammtisch erzählt ein guter Patriot mit lauter Stimme eine militärische Neuigkeit, die er aus unbedingt zuverlässiger Quelle erfahren hat. Wißt ihr noch nicht, ihr Herren, daß überall Ohren des Feindes uns belauschen, daß er Agenten über Agenten

kauft, die als harmlose Geschäftsreisende, als Arbeiter und Gewerbetreibende sich völlig einwandfrei und unverdächtig bewegen und alles, auch unwichtig erscheinendes, wie Mosaiksteinchen zusammentragen zu einem genauen Bilde über unsere militärische und wirtschaftliche Rüstung? Wißt ihr, daß dort draußen an der Front unsere Brüder mit Blut und Leben eure Wichtigkeit oder unvorsichtige Schwatzhaftigkeit bezahlen müssen? Die Entschuldigung, das wisse der Feind ja so wie so, gilt nicht, denn warum wendet er so ungeheure Summen zur Erlangung von Nachrichten aller Art auf? Gewiß, es liegt fern von euch, dem Feind Vorschub zu leisten, aber das tut jeder, der Mitteilungen militärischer oder kriegswirtschaftlicher Art einen Unbekannten oder nicht als zuverlässig erprobten Bekannten hören läßt. Nicht böser Wille, sondern Unachtsamkeit und Leichtsinn fördern hier des Feindes Sache. Und das kann anders sein, muß anders werden. Keinem Geschäftsmann entschlüpf ein Wort über sein Fabrikationsgeheimnis — eine Frucht der Selbsterziehung; sollte diese Selbsterziehung nicht jetzt, wo unser Volk um sein Dasein ringt, auch auf anderen wichtigen Gebieten möglich sein. Schweigen ist Gold! Und der Fall, daß das Geschnatter der Gänse einen Staat gerettet hat, steht in der Geschichte bis jetzt noch einzig da.

Judenkirche. In verschiedenen deutschen Ländern finden sich Stätten aus der Vorzeit mit den Namen Judenkirche, -kirchhof, -burg, -straße usw., ohne daß man dafür eine Erklärung finden konnte. Prof. Dr. Stuhl bezeichnet im „Ursprung des Namens der Germanen" das Wort Kirche als germanisches Urwort, durch Umstellung aus Kring (niederfränkisch) = Ring (der heilige Ring auf der Malstatt) entstanden, Latein. circus; er spricht dann von einer Örtlichkeit „Judenkirche", etwa zwei Stunden nordwestlich von dem Markte Oberstdorf im Allgäu, in nächster Umgebung des Badeorts Tiefenbach. Dr. Groß nennt sie ein wunderliebliches Naturspiel, anzusehen gleich dem Tor eines „gewaltigen Baues, als wäre es das Werk von Menschenhänden, von einem vorweltlichen Geschlecht von Riesen. Zu den Füßen dieses gegen Osten gewendeten Felsentores mit der steilen Wand dahinter, ein von hohen Bäumen eingeschlossener Wiesenplan, wie geschaffen zur Aufnahme einer festlichen Menge. Die Örtlichkeit macht auf den, der sie betritt, einen ergreifenden Eindruck". Zur Erklärung des Namens sagt St.: „Gleichzeitig mit den Alemannen treten seit dem dritten Jahrhundert n. Chr. an der oberen Donau die Jutungen auf und pochen an die Pforte des römischen Reiches. Sie heißen ohne die Nachsilbe -ung Juten oder Jüten, wovon die Halbinsel Jütland den Namen führt. Der Name Juten beschränkt sich aber nicht auf jenen Winkel des europäischen Festlandes, sondern ist eine Bezeichnung für „Mannen" überhaupt oder für „deutsche Mannen"; er ist nur eine mundartliche Form des Namens der Teuten (fälschlich Teutonen) die zuerst unter den Germanen der Herrin der Welt Schrecken eingejagt haben. Durch eine Schattierung der Aussprache, indem von dem halbvokalisch wie j gesprochenen ersten Bestandteil des Zwielautes der Zahnanlaut abfiel, entstand die Form (J) Juten. So finden wir auch die steierische Stadt Judenburg, in deren Nähe die für die Germanen siegreiche Schlacht von 113 v. Chr. geschlagen wurde. Die Teuten (sprich Tjuten; Stammwort des Gott Tiu) sind also deutsche Männer. Die Judenkirche ist eine Teutenkirche, oder wenn man lieber will, eine Deutenkirche, oder wenn man statt des bestimmenden Hauptwortes das Eigenschaftswort einsetzt, eine deutsche (altdeutsch diutiska) Kirche, eine Volks- oder Leutekirche, d. h. eine germanische Malstatt. So ist auch eine Judenburg nichts anders wie eine Teuten- oder Teutoburg (der Name weist deutlich auf die alte Malstätte Detmold, urkundlich Theotmalli usw., mit dem großen Hünenring hin). In anderen Mundarten erscheint das Wort als Diat (Diot)." Durch die unerfreuliche, aber unbestreitbare Ähnlichkeit der Worte entstand später im Volksmund die Judenkirche usw., eine Bildung, die von gewissen Kreisen wahrscheinlich geflissentlich befördert worden ist.



Bücherbesprechungen.



△ **Ein merkwürdiges Buch** ist erschienen, das auf einzelnen Gebieten der Sprach- und Geschichtsforschung einen Umsturz herbeiführen wird. Es weist nämlich bei den Griechen und Orientalen das Bestehen einer uralten Geheimreligion nach, die das Werden und Wachsen auch der Sprachen dieser Völker sichtbarlich beeinflußt hat. Diese merkwürdige Lehre steht in den Alphabeten, deren einzelne Buchstaben zugleich als Zahlen dienten, so daß jedes Wort nebenbei einen aus der Quersumme der Buchstabenziffern bestehenden Zahlenwert hatte. Die Geheimschrift aufgefunden und eine Grundlage des orientalischen und griechischen Geisteslebens neu beleuchtet zu haben, ist das Verdienst eines hervorragenden deutschen Gelehrten, Professor Oskar Fischer in Döbeln, dessen jüngstes Buch „Orientalische und griechische Zahlensymbolik. Ein Beitrag zu meinem System der alttestamentlichen Zahlenwerte"; Leipzig 1918 bei Max Altmann, Mk. 1,50, sein früheres Werk „Der Ursprung des Judentums im Lichte alttestamentlicher Zahlensymbolik. Leipzig 1917, bei Dietrich" fortsetzt. Besonders das jüngste Buch, das neue Ergebnisse in Fülle und alle fremden, griechischen und hebräischen Worte in deutscher Umschreibung bringt, ist für die weiteren Kreise der Gebildeten bestimmt. Die griechischen Zahlenwerte lassen sich leicht nachprüfen: die Buchstaben Alpha bis Jota haben die Werte 1 bis 10 (nur 6 fällt weg), Kappa bis Pi die Werte 20, 30 usw. bis 80, Rho bis Omega die Werte 100, 200 usw. bis 800. Wir geben aus den bedeutsamen überraschenden Forschungen nur ein paar Beispiele: 1 bedeutet das Eine, 11 das Naturphänomen, 111 die geregelte Bahn der Himmelskörper, 1111 die Ewigkeit. Da die vierstellige Kettenzahl 1111 gleich 11 mal 101 ist, so erkennt Fischer in 101 den Faktor des ewigen Hervorgehens, der Kette. Ihn haben im Hebräischen jasa (jaza) 101 „hervorheben, abstammen", im Griechischen zao = 8 mal 101 „ich lebe", und gennao = 9 mal 101 „ich erzeuge". Und Stammütter ewiger Geschlechter sind: ischscha 606 (hebr. das Weib), Sara 505, Ruth 606 (die Mutter von Davids Haus) und die assyrische Semiramis: 606 (nach griechischem Zahlenwert). Eine unendliche Kette (hebr. „hamon" 101) von Völkern soll nach 1. Mose 17 von Abraham ausgehen und diesen zum „Vater der Menge" machen. Dem Problem ewiger Fortzeugung sann bei den Hebräern der Qadesch (404) d. i. der Geweihte, nach: Ein Gedächtnis (hebr. zikkaron 303, vergl. Zakar „Männliches") will er sich schaffen. Also ist Heiligkeit (Verb: quadasch 404) eigentlich: Ewigkeit. — Sinnbild der Ewigkeit ist der als Ring die Erde umschlingende Okeanos, der in der Bibel als die „flüchtige Schlange", als „Leviathan" zum Kultsymbol „Nehusthan" mit dem Zahlenwort 808 geworden ist. „Ewig" ist auch die „Wurzel" (heb. haschoresch plene 1111) und der „Feuerofen" (hath-thannur 1111) unter der Erde (thachath, 808 „unter, Unteres"), — dessen vulkanischer Ausbruch die wüsten Städte Sodom und Gomorrha zerstörte. (Rauch von einem thannur 1. Mos. 15. 17. 19, 28.)

Ein verbreitetes Symbol der „Fortzeugung" ist die Taube, vor allem als Turteltaube (thor: 606; Umdrehung: Ruth, wie Simon als Himmelspförtner der umgedrehte Minos, der oberste Höllenrichter, ist). Sie ist der Vogel der griechischen Liebesgöttin Aphrodite und der semitischen Astarte oder Istar; Palme, Phönix und Taube sind in der Hieroglyphe als Sinnbilder der Ewigkeit vereint. Tauben gab man auch den christlichen Märtyrern in die Gräber mit. Die Taubenkönigin aber ist Semiramis (eine Istargestalt), die, aus einem Taubenei entstanden, als Taube davongeflogen sein soll, — ohne zu sterben, also ewig lebend. Diese Semiramis hat, wie wir oben sahen, denselben Zahlenwert im Griechischen, nämlich 606 wie „thor" = Turteltaube, im Hebräischen. Ein „ewiges Ostern" wie Semiramis feiern auch die ägyptischen Gottheiten Isis und Osiris — die Summe ihrer Zahlenwerte beträgt 1010 oder 10 mal 101 — in Gestalt des neuen Wachstums

oder Horos; ferner der Himmelsgott Zeus und sein Sohn Dionysos, der das Wachstum in der Natur bedeutet (ihre Zahlenwerte betragen zusammen 1616, oder 16 mal 101), ferner die ewig schönen Geschwister Apollon und Artemis (zusammen 1717) und endlich Odysseus und Penelopeia (zusammen 1818) in ewigem Jugendreiz (griech. hebe, 18). Als angebliche Inkarnation der Gottheit wollte auch „Simon Magos" (1414) ewig sein.

Wahrhaft ewig dagegen ist das „Gedächtnis" (hebr. zikkaron, 303 s. o., vergl. Jesu Wort in Bethanien Matth. 25, 13) der Schwestern Martha 151 und Maria 152, die eins mehr hat: „Eins aber ist not", — deren Summe 303 beträgt. Ewigkeitswert soll ferner der Bund zwischen Juden und Heiden im Christentum haben, wie er sich in den Personen Petros (755) und Kornelios (558) darstellt (Summe 1313).

Ewigkeitswert hat „Jesus von Nazareth" (Jesus ho Nazoraios": 13 mal 13 mal 13. Die 13 ist Jehovas Zahlenfaktor) als „Menschensohn" („ho hyios tu anthropu": 3050) und in hebräischer Schrift sein Auferweckungswort: „Talitha qumi" („Mägdlein stehe auf") mit dem Zahlenwert 606. Ein Beseeler wie Simon Magos (1414 s. o.), der angeblich zuerst seine Gattin Helena erschuf, ist auch Pygmalion (1414). 2222 ergeben Prometheus (912) und sein Geschöpf der Mensch (anthropos 1310). — Zusammen mit dem auferweckten Lazarus (409), ihrem Bruder, ergeben die Schwestern Martha und Maria 8 mal 89 (Faktor der Lebenserneuerung 89, vorkommend im griechischen peristera: 9 mal 89, die „Taube" usw.). Gleichfalls bei Lukas hören wir von Zachäus (909), dessen Hause Heil durch Jesus Christus widerfuhr (Jesus 888 oder 24 mal 37 — Christos = 40 mal 37. Die 37, entstanden aus 111 oder 3 mal 37, ist der Faktor aller Trabanten oder Boten Gottes).

Zum Schluß sei auf den griechischen Sänger Orpheus und den gleichfalls mystisch tiefen und dichterischen Evangelisten Johannes hingewiesen, von dem es Evang. Joh. 21. 23 heißt: „Sagt Jesus zu ihnen: Wenn ich will, daß er (Johannes) bleibt, bis ich komme, was geht es dich (Petrus) an? So ging dieses Wort aus zu den Brüdern, daß dieser Jünger nicht sterbe." Auch Orpheus entrann dem Tode, dem Hades, und wurde in der orphischen Sekte zum Sühnepriester und Unsterblichkeitslehrer (ein ähnlicher uralter Kult auf dem thrakischen immergrünen Berge Athos = 1010). Seine Eurydike (die Hälfte seiner Seele) wird ihm jäh entrissen — wie Jakobus seinem Bruder Johannes durch den Märtyrertod genommen wird. Demgemäß sind Orpheus und Johannes als die durch den Tod zum Leben durchgedrungenen Hälften eines Dioskurenpaares zu betrachten (nur Polydeukes oder Pollux ist unsterblich; sein geliebter Kastor aber nicht). Und die Zahlenwerte von Orpheus-Eurydike einerseits, Johannes-Jakobus andererseits, ergeben bei jedem dieser Dioskurenpaare die Summe 2222. Johannes ward zum Verkünder Jesu als des Logos, des „Worts" Gottes (Im Anfang war das Wort). „Logos" hat den Zahlenwert 373 (eine Weiterentwicklung von 37), und Johannes den Zahlenwert 3 mal 373!

Seltsam ist folgender Zusammenhang: Der „Bock" heißt im Hebräischen has-sair und ha-atiud, im Griechischen eriphos (z. B. Luc. 15, 29). Diese drei Worte haben den gleichen Zahlenwert 885. Kann das Zufall sein?

Mögen diese Beispiele für die geradezu verblüffenden Ergebnisse genügen, in denen der Aufbau der hebräischen Sprache verfolgt, das griechische und orientalische Namenmaterial als nach Zahlenwerten geradezu geregelt erwiesen und ein großes System von Zahlenpaaren und ihren Umkehrungen bis zu 100 gefunden worden ist (z. B. bedeutet 12 Vollständigkeit und 21 Auflösung in Teile; 13 Keim, 31 Entfaltung; 14 Schwellkraft, 41 Anschwellung; 15 Werden, 51 Vergehen usw. 1551 ist z. B. der Zahlenwert des Charon, der als Fährmann zwischen Werden 15 und Vergehen 51 einherfährt, und zugleich die Zahlenwertsumme jenes Dreibundes Alkinoos, Arete und Nausikaa, die dem Odysseus zur Überfahrt verhelfen, nachdem ihn jahrelang die Tiefe festgehalten hatte). Manches Sonderbare kommt dabei heraus. So ist 18 der Faktor des Sinnenreizes (der „Sünde" im Hebräischen) und 81 der Faktor der Empfängnis. Ein „Dämon" hat den

Wert 5 mal 181 und Sokrates mit seinem inneren Dämon („daimonion"), der als Einführer neuer Daimonia verurteilt wurde, hat den Wert 9 mal 181! Denselben Faktor des Verführerischen enthalten die hebräischen Worte für „sündigen" (chata 18, schagag 17 mal 18). Ihn haben auch große Sünder und Sünderinnen, wie der Führer der himmelstürmenden Titanen, Japetos (666, oder 18 mal 37), so auch das Tier in der Offenbarung Johannes, dessen Zahl 666 ist (Satan erscheint ja im Hiob unter den Gottessöhnen); wie der dämonische Verführer „Sichem ben Hemor" in 1. Mose 34 (Zahlenwert des vollen Namens: 666); wie die Verführerinnen Bathseba 18 mal 43 und „Potiphars Weib" 18 mal 60 (escheth 701 — Potyphar def. 379) und andere mehr.

Ungeheuerlich muß in früheren Kulturen die Bedeutung der Zahl gewesen sein, in der man, wie Fischer einwandslos nachweist, geradezu das Wesen der Dinge erblicken wollte. Durch diese Entdeckungen wird aber die Geschichtlichkeit religiös wichtiger Personen und Ereignisse keineswegs gefährdet; neben Abraham und Mausche haben auch Sokrates und Platon bedeutungsvolle Zahlenwerte, deren Geschichtlichkeit doch niemand zu bestreiten wagt.

Wir machen auf diese umwälzenden Forschungen, die zunächst für Theologen und Sprachkundige, dann aber auch für jeden Volksforscher von Wert sind, aufmerksam.

Das Buch Treue. Nibelungenroman von Werner Jansen. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.)

Das einzigartige Nibelungenlied, des deutschen Schrifttumes größter Schatz, ist von neueren Dichtern oft behandelt worden. Trotz einem Wagner, Hebbel und Jordan unternahm Jansen das Wagnis, den gewaltigen Stoff in Romanform zu bearbeiten und ich darf sagen, daß er dem leuchtenden Dreigestirn nicht nur ebenbürtig an die Seite getreten ist, er hat es sogar verstanden, eine zeitgemäße Wiedergeburt des Heldenepos zu schaffen, wie sie weder der Tondichter, noch der Dramatiker und der Epiker zu geben vermochten. Hier haben wir die tiefinnerliche Gestaltung des Liedes, die die auf Bühnenwirksamkeit und Vortragskunst eingestellten Werke seiner Vorgänger niemals erreichen. Dort erfolgt der gewiß mächtige Eindruck auf dem umständlichen Umweg über Auge und Ohr zum Herzen; hier spricht Wort um Wort unmittelbar zur Seele des Lesers. Auch erleichtert die Prosa, die im vorliegenden Falle allerdings von schönster Poesie durchpulst ist, die Aufnahme für den heutigen Deutschen, dem die gebundene Schreibweise nun einmal ferner liegt, als seinen Vorfahren. Mit besonderer Liebe ist die großartige Gestalt des Hagen von Tronje geschildert; vieles an ihm gemahnt — unaufdringlich und ohne Mache — an die Gegenwart, der solch ein eiserner Kanzler, solche Treue, Gott sei es geklagt, zu fehlen scheinen — und dennoch ähnelt unsere schicksalsschwere, eisendurchklirrte und brandgeschwängerte Zeit der düsteren Epoche der Völkerwanderung, wie kaum je eine seit anderthalb Jahrtausenden. Möge dieses Buch, das seines gleichen nicht hat, Gemeingut des deutschen Volkes werden in diesen Tagen, die ihresgleichen nicht haben!

Wilhelm Marks.

Preußens Eigenart — Deutschlands Stärke! Von Albert Klein. 1918. 16 Seiten. Preis 30 Pfg., 25 Stück 6,50 Mk., 100 Stück 22 Mk. Verlag: Konservative Schriftenvertriebsstelle G. m. b. H., Berlin SW. 11. Der Verfasser, ein ausgezeichneter Kenner der preußisch-deutschen Geschichte und der Grundlagen der preußischen Staatsentwicklung, zeichnet in markanten Strichen Preußens Eigenart und seinen Anteil an dem Aufstiege Deutschlands zur Weltmacht.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 30. 9. 18.
Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVII. 8 — 1918

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue“ begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Naturgesetze und menschliche Wahngebilde in der Politik.

Vom Herausgeber.

II.

Im vorigen Hefte wurde am Schlusse des Leitaufsatzes mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, daß es Pflicht der geistig führenden Schichten und vor allem der Regierungen ist, zuerst sich selbst und dann, so weit es möglich, das Volk über die für das politische Zusammenleben der Menschen geltenden (sozialbiologischen) Naturgesetze gründlich aufzuklären, da deren Unkenntnis vor Strafe nicht schützt.

Zu diesen sozialbiologischen Naturgesetzen gehört hauptsächlich der Kampf um Dasein und Macht zwischen jenen beiden im vorigen Hefte näher gekennzeichneten Hauptgruppen der Menschen und menschlichen Gesellschaften. Eine gründliche Aufklärung hierüber ist um so notwendiger, als darüber nicht nur im Volke, sondern auch in den gebildeten Schichten, ja, vielfach selbst innerhalb der Regierungen noch immer die sonderbarsten Wahnvorstellungen herrschen. So z. B. halten die sogenannten Pazifisten den Machtkampf zwischen den Menschen, jedenfalls in seiner äußersten Zuspitzung (als Krieg) vielfach schon an sich für etwas Unsittliches, Unrechtliches. Sie ahnen dabei nichts von jenem diametralen Gegensatze zwischen den beiden Hauptgruppen der Menschheit, durch den der Machtkampf (auch als Krieg) nicht nur gerechtfertigt, sondern gerade für die bessere Menschheit zur heiligen P f l i c h t gemacht wird. Dies wurde ja bereits

im vorigen Hefte über jeden Zweifel klargestellt. Ein anderer Wahn besteht in der irrigen Meinung, daß die staatlichen Organe überall und jederzeit die Vertreter und Anwälte der rechtlich leben wollenden Menschen wären, daß sie also in der Bekämpfung des Verbrechertums immer und überall eine ihrer Hauptaufgaben gesehen hätten. Gewiß sollte das wohl so sein, ausnahmslos zutreffend ist es jedoch nur für die Bekämpfung der Gelegenheits- und Notverbrecher sowie des (vergleichsweise wenig gefährlichen) kleingewerblichen Verbrechertums. Dieser Art von Verbrechertum muß nämlich jedes Staatswesen entgegentreten, auch wenn es bloß zum Schein auf eine sittliche und gesetzliche Berechtigung Anspruch macht; denn es erfüllt damit auch die Wünsche des (in diesem Falle herrschenden) großgewerblichen Verbrechertums, das ja hinsichtlich des Privatlebens gleich allen anderen seine Bequemlichkeit haben will.

Etwas ganz Anderes ist es jedoch mit dem Verhalten gegenüber dem großgewerblichen Verbrechertum. In dieser Beziehung war selten einmal, ja, war vielleicht überhaupt noch niemals ein Staatswesen im Innern und nach außen hin mächtig genug, um jedes Paktieren, jede auch nur bedingte Duldsamkeit verächtlich von sich weisen zu können. Der Unkundige wird so etwas nicht für möglich halten, und es sollte ja auch nicht möglich sein, da ja der Staat seinem Ursprunge und seiner Daseinsberechtigung nach in der Tat die Machtorganisation der rechtlich leben wollenden Menschen gegenüber dem Verbrechertum aller Arten und Spielarten ist oder doch sein sollte. Das alles beweist aber nichts gegen die Möglichkeit, einen Staat tatsächlich soweit in das Gegenteil seines Wesens verkehren zu können, daß er nicht nur dem großgewerblichen Verbrechertum gegenüber ohnmächtig, sondern völlig in dessen Hand ist. Der gegenwärtige Krieg hat, wie schon im vorigen Hefte gezeigt wurde, diese Möglichkeit als Wirklichkeit erwiesen. Selbstverständlich muß aber in diesem Falle nach außen hin wenigstens der Wahn eines sittlich und gesetzlich berechtigten Staatswesens erzeugt und aufrecht erhalten werden. Das wird erreicht durch die meisterhafte Beherrschung aller Hauptorgane der öffentlichen Meinungsmache: Kanzel, Lehrstuhl und besonders Druckerpresse nicht nur im eignen Lande, sondern in möglichst allen Hauptkulturländern. Nur dann nämlich kann nicht bloß bei den Schwachen und Dummen, die bekanntlich in allen Ländern die übergroße Mehrheit bilden, sondern selbst bei leidlich verständigen Menschen in bestimmten Fällen die Wahnvorstellung hervorgerufen werden: schwarz sei weiß, weiß sei schwarz, gut sei böse, böse sei gut, schön sei häßlich, häßlich sei schön usw. usw.

Am besten gelingt diese Umkehrung aller von gesunder Natur und echter Kultur geschaffenen Werte da, wo das großgewerbliche Verbrechertum nach vorausgegangener suggestiver Bearbeitung der öffentlichen Meinung, d. h. nach einem Trommelfeuer von Reden, Zeitungsartikeln usw., die übergroße Mehrheit der Schwachen und Dummen darüber abstimmen lassen kann,

wer die Völker staatlich und gesellschaftlich vertreten und wer von diesen gewählten Vertretern zur Regierung gehören soll. In gutem Sinne Starke und Weise werden auf diesem Wege natürlich nur ganz zufällig, sozusagen wider alle Wahrscheinlichkeitsrechnung, aus der Wahlurne heraus an die Regierung kommen, auch wenn das großgewerbliche Verbrechertum auf die Auslese der zur Wahl zu stellenden gar keinen Einfluß nähme und seine eigenen Leute nicht auf die Kandidatenliste setzte.

Im Grunde genommen ist es aber so ziemlich gleichgiltig, wer unter solchen Umständen an die Regierung gelangt. Er könnte ja doch nicht gegen die öffentliche Meinung regieren, und diese wird ja vom großgewerblichen Verbrechertum jedesmal in die von ihm gewünschte Richtung mittels Massensuggestion gelenkt. So etwas ist durchaus möglich. Wenn dieses Gauner- und Gauklermittel in Übereinstimmung mit der schwachen Menschennatur gehandhabt wird, vollzieht sich seine Wirkung genau so sicher, genau so naturgesetzlich wie die Bewegung der Himmelskörper. Das ist ja im Januarhefte 1916 unter der Überschrift: „Die Technik der Suggestion im Völkerleben" überzeugend nachgewiesen worden. Es braucht darum hier nicht weiter darauf eingegangen zu werden.

Bei alledem soll man sich aber nicht etwa vorstellen, daß die Massensuggestion, wenn ein bestimmter Zweck damit erreicht werden soll, eine so einfache Sache wäre. Es gehört dazu neben gewaltigen Geldmitteln ein starker, in seinen verbrecherischen Instinkten unbeirrbarer Wille und ein ganzer Generalstab von mehr oder weniger gewissenlosen, käuflichen Talenten. Die Hauptsache für das Gelingen ist aber, daß keine neben dem großgewerblichen Verbrechertum etwa sonst noch bestehende Macht staatlicher oder kirchlicher oder gesellschaftlicher Organisation das Geschäft stört, die suggestive Bearbeitung der Massen hindert; denn der ganze dazu gehörige Apparat ist äußerst subtil und besonders im Anfange seiner Wirksamkeit leicht zu verwirren und außer Betrieb zu setzen. Wo also das Gauner- und Gauklertum nicht selber sozusagen der Staat und die Regierung ist, da muß es ihm zum Zwecke der Massensuggestion in seinem Sinne zuerst darauf ankommen, die Wachsamkeit der zuständigen Regierungsorgane einzuschläfern, und das wird selbstverständlich nur da möglich sein, wo das Verbrechertum die für den gedachten Zweck entscheidenden Stellen in Staat, Kirche, Gesellschaft vorher korrumpiert oder — noch besser — mit eigenen Leuten besetzt hat. Die Massensuggestion will also nicht nur gut durchgeführt, sondern auch, wie bei einem guten Schachspiel, vor der eigentlichen Aktion sorgfältig vorbereitet sein. Es muß eben alles, wie bei einem geölten und geschmierten Mechanismus, klappen. Für die nötigen „Schmieresteher" muß gesorgt sein.

Genau so wird es natürlich der bessere, noch unverdorben gebliebene Teil der staatlichen, kirchlichen, gesellschaftlichen Organe anfangen müssen, wenn er das ihm anvertraute Gemeinwesen vom Untergange erretten und

sich selbst wieder zu Ehren bringen will. Er wird also nicht zuerst die Massen, die Glieder bekehren, sondern zuerst die Häupter in Ordnung bringen, d. h. er wird Staat, Kirche, Gesellschaft von den in diese Organismen eingedrungenen Krankheitserregern, d. h. Großgewerblern des Verbrechertums reinigen müssen. Mit den verbrecherischen Häuptern fallen dann die davon abhängigen verdorbenen oder mißleiteten Glieder von selbst, werden ausgeschieden, oder sie unterwerfen sich, d. h. sie werden, da „schlecht" sich jetzt nicht mehr lohnt, im Gegenteil, recht gefährlich werden kann, dann wieder „gut", gehorchen willig den im guten Sinne Starken und Weisen, die sie jetzt in Staat, Kirche, Gesellschaft über sich fühlen. Noch viel leichter wird sich dann das eigentliche Volk zum Guten zurückfinden. Es besteht zwar, wie gesagt, in allen Ländern zum weitaus überwiegenden Teile aus Schwachen, oder Dummen, oder solchen, die schwach und dumm zugleich sind; doch wird sich in ihm stets eine Minderheit erhalten haben, die den Mehrheitstrott aus unbeirrbar guten Instinkten nicht oder nicht freiwillig mitgemacht hat. Diese ist leicht eines Vernünftigen zu belehren, und da sie unter ihres Gleichen häufig — freilich nicht immer — die Autorität, die natürliche Führung vertritt, so fällt ihr bei ernstlichen Mahnungen die Mehrheit der übrigen, die sich jetzt nicht mehr von verbrecherischen Oberen geschützt fühlen, sehr leicht zu, und das ganze Gemeinwesen wird, falls die Herrschaft des großgewerblichen Verbrechertums nicht allzu lange angedauert hat, bald wieder gesund. Es ist viel schwerer, bedarf eines viel größeren Aufwandes von Willenskraft, Zeit und Geld, um ein von Natur und Kultur einigermaßen gut geartetes Volk zum Bösen zu verführen, als man braucht, um es wieder zum Guten zurückzubringen, falls nur die richtigen Wege nicht allzu spät eingeschlagen werden.

Das weiß niemand besser, als das großgewerbliche Verbrechertum selbst. Es wird deshalb darauf ausgehen, seine irgend einmal auf irgendeine Weise erlangte Übermacht über Staat, Kirche, Gesellschaft möglichst schnell sozusagen zur gesetzlichen und sittlichen Einrichtung zu machen. Diesem Zwecke dient am besten die Heiligsprechung all der Mittel, durch die das Gauner- und Gauklertum die Herrschaft über die große Masse der Schwachen und Dummen erlangt hat, nämlich die „öffentliche Meinung", der „Mehrheitswille" und das ganze Arsenal von „demokratischen" und „parlamentarischen" Schlagworten. Wenn das Volk gar nicht oder nur im guten Sinne beeinflußt, wenn es seinen natürlichen Instinkten oder seinen natürlichen Führern, den Starken und Weisen eigenen Blutes folgen würde, dann könnte man sich ja mit der Heiligsprechung gewisser Schlagworte allenfalls abfinden, denn diese würden oder könnten dann wenigstens die Wahrheit sagen. Wenn aber das Gauner- und Gauklertum die Richtung der öffentlichen Meinung vermittels der Massensuggestion bestimmt, dann werden jene dem Volksohr so wohl eingehenden „demokratischen"

Schlagworte zur schamlosen Lüge und dienen dann nur als Maske, um die Alleinherrschaft der Großgewerbler des Verbrechertums den Augen des Volkes zu verhüllen. Es scheint das ein uralter Gaunertrick zu sein. Schon die Skalden unserer Vorfahren scheinen ihn gekannt zu haben, denn sie versinnbildlichten ihn durch die Tarn-(Nebel-)kappe des Zwergkönigs Alberich, und die vielen Gestalten, die er damit annehmen kann.

Es muß also, wie gesagt, den Großgewerblern des Verbrechertums darauf ankommen, ihre Herrschaft und die Mittel, durch die sie erlangt wurde, möglichst schnell gesetzlich und sittlich festzulegen, zur alles heiligenden Gewohnheit zu machen. Das ist der ganze Zweck ihres „demokratischen" und „parlamentarischen" Geredes. Sie sind dann nämlich in der Lage, alle Auflehnungen gegen ihre Herrschaft mittels der Mehrheitsabstimmung niederzuschlagen. Selbstverständlich lassen sie sich eine für sie so schöne Sache auch etwas kosten, und deren erste Einrichtung kostet in der Tat viel, namentlich wenn der radikale Demokratismus und Parlamentarismus nicht nur im engern eroberten Gebiete, sondern „international", d. h. in möglichst allen Hauptkulturländern verwirklicht werden soll. Es ist das deshalb nötig, weil von einem einzigen gesund gebliebenen Hauptkulturlande aus unter Umständen der ganze vom großgewerblichen Verbrechertum beherrschte Zivilisationskreis der Heilung zugeführt werden könnte. Die Kosten der ersten Einrichtung bestehen nicht nur in der Schaffung von Publikationsorganen und in den Bestechungsgeldern, die für die käuflichen Behörden und gewisse Talente aufgewandt werden müssen, sondern manchmal auch in dem Dividendenausfall, den die unvermeidlichen Zugeständnisse an die Massen (Erhöhung der Löhne, Verkürzung der Arbeitszeit) mit sich bringen.

Diese kostspielige Epoche ist aber nur kurz und vorübergehend. Fühlt sich das großgewerbliche Verbrechertum in seiner Herrschaft über Staat, Kirche, Gesellschaft, Volk in allen Hauptkulturländern einigermaßen sicher, dann zieht es — Vorwände dazu finden sich ja leicht — die Zügel allmählich immer straffer an und bringt so bald das Vielfache der gehabten Unkosten wieder ein. Gefahr droht ihm dann nur noch von den kleingewerblichen Konkurrenten in der Ausbeutung (den gewöhnlichen Räubern, Dieben, Betrügern usw.) und der wachsenden Zahl der Unzufriedenen, die seine ungerechte Herrschaft, sein schnöder Mißbrauch der Macht mit Naturnotwendigkeit schaffen muß. Da es jedoch die „Freiheit", „Gleichheit", „Brüderlichkeit", die es früher, um selber „frei" und „gleichberechtigt" zu werden, für alle verkündigen ließ, jetzt nur noch für sich selbst braucht, so unterdrückt es in brutalster, ganz und gar nicht mehr „liberaler" Weise alle Aufstandsversuche, gleichviel ob sie mit eigentlichen, oder nur mit geistigen Waffen unternommen werden. Es gibt keinen schlimmeren, unduldsameren, heimtückischeren, ja auch blutigeren Tyrannen als das großgewerbliche Verbrechertum, wenn es an der Herrschaft ist und diese Herrschaft bedroht sieht. Das ist durch den gegenwärtigen größten und furchtbarsten aller

Kriege über jeden Zweifel offenbar geworden. Wie man mit all den „demokratischen" Freiheiten, namentlich der Presse- und Redefreiheit, in solchem Falle umspringt, zeigen die heutigen demokratischen Musterländer, England, Frankreich, Amerika in einer Weise, die jeden Rekord der schlimmsten Despotien früherer Zeiten weit hinter sich läßt.

Vermag sich das großgewerbliche Verbrechertum solange an der Herrschaft zu erhalten, bis von den schöpferischen und erhalterischen Menschengruppen alle Starken und Weisen, alle wirklich Mächtigen ausgerottet oder ausgestorben sind und auch der Mittelstand in geistiger und materieller Beziehung zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt ist, d. h. sind alle schwach und klein gemachten Nationen in einem „Völkerbunde" unter dem „Schutze" der Größtgewerbler des Verbrechertums vereinigt, dann vermag nichts mehr die bessere Menschheit vor völliger und dauernder Versklavung zu retten. Die einzige Hoffnung für die Guten besteht dann darin, daß die Häupter des großgewerblichen Verbrechertums infolge allzu schwelgerischen Lebens entarten und zugrunde gehen. Dieser Entartungs- und Absterbungsprozeß kann sich aber bei den jetzigen Fortschritten der Hygiene recht lange hinziehen, und bis dahin kann der Rest der werteschaffenden und -erhaltenden Menschheit ebenfalls absterben oder hoffnungslos — verhaustieren. Da aber mit dem Aussterben oder völligen Verhaustieren der schöpferischen Menschengruppen alle höhere Schöpferkraft materieller und namentlich geistiger Art erlischt, so sinkt die Menschheit von dem früher erreichten Kulturstande immer tiefer herab, bis zuletzt überall die rohe Natur wieder Platz greift, von der aus dann die Höherentwicklung von neuem beginnen kann, falls noch geeignetes Menschenmaterial dafür da ist.

Das sind furchtbare, entsetzliche Ausblicke, und darum muß jeder, der sich nicht zu den gewerbsmäßigen Verbrechern rechnet, den Starken und Weisen der schöpferischen und erhalterischen Menschengruppe, gleichviel welchen Landes und Volkes, heute mehr als jemals in beschwörender Weise zurufen: „Seiet hart, härter als Stahl, härter als Diamant gegenüber allen denen, die Lügen oder lügerische Wahngebilde an jene Stelle setzen wollen, die allein der Wahrheit, der Wirklichkeit, der gesunden Natur und echten Kultur gebührt. Seiet gnädig gegen die Notverbrecher, milde gegen die Gelegenheitsmacher, aber seiet erbarmungslos hart gegen das gewerbliche, gewohnheitsmäßige Verbrechertum, ganz besonders das große seiner Art, auch wenn es auf Präsidentenstühlen, auf Ministersesseln sitzt und in Palästen oder in Botschafterhotels wohnt, ja gerade dann seiet um so härter, erbarmungsloser."

„Kaum minder hart und erbarmungslos aber seiet gegen jene eingebildeten Klugschwätzer, die von gewissen Kanzeln, Lehrstühlen, Redaktionstischen, Parlamentssitzen usw. aus die Umkehrung aller von gesunder Natur und echter Kultur geschaffenen Werte vornehmen und so die Geschäfte des großgewerblichen Verbrechertums besorgen. Wenn ihr glaubt, daß sie

das nur aus Dummheit oder Unwissenheit tun, dann gebt ihnen Gelegenheit, sich eines Besseren zu belehren. Beharren sie auch dann noch auf ihrer sogenannten „Überzeugung", dann behandelt sie genau so wie ihre verbrecherischen Auftraggeber, denn sie gehören dann sicher zu diesen. Vor allem aber nehmt ihnen jede Gelegenheit, öffentlich Schaden anzurichten. Unterdrückt darum rücksichtslos alle Publikationsorgane, in denen sie ihrer sogenannten „Überzeugung" Ausdruck geben dürfen, und laßt euch dabei durch kein heuchlerisches Geschrei über Freiheitsbeschränkung am entschlossenen Handeln hindern. Gegen sie hilft nichts als brutale Gewalt. Diese genügt aber auch."

„Selig sind, die reines Herzens sind, aber seliger sind, die dabei zugleich auch stark und weise sind; denn sie allein können die gequälte Menschheit von der Gewalt des Teufels erlösen und das Reich Gottes auf Erden wieder herstellen. Darum beuge jeder, der sich zu den guten Menschen rechnet, in Ehrfurcht sein Haupt vor den Starken und Weisen seiner Art. Er gehorche ihnen unbedingt, ohne zu fragen, warum; denn so viel Zeit ist jetzt nicht da, um solche Fragen beantworten zu können. Wenn wieder wahrhaftiger Frieden auf Erden, das Reich Gottes wieder hergestellt ist, dann möget ihr solche Fragen stellen, jetzt nicht!"

Das sind so im größten, allgemeinsten die Verhaltungsmaßregeln, die für alle guten Menschen jetzt allein am Platze sind. In dieser furchtbaren Zeit, wo das großgewerbliche Verbrechertum im Bunde mit Schwachen und Dummen aller Länder und Völker — auch bei uns in Deutschland — den Willen zum endgiltigen Siege hat und mit allen nur erdenklichen Mitteln, auch den niederträchtigsten, gemeinsten, durchzusetzen sucht, — in dieser Zeit müssen alle guten Menschen, gleichviel in welchem Lande sie wohnen und welche Stellung sie dort einnehmen, fest zusammenhalten. Sie müssen sich heilig verpflichten, die angedeuteten Maßregeln unbedingt zu billigen, auf das strengste zu erfüllen und jeden, der sie zu durchkreuzen sucht, als ihren Feind anzusehen. Die Gefahr ist gerade jetzt so besonders groß, weil es dem großgewerblichen Verbrechertum in einem vorher noch niemals dagewesenen Maße gelungen ist, auch von den an sich guten oder wenigstens nicht ganz schlechten Menschen einen großen Teil in ihren Bannkreis zu ziehen, ihrer Suggestion zu unterwerfen. Diesen Teil eines Besseren zu belehren, muß darum eine der wichtigsten Aufgaben aller guten Menschen, namentlich aber der Regierungen aller Länder sein, die sich auf den Boden der Wahrheit, des guten Rechtes, der guten Sitte, der gesunden Natur, der echten Kultur stellen und weder mit den Verbrechern noch mit den Toren und Schwächlingen gemeinsame Sache machen wollen.

Starke und Weise können es nämlich nicht sein, die sich von den Großgewerblern des Verbrechertums haben verführen lassen; denn bei den Starken sind — gleichviel um welche Menschensorte es sich handelt —

die natürlichen Instinkte in der einen oder andern Richtung so sicher, daß es keiner besonderen Führung oder Verführung bedarf, um sie in das richtige oder falsche Lager zu bringen. Es handelt sich also im Grunde nur um die Schwachen oder Dummen, oder solche, die schwach und dumm zugleich sind. Unter den Schwachen sind aber viele, die sich einbilden, recht klug und weise zu sein. Auch sind sie manchmal, was bloße Schulbildung anbelangt, recht gut unterrichtet, obgleich die Halbbildung unter ihnen die Mehrheit ausmacht. Aber selbst gute Schulbildung hilft ihnen, da ihre Instinkte schwach und unsicher sind, oft nicht nur nichts, sondern sie schadet ihnen sogar. Diese Sorte von Schwachen sind die gefährlichsten, weil sie sich nicht nur selbst einbilden, klug und weise zu sein, sondern von vielen auch dafür gehalten werden. Mit den übrigen guten, aber schwachen Menschenkindern wäre leicht fertig zu werden, wenn nur erst diese Sorte richtig erkannt und damit unschädlich gemacht wäre.

Woran erkennt man nun aber diese Menschensorte so deutlich, daß ein Zweifel nicht gut möglich ist? An der Unsicherheit ihrer Instinkte hinsichtlich gewisser sehr wichtiger Dinge, wie z. B. des von ihnen selbst sogenannten „Militarismus", besonders aber hinsichtlich dessen, was man bei uns leider noch immer meist mit dem Fremdwort „national" bezeichnet, da das Wort „völkisch" noch ziemlich neu und keineswegs schon allgemein anerkannt ist. Gewöhnlich sagen die Menschen dieser Art von sich selbst und sogar mit Stolz, daß sie über alle nationalen, völkischen, ständischen und sonstigen „Vorurteile" erhaben, daß sie „international", „menschheitlich", „überstaatlich" und dem entsprechend natürlich auch „antimilitaristisch" und „pazifistisch" gesinnt seien. Sie ahnen nicht, welche ungeheure Torheit sie mit dieser Gesinnung bekunden; denn gerade diese ist es, die dem großgewerblichen Verbrechertum am erwünschtesten sein muß, weil sie, wie sofort gezeigt werden wird, ihren letzten Zielen am weitesten entgegenkommt.

Jede der beiden im vorigen Hefte näher gekennzeichneten Hauptgruppen der Menschheit bedarf nämlich, wenn sie sich im Kampfe um Dasein und Macht behaupten will, einer besonderen Machtorganisation. Die der werteschaffenden Menschen erwächst ganz natürlich aus der Familie, der Sippe, dem Stamme, dem Volke, die der ausbeuterischen künstlich aus der Clique, dem Klüngel, der Bande, dem Geheimbund. Aus beiderlei Organisationsgrundlagen können Staaten oder staatenähnliche Gebilde entstehen, sobald die betreffenden Menschen ein bestimmtes Land zur alleinigen bezw. dauernden Wohnstätte oder doch zum Mittelpunkt ihrer Machtorganisation erwählen. Notwendig jedoch sind bestimmte Landesgrenzen und Staatenbildung darin nur für die werteschaffenden und -erhaltenden Menschengruppen. Für die ausbeuterischen kann es sogar vorteilhaft sein, keine besonderen Staaten, sondern zwischenstaatliche (internationale) Machtorganisationen zu bilden. Die notwendigen

staatlichen Funktionen (Schutz gegen das kleingewerbliche Verbrechertum usw.) überlassen sie dann ganz der anderen Menschengruppe. (Vgl. Maiheft 1916, S. 60.) Wie dem jedoch auch sein mag, jedenfalls werden die Arten der Staaten oder staatenähnlichen Gebilde, die auf der einen oder anderen Grundlage entstehen, nicht wenig voneinander verschieden sein, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann. So viel steht jedoch schon nach dem vorigen und vorvorigen Hefte fest: von den rechtlich lebenden Menschen verlangt die besondere Art ihres Kampfes um Dasein und Macht, daß jeder Einzelne einem bestimmten nach außen hin begrenzten Staate und Volke angehöre, damit er innerhalb dieses Staates, unter dessen Schutze einen bestimmten ehrenwerten Beruf ausüben könne. Nur dadurch nämlich können sich die ordentlich leben wollenden Menschen gegenüber dem klein- und großgewerblichen Verbrechertum behaupten. Alle anderen gesellschaftlichen Zusammenschlüsse der guten Menschen — auch die Kirchen — sind ohne die starke Stütze der Staaten, und die Staaten wieder sind ohne die zusammenhaltende Kraft eines lebhaften völkischen und berufständischen Ehrgefühls ohnmächtig. Sie fallen dann nur zu leicht dem großgewerblichen Verbrechertum in die Hände. Was man „Patriotismus", „Vaterlandsliebe" nennt, ist nichts weiter als ein anderer Ausdruck für das völkische und berufständische Ehrgefühl; nur daß dann hierzu noch das Staatsgefühl kommt; denn allein in einem bestimmten, fest abgegrenzten Lande können sich, wie schon vorher bemerkt, Staaten entwickeln. Zwar können Staaten auch mehrere durch gemeinsame Interessen verbundene Völker umfassen, aber sie werden aus dem vorher angegebenen Grunde um so fester gefügt sein, je mehr darin ein bestimmtes Volk den Vorrang, die Vormacht hat, und je mehr das Staatsgefühl von diesem Volke und von allen Ständen dieses Volkes getragen wird. Kirchenartige gesellschaftliche Zusammenschlüsse können ebenfalls in mehreren Staaten und Völkern ihre Anhänger haben; aber auch sie werden um so mächtiger und gegen ihre Feinde, zu denen besonders das klein- und großgewerbliche Verbrechertum gehört, um so geschützter sein, je weniger sie sich zum staatlichen, völkischen, ständischen Ehrgefühl in Widerspruch setzen, d. h. je enger sich ihre Gliedorgane an die betreffenden Staaten, Völker, Stände anschließen. Es handelt sich dann um eine Symbiose, Lebensgemeinschaft, die für beide Teile Vorteile bietet und keinem zum Schaden zu gereichen braucht. Ein gegensätzliches Verhalten, ja auch nur eine bloße Neutralität gegenüber dem staatlichen, völkischen, ständischen Ehrgefühl macht die Kirchen ohnmächtig und liefert sie dem Pakte mit dem großgewerblichen Verbrechertum, d. h. in ihrer Sprache dem Teufel, ja dem Obersten der Teufel aus.

Wie muß sich nun aber das klein- und großgewerbliche Verbrechertum zu den Staaten, Völkern, Ständen verhalten?

Es hat selbstverständlich nicht nur kein Interesse daran, das ständische, völkische, vaterländische Ehrgefühl zu stärken, sondern muß im Gegenteil

dieses als seinen schlimmsten, gefährlichsten Feind betrachten, wenn es sich behaupten oder gar die Übermacht über die Staaten und Völker gewinnen will. Wo es nicht selbst herrscht, will es nur möglichst kleine und schwache Staaten sehen. Es muß darum alles zu schwächen suchen, was diese Organisationsformen stärken könnte. Das ist nun aber gerade das völkische und berufständische Ehrgefühl, sowie auch das, was gewisse Menschen verächtlich „Militarismus" nennen. Daher haben denn auch alle zum ungesetzlichen Leben neigenden Menschen, mögen sie zum Klein- oder Großgewerbe ihrer Art gehören, und ebenso alle unter ihrer Suggestion stehenden schwachen, instinktunsichern Menschenkinder weder völkisches noch vaterländisches Ehrgefühl. Auch hassen sie alle den von ihnen sogenannten „Militarismus". Die bloß Verführten haben, namentlich wenn sie zu den angesehenen bevorzugten Ständen, oder auch zu den sogenannten „Proletariern" gehören, manchmal noch etwas ständisches Ehrgefühl, doch wurzelt das nicht mehr in einem bestimmten Volke, hat also keinen sozialbiologischen Wert, denn es erstreckt sich, soweit es nicht bloßes Geckentum ist, über denselben Stand aller Völker. Dieser irregehende Rest ständischen Ehrgefühls schadet dem großgewerblichen Verbrechertum nicht, er nützt ihm sogar manchmal, indem er zur Schürung des „Klassenkampfes" zwischen den übrigen, sozialbiologisch aufeinander angewiesenen Ständen desselben Volkes und Staates ausgenutzt werden kann.

Man sieht also, daß es für die guten, rechtlichen Menschen keine größere Schwäche und Torheit geben kann, als staats- und volkslose (internationale) Gesinnung, sowie Mangel an berufständischem Ehrgefühl zu haben.

Auf eine ähnliche Torheit läuft, wie schon im vorigen Hefte gezeigt, das Verhalten der hier zu kennzeichnenden Menschensorte zum „Militarismus" hinaus. Auch in dieser Hinsicht können die Verführten den letzten Zielen des großgewerblichen Verbrechertums, unter dessen Suggestion sie stehen, gar nicht besser entgegenkommen; denn wie soll die bessere Menschheit sich gegen die schlechtere behaupten oder gar zur Herrschaft über dieselbe kommen, wenn sie auf das wirksamste, ja allein wirksame Mittel: die heldische Lebensauffassung und alles, was zu deren materieller und geistiger Ausrüstung gehört, feige verzichten und sich dem ohnmächtigen Pazifismus, oder der händlerisch-räuberischen Weltanschauung in die Arme werfen will? Diese Torheit wäre so bodenlos, daß sie das Hohngelächter der ganzen Hölle erregen müßte. Ehe das großgewerbliche Verbrechertum nicht überall in der Welt zur Strecke gebracht worden ist, ist keine gesunde Grundlage für einen freien „Völkerbund" möglich. Es kann also an keinen dauernden Frieden und darum auch an keine Abrüstung gedacht werden.

Aus allen diesen Gründen, die gesunder Wirklichkeitslogik, keinen Wahngebilden entspringen, wird jeder von Natur halbwegs gute Mensch

es begreiflich finden, warum er alle als Feinde ansehen muß, die nicht fest und unzweideutig auf dem Boden vaterländischer, völkischer, berufständischer Gesinnung stehen, die in dieser Hinsicht kein empfindliches Ehrgefühl haben. Gerade das letztere ist in dieser Beziehung besonders kennzeichnend, denn es ist die Blüte dieser Gesinnung. Menschen ohne solche Gesinnung und ohne solches Gefühl gehören entweder selbst zum Verbrechertum groß- oder kleingewerblicher Art, oder sie stehen unbewußt unter der Suggestion der Schlagworte, die das großgewerbliche Verbrechertum zur Verhüllung und bessern Durchsetzung seiner Ziele in die Welt hinausposaunen läßt.

Es ist von außerordentlichem Interesse, einmal zu untersuchen, welche Stände und Berufe mehr als andere der Gefahr verbrecherischer Entartung ausgesetzt sind, welche also eines besonders empfindlichen Ehrgefühls bedürfen.

Bei den unmittelbar werteschaffenden und -erhaltenden Berufen, wie dem des Landwirtes, des Handwerkers, des Industriellen, des Lohnarbeiters, des Künstlers, des Lehrers und Gelehrten ist die Gefahr gering. Jedenfalls liegt hier die Versuchung nicht in dem Berufe selbst, sondern muß erst von außen in ihn hineingetragen werden. Das macht freilich die besondere Pflege eines spezifischen Ehrgefühls auch für diese Stände und Berufe nicht entbehrlich; aber der Seelsorger wird es hier vergleichsweise leicht haben, die Seelen gesund zu erhalten.

Etwas anderes ist es mit den nur mittelbar werteschaffenden bezw. erhaltenden Berufsarten, und unter diesen ist wieder der des Soldaten und des Kaufmanns besonders gefährdet. Wie ja denn auch schon Goethe gelegentlich bemerkte: „Krieg, Handel und Piraterie — dreieinig sind sie, nicht zu trennen.“ Das ist freilich eine Übertreibung; aber es zeigt deutlich die Gefahr, in der diese Berufsarten schweben. Vorzugsweise ist es der lebenslängliche Berufssoldat, der aktive Offizier — die anderen sind ja nur zeitweilig Soldat —, der bei der Ausübung seines eigentlichen Berufes, des Krieges — alles andere ist ja nur Vorbereitung dazu — sich ganz besonders zusammennehmen muß. Er hat, wie jene allegorische Radierung von Albrecht Dürer recht eindringlich zeigt, auf der Rechten den Tod, dicht hinter sich den Teufel, und wenn er trotz dieser beiden die in der Ferne winkende Gralsburg der Ehre und des Ruhmes erreichen will, dann muß er ein außerordentlich empfindliches und dabei doch sicheres, schnell entschlossenes Ehrgefühl haben. Daß für dessen Pflege im ritterlichen Stande mehr als irgendwo anders getan und die Strafe für den Verlust der Ehre hier ganz besonders hoch angesetzt wird, ist sehr verständlich. Ebenso verständlich sind aber auch die Bemühungen des großgewerblichen Verbrechertums und aller unter seiner Suggestion oder in seinem Solde Stehenden, gerade dieses Ehrgefühl verächtlich zu machen, es teils als unerhörte Anmaßung, teils als lächerliche Torheit zu brandmarken.

Kaum weniger gefährdet ist bei der Ausübung seines (an sich durchaus nützlichen und notwendigen) Berufes der Kaufmann, und zwar der große Handelsherr noch mehr als der kleine Krämer, der ja nur ein enges Betätigungsfeld hat. Jeder Händler aber hat ähnlich wie der Ritter, der Offizier auf der einen Seite wenn nicht den leiblichen, so doch den wirtschaftlichen Tod, den Bankerott, auf der andern den Teufel in der Gestalt des Wucherers oder gar des Volksverräters. Auch er muß also seinen Lebenslauf zwischen diesen beiden hindurchsteuern. Auch er muß darum ein besonders empfindliches Ehrgefühl berufständischer wie völkischer und staatlicher Art haben. Darum sei ihm denn auch, wie dem Ritter, ein besonderes Ansehen vor Gott und den Menschen gesichert, wenn es ihm gelingt, stets zwischen der lockenden und der drohenden Gestalt hindurch zu kommen; aber ebenso sicher treffe ihn der Fluch seiner Berufsgenossen und seines Volkes, wenn er im Vaterlande zum Wucherer, im fremden Lande zum Verräter an seinem Volke wird. Mag er dabei noch so viel Schätze erwerben, jeder Ehrenmann verachte ihn und, falls ihm sein Verbrechen nachgewiesen werden kann, erleide er ohne Gnade schwere Strafe. Jedoch sei man hinsichtlich des als Recht anzusehenden Profites nicht kleinlich, wenn mit der Ausübung des kaufmännischen Berufes große wirtschaftliche oder gar leibliche Gefahren verbunden sind.

Es bleibt also dabei und jeder billig Denkende wird es zugeben, daß die Versuchung zur verbrecherischen Handlung beim großkaufmännischen Berufe und hier wieder besonders beim Geldhändler recht groß ist. Das ist denn auch der Grund, warum sich aus diesem Berufe vorzugsweise das großgewerbliche Verbrechertum intersozialer und internationaler Artung rekrutiert. Die Versuchung wird überdies noch gesteigert, wenn der Großkaufmann sich in einem Staate und Volke als Fremder fühlt, wenn ihn keine Blutsbande an das betreffende Volk fesseln. Das ist heutzutage noch überall in der Welt beim Juden der Fall, und darum wird bald wieder die Zeit kommen, wo die Starken und Weisen jedes auf Ehre haltenden Volkes wieder wie früher zu ihm also sprechen: „Hic Rhodus, hic salta! Entweder, du verläßt unser Land und suchst dir irgendwo wieder ein eigenes Vaterland, oder du benimmst dich im Handel und in jedem anderen Berufe genau so wie wir das von jedem unserer Volksgenossen fordern. Tust du weder das eine noch das andere, und hältst du auch als ehrlicher Jude nicht den unehrlichen Volksgenossen ernsthaft zum ehrenhaften Lebenswandel an, dann werden wir dich aus unserem Lande ausweisen, und wenn du nicht gehen willst, werden wir dich und deine ganze Sippschaft mit Weib und Kind erbarmungslos hinaustreiben."

Diese Drohung erscheint, wenn sie sich in allen Kulturländern erhebt, furchtbar, entsetzlich; aber die Juden aller Länder und Völker können sich schon jetzt darauf gefaßt machen, daß sie ausgeführt werden wird, sobald die werteschaffenden Kulturvölker sich wieder auf sich selbst besinnen, sich

von den materiellen und geistigen Fesseln befreien, in die sie das großgewerbliche Verbrechertum, nicht zum geringsten das aus dem Judentum hervorgegangene, nach und nach verstrickt hat. Der gegenwärtige Krieg wird in dieser Beziehung entscheidend werden, gleichviel wie er ausgeht. Er hat in dieser Hinsicht wie ein ungeheures, anhaltendes Wetterleuchten gewirkt. Die fein gewobenen Schleier des Wahns fangen schon an zu zerreißen, die Schuppen von den Augen der betörten Völker zu fallen. Bald werden diese ganz hellsehend werden, und dann — — wehe den Verbrechern, die sich bis dahin noch nicht gebessert haben! Das Strafgericht wird dann an Furchtbarkeit alles in dieser Beziehung Vorausgegangene in Schatten stellen.

Also wird es in allen Ländern Revolutionen geben?

Sehr wahrscheinlich; aber sie werden nicht überall blutig und jedenfalls ganz anderer Art sein, als die englische und die ihr etwa hundert Jahre darauf erfolgte große französische Revolution von 1789. Diese beiden Bewegungen werden nach den mit ihnen gemachten furchtbaren Erfahrungen als das erkannt werden, was sie in Wahrheit sind und als was sie schon im vorigen Hefte bezeichnet wurden: als direkte Umkehrung aller gesunden Vernunft, als völlige Verleugnung vieltausendjähriger Erfahrungen der Welt- und Menschengeschichte. Man wird einsehen, daß diese Umwälzungen nur eine neue Form des Mißbrauchs der Herrschaft und zwar eine viel schlimmere als die vorausgegangene hervorgebracht haben, nämlich die des großgewerblichen Verbrechertums aller Arten und Spielarten, insbesondere des Gauner- und Gauklertums.

Das wird keinem als zu viel gesagt erscheinen, der diesen und die vorausgegangenen Artikel mit Verständnis gelesen hat. Überdies muß es der gegenwärtige Krieg jedem, der nicht selbst unter der Suggestion des Gauner- und Gauklertums steht, an sich schon offenbart haben. Die unkontrollierte Weltherrschaft dieses Gesindels hat hinterrücks die Ehrfurcht vor allem und jedem ermordet, hat alles Hohe, Herrliche, Erhabene in den Staub gezogen und dafür den Götzen Mammon auf den Thron gesetzt. Die Folge davon war, daß mit der Ehrfurcht auch das Ehrgefühl in fast allen Ständen, vielfach sogar den unmittelbar werteschaffenden, verloren ging. Was das besagen will, kann man aus dem Vorausgegangenen ersehen. Wird die Weltherrschaft des Gauner- und Gauklertums, wie wir alle hoffen wollen, durch diesen Krieg, gleichviel, wie er ausgeht, gestürzt, dann wird es eine schwere Arbeit werden, das ungeheuere Trümmerfeld, das diese Herrschaft nicht nur in materieller, sondern vor allem in geistig-sittlicher Hinsicht hinterlassen hat, abzuräumen und etwas Neues, Besseres darauf zu errichten.

Soll aber diese Herrschaft in allen Ländern europäischer Kultur wirklich gestürzt werden, dann gehört dazu außer dem Siege[1]) der Mittelmächte

[1]) Der Aufsatz wurde vor dem neuen Friedensangebot der Mittelmächte geschrieben. Wie alle diese Friedensangebote, vor allem aber das letzte, möglich gewesen sind, wird man sich erst später zureichend erklären können.

vor allem Aufklärung über die für das Zusammenleben der Menschen geltenden Naturgesetze, damit die an deren Stelle fast noch überall herrschenden Wahngebilde endlich einmal zerstört werden. Und zwar muß diese Aufklärung von allen dafür nur irgend in Betracht kommenden Stellen aus: von den Kanzeln, den Lehrstühlen, den Redaktionstischen, den Rednertribünen, den Parlamentssitzen, den Ministersesseln, ja den Thronen aus erfolgen. Freilich müssen alle diese Stellen vorher erst selbst in der rechten Weise aufgeklärt werden, ehe sie ihr Wissen mit autoritativer Suggestivkraft weiter geben können; darum muß eben die Aufklärung in der richtigen Reihenfolge, von oben nach unten, erfolgen. Eher könnte auch nach einem nominellen Frieden kein wirklicher Frieden erwartet werden.

Diese unbedingt nötige Vorarbeit hat nun freilich ihre großen Schwierigkeiten; denn das internationale Gauner- und Gauklertum hält wohl noch immer in allen irgendwie bedeutenden Ländern die Wege zur Macht mit eigenen oder gefügigen Leuten besetzt. Es läßt so leicht nichts durch, was ihm schaden könnte. Dazu gehört augenscheinlich auch diese Zeitschrift; denn niemand wird leugnen können, daß sie im Sinne unbestechlicher Wahrheit ein gut Teil Aufklärungsarbeit leistet. Was nützt das aber nach oben, nach den Stellen der Macht hin, wenn die am weitesten verbreiteten Publikationsorgane im Inland und Ausland sie hartnäckig totschweigen? Gewiß wurden bestimmte Hefte auch den Mächtigen, Maßgebenden in Staat, Kirche, Gesellschaft zugeschickt, ja manchmal sogar von berufenen Persönlichkeiten überreicht; aber es scheint, worauf schon im vorigen Hefte hingewiesen wurde, bisher noch immer nicht, daß diese Schritte von irgendwie erheblichem Erfolge gewesen sind. Vielleicht hat man trotz aller Empfehlungen die Hefte noch immer nicht gelesen. Die Papiersintflut, die jetzt an bestimmte Stellen anbrandet, scheint trotz des Papiermangels so überwältigend zu sein, daß vielleicht gerade das Wichtigste unbeachtet liegen bleibt.

Diese trüben Erfahrungen dürfen uns freilich nicht abhalten, weiterhin unentwegt unsere Pflicht zu tun. Darum sei allen Lesern auf das eindringlichste ans Herz gelegt, alles nur Erdenkliche und Mögliche zu tun, damit die Mächtigen in Staat, Kirche, Gesellschaft und alle, die es sonst noch nötig haben, auf die hier gegebene Aufklärung hingewiesen werden und für deren Weiterverbreitung das Erforderliche tun. Der Verlag wird, falls ein Mißbrauch ausgeschlossen erscheint, gern Stücke einzelner Hefte oder Abzüge bestimmter Artikel zur Verfügung stellen. Freilich müßten dann auch die entsprechenden Geldmittel zur Verfügung gestellt werden. Der Verlag hat in dieser Beziehung getan, was er irgend konnte, ja mehr als das. Wer also irgendwie in der Lage ist, in dieser Hinsicht etwas Ersprießliches zu tun, der unterlasse es nicht. Die Verantwortung für die Unterlassung wird jetzt von Tage zu Tage schwerer, und wenn das Unglück da ist, hilft alle Reue nichts mehr. Gewiß fängt es schon hie und da —

an den höchsten Spitzen der Berge — zu tagen an; aber die Täler sind noch immer in tiefe Nacht getaucht.

Das gilt besonders für das feindliche Ausland. Jeder wird sich selbst sagen, daß der Krieg sofort zu Ende wäre, wenn die feindlichen Völker auch nur zu ahnen anfingen, für was und für wen sie ihr letztes Gut und Blut hingaben. Darum seien insbesondere die ausländischen Leser in den verbündeten und neutralen Ländern auf das ernsteste gebeten, ja beschworen, die ihnen irgend zugänglichen Publikationsorgane in ihrem Lande auf diese Zeitschrift aufmerksam zu machen. Alle können sie doch nicht von der Entente bestochen sein, wenn auch viele unbewußt unter deren Suggestion stehen mögen. Vielleicht sind wenigstens die von ihr unabhängigen eines Besseren zu belehren. Man versuche es jedenfalls und, wenn nötig, übersetze man die betreffenden Artikel oder Stellen daraus gleich in die Landessprache.

Wer meine Beiträge in den letzten Heften aufmerksam verfolgt hat, wird zugeben müssen, daß es sich in der nächsten Zeit entscheiden muß, ob für die bessere Menschheit schönere Tage kommen, oder ob sie noch weiterhin in den Banden des großgewerblichen Verbrechertums schmachten und durch diesen Krieg auch um das Letzte, was sie bisher noch hatte, gebracht werden soll. Gewiß ist Hoffnung vorhanden, daß endlich einmal eine Wendung zum Besseren eintreten wird; aber ohne die äußerste Anstrengung aller materiellen, geistigen, sittlichen Kräfte aller Hauptkulturländer kommt sie nicht. Mit dieser ernsten Mahnung will ich schließen. Möchte sie die Beachtung finden, die sie verdient.

Die Förderung der Tüchtigen und die Berliner Begabtenschulen.

Prof. Dr. H. G. Holle.

„Die Verwirklichung des Gedankens ‚Freie Bahn dem Tüchtigen' im Berliner Schulwesen" nennt sich auf dem Streifband ein vor kurzem erschienenes Werk von Moede, Piorkowski, Wolff über „Die Berliner Begabtenschulen" (Langensalza 1918, Beyer & Söhne) und kennzeichnet damit den Zweck dieser Schulen für den biologischen Politiker hinreichend deutlich. In der Einleitung wird gesagt, daß wir „bisher mit unseren Kräften allzu verschwenderisch" waren. Das soll heißen, es sei viele Begabung nicht zur Auswirkung gekommen, verkümmert oder zugrunde gegangen. Wir haben hier zu untersuchen, ob oder wieweit das nach biologisch-psychologischen Gesichtspunkten zutreffend ist und welche Bedeutung die angestrebte Neuerung im Gegensatz zur bisherigen Ordnung unseres Schulwesens für das gesamte Volk hat.

Das Buch hat vom individualistischen Standpunkte nur das Wohl der Begabten selber im Auge; aber auch in dieser Beziehung müssen Zweifel geäußert werden, ob durch die Methoden der Auswahl die wirklich Tüchtigen getroffen werden.

Daß eine zuverlässige Auswahl der Begabten aus den Volksschulen und ihre Förderung zu höheren Berufen zu einer geistigen Verarmung der niederen Stände führen und, da sie nicht zur „Nachzucht", sondern zum Verbrauch ausgewählt werden, zu einer geistigen Verarmung des ganzen Volkes führen müssen, habe ich schon in früheren Aufsätzen über die „Einheitsschule" in dieser Zeitschrift zum Ausdruck gebracht. — Da natürlich nicht die eben schulpflichtig werdenden Kinder auf ihre „Begabung" untersucht werden können, sondern deren Erkennung, wenn überhaupt, erst später möglich wird, so müssen die Begabtenschulen notwendig nach dem Grundsatz der „Einheitsschule" aufgebaut sein, das heißt eine möglichst weit ausgedehnte, für alle Schulen gemeinsame Unterstufe verlangen. Damit wird das höhere Schulwesen tatsächlich auf die „Oberrealschule" und damit rein auf das praktische Leben zugeschnitten, zur technischen Vorschule gemacht. Nun soll allerdings, da das Gymnasium vorläufig sich noch als lebenskräftig erweist, die neue Organisation der Begabtenschulen auch die gymnasiale Bildung den begabten Volksschülern dadurch zugänglich machen, daß sie nach ihrem Abgang aus der ersten Klasse, also nach siebenjährigem Schulbesuch, in abgekürzte sechsjährige gymnasiale und realgymnasiale Kurse aufgenommen werden, die mit der Untertertia beginnen und erst in der Untersekunda sich scheiden. Daß damit der Untergang der Gymnasien angebahnt wird, darf hier nicht unerwähnt bleiben wegen des Zusammenhanges mit der Zielrichtung der Begabtenauswahl auf das Eigenwohl der Begabten statt auf das der Gesamtheit.

Es wird gesagt, daß das Gymnasium seine Schüler zu alten Römern erzöge. Wenn sie es doch täten, wenn wir doch heute einen maßgebenden Cato hätten, oder vielmehr gehabt hätten, der in bezug auf England das Wort durchsetzte: „Ceterum censeo Carthaginem esse delendam!" — Umgekehrt hat die Beschäftigung mit den neueren Sprachen die Jugend und ganz besonders die weibliche vielfach zu Engländern oder Franzosen erzogen und es den Feinden erspart, sie durch Bestechung auf ihre Seite zu bringen. Vielfach; die neueren Sprachen können auch so betrieben werden, daß an ihnen der Gegensatz und der Vorzug des Deutschtums klargelegt wird. Und an wurzelechten Deutschen ist die schädliche Einwirkung überhaupt abgeglitten; aber der leicht vom Deutschtum abzulenkenden Mischlinge sind doch schon zu viele. Dem heutigen Gymnasium ist das Altertum Hintergrund und Vorbereitung des Deutschtums, das nicht nur aus dessen Vorzügen, sondern mehr noch aus dessen Fehlern lernen soll. Und die Beschäftigung mit der lateinischen Sprache gibt die grammatisch-logische Schulung, die das Verständnis (nicht das Verstehen) der neueren erschließt.

Dafür ist die tote Sprache gut genug; es wäre eine Sünde an unserer deutschen Muttersprache, sie für solche formale Dinge zu mißbrauchen. Dann gehört aber das Latein in die Sexta, wo die Beschäftigung mit der lateinischen Formenlehre und Grammatik noch als ein geistiges Spiel aufgenommen wird; für den Tertianer oder gar Sekundaner bedeutet der Anfang mit dem Latein eine erdrückende Qual. Gewiß ist die Forderung zu begrüßen, wenn es möglich ist, dem Deutschen einen erweiterten Raum zu geben, aber nicht für sprachliche Zergliederung oder „tiefgründige" Inhaltserläuterungen, sondern zum unmittelbaren Genuß unserer Literatur und zur Einführung in die germanische Vorzeit. Die deutschen Stunden sollten nicht Unterrichts-, sondern Feierstunden sein! — Die neueren Fremdsprachen sind gewiß unentbehrliches Rüstzeug für das praktische Leben, aber ein zweifelhaftes Bildungs- und Erziehungsmittel. Ein richtiges können sie nur werden, wenn ihr wissenschaftlicher Betrieb nur auf das bessere Verständnis des Deutschen zugeschnitten ist. Den deutschen Ausdruck zu pflegen ist Sache jedes Schulfaches.

Doch zurück zur Auswahl der Begabten. Gegenüber der Tatsache, daß nach den letzten statistischen Angaben 16,3 pCt. der Studierenden von Eltern aus höheren Schichten, 45,5 pCt. aus dem Mittelstande, 33,2 pCt. aus den unteren Schichten stammen, weist das erwähnte Buch darauf hin, daß 90 pCt. aller Knaben die Volksschule durchlaufen. Dieser Hinweis spricht für das Bestehen der Meinung, daß die Begabung auf alle Stände gleichmäßig verteilt sei, daß also viele Begabung in den unteren Ständen „stecken bliebe". Dem gegenüber sei hier erwähnt, daß nach den Angaben desselben Buches aus den Berliner Gemeindeschulen, deren Gesamtzahl der abgehenden Schüler leider nicht angegeben wird, „mehrere Hundert" zur Auswahl für die „Begabtenschulen" gestellt wurden. Diese Zahl scheint etwas gewaltsam zustande gekommen zu sein, wenn man hört, daß eine Schule drei Mädchen für höhere Schulen vorgeführt hat, von denen sie selber sagt, daß sie „nicht als hervorragend beanlagt, nicht einmal als sonderlich gut befähigt angesehen werden" können. Eine andere Schule sendet einen Schüler als „relativ" Bestbefähigten; aber der Jahrgang sei überhaupt nicht besonders erfreulich gewesen. Es ist danach kein Wunder, wenn unter zwölf Mädchen, die als „hervorragend gut beanlagt" von einer dritten Schule gesandt waren, nur eine oder zwei als gut beanlagt anerkannt werden konnten. Ähnlich lag es bei allen anderen Schulen, die mit „Massenaufgeboten" von acht bis zwölf Kindern auf die Klasse anrückten, von denen „nur ein oder zwei Schüler, teilweise sogar gar keiner angenommen werden konnten". Einige mitgeteilte Beispiele von Fehlleistungen geben eine krasse Erläuterung dazu. — Wenn also im ganzen 68 Knaben und 54 Mädchen durch das Prüfungsverfahren ausgewählt wurden, so scheint das das Äußerste zu sein, was aus der Gesamtheit der von den Berliner Volksschulen abgehenden Schüler herausgeholt werden

konnte. Der Mitverfasser Dr. Moede meint selber, daß durch das Prüfungsverfahren „der Zweck der Begabtenschulen, allen Hochbegabten freie Bahn zu schaffen, in weitem Umfange erreicht zu sein scheint". —

Nun wäre zu fragen, ob die Hochbegabten wirklich richtig herausgefunden sind, also der Wert der Prüfungsmethoden zu beurteilen. Es wurde untersucht: Aufmerksamkeit und Konzentrationsfähigkeit, Gedächtnis, Kombination, Begriffsbereich, Urteilsfähigkeit, endlich Anschauung und Beobachtungsfähigkeit. Die Methoden sind im allgemeinen recht geschickt erdacht und angewandt. Sie zeigen ihren Wert auch darin, daß ihre Ergebnisse nach dem in einer Schule vom Schulleiter angestellten Versuch sehr gut mit den bisherigen Begabungsschätzungen der Schule übereinstimmen. Auch die bisherigen Leistungen der in die höheren Schulen aufgenommenen Prüflinge sprechen dafür. Trotzdem muß ich grundsätzliche Bedenken gegen die ganze Art der Untersuchung festhalten, auf die Gefahr hin, daß sie als „billige Bemerkungen und Meinungsäußerungen vorwiegend nur psychologisch interessant und von Bedeutung für diejenigen, die sie produzieren", angesehen werden und meiner Denkfähigkeit danach eine schlechte Zensur ausgestellt wird. — Denn es handelt sich in jedem Falle um „Schultüchtigkeit", die mit Tüchtigkeit für das Leben nicht ohne weiteres gleichgesetzt werden kann. Der ganze Schulbetrieb ist nur zugeschnitten, und kann nur zugeschnitten sein auf das Mittelgut. Die wirklich hervorragende Begabung entfaltet sich ohne die Schule, in einer schlechten sogar gegen die Schule. In der Tat sind hervorragende Männer oft schlechte Schüler gewesen; aber sicher nur in einer schlechten oder ihrer besonderen Begabung nicht gerecht werdenden Schule. Und wer das spätere Leben aus einer guten Schule abgegangener Schüler verfolgt hat, kann nicht im Zweifel sein, daß gute Schüler, wenn auch nicht hervorragende, so doch tüchtige oder wenigstens braudchbare Männer geworden sind. Aber hier handelt es sich nicht um Erkennung, Pflege und Förderung in der Schule vorhandener Tüchtigkeit, sondern um Auswahl der Tüchtigkeit *für* die Schule.

Die Bedenken beziehen sich zunächst auf die *gleichwertige* Schätzung der genannten geistigen Fähigkeiten für das Gesamtergebnis. Eine gleichwertige Schätzung halte ich um so weniger für angebracht, als ich einzelne Untersuchungsweisen überhaupt verwerfe. Z. B. „Worte hinzuschreiben, die sich auf Gegenstände des Zimmers bezogen, zweisilbige Dingworte waren und kein gesprochenes a, e und n enthalten". Danach würde das 66 Zeilen haltende „Gedicht ohne r" von Friederike Kempner eine besonders hervorragende geistige Leistung sein. — Ferner das Einprägen sinnloser Silben in paarweiser Anordnung. Wenn das Buch darauf hinweist, daß fremdsprachige Vokabeln auch mit dem deutschen Worte zusammen gemerkt werden, so ist das eben auch ein sinnloses Verfahren, das der verbesserte Sprachunterricht aufgegeben hat, wenn er das Sprechen der Fremdsprache an ihrer unmittelbaren *Anwendung* auf den Gegenstand lehrt. Ebenso

das Zusammenmerken von Worten und Zahlen, entsprechend dem Lernen von Geschichtsdaten, von dem man auch abgekommen ist. Es handelt sich bei diesen Verfahren überhaupt nicht um geistige Tätigkeit. Sie sind nicht bloß überflüssig, sondern direkt schädlich, weil sie zu unnützen Belastungen des Gedächtnisses führen, das zu sinnvollem Inhalt dann weniger Raum hat, und dazu verführen, Wortverbindungen an Stelle von sachlichen Beziehungen zu setzen. Kinder, die viel in dieser Weise „memoriert" haben, werden zum Denken schließlich untauglich. Das sind die Worthelden, die mit Antworten immer gleich bei der Hand sind, weil das Wort des Lehrers ein in ihrer Erinnerung willkürlich damit verknüpftes wach ruft, die aber nie mit ihrem Denken bei der Sache sind. Solche Kinder werden von gleichgearteten Lehrern und besonders Lehrerinnen für vorzügliche Schüler gehalten. Die Kinder sollten überhaupt nicht „auswendig" lernen, sondern nur „inwendig"! — Für zusammenhangslose Tatsachen sind die Tabellen da. Wer durch die besondere Richtung seiner geistigen Beschäftigung solche Tatsachen öfter zu beachten genötigt ist, behält sie dann von selber. Gelehrt werden sollen nur zusammenhängende Tatsachen, und man lernt sie, indem man sie „begreift". — Daß in den meisten Fällen die „Gedächtnisleistung im reinen Behalten keineswegs mit den sonstigen Resultaten in den Versuchen zur Feststellung der Kombinationsgabe, Beurteilung von logischen oder psychologischen Zusammenhängen usw. übereinstimmte", stellen die Verfasser selber fest. — Das eigentlich schöpferische Denken, das für die Höhe der Begabung den Ausschlag gibt, ist natürlich auf der untersuchten Altersstufe noch kaum zu erkennen und da es in der Stille und nicht auf Kommando arbeitet, mit dem psychologischen „Versuch" sicher nicht zu „erfassen". Auch hängt sein Erwachen mit der Geschlechtsreife eng zusammen, die überhaupt für die geistige und moralische Veranlagung eine kritische Zeit bedeutet. Ihr verschiedenzeitiger Eintritt macht die Untersuchung unsicher und macht für langsam sich entwickelnde Kinder germanischer Abstammung die Beurteilung ungerecht gegenüber dem rascher sich entwickelnden welschen oder jüdischen Kinde.

Die wirklich brauchbaren Untersuchungsweisen werden in ähnlicher Weise von jedem tüchtigen Lehrer, der nach den Leistungen, nicht nach den Kenntnissen urteilt, angewandt; nur mit dem Unterschiede, daß es sich dabei nicht um eine den Schülern bewußte entscheidungsschwere Prüfung handelt und die Schüler weder in besonderer Anspannung noch unter verwirrenden äußeren Umständen unbemerkt beobachtet werden. — Die reine Begabungsprüfung darf über die zu wählende Laufbahn auch deshalb nicht entscheiden, weil die Leistungen im Beruf wesentlich von der Berufsfreudigkeit abhängen, davon, ob der Betreffende den Beruf mit Lust und Liebe ergreift und ausübt. C. Piorkowski stellt selber fest, daß bei gefühlsbetonten Erscheinungen oder Vorgängen sonst schwächer veranlagte Kinder (es handelt sich um Mädchen, die für technisch-geometrische Vor-

gänge versagten) eine staunenswert gute Beobachtung zeigten. Auch die Eingewöhnung in den Gedankenkreis, das Tun und Treiben eines bestimmten Berufs durch das Elternhaus ist von wesentlicher Bedeutung und kann Mängel der Begabung ausgleichen. Familienbegabung und Familienüberlieferung aber ist der individualistischen Richtung verhaßt, weil sie der Ursprung der ständischen Gliederung ist. —

Und nun denke man sich das Verfahren auf alle Schulen angewandt! Die von den Verfassern selber geforderte „Exaktheit" bedingt einen Arbeitsumfang, der neben den „Lehrern" die Neuanstellung einer sehr großen Zahl von „Prüfern" verlangt, die in bezug auf Seelenkunde ganz besonders begabt und wissenschaftlich vorgebildet sein müßten! Welcher Schaden allein schon, diese wertvollen Kräfte der Lehrerschaft zu entziehen! Und der notwendig entstehende, verbitternde Gegensatz zwischen Prüfern und Lehrern! Die letzteren würden, wenn sie gleich begabt sind, mit vollem Recht die bessere Beurteilung der Schüler für sich in Anspruch nehmen. Sie haben ja die jahrelange Erfahrung für sich, in der sie ähnliche Verfahren sicher schon selber angewandt haben, um neben den Leistungen ein Urteil über die Fähigkeiten zu gewinnen, oder — auf die Begabungsprüfung „vorzubereiten". Würde es nicht vollständig genügen, wenn sie nach ihrer Erfahrung dem abgehenden Schüler mit Rat und Tat zur Seite stehen?

Dann wären wir wieder bei den jetzigen Verhältnissen, unter denen sicher nicht allzuviel wirklich begabte Schüler niederer Herkunft **nicht** in höhere Berufe übergehen. Eine deutliche Vorstellung davon bekommt man aus den Untersuchungen Dr. **Wilh. Hartnackes** über „die Verteilung der Schultüchtigen auf die sozialen Schichten" (Zeitschrift für pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik), obwohl diese auf dem Urteil der Lehrer, nicht auf besonderen Begabungsprüfungen sich anfbauen. Sie ergaben, daß Ostern 1916 in Bremen unter 836 Schülern der entgeltlichen Volksschulen 36 = 4,32 pCt. mit Denkfähigkeit I bezeichnet waren, unter 1413 der unentgeltlichen, vorwiegend von Arbeiterkindern bevölkerten Schulen 18 = 1,27 pCt. Mit Denkfähigkeit II, aber auch noch für höhere Schulen tauglich gehalten: von entgeltlichen 60 Schüler = 7,2 pCt., von unentgeltlichen 23 = 1,63 pCt. — Entsprechend ist das Zahlenverhältnis der sitzengebliebenen Schüler: an entgeltlichen Schulen 2,29 pCt., an unentgeltlichen 7,10 pCt. — In einer weiteren Veröffentlichung über denselben Gegenstand („Pädagogische Zeitung" 1917) berechnet **Hartnacke**, daß unter 1000 Schülern **aller** Schulen 40 tüchtige auf die Vorschulen, 38 auf die entgeltlichen, 15 auf die unentgeltlichen Volksschulen kommen. Von den 38 guten Schülern der unentgeltlichen Volksschulen waren 20 für höhere Schulen angemeldet, von den 15 der unentgeltlichen 2. Es bleiben also kaum mehr als 30 Knaben von 93 tüchtigen unter 1000 des Jahrgangs, die trotz guter Denkfähigkeit **nicht** in gehobene Schulen gelangen, „wobei natürlich nicht gesagt ist, daß sie im Leben nichts werden". — Ich möchte

hinzufügen: Diese vorzugsweise aus den niederen Ständen stammenden Zurückbleibenden werden nicht nur etwas, wenn sie wirklich tüchtig sind, sondern sie schicken dann ihre Kinder um so sicherer in höhere Schulen.

Der große Vorzug der ständischen Gliederung der Gesellschaft ist, daß sie den Aufstieg der Begabten nicht behindert aber doch verzögert gegenüber der angestrebten unmittelbaren Auslese aller Tüchtigkeit und Förderung zu höheren Berufen, die bei den aus niederen Schichten stammenden leichter zu Rückschlägen führt. Denn Tüchtigkeit wird nicht erworben, sondern ererbt. Das Volk ist kein Aggregat gleichwertiger und selbständig nebeneinander stehender Individuen; in der sozialen Stellung der Familie liegt schon eine gewisse Auswahl der Tüchtigkeit, selbstverständlich nur im großen Durchschnitt. Wenn man die Geschlechterfolge vieler Familien untersucht, findet man z. B., daß viele Kinder von Arbeitern Handwerker, solche von Handwerkern Volksschullehrer, von Volksschullehrern Oberlehrer oder gar schon — das höchste Ideal es Aufstiegs — Juristen werden, oder in anderen Berufen ein ähnlicher Aufstieg der Nachkommenschaft stattfindet. Die Ahnen unserer Geistesheroen gehörten in der Regel dem kleinen Mittelstande an. Dieser Aufstieg der Nachkommen in höhere Gesellschaftsklassen ist die natürliche Förderung der Begabung, bedingt durch das allmähliche Zusammenfinden der geeigneten Keimanlagen bei der Fortpflanzung, gegenüber der künstlichen individualistischen Auswahl der Tüchtigkeit unmittelbar aus den niederen Ständen, die den Zwiespalt in die Familien trägt und ihre Auflösung fördert, außerdem den niederen Ständen den in der Möglichkeit des Aufstiegs ihrer Nachkommenschaft liegenden Ansporn und das Vorbild und die Leitung der auch in ihnen noch vorhandenen Tüchtigkeit nimmt. Sie ist selbst für den Einzelnen keine wirkliche Wohltat, weil die mangelnde Überlieferung und Gefühlszucht der Familie ihn für die höhere Stellung weniger tauglich macht und das Gefühl dieser Unzulänglichkeit zum inneren Zwiespalt mit den anerzogenen Ansprüchen führt. Denn die Tüchtigkeit ist wohl erblich, aber nicht als ganzes, sondern nur in den einzelnen geistigen und körperlichen Eigenschaften, die gesondert vererbt und nur zufällig bei der Paarung sich günstig zusammenfinden.

Da nun die zu höheren Stellungen geförderten Tüchtigen eine an Zahl geringere Nachkommenschaft zu haben pflegen, die trotz aller wirtschaftlichen Maßnahmen dagegen, die ein früheres Heiraten ermöglichen, sich nicht ganz beheben läßt, weil starke geistige Tätigkeit und reichliche Fortpflanzung in einem gewissen natürlichen Ausgleichsverhältnis stehen, so würde die unmittelbare Auswahl und restlose Förderung der Tüchtigen zu einer Erschöpfung des Volkes an Tüchtigkeit führen.

Der Aufstieg in höhere Schichten bringt diesen auch nur höchst annähernd eine Anreicherung an Tüchtigkeit. Wenn die Kinder der höchsten Stände vorwiegend in diesen bleiben, so ist es weniger die ererbte Begabung als

die Erziehung und größere Möglichkeit der Förderung ihrer Laufbahn, die sie darin erhält. Die höchsten Stufen geistiger Entwicklung zeigen in ihrer Nachkommenschaft fast stets einen Rückschritt. Denn die Wahrscheinlichkeit eines gleichen Zusammentreffens hervorragend günstiger Erbanlagen ist sehr gering. Es wäre gut für das Gesamtvolk, wenn in diesem natürlichen Rückschlag keine Schande für die Familie gesehen würde, sondern ihm offen Rechnung getragen würde. Namentlich die Rückkehr zu einfacher ländlicher Beschäftigung würde zu einer Erholung und Vermehrung der tüchtigen Keimanlagen führen können, die in den Nachkommen wieder individuell in die Erscheinung treten können. Die ländliche Bevölkerung ist das Sammelbecken latenter Tüchtigkeit, aus dem das staatliche und Kulturleben schöpft und verbraucht.

Die natürliche und wahre Förderung der Begabung muß der natürlichen Ausmerze entsprechen, indem nicht die Begabten in Sonderschulen oder Sonderklassen zu Selbstüberschätzung und Anmaßung geführt, sondern sie rücksichtslos von dem Ballast der unzweifelhaft Untauglichen befreit werden. Dazu ist aber nötig, daß die Versetzung nicht nach den Kenntnissen, sondern nach dem Verständnis erfolgen. Das ist es auch, was das eigene Gefühl der Tüchtigen verlangt, die das Mitschleppen der Untauglichen bis in die oberen Klassen der höheren Schulen als Hindernis ihres Strebens empfinden und vor unzureichende Aufgaben gestellt, in ihrer Arbeitsfreudigkeit erlahmen und gleichgültig werden.

Dasselbe negative Verfahren wie für die Auswahl der Begabung, also Abstoßung der offenbar Untauglichen, kann auch allein für die Berücksichtigung der Gemütsart und der Willenskraft in Betracht kommen. Es ist gewiß schön und gut, wenn die Vorkämpfer der Begabtenschulen verlangen, daß in den Schulen bei Spielen und Ausflügen auf Äußerungen des Charakters geachtet werde. Aber der Begabungsprüfung gewissermaßen eine Ergänzungsprüfung des Charakters anzuschließen, wie es versucht ist, eine „systematische Aufnahme der emotionalen und Willensqualitäten" in „eingehender Untersuchung über die Werterlebnisse", scheint mir denn doch ein Abtasten der Seele mit dem Zirkel zu sein, beim Spiel die „Einordnung in die Gemeinschaft zu erkennen", „ernstes Wollen zur Führerschaft, sozialen Sinn oder Indifferenz, Antriebswirkung des Wetteifers" nicht nur erkennen sondern sogar „zahlenmäßig erfassen" zu wollen! Als Beispiel wird die Prüfung auf die Willenskraft angegeben, die darin bestand, daß ein Preis für denjenigen ausgesetzt wurde, der imstande wäre, die Arme am längsten wagerecht ausgestreckt zu halten. Daß dabei körperliche Eigenschaften mit seelischen zusammenwirken, wird nicht beachtet, und — ein Schularzt scheint auch nicht dabei gewesen zu sein!

Eine Charaktereigenschaft ist aber bei den Prüfungen überhaupt nicht beachtet, die aber, wenn die Prüfung möglich wäre, ausschlaggebend sein müßte, nämlich die Stärke des „Gattungstriebes", das heißt des geistigen

Gerichtetseins auf die höhere biologische Einheit, was man gewöhnlich unklar Idealismus nennt. Diese Eigenschaft hat mit dem „sozialen Sinn", der sich beim Spiel etwa in der Fähigkeit der Ein- und Unterordnung zeigt und auch Herdensinn genannt werden könnte, nichts zu tun. Von ihr, die man nicht durch Prüfungen erkennen, auf die man aber aus der Herkunft schließen kann, wird es abhängen, ob der mit guten Geistesgaben und Willenskräften ausgerüstete Jüngling künftig im Leben diese Gaben ausschließlich für das eigene Wohl oder nach Möglichkeit auch für das des Volksganzen einsetzen wird.

Die Vernachlässigung der in der Herkunft nach Vererbung und Überlieferung liegenden, für die künftige Stellung im Leben bestimmenden Umstände bedingt es, daß, wenn nicht die Absicht, so doch die Wirkung der „Förderung der Begabten" die ist, nicht, wie als Zweck angegeben, die Klassengegensätze zu mildern, sondern alle ständische Gliederung aufzuheben. Aber es wird eine andere Gliederung der Gesellschaft dafür eintreten, wie sie in Amerika schon besteht. Denn auf eine Gruppe erstreckt sich die Tüchtigkeitsauswahl überhaupt nicht, nämlich auf die vom Gelde lebende. Die wird als Herrenschicht sich um so schärfer abheben von denen, die von der Arbeit leben. Und die auf die freie Bahn gesetzten „Tüchtigen" der breiten Unterschicht werden alle Kräfte nur daran setzen, in die Oberschicht zu gelangen, und zurück bleibt eine große stumpf vegetierende Masse ohne Veranlagung und Trieb, ohne Glück und ohne Zukunft.

Indogermanen und Deutsche.

Karl Felix Wolff.

(Fortsetzung.)

Nun zu den Iberern, neben welchen als alte Westeuropäer auch die Ligurer in Betracht kommen. Den letzten Rest der Iberer bilden die Basken — freilich nur noch in sprachlicher Hinsicht, denn im übrigen stehen die heutigen Basken den Uriberern etwa so ferne, wie die heutigen Albanesen den Urindogermanen.

Als die Anthropologen die sog. mittelländische Rasse entdeckt hatten, jenen brünetten, langköpfigen, verhältnismäßig kleinwüchsigen Menschenschlag, der die Mittelmeerküsten bewohnt und sich in Westeuropa durch Frankreich bis nach Schottland erstreckt, — da hieß es alsbald, das müßten die Iberer und Ligurer sein, zwei Völkerstämme, die noch das klassische Altertum in Westeuropa kannte. Wie man in den Indogermanen ganz einfach die nordeuropäische Rasse sah, so in den Iberern und Ligurern die mittelländische. Diese Auffassung war anfangs — als Rastvorstellung und Arbeitshypothese — methodologisch berechtigt; heute ist sie es nicht mehr.

Zunächst sind nämlich Zweifel darüber aufgetaucht, ob man die Sprache der Ligurer überhaupt mit Bestimmtheit als nichtindogermanisch ansehen dürfe und diese Zweifel erscheinen heute begründeter denn je. Es wird immer wahrscheinlicher, daß wir im Ligurischen eine indogermanische Sprache und in der Oberschichte der Ligurer ein vor den Glockenbecherleuten ausgewichenes Häuflein Schnurkeramiker zu erkennen haben. Ihr Name freilich wird aus einer Stammesbezeichnung der Mittelmeerrasse entstanden sein, denn er enthält eine Wurzel, die auch in „Libyen" steckt, dem alten Namen Afrikas. Daraus kann man rückfolgern, daß jene Afrikaner mittelländischer Rasse, welche nach der Eiszeit in Westeuropa einzogen, sich selbst mit einem Namen bezeichneten, der vom Stamme Lib-, Lig- abgeleitet war[1]. Das Indogermanenhäuflein aber, das um die Mitte des 3. vorchristlichen Jahrtausends von Südwest-Deutschland durch die Schweiz nach Piemont zog, um dort später als „Ligurer" in die Geschichte einzutreten, hat diesen Namen dort schon vorgefunden. Von da an waren die „Ligurer" ein Indogermanisch redendes Volk, das sich über weite Landstrecken Italiens, Südfrankreichs und Spaniens verbreitete. Diese geschichtlichen Ligurer kann man aber sicherlich nicht mehr als unvermischte Angehörige der mittelländischen Rasse betrachten; sie bildeten vielmehr ein Gemisch von solchen mit alpenländischen Kurzköpfen und Nordeuropäern. Bezeichnend für ihre Sprache war die Endung -asca, die besonders in Ortsnamen häufig auftritt[2].

---

[1]) Nach Avienus, der dabei auf sehr alte Quellen zurückgeht (Eduard Meyer, „Geschichte des Altertums"), saßen „Ligurer" ehemals auch in der Normandie. Liburnia hieß das nördliche Dalmatien; Libici gab es in Piemont; Lhoegrwys ist die altwallisische Bezeichnung des englischen Volkes (R. Virchow: „Die Urbevölkerung Europas", 1874). In all diesen Fällen handelt es sich um veränderte Formen des alten Afrikanernamens.

[2]) Manche Forscher sind geneigt, den Ligurern auch die -incum-Namen zuzuschreiben, nämlich: Bodincus (alter Name des Po), Revinco, Bevinco, Saninco (Berg- und Flußnamen auf Corsica), Elbing, Mümling, Soling, Osning, Drömling in Deutschland, Lemincum und Alisincum im gallischen Gebiet, Aquincum und Acumincum in Pannonien, Sabatinca in Norikum und Agalingus am Oberlauf des Dnjestr (R. Much: „Zur vorgeschichtlichen Ethnologie der Alpenländer", Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1905). Dazu kommt eine Nebenform auf a in den bei Ptolemäus verzeichneten osteuropäischen Ortsnamen Asanca und Asancalis, die G. Kossinna („Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas III", Mannus, IV. 3.) mit dem illyrischen Ausankalis vergleicht, und endlich in Karawanken (*Καρουάγκας ὄρος*) und Calanca. Wie daraus hervorgeht, erstrecken sich diese das Element -nc- enthaltenden Namen fast über ganz Mitteleuropa, während die -asca-Namen in ziemlich geschlossener Anordnung die Westalpen umgeben, von wo sie Ausläufer nach Italien und Spanien entsenden. (Das Material findet man bei C. Mehlis, „Die Ligurerfrage" im „Archiv für Anthropologie", 1900.) Das Verbreitungsgebiet der -incum- und der -asca-Namen deckt sich also nicht und daraus glaube ich schließen zu dürfen, daß diese beiden Namengruppen nicht von demselben Volke verbreitet worden sind. Wir werden es hier, nach meiner Ansicht, mit zwei verschiedenen Völkern zu tun haben, von denen das -incum-Volk das ältere war. Vielleicht lebt eine örtliche Erinnerung an einen Splitter dieses großen Volkes in den rätselhaften Euganeern

Die Iberer sind die vorkeltischen Bewohner Westeuropas. Das können wir aus den Mitteilungen erschließen, die wir den alten Schriftstellern verdanken. Wir wissen aber auch, daß die iberische Sprache kein p hatte und daß im Keltischen anlautendes p abgefallen ist. Auch f fehlt sowohl im Baskischen als auch im Keltischen (außer in der Verbindung fr, die auf sr zurückgeht). Das Keltische erscheint uns demnach ganz deutlich als eine indogermanische Sprache in iberischem Munde.

Die Archäologie kennt in Westeuropa als unmittelbare Vorgänger der Kelten nur die Glockenbecherleute. Deshalb erkläre ich mit großer Bestimmtheit die Glockenbecherleute für die Uriberer. Sie waren es, welche um die Mitte des 3. vorchristlichen Jahrtausends aus Frankreich kommend in Westdeutschland einfielen und die Schnurkeramiker in die mitteleuropäischen Gebirgsländer hineindrängten. Hinter der ungeheuren Ausbreitung, welche die Glockenbecherleute erreichten, steht die für die Iberer geschichtlich bezeugte freilich zurück, allein das stimmt mit der Zeitlage trefflich überein, denn um 2000 vor Chr. muß ja die Zurückdrängung der Glockenbecherleute durch die Urkelten schon eingesetzt haben, — die älteste geschichtliche Überlieferung aber geht über das 1. vorchristliche Jahrtausend nicht hinaus.

Archäologische und anthropologische Erwägungen zwingen uns, den Ausgangspunkt der Glockenbecherleute in Nordfrankreich zu suchen. Da sie im 3. Jahrtausend bereits als ein vollkommen ausgereiftes Volk erobernd auftreten, so fällt die Zeit ihrer Entwicklung in das 4. Jahrtausend. Rassenhaft bestehen sie — wie schon bemerkt — aus bretonischen Kurz-

fort. Der Stromname Bod-incus enthält wohl die indogermanische Wurzel wod „Wasser". Padus dürfte aus Bodincus entstanden sein: erst fiel die Endung ab, dann wurde o in a verwandelt, endlich das anlautende B zu P verhärtet. Den Wandel von o zu a finden wir bei den Albano-Illyriern; die Verhärtung des b zeigt sich auch in dem Namen der Alpen; nach der gewöhnlichen Deutung soll ja dieser Name ursprünglich keltisch sein und urverwandt mit lateinisch albus „weiß"; aber es hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich, ihn mit dem bekannten Stamme alb- zusammenzustellen, der von Schottland bis zum Kaukasus in Bergnamen fruchtbar ist (*Ἄλβιον*, keltisch Albainn „England", eigentlich die den Iren zunächst sichtbaren Berge von Wales, Alba „Schottland", Alba mehrere Hügel- und Bergstädte in Italien, Alba „Schwäbische Alb, Rauhe Alb", Alburnus „Gebirge Lukaniens", *Ἀλβανὸν ὄρος* „Albanisches Gebirge", Albania im Kaukasus). Dieses alb-, alba „Berg" scheint den Sprachen der Mittelmeerrasse anzugehören, die seit dem Vordringen der Iberer und der Indogermanen aus Europa ganz verschwunden sind. — Die Reihenfolge der alten indogermanischen Einwanderungen in Italien wäre also diese: Euganeer (-incus-Volk) etwa um 4000 v. Chr., Albano-Illyrier etwa um 3000, Ligurer (-asca-Volk) etwa um 2500, Italer etwa um 1700, Veneto-Illyrier etwa um 1400. Fast gleichzeitig mit dem Auftreten der Veneter in Oberitalien erfolgte über die Schweizer Alpenpässe die Einwanderung der ersten Keltenschwärme in die Lombardei; dadurch wurden die Ligurer Oberitaliens ganz auf das Gebirge und auf das Küstenland beschränkt, das noch heute nach ihnen benannt ist. Diese bunte Mannigfaltigkeit indogermanischer Wanderungen, Kämpfe und Überschichtungen werden wir in der Völkerkunde von Europa mehr als bisher beachten müssen.

köpfen mit einem geringen Einschlag vom skandinavischen Megalithtypus[1]). Daß diese Skandinavier der Sprache nach Kentum-Indogermanen waren, steht für uns fest; aber dann liegt die Vermutung nahe, daß ihre Sprache auf die unterworfenen nordfranzösischen Kurzköpfe übergegangen sein müßte und so wäre die Sprache der Glockenbecherleute eine indogermanische Kentumsprache gewesen. Das stimmt indessen nicht zu der Gleichung Glockenbecherleute = Uriberer. Allein es gibt noch eine andere Möglichkeit: daß nämlich jene langköpfigen Megalithleute ebenso schlechte Sprachverbreiter gewesen seien, wie später die langköpfigen Germanen und daß sie ihre eigene indogermanische Sprache mit der nichtindogermanischen der unterworfenen nordfranzösischen Kurzköpfe vertauscht hätten. Das Uriberische wäre demnach aus einer Sprache hervorgegangen, die etwa um 4000 vor Chr. in Nordfrankreich gesprochen wurde. War das eine Sprache der eingewanderten Afrikaner? — Mit aller Entschiedenheit verneine ich diese Frage! Denn die Sprachen der Afrikaner und Araber gehören — mit alleiniger Ausnahme der von außen eingedrungenen Nubasprachen — sämtlich zur Südgruppe, während sich das Basko-Iberische durch seine Wortzusammensetzung als ein Glied der Nordsprachen zu erkennen gibt. Die Grundlage des Iberischen war also eine europäische Sprache, die den Einfall der Afrikaner und die ganze Hiatuszeit überdauert hatte. Die Tatsache, daß als Träger dieser Sprache ein hervorragend kurzköpfiges Volk in Betracht kommt, fügt sich in meine Rassenpsychologie vortrefflich ein. Zum Überflusse weiß man, daß die heutigen nordfranzösischen Kurzköpfe häufiger blond als brünett sind. Somit ergibt sich folgendes Gesamtbild.

Vor dem Afrikanereinfall hatte Frankreich eine aus Lang- und Kurzköpfen gemischte Bevölkerung vom Blondstamme. Nach Beendigung der großen Kämpfe war der Blondstamm auseinandergerissen: ein Teil seiner Langköpfe fand eine neue Heimat in Skandinavien, ein Teil seiner Kurzköpfe aber vermochte sich in Nordfrankreich zu behaupten. Kultur und Sprache waren hier wie dort jene des Campignyien. Während aber die nach Skandinavien ausgewanderten Langköpfe eine neue Kultur (die der jüngeren Muschelhaufen) und eine neue Sprache (das flektierende Urindogermanische) zu schaffen vermochten, blieben die nordfranzösischen Kurzköpfe bei ihrer Campignyienkultur und ihrer agglutinierenden Sprache stehen; von Süden konnte ihnen keinerlei Anregung zufließen, denn da herrschten die Afrikaner und der Hiatus gähnte in trostloser Leere, die Verbindung mit den langköpfigen Brüdern aber hörte ganz auf, als die Südrasse allmählich zur See nach den britischen Inseln und zu Lande, quer durch Mittelfrankreich, bis an den unteren Rhein gelangte. Die Rassenkarten

[1]) In der Hinterlassenschaft der nordfranzösischen Glockenbecherleute konnte Kossinna Kragenfläschchen nachweisen; diese sind aber aus der Megalithkultur Nordwestdeutschlands (nebst Dänemarks) herzuleiten.

Collignons[1]) veranschaulichen deutlich das Vordringen der dunklen Langköpfe in der Richtung Südwest — Nordost und die Abdrängung der blonden Kurzköpfe nach Südost und nach Nordwest; Haupterhaltungsgebiete dieser Verdrängten wurden der Jura und die Bretagne, — zwei Gegenden, die schon ob ihrer klimatischen Rauheit den Afrikanern nicht begehrenswert erscheinen konnten. Selbst heute, nach zehntausendjähriger Vermischung, finden sich zusammenhängende Gruppen von brünetten Langköpfen nur an den Küsten der Bretagne, während das Innere, die unwirtliche Granitheide, von blonden Kurzköpfen bewohnt wird.

Als nun im fünften vorchristlichen Jahrtausend die seefahrenden Megalithleute an die nordfranzösischen Küsten kamen, trafen sie daselbst jene Kurzköpfe an und vermischten sich mit ihnen. Es entstand ein Volk vom Blondstamme; weil aber die Kurzköpfe der Zahl nach mächtig überwogen, so blieb auch das Mischvolk entschieden kurzköpfig und weil die skandinavischen Megalithleute, ähnlich wie später die Normannen und andere Germanen, schlechte Sprachverbreiter waren, so behielt das Mischvolk die alte Campignyiensprache bei; allenfalls mag sie eine oberflächliche Umgestaltung erfahren haben, etwa so, wie aus dem Lateinischen nach der Völkerwanderung das Italienische entstand.

Von der Kulturhöhe und Schaffensfreudigkeit des neuen Volkes erzählen uns die gewaltigen megalithischen Anlagen, deren Reste sich bis auf den heutigen Tag in den atlantischen Küstenländern erhalten haben. In diesem Kulturkreise wurde aber auch zuerst das Metall und zwar das Kupfer in Verwendung genommen[2]) und von hier ging jene große Bewegung aus, als deren Träger die Archäologie die Glockenbecherleute kennt. Nach allem, was wir von ihnen wissen, waren sie ausgezeichnet bewaffnet und von besonderer Kriegstüchtigkeit. Darum gelang ihnen auch der Einbruch in Mitteleuropa, dem die Schnurkeramiker sicherlich den heftigsten Widerstand entgegensetzten. Ein Volk aber, dessen Heerbann von Nordfrankreich bis an die Elbe und an die mittlere Donau vordringt, hat seine Kriegsfahrten zunächst wohl nach Mittelfrankreich gerichtet, wo damals die art- und sprachfremden Afrikaner wohnten; hier müssen die Glockenbecherleute ihre ersten Siege erfochten und ihre hervorragende Kriegstüchtigkeit erworben haben.

Und so folgere ich weiter: die Glockenbecherleute oder Uriberer haben die Afrikanervorherrschaft in Westeuropa zerbrochen und dem Hiatus ein Ende gemacht. Diese Kämpfe müssen das vierte Jahrtausend erfüllt und etwa um 3000 v. Chr. ihren Abschluß gefunden haben. Die Afrikaner unterlagen; sie wurden zu Hörigen der blonden Sieger und vertauschten ihre Sprache, die nur eine hamitische gewesen sein kann, mit dem Uriberischen. Es war eine der glänzendsten Taten, welche der Blondstamm je vollbracht

[1]) In der „Anthropologie". Vergl. auch Ripley „The races of Europe", London 1900.
[2]) Vergleiche Kossinna „Die deutsche Vorgeschichte", 2. Auflage, S. 54.

hat — viel großartiger und wichtiger als z. B. in geschichtlicher Zeit die Abwehr des persischen Angriffes auf Griechenland. Über den ganzen Westen des Abendlandes, vom Aunetitzergebiete bis zur cantabrischen See und von den britischen Inseln bis nach Numidien hinein, verbreitete sich die iberische Sprache und mit ihr ein neues Werkwesen, das auf der Kenntnis des Metalls beruhte. Aber schon um 2000 begann die Indogermanisierung dieses großen iberischen Gebietes und zwar von Thüringen her durch die Kelten und von Piemont her durch die Ligurer.

Die weltbeherrschende lateinische Sprache trat endlich die gemeinsame Erbschaft an, indem sie das Ligurische ganz austilgte, das Keltische nach Nordwesten auf die atlantischen Inseln und Halbinseln drängte und vom Iberischen nur jene zersplitterten Mundarten übrig ließ, die bis zum heutigen Tage an den gebirgigen Ufern des Golfs von Biscaya ein anachronistisches Dasein führen. In rassenhafter Hinsicht aber haben die heutigen Basken mit den Uriberern und besonders mit den Megalithleuten gar nichts mehr zu tun.

Ein sprachwissenschaftlicher Zweifel erhebt sich noch. Wenn sowohl das Uriberische als auch das Urindogermanische aus der alten Campignyiensprache hervorgegangen sind, während das Finnische eine Fortsetzung der Ancylussprache bildet, wie soll man es dann erklären, daß heute das Baskische, die Fortsetzung des Iberischen, dem Indogermanischen ferner steht, als das Finnische? Diesem gewiß berechtigten Einwand läßt sich nur entgegenhalten, daß auf dem Boden Osteuropas und Nordasiens alle Sprachen ein außerordentliches Beharrungsvermögen zeigen; das kommt wohl von der Einförmigkeit des Lebens in diesen Gegenden; eine Geschlechterfolge lebt wie die andere und da jede geistige Anregung, jede Sprachübertragung auf fremde Rassen und überhaupt jeglicher Grund zu Neuerungen fehlt, so bleiben auch die Sprachen nahezu unverändert. Während eine mittel- oder westeuropäische Sprache in tausend Jahren einen anderen Charakter annimmt, ist dies bei einer osteuropäischen oder nordasiatischen Sprache nicht der Fall[1]). Leute, die eine Turksprache beherrschen, können sich vom Balkan bis in die Mandschurei hinein verständlich machen und wenn man heute einem Hirten Innerasiens das Kudatku Bilik vorliest, das im Jahre 1069 bei den Uiguren verfaßt wurde, so versteht er es. Auch die heutigen slawischen Sprachen stehen sich untereinander viel näher als z. B. die germanischen[2]). Überhaupt hat sich die ganze baltisch-slawische

[1]) Die starke Veränderung des Armenischen und Albanesischen erklärt sich dadurch, daß diese indogermanischen Sprachen von Menschen angenommen wurden, die den Nordeuropäern vollkommen rassefremd waren. Ähnlich liegen aber die anthropologischen Verhältnisse in Westeuropa, wo die afrikanischen Einwanderer seßhaft geworden sind.

[2]) Dabei zeigt das Russische eine besondere Beständigkeit. Kretschmer sagt darüber („Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache", S. 122): „Der Mangel an Eigenart und schöpferischer Kraft, die Gleichförmigkeit und Monotonie der Lebensweise

Gruppe noch gar nicht weit vom Urindogermanischen entfernt, während die heutigen keltischen Mundarten in Westeuropa eine Veränderung und Umbildung zeigen, die man bald als Auflösung bezeichnen kann. Und so wird sich auch das Iberische, als eine westeuropäische Sprache, viel rascher umgewandelt und zersetzt haben, denn das Finnische. Jedenfalls wissen wir, daß die ganze finnisch-ugrische Gruppe noch eine geschlossene Einheit bildete, als der indogermanische Sprachstamm schon aufgespalten war; das beweisen Lehnwörter indoiranischen Ursprungs, die vollkommen gleichartig in alle Teile der finnisch-ugrischen Gruppe eingedrungen sind[1]. Das Finnische hat im Nordosten Europas sein einförmiges Dasein stets an der Seite des Indogermanischen hingeschleppt und wenn das Finnische irgendeine Neuerung einführte, so kam der Anstoß dazu immer vom Indogermanischen. Auf diese Weise ist eine allmähliche Angleichung des Finnischen an das Indogermanische vollzogen worden[2].

Umgekehrt können wir aus dem raschen Zerfall der keltischen Sprache rückfolgern, daß auch das Iberische ein stürmisches Eigenleben durchgemacht haben muß. Und weil es sich vom Indogermanischen nicht beeinflussen ließ, vermochte es auch nicht zur Flexion fortzuschreiten, während dem Finnischen dank seiner Anlehnung an das Indogermanische, dieser Übergang endlich geglückt ist. Wenn man also das Verhältnis der drei Sprachstämme zueinander bildlich ausdrücken wollte, so müßte man sagen: zwei Brüder haben sich einander entfremdet und der eine Bruder hat Freundschaft mit einem Nachbarn geschlossen. Dieser Nachbar war aber ursprünglich kein Fremder, sondern ein Blutsverwandter; denn auch die Ancylusleute können nur aus Frankreich gekommen sein, dem eiszeitlichen Heimlande des gesamten Blondstammes. Nun war das damalige Frankreich, das so viele eigenartige Kulturkreise hervorbrachte, gewiß auch in der Bildung von Sprachen fruchtbar, denn ein reges Kulturleben geht immer mit einer regen Sprachentwicklung Hand in Hand. Die Träger des Magdalénien,

---

sind Eigenschaften des russischen Volkscharakters, welche nach dem Urteile von Kennern auch auf anderen Gebieten als dem sprachlichen hervortreten."

[1]) Vergleiche Szinnyei „Finnisch-ugrische Sprachwissenschaft" (Leipzig, Göschen, 1910), S. 20.

[2]) Die Finnen haben auch einen großen Teil der skandinavischen Mythen aufgenommen; sie kennen den Thorkult, das Maifest und die Runen (finn. runo „Zauberlied"); sie erforschen den Willen der Gottheit durch das Los, ganz nach Art der Nordgermanen usw. Bei den schwedischen Lappen heißen die in den Winternächten umherschweifenden Geisterscharen joulo-gazze „Jul-Volk", offenbar in Anlehnung an das große winterliche Seelenfest der Germanen. (E. Mogk: „Germanische Mythologie".) -- Diese starke Einwirkung der Skandinavier auf die Finnen, die gleichwohl den Fortbestand der finnischen Sprache nicht in Frage stellte, ist ein Beitrag zur Psychologie der Langköpfe: skandinavische Langköpfe, die nach Finnland ausgewandert waren, müssen den Finnen indogermanisches Kulturgut überbracht, aber ihr eigenes Volkstum vergessen und die finnische Sprache angenommen haben.

Azilien, Campignyien usw. haben also ohne Zweifel ihre besonderen Sprachen gehabt und mit ihren Kulturen auch ihre Sprachen verbreitet[1]. Eine ungeheuere Verbreitung muß die Magdalénienſprache erlangt haben, denn das Kulturgebiet des Magdalénien erstreckt sich von Frankreich einerseits quer durch Europa bis nach Rußland, andererseits über Spanien nach Nordafrika bis nach Vorderasien hinein; besonders wichtig sind die ägyptische und die nordeuropäische Magdalénien-Provinz (Yoldiakultur). Damals hatte der Blondstamm dem ganzen Abendlande eine einheitliche Kultur und wohl auch eine einheitliche Sprache gegeben. Allein die nun beginnenden Afrikanereinfälle in Westeuropa störten dieses Bild zusammenhängender Entwicklung. Noch einmal gewannen die Europäer die Oberhand und verbreiteten das Azilien längs der ganzen nordafrikanischen Küste. Auf diese europäischen Einwirkungen sind die Nubasprachen und das Sumerische zurückzuführen, die beide nordische Wortzusammensetzung zeigen und gleich zwei fremdartigen Inseln aus dem südlichen Sprachmeere herausragen[2]. Es waren die Sprachen von Kulturträgern, die den Südvölkern allerhand neue Begriffe vermittelt haben; dies wird durch eine Reihe von Lehnwörtern bezeugt. Der endgiltige Afrikanereinbruch in Westeuropa hat dann die Verbindung zwischen diesen fernen Kolonien und dem europäischen Mutterlande abgerissen und sie ward erst wieder hergestellt, als die seefahrenden Megalithleute in das östliche Mittelmeerbecken gelangten. Von da an beginnt in jenem Kreise ein fortschreitender Aufschwung der Kultur, der von Mitteleuropa aus mehrfach neu belebt, seine erhabenste Ausprägung im hellenischen Geistesleben findet.

Aber nicht nur das Magdalénien und Azilien, auch das Campignyien und seine Sprache müssen eine mächtige Verbreitung erlangt haben; freilich nicht über Spanien und Nordafrika, denn hier hatte sich die Südrasse vorgeschoben, wohl aber quer durch Europa nach Kaukasien, Transkaspien, Elam und Indien. Nach meiner Auffassung muß im neunten und achten Jahrtausend von Nordfrankreich bis nach Schonen und quer durch Deutschland und Rußland bis in die kaspischen Gebiete, ja durch Armenien bis nach Palästina die Campignyienſprache geherrscht haben. Daneben behauptete sich im Norden und Osten die Ancylusſprache, während im Westen und Süden die hamito-semitischen Sprachen, von Mittelfrankreich bis Kaukasien, angrenzten, zum Teil sogar über See nach den britischen Inseln

[1]) Daß die Ausbreitung eines Sprachstammes über Menschen verschiedener Rasse auch unter Jägervölkern möglich ist — wenn nur genügend große Zeiträume zur Verfügung stehen — beweist uns das Vordringen der hamitischen Sprachen über weite Gebiete Afrikas. Hand in Hand damit geht eine rassenmäßige Aufhöhung, die mit wachsender Entfernung abnimmt.

[2]) Diese weiten Verzweigungen ursprünglich einheitlicher westeuropäischer Grundsprachen scheinen mir die Zusammenhänge des Sumerischen mit den turko-tatarischen Sprachen hinreichend verständlich zu machen.

hinübergriffen. In dem großen Campignyien-Sprachgebiet erhob sich dann das Urindogermanische und indem es allmählich gegen Süden und Osten vordrang, zersprengte es die ehemalige Einheit, die sich nun in das Iberische, Kaukasische und Drawidische auflöste. Der Volksname „Iberer" aber muß einst allen Campignyienleuten gemeinsam gewesen sein, denn er hat sich im Kaukasus ebensogut erhalten wie in Spanien. Noch bedeutsamer scheinen mir jene Lallnamen, welche in Spanien, Kleinasien und bei den — Germanen vorkommen; ich erkläre sie aus den eben erörterten vorindogermanischen Campignyien-Zusammenhängen[1]). Daß die Germanen selbst Vorindogermanisches noch bewahrt hätten, erscheint durchaus glaubwürdig; aber diese vorindogermanischen Reste sind uns nicht fremd, sondern gehören zu der Grundlage, aus der das Urindogermanische herausgewachsen ist: sie gehören zur Campignyiensprache. Die große Tat der Urindogermanen besteht eben darin, daß sie es vermochten, über die alten Campignyienzustände in Kultur und Sprache sich zu erheben, während die einstigen Brüder im Westen, Süden und Osten zurückblieben! Nur das Koloniallland Ägypten, das in der Magdalénien- und Azilienzeit von Westeuropa her befruchtet worden war, entwickelte eine selbständig aufstrebende Kultur, die aber wieder in Erstarrung übergegangen wäre, wenn ihr nicht im vierten Jahrtausend die seefahrenden Megalithleute eine Neubelebung durch europäisches Blut und europäischen Geist vermittelt hätten.

So ist wohl der ägypto-sumerische Kulturkreis in seinen Anfängen älter als der indogermanische, aber dennoch von Europa herzuleiten. Seine schnellere Entwicklung erklärt sich rassenpsychologisch einwandfrei aus der Frühreife und größeren Beweglichkeit der Mischlinge, die aber an Gründlichkeit immer hinter den reinen Nordeuropäern zurückstehen. Ferner bedeuteten die zahllosen niederrassigen Sklaven einerseits freilich ein Kulturelement, anderseits aber auch eine Flut, welche die Rassenwerte der Oberschichte unerbittlich verschlang. Darum sind die von halbeuropäischen Mischlingen getragenen Kulturen des Morgenlandes rasch und blendend aufgeblüht, ohne jedoch die Vertiefung und das Beharrungsvermögen der europäischen Kulturen zu erreichen. Immer aber bedurften die morgenländischen Kulturen der Begründung und von Zeit zu Zeit der Auf-

[1]) Bei den vorgriechischen Kleinasiaten finden sich Personennamen wie Papas, Tatas, Attas, Nana, Dada, Baba, Nanna, Nunu, Ninni, Lalla, Sassa, Titti, Anna, Vava, Mama, Momia, Mommon usw. (Kretschmer, „Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache".) Ähnliche Namen kommen bei Phrygern und Illyriern vor (offenbar aus der Sprache der Ureinwohner übernommen). Sie erscheinen dann in Westeuropa bei den Iberern (Ammo, Nanna, Atto, Lalla, Lulo) und Ligurern (Nannus, Venna, Vippius — aus U-enna, U-ippius?). Auch bei den Italern tauchen sie auf (Acca, Atta, Appius, Tatius), doch werden sie hier aus der iberisch-ligurischen Unterschichte herzuleiten sein. Endlich findet man sie bei den Germanen (Nanna, Name einer Asin; gotisch: Tata, Tato, Totila, Duda, Dudila, Anna, Attila, Mammo; althochdeutsch: Abbo, Abba, Babo, Mama, Mamilo).

frischung durch europäisches Blut, um sich entwickeln und um bestehen zu können.

Was demnach die ältesten europäisch-asiatischen Beziehungen anbelangt, so läßt sich mein System wie folgt zusammenfassen. In kulturgeschichtlicher Hinsicht verbinde ich sowohl die ersten ägyptischen Kulturträger, von denen die Sumerer nur ein Zweig sind, als auch die nordischen Yoldia- und Ancylusleute mit dem westeuropäischen Magdalénien und Azilien, — hingegen die Anaukultur in Transkaspien, aus der die elamitische sich entwickelt hat, ferner die älteren Muschelhaufen und die gesamte vorbandkeramische Kultur Mitteleuropas mit dem westeuropäischen Campignyien, In sprachlicher Hinsicht betrachte ich einerseits das Sumerische und die Nubasprachen, andererseits die Ancylus- und Yoldia-Sprache (von denen ich sämtliche ural-altaischen Sprachen ableiten möchte) als Verästelungen der westeuropäischen Magdalénien- und Aziliensprache. Aus der Campignyiensprache aber lasse ich das Iberische, Kaukasische und Drawidische hervorgehen und — als lebenskräftigsten Sproß — das Urindogermanische. Die Magdalénien-, Azilien- und Campignyiensprache müssen jedoch ursprünglich auch untereinander verwandt gewesen sein, denn nur so erklärt sich der Zusammenhang sämtlicher Nordsprachen und ihre gemeinsame Abgeschlossenheit gegenüber den Südsprachen, als deren Träger die Semiten, Hamiten, Malaien usw. erscheinen.

Einstweilen kann man in diesen Fragen allerdings über Vermutungen nicht hinausgelangen, aber der Zweck ist ja auch nur der, dem Indogermanenthema bis in seine letzten Gründe nachzugehen, um zu ermitteln, ob die aufgestellte Lehre nicht an irgend einem Widerspruche scheitere. Und bei solch einem Beginnen, das eigentlich bloß eine Erkundung darstellt, sind Arbeitshypothesen und Rastvorstellungen vollkommen genügend. Es handelt sich darum, zu erkennen, ob keine Tatsache in Sicht sei, die das Angenommene als unmöglich erscheinen lasse. Dann hat das System seine Lebensberechtigung erwiesen und kann sich auf Alois Walde berufen, der da sagt, „daß eine von großen Gesichtspunkten aus entworfene Hypothese, selbst wenn sie sich nicht bewährt, der Sache oft mehr nützt, als Kleinlichkeitskrämerei, die aus Furcht zu irren im gewohnten Geleise weiterschleicht"[1]. (Schluß folgt.)

---

[1]) „Über die Grundsätze und den heutigen Stand der nordtirolischen Ortsnamenforschung", Innsbruck 1901. Seite 16.

Wert und Unwert der Rassenkreuzungen im deutschen Volke nach biologischen Gesichtspunkten[1].

Dr. Karl Hegar.

Die Betrachtung der Menschheitsgeschichte vom biologischen Standpunkte aus ist erst ein Ergebnis der letzten Jahrzehnte. Der bedeutendste Vorkämpfer und Begründer der modernen Rassenlehre, die in der Rassenzusammensetzung den wichtigsten Faktor für Blüte und Zerfall eines Volkes sieht, Gobineau, hat erst mehr intuitiv das Richtige geahnt.

Erst viel später haben Ammon und Woltmann in Deutschland mit genaueren anthropologischen Methoden gearbeitet. Woltmann hat in genialer Weise die Erbschaft Gobineau's übernommen und erweitert, Ammon hat als einer der ersten den Versuch gemacht, einen Teil der deutschen Bevölkerung systematisch einer genauen anthropologischen Untersuchung zu unterziehen. Aber auch ihnen fehlte noch die genügend gesicherte wissenschaftliche Grundlage.

In Ermangelung dieser wurde vor allem von philologischer Seite zu andern Hilfsmitteln gegriffen. Hier war es die vergleichende Sprachwissenschaft, die in ihrem Gebiet zu glänzenden Ergebnissen, aber auch leider zu großen Irrtümern und Fehlschlüssen führte, die z. T. auch jetzt noch nicht überwunden sind, da die Sprachforscher und Geschichtsschreiber aus Unkenntnis der biologischen Faktoren zähe an den auf einseitiger Grundlage gewonnenen Lehren festhalten.

Die großen und bahnbrechenden Untersuchungen, die uns jetzt erst klar blicken lassen, sind erst um die Wende des Jahrhunderts geschaffen, ausgebaut und bekannt geworden. Wir verdanken sie neben Darwin und seinen Nachfolgern, von denen wir an erster Stelle Weismann und seine Schüler nennen, der bahnbrechenden Arbeit Mendel's über die Erblichkeitsgesetze, auf deren Grundlage wir erst eine wissenschaftliche Behandlung der hierher gehörenden Fragen in Angriff nehmen können.

Im folgenden wollen wir einen Versuch der praktischen Verwertung der jüngsten Errungenschaften dieser Forschungen auf einem kleineren Gebiete machen.

Zur Beantwortung der im Titel gestellten Frage müssen wir uns zunächst über die Begriffe „Rasse“ und „Volk“ und ihr Verhältnis im deutschen Volke klar werden.

---

[1]) Der Aufsatz ist im Felde geschrieben lediglich unter Benutzung früher gemachter Notizen und Auszüge aus der einschlägigen Literatur. Ich bitte es durch diese Umstände entschuldigen zu wollen, wenn einzelne Abschnitte literarisch nicht voll durchgearbeitet werden konnten und auf ausführliche Literaturangaben verzichtet wurde. Der Zweck der Arbeit ist erreicht, wenn sie Anregung gibt zur weiteren Verfolgung der in ihr berührten Probleme.

Unter „Rasse" verstehen wir eine Gruppe von Menschen, welche durch erblichen Gemeinbesitz einer bestimmten körperlichen und geistigen Beschaffenheit untereinander verbunden sind. Ich habe absichtlich unter den verschiedenen Begriffsbestimmungen die weiteste genommen. Sie entspricht mit einer kleinen Abänderung der von Grosse aufgestellten Definition.

Eine solche Gruppe läßt sich selbstverständlich sehr weit und auch sehr eng fassen, was praktisch von Vorteil ist; im allgemeinen erweist sich die Aufstellung weniger großer Rassen am zweckmäßigsten.

Die wichtigsten körperlichen Rassenmerkmale sind: Körpergröße und Proportionen, Schädelform, physiognomische Verhältnisse, Hautfarbe, Haarform, Haar- und Augenfarbe. Durch sie allein ist bisher das Individuum in seiner Zugehörigkeit zu einer Rasse gekennzeichnet worden, während man den minder wichtigen geistigen Merkmalen eine Bedeutung erst in zweiter Linie zulegte.

Als wichtigste dieser geistigen und seelischen Eigenschaften möchte ich die folgenden anführen, wobei ich auf Vollzähligkeit keinen Anspruch erhebe. Art der Willensbetätigung und Lebensauffassung, soldatische und staatliche Eigenschaften, künstlerische Begabung und Phantasie, sittliche und Gemütseigenschaften, Art der Stellung zur Natur und ihren Kräften.

Streng von dem der Rasse zu trennen ist der Begriff „Volk".

Ganz rassereine Völker gibt es in unserer Zeit, von kleinen Stämmen abgesehen, nicht mehr, selbst wenn man den Begriff der Rasse sehr weit faßt. Nimmt man an, daß ursprünglich ein Volk reinrassig war, so arbeiten viele Umstände, Zuzug und Wanderungen, Verhältnisse der Umwelt, Mischung, zufällige Variationen, ständig an seinem Aufbau und seiner Zerstörung.

Es gehen daraus wieder neue Einheiten hervor, eben „Völker" mit Volksmerkmalen, die sich im wesentlichen mit denen der das Volk zusammensetzenden Rassen decken.

Das deutsche Volk setzt sich im wesentlichen aus folgenden Rassen zusammen:

1. Die sogen. nordische Rasse mit den Hauptmerkmalen: Große, wohl proportionierte Körpergestalt, weiße Haut, Langschädel, langes, schmales Gesicht, gerade Nase, blondes Haar, blaues Auge. Als geistige treten hinzu: Energie, Phantasie, Erfindungsgeist, künstlerische, besonders musikalische Begabung, soldatische Eigenschaften, staatenbildende Kraft, Gemütstiefe, idealistische Lebensauffassung.

2. Die Mittelmeerrasse: Kleine oft zierliche Körpergestalt, Rundschädel, scharf gebogene Nase, weiße oder bräunliche Haut, dunkles Haar und Auge. Geistige Merkmale: Geistige Beweglichkeit und Unbeständigkeit, Neuerungssucht, künstlerische Begabung, aber Mangel wirklich schöpferischen Geistes, Sinnlichkeit und realistische Lebensauffassung.

3. Der Alpenmensch: (homo alpinus) Kleine Körpergestalt, Rundschädel, breites Gesicht, dunkles Haar und Auge. Geistig steht er der vorigen Rasse nahe, vielleicht kommt ihm ein speziell technisches Geschick zu.

4. Die semitische Rasse: Mittelgröße, Kurzschädel, typische Physiognomie. Lockiges, schwarzes Haar, dunkle Augen, weiße oder gelbliche Haut. Geistig steht er der Mittelmeerrasse nahe. Doch besitzt er einige Eigenschaften, die ihre Entstehung z. T. der eigentümlichen Geschichte des jüdischen Volkes verdanken, ihrer jahrhundertelangen Abgeschlossenheit unter fremden Völkern und dem schweren Daseinskampf. Diese sind: einseitige Ausbildung der händlerischen Fähigkeiten, sexuelle und geistige Frühreife, scharfer, kritischer, leicht zersetzender Verstand, rationalistische Lebensauffassung fehlender Natursinn, dafür hoher Familiensinn und Stammesegoismus. Ein Teil der Juden ist blondhaarig und helläugig. Die Entstehung dieser Merkmale, — die geistigen sind denen der andern Juden gleich — ist schwer zu erklären. Vielleicht spielt eine schon vor Jahrtausenden erfolgte Mischung mit Ariern die Hauptrolle (Amoritertheorie) später verdanken sie ihre Erhaltung einem Ausleseorgang, als Schutz gegen die Verfolgungen im Mittelalter, z. T. wohl auch weiterer Mischung mit Germanen.

5. Die slawische Rasse: Kleine Körpergestalt, Rundschädel, breites Gesicht, flache Nasenwurzel und Stumpfnase, hervorstehende Backenknochen, kurze, oft eingesunkene Nase. Blondes oder dunkles Haar und entsprechende Augenfarbe.

Die körperlichen Eigenschaften zeigen Übergänge von der nordischen zur mongolischen Rasse.

Von geistigen Eigenschaften nennen wir: Willensschwäche, Individualitätslosigkeit, seelischer Gleichmut; Phantasie und musikalische Begabung. Herdentrieb. Mangel an staatenbildenden Fähigkeiten.

Die große Masse unseres Volkes setzt sich aus den unter 1—3 aufgezählten Rassen zusammen. Die Oberschicht wird wesentlich aus den beiden ersten gebildet, doch enthält sie auch einen sehr großen Prozentsatz der semitischen Rasse, der weit höher ist, als der Gesamtzahl dieser entsprechen würde.

Den Schwerpunkt in der Bevölkerung bildet zweifellos die nordische Rasse, der wir kurz einige Worte widmen wollen. Sie stammt, wie schon der Name besagt, aus dem Norden Europas und ist ein Zweig der indogermanischen Völkerfamilie, die vor Jahrtausenden von einem an der Ostsee gelegenen Zentrum sich strahlenförmig nach allen Seiten ausbreitete, nach Osten bis nach Indien, nach Westen bis zum atlantischen Ozean, nach Süden bis zum Mittelmeer gelangend; sie überwinden die ihnen begegnenden Völker, verdrängen sie zum Teil, teils vermischen sie sich mit ihnen. So lange sie als führende Schicht sich erhalten, kennzeichnet sich ihr Auftreten durch Bildung großer mächtiger Staaten mit hochstehenden Kulturen, von denen wir nur die griechische, indische und römische nennen wollen.

Je größer die zeitliche und räumliche Entfernung von der Urheimat, desto größer war natürlich die Wahrscheinlichkeit der Vermischung mit andern Rassen. Aus ihrer Berührung mit den Mongolen bildet sich all=

mählich die slawische Rasse, die infolgedessen je weiter nach Westen, desto mehr indogermanischen, je weiter nach Osten, desto mehr mongolischen Charakter aufweist.

Im Westen haben wir vielleicht in den Kelten ursprünglich einen Zweig der Indogermanen vor uns.

Den Ausstrahlungen der nordischen Wanderungen folgten im Laufe der Jahrhunderte teils Nachschübe, teils Rückstrahlungen oder fremde Einwanderungen, so von Osten her slawisch-mongolische Völkerzüge, von Süden drangen in der Römerzeit die Bewohner der Mittelmeerländer bis weit über den Rhein und die Donau, die Kelten kreuzten quer durch Europa nach Osten bis in den Balkan und nach Kleinasien, bis endlich in der Völkerwanderung eine neue Hochflut germanischer Stämme sich in Bewegung setzte, in den ersten Jahrhunderten nach Süden, später im Mittelalter nach Osten.

Ein endgültiger Abschluß solcher Strömungen und Rückströmungen ist auch heute noch nicht erfolgt. Immerhin können wir sagen, daß das deutsche Volk, soweit es innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches sitzt, vor größeren Zu- und Abwanderungen seit dem Ausgange des Mittelalters bewahrt geblieben ist, daß seine Masse ungefähr seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges sich aus den obengenannten Rassen in ziemlich gleichbleibendem Verhältnis zusammensetzt.

Wenn wir uns nun der Untersuchung zuwenden, wie sich diese Mischung in den letzten Jahrhunderten gestaltet hat, so müssen wir erst die Vorfrage beantworten: Was wird aus einer Mischung verschiedener Rassen? Verschmelzen sie zu einer neuen, homogenen Masse, bildet sich also eine neue Rasse, oder geht eine in der andern auf? Die Antwort vermag uns nur genaue wissenschaftliche Untersuchung zu geben, für die das Material zwar noch spärlich ist, uns aber doch schon sehr wichtige, verwertbare Ergebnisse geliefert hat.

So besitzen wir jetzt eine größere Untersuchung über das Ergebnis einer Mischung zweier sehr verschiedener Rassen, nämlich zwischen Holländern und Hottentotten. Es sind die Rehobother Bastards, die sich durch acht Generationen hindurch ziemlich rein vermischten und fortpflanzten.

Eugen Fischer hat sich der Mühe unterzogen, sie mit den neuesten Methoden der anthropologischen Forschung einer Prüfung zu unterziehen.

Wir kommen auf Einzelheiten dieser Arbeit später noch zurück und nehmen zunächst nur das wichtigste Ergebnis vorweg. Dies besteht in folgendem:

Die Bastardierung erzielt keine neue Rasse, sondern ihr Ergebnis ist nach acht Generationen „ein Gemisch tollster Zusammensetzung" aus den Merkmalen der beiden Stammrassen. Es läßt sich kein Vorwiegen einer derselben als Ganzes feststellen, dagegen besteht ein Vorwiegen derjenigen Merkmale, welche eine Rasse als sogenannte „dominierende"

besitzt. So überwiegt dunkle Haar- und Augenfarbe über helle, gerades Haar über lockiges.

Die Vererbung der wichtigsten Merkmale erfolgt, z. T. mit zahlenmäßiger Sicherheit nachgewiesen, nach den von Mendel entdeckten Gesetzen, sie spalten sich nach bestimmten Regeln. Auch neue Merkmale treten auf, so nimmt die Körpergröße zu, und vereinzelt treten auch uralte Merkmale einer früheren Mischung wieder auf, wie das Buschmannsohr und wolliges Haar. Doch sind diese für das Gesamtbild ohne Bedeutung.

Der große Wert der Fischerschen Untersuchung besteht in dem Nachweis, daß die bisher festgestellten, bei Tier und Pflanzen als richtig erkannten Erblichkeitsgesetze, in erster Linie das Mendelsche Gesetz, auch für den Menschen zutreffen, daß wir uns also in ihrer Anwendung auf diesen auf festem wissenschaftlichen Boden bewegen.

Er schreibt nun weiter: „Da die Merkmale nach Mendel sich spalten, so ist theoretisch auch nie die Entstehung einer neuen homogenen Rasse zu erwarten." „Und doch wird eine spätere Generation im ganzen einen andern Eindruck machen; die Merkmale der Stammrassen sind einzeln auch nach unendlich vielen Generationen noch da, aber die Ähnlichkeit der Individuen mit den Elternrassen ist geringer geworden."

Fischer schließt dabei ausdrücklich den Einfluß äußerer Umstände, der Umwelt und ähnlicher Faktoren aus, die etwa ändernd wirken könnten. Dieser Einfluß fällt allerdings bei den Bastards weg, da die Umwelt sich nicht geändert hat.

Also aus den Stammrassen ist bloß ein Völkergemisch geworden, und doch erscheint es ihm als etwas Neues, das mit zunehmenden Generationen mehr und mehr anderen Charakter annimmt.

Dieser rein gefühlsmäßig erworbene Eindruck, dessen Richtigkeit, obwohl Fischer damit sich von dem Boden der exakten Forschung entfernt, wir nicht bezweifeln wollen, führt uns zu der Frage: „Entstehen durch die Mischung neue dauernde „Volksmerkmale"? oder werden später erbliche Rassenmerkmale zu erblichen Volksmerkmalen?

Nach unsern bisherigen Kenntnissen der Biologie müssen wir einstweilen die Fragen verneinen.

Bei den Bastards bestehen beispielsweise drei Möglichkeiten. Entweder es bleibt bei der Mischrasse in ihrer jetzigen Zusammensetzung, oder durch Rückkreuzung überwiegt allmählich eine über die andere, oder die beiden Stammrassen spalten sich allmählich wieder hervor, ein Vorgang, den amerikanische Forscher beobachtet haben wollen.

Bei den Bastards ist einstweilen die ersterwähnte Möglichkeit die wahrscheinlichere, da die Umwelt die gleiche bleibt und die Möglichkeit der Rückkreuzung von beiden Seiten in gleichem Maße vorhanden ist.

Anders liegt die Sachlage, wenn wir diese Frage in ihrer Anwendung auf das deutsche Volk prüfen. Hier wirken Faktoren der Umwelt zweifellos

dauernd in großem Maßstabe ein, und besonders seit etwa einem Jahrhundert. Diese Faktoren sind der Übergang vom Agrar- zum Industriestaat, die Freizügigkeit innerhalb weiter Grenzen, die Großstadtentwicklung, der Übergang zum Weltstaat und jetzt auch der Weltkrieg, dessen Folgen noch nicht abzusehen sind.

Diese Faktoren haben zweifellos einen großen Einfluß auf das deutsche Volk. Wir kommen später auf die Frage zurück, inwiefern sie den Charakter der Rasse geändert haben, vorläufig wollen wir uns der Anwendung der exakten Ergebnisse der Fischerschen Untersuchung auf unser Volk zuwenden:

Das deutsche Volk stellt also ebenfalls ein Rassengemenge dar aus den unzähligen Kombinationen der Merkmale der es zusammensetzenden Stammrassen.

Wer seinen Blick darin übt, kann täglich die Beobachtung machen, wenn er seine Umgebung daraufhin ansieht. Fast überall, besonders aber in den Großstädten ein buntes Gemisch der verschiedensten Rassenmerkmale! Die alte nordische, blonde und blauäugige Rasse finden wir in reiner Form nur verstreut. Nach einigen Angaben soll sie noch mit höchstens 40 pCt. vertreten sein und dies nur in Bezirken, wo sie sich verhältnismäßig rein erhalten konnte, also auf dem Lande, vor allem an der Wasserkante, Niedersachsen, Westfalen, Oberhessen und verstreut in andern ländlichen Bezirken.

Wir mögen bedauern, daß die nordische Rasse mehr und mehr in ihren reinen Vertretern verschwindet, daß die dominierenden Merkmale der andern Rassen sie überdecken, wir müssen uns nun einmal damit abfinden, und können dies auch mit dem Bewußtsein, daß die Gesamtheit dadurch keinen Schaden bis jetzt erlitten hat, zumal es sich nur um ein einseitig körperliches Merkmal handelt. Das deutsche Volk hat sich jedenfalls in der jetzt vorhandenen Mischung zum ersten Kulturvolk der Welt emporgearbeitet, und wenn an diesem Erfolg der nordischen Rasse der Hauptanteil zweifellos gebührt, so müssen wir doch auch den andern Bestandteilen ein Verdienst dabei zuschreiben.

Wir wenden uns demgemäß der Frage zu: Befinden sich unter dem deutschen Volke Rassenanteile, die seinem Bestande unzuträglich sind, die bei weiterem Zuströmen und vor allem durch Aufstieg in die führende Schicht schädlich wirken können?

Neben der nordischen Rasse nimmt den wichtigsten Platz die süddeutsche und rheinische Bevölkerung ein. Hier haben wir es ebenfalls mit Mischungen zu tun. Das Massiv besteht aus den rein germanischen Stämmen der Franken, Sachsen und Alemannen, denen sich nach Norden Westfalen, Hessen und Thüringer anschließen.

Je weiter wir uns den Grenzen nach Süden und Westen nähern, desto mehr beobachten wir Mischungen mit der Mittelmeerrasse, die z. T. von der Römerzeit her im Lande verblieben, z. T. durch Rückströmungen im Mittelalter und der Neuzeit eingewandert ist.

Da wir Grund zu der Annahme haben, daß die römischen Einwanderer z. T. selbst den Ariern nicht fern standen, auch bei den späteren und neuzeitlichen Einwanderungen es sich nicht selten um Rückströme rein germanischen Blutes handelt, das ja in Norditalien sich noch immer findet, so können wir diese Kreuzungen nicht als ungünstig bezeichnen; ähnlich hat ja auch Preußen mit der Aufnahme der Hugenotten, der Bamberger und Salzburger u. a. gute Erfahrungen gemacht.

Auch der an und für sich etwas schwer zu charakterisierende Homo alpinus bildet wohl keinen ungünstigeren Bestandteil des deutschen Volkes, zumal er auch im wesentlichen auf die Gebirgsgegenden beschränkt bleibt.

Bedenklicher erscheint für uns schon der auch an Zahl nicht unerhebliche slawische Anteil unserer Bevölkerung.

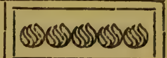
Zweifellos ist ein Teil der norddeutschen Tiefebene östlich der Elbe, auch der mitteldeutschen Gebiete, dann auch Sachsen mit slawischen Stämmen durchsetzt. Die deutsche Herren- und Erobererschicht hat sich auf slawischem Grunde aufgebaut und hat sie zum Teil sprachlich germanisiert.

Der Wert dieser slawischen Beimischung ist nicht ohne weiteres ungünstig zu beurteilen. Ein Teil ist sicher selbst indogermanischen Ursprungs, also nahe verwandt mit der nordischen Rasse.

Im großen ganzen sind wir mit den von früher her im Lande befindlichen slawischen Elementen wohl fertig geworden, als bedenklich sind dagegen die in der Neuzeit zugeströmten polnischen und tschechischen Elemente zu beurteilen, die vor allem im rheinischen und sächsischen Industriegebiet sich ansiedelten. Sie haben die Neigung, durch Zusammenschluß ihre Sprache und Sitte zu erhalten und einen Staat im Staate zu bilden. Eine Blutmischung mit ihnen kann nur unerwünscht sein, da sie auch ungünstige geistige Erbanteile mitbringen.

Unsere Aufgabe wird es also sein, ein weiteres Einströmen, vor allem aber ein Seßhaftmachen dieser Elemente nach Möglichkeit zu verhüten und womöglich einen Teil der bei uns befindlichen durch Austausch gegen germanische Rückwanderer los zu werden. Dagegen steht einer Aufnahme und Germanisierung der uns rassisch näher stehenden Letten und Esthen nichts im Wege. (Schluß folgt.)

Berichte und Notizen.



Julius von Pflugk-Harttung ist am 8. November 70 Jahre alt geworden. Er darf an diesem Tage auf ein reiches Lebenswerk zurückschauen, das einer längeren Betrachtung würdig wäre; aber die Zeit, in der wir stehen, verlangt Kürze. Als Privatdozent und Professor an der Universität Tübingen veröffentlichte er verschiedene Werke aus der Zeit des Altertums und des Mittelalters, unter denen besonders das Buch „Perikles als Feldherr" durch eine damals noch seltene kritische Behandlungsweise große Beachtung unter den Fachgenossen fand. Seine Forschungen wandten sich später dem Gebiete der

deutschen Kulturgeschichte zu. Als er sich in das Klosterwesen der fränkischen Zeit vertiefte, erkannte er die Notwendigkeit, die frühmittelalterlichen Papstbullen einem gründlichen Studium zu unterziehen. Er begnügte sich nicht mit den vorhandenen, teilweise unvollständig und mangelhaft gedruckten Texten, sondern begann die Originalurkunden der Archive und Bibliotheken an Ort und Stelle zu untersuchen. Die ersten Resultate seiner Studienreisen in Deutschland, Frankreich und Italien veröffentlichte er in dem Werke „Historisch-diplomatische Forschungen", während die Texte seiner großen Sammlungen in den „Acta Pontificum Romanorum" nicht weniger als 1407 Urkunden der Päpste von 97—1198 enthalten. Ein späteres Werk, die „Specimina selecta chartarum pontificum Romanorum" bietet 683 autographische Schriftproben auf 145 Tafeln in größtem Format und 261 Abbildungen von päpstlichen Beisiegeln nebst 131 Unterschriften von Kirchenfürsten. Alle Stücke wurden von v. Pflugk-Harttung selbst gezeichnet: sie stellen das größte zeichnerische Bildwerk von Urkunden dar, das jemals geliefert wurde. Der heutige Forscher hat es leichter, da die Photographie an Stelle der Zeichnung getreten ist. Hatte man bis in die achtziger Jahre nur Bullen und Breven unterschieden, so gelang es der gründlichen Forschung v. Pflugks, durch das Bild weitere Gattungen von Papsturkunden zu liefern. In dem Werke „Die Urkunden der päpstlichen Kanzlei vom 10.—13. Jahrhundert" legte er die einzelnen Gruppen mit ihren Bestandteilen und Kennzeichen fest, während er in dem Buche „Die Bullen der Päpste bis zum Ende des 12. Jahrhunderts" die Entwicklung des äußeren päpstlichen Urkundenwesens in allen seinen Einzelheiten und Wandlungen vorführte. Diese Arbeiten aus dem Gebiete des Urkundenwesens machten v. Pflugks Namen in den Forscherkreisen bekannt, wenn auch seine Resultate und Folgerungen nicht alle gleichmäßig anerkannt wurden. Der Gelehrte erhielt 1886 einen ehrenvollen Ruf als Nachfolger des berühmten Jakob Burckhardt für das Gebiet der Geschichte an der Universität Basel. Später widmete er seine volle Arbeitskraft dem Kgl. Geheimarchiv in Berlin, wo er noch heute die Stelle eines geheimen Archivrats versieht. Er veröffentlichte auch jetzt wieder verschiedene wissenschaftliche Bücher, vor allem über den Johanniterorden und über die Bullen der Päpste.

Anfangs der neunziger Jahre betätigte sich v. Pflugk auf einem neuen Gebiete. Er empfand das Bedürfnis, seine universellen Kenntnisse der verschiedensten Geschichtsperioden großen Kreisen des deutschen Volkes zugänglich zu machen. Aus dem Gelehrten, der sich mit intimer Einzelforschung abgab, wurde der Lehrer des Volkes, der es dank seiner fesselnden Sprache verstand, die wissenschaftlichen Resultate großer Gebiete lichtvoll und klar darzustellen und so eine große Gemeinde für seine Werke zu gewinnen. Gleich der erste Versuch dieser Art stand unter einem glücklichen Stern. 1895 erschien „Krieg und Sieg 1870/71", dem als zweiter Band die Kulturgeschichte dieser Zeit folgte. v. Pflugk schrieb nicht nur bedeutende Teile dieser Werke selbst in der ihm eigenen Lebendigkeit und Klarheit, sondern es war ihm auch gelungen, eine Reihe hervorragender Mitarbeiter zu gewinnen. Es entstand ein Prachtwerk, das sich durch seine Ausstattung des gediegenen Inhaltes würdig zeigte.

Ein weiteres Prachtwerk, das unter v. Pflugks Leitung wieder unter Mithilfe namhafter Gelehrten verfaßt wurde, führt in ein ganz anderes Gebiet der Geschichte. Es trägt den vielversprechenden Titel „Im Morgenrot der Reformation" und erfüllt die dadurch erweckten Erwartungen kulturgeschichtlicher Aufklärung über einen wichtigen Zeitraum deutscher Geschichte voll und ganz.

Zwei umfassende Werke folgten. In der „Gedenkhalle" stellte sich der Herausgeber die Aufgabe, in kurzen Abschnitten, von denen jeder durch eine Autorität des betreffenden Gebietes verfaßt wurde, eine Würdigung der deutschen Geschichte zu bieten. Ihr folgte im Verlage Ullstein die „Weltgeschichte". In sechs prachtvoll ausgestatteten Bänden behandelt v. Pflugk unter Mitarbeit bekannter Universitätsprofessoren die Weltgeschichte von der vorgeschichtlichen Zeit an bis zur Gegenwart. Diese Weltgeschichte

bildet in gewisser Weise die Krönung des v. Pflugkschen Ideals, dem deutschen Volke ein umfassendes Werk deutschen Geistes zu widmen.

Aus der Fülle der weiteren v. Pflugkschen Arbeiten seien nur noch wenige herausgegriffen. Von seiner Vorgeschichte der Schlacht bei Belle-Alliance bis zu seiner Geschichte der Befreiungskriege folgten eine ganze Anzahl Bücher, die den Verfasser als hervorragenden kritischen Schilderer kriegerischer Handlungen kennzeichnen.

Einem ganz andern Fache, dem des Kunstgewerbes, gehören die beiden feinsinnigen Bücher „Rahmen deutscher Buchtitel im 16. Jahrhundert" und „Kunstgewerbe der Renaissance" an. v. Pflugks Vielseitigkeit kommt auch in den beiden Bänden „Splitter und Späne aus Geschichte und Gegenwart" zur Geltung.

Auch die schwere Zeit des gegenwärtigen Ringens des Deutschen Reiches fand den greisen Forscher auf seinem Posten. Die beiden bedeutenden Arbeiten „Die Mittelmächte und der Vielverband" und „Der Kampf um die Freiheit der Meere" gehören zu den nicht allzu zahlreichen Büchern, die unter der Überfülle der heutigen Kriegsliteratur einen hervorragenden Platz einnehmen. v. Pflugk ist auch jetzt mit der Abfassung eines großen Werkes beschäftigt. Möge es noch nicht das letzte sein, das er dem Volke widmet, dessen Geschichte er mit so viel Liebe und Erfolg zur Darstellung gebracht hat! — —r.

Die Vorfahren der Germanen. Soeben erhalte ich die von Freunden und Schülern Kossinnas zu dessen 60. Geburtstage verfaßte Festschrift, auf die ich später noch zurückzukommen hoffe. Heute möchte ich mich nur mit dem Beitrag des früheren schwedischen Reichsantiquars Montelius beschäftigen, da er sich aufs nächste mit meinem eigenen Forschungsgebiete berührt. Als im Jahre 1884 die „Nordisk Tidskrift" des genannten Gelehrten Abhandlung über „Unserer Vorväter Einwanderung im Norden" brachte, durfte ich sie als wertvolle Unterstützung meiner drei Jahre vorher zuerst öffentlich ausgesprochenen und heftig angegriffenen Lehre von der skandinavischen Urheimat der Arier begrüßen, obwohl der schwedische Forscher nur von den Germanen im besonderen gesprochen hatte. Wie haben sich in den seitdem verflossenen vierthalb Jahrzehnten seine Ansichten gestaltet? Sie sind den meinigen wesentlich näher gekommen, wenn auch die letzte, meines Erachtens zwingende, Schlußfolgerung nicht gezogen wird. Die, für diesen Gegenstand übrigens nebensächliche, Frage, ob eine neue Eiszeit nochmals die nordische Halbinsel mit „ewigem Eis und Schnee" bedecken wird, ist offen gelassen, nach meiner Meinung aber zu verneinen, da trotz der unaufhaltsamen Abkühlung der Erde die notwendige Voraussetzung fehlt, nämlich der Wasserreichtum der Lufthülle. Im übrigen aber freue ich mich, eine vollständige Übereinstimmung feststellen zu können. Die Ansicht, es habe vor den Vorfahren der heutigen Bewohner schon ein Volk „anderer Rasse" in Schweden gewohnt, ist aufgegeben und das spätere Vorkommen vereinzelter Rundschädel auf ein langsames Einsickern fremder Bestandteile zurückgeführt. „Alles spricht demnach dafür, daß wir Schweden von jenen Menschen abstammen, die nach dem Ende der Eiszeit von Mitteleuropa nach dem Norden eingewandert sind." Ferner „sind die Völker der skandinavischen Halbinsel wohl die reinsten jetzt lebenden Nachkommen der Cro-Magnon-Rasse". Die Einwanderung dieser Stammart hat nach den Feststellungen der Erdkundigen vor etwa 15 000 Jahren stattgefunden. „Wir Schweden sind, wie die Norweger, Dänen und Deutschen, Germanen"; also müssen die ersten Einwanderer als „Vorfahren der Germanen" betrachtet werden. Nun aber scheiden sich die Anschauungen. „Einige Forscher meinen, daß die indogermanische Urheimat in den Ländern der Ostsee zu suchen sei. Nach meiner Ansicht kann indes diese Annahme nicht richtig sein." Warum nicht? Aus keinem anderen Grunde, als daß wir uns nicht „diese Ehre anrechnen können" und es „schon genug ist, daß in unseren Gegenden die Germanen zu Germanen geworden sind". Ich muß dies für eine übertriebene, zudem in einer wissenschaftlichen Frage von so grundlegender Bedeutung übel angebrachte Bescheidenheit halten. Wie die Urheimat eines germanischen Stammes folgerichtig auch die aller übrigen sein muß, so auch diejenige eines indogermanischen Volkes die sämtlicher

anderen; sonst wäre es eben keine „Urheimat" mehr. Hat die Einwanderung der Urgermanen, also auch ihre Trennung vom indogermanischen Stammvolke schon vor 15 000 Jahren stattgefunden, wie erklärt sich dann bei so langer Sonderentwicklung die große, in Leibesgestalt wie Kunstfertigkeit, in Sprache wie Sitte sich ausprägende Ähnlichkeit unserer Vorfahren mit ihren Nachbarvölkern, ganz besonders den Kelten, die so weit geht, daß sich völlig gleiche Eigennamen, wie Boiorix, Segomar, Markomar u. a., bei beiden wiederholen? All das wird nur verständlich bei einer nicht zu frühen, in die letzten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung fallenden Spaltung des Stammbaumes. Wer in der skandinavischen Halbinsel das Ursprungsland der Germanen erblickt und auf folgerichtiges Denken nicht Verzicht leistet, kann nirgend anderswo, auch wenn er tiefgewurzelte Vorurteile überwinden muß, die Urheimat der Indogermanen suchen.

Bei dieser Gelegenheit darf ich wohl auch die neueste (wievielte?) Erklärung des Germanennamens (Unterhaltungsbeilage der Köln. Zeit. vom 6. 10. 18) von Kluge, dem Freiburger Germanisten, erwähnen, der mir auch darin nahe kommt, daß er denselben mit dem Stammesnamen Herminonen in Verbindung bringt und von einem Grundwort Ermanos ableitet. Er irrt nur darin, daß er die altgermanischen Wörter irmin, groß, und herman, etwa herrlich, miteinander verwechselt. Aus dem ersteren hätte gerade nach den von den Sprachforschern so hoch eingeschätzten „Sprachgesetzen" niemals ein keltisch-lateinisches Germani werden können. — Ludwig Wilser.

Die Ausnahme Polen. Ein Beitrag zur Staatsrechnungskunst. Zu den glücklichsten Kriegsgewinnern im Völkerunglück des Weltenkampfes zählen ohne Zweifel die Polen. Während das deutsche Volk von seinen Staatsmännern und Abgeordneten mit staunenswerter Geschicklichkeit allmählich in den Schatten des Verzichtfriedens gedrückt worden ist, haben sie ihren Platz an der Sonne. Das edle russische Volk hat in Galizien zwar nicht ganz so furchtbar wie in Ostpreußen gehaust, wo Zehntausende ermordet und Zehntausende verschleppt wurden, aber es sind immerhin auch dort eine größere Anzahl von Häusern verbrannt, Felder verwüstet, Vieh geraubt worden. Die Besitzer sollen entschädigt werden. Von wem aber? — Als Graf Czernin zuerst die Formel vom Frieden ohne Landerwerb und ohne Entschädigungen aussprach, hatte er vermutlich an Galizien nicht gedacht, sonst würde er auf die 2000 Millionen, die dort zur Wiederherstellung von den Polen verlangt werden, wohl nicht verzichtet haben; der Wunsch der polnischen Politiker, sich mit den Großrussen gut zu stellen, konnte für ihn nicht maßgebend sein. Um diese 2000 Millionen würde sich also die österreichische Staatsschuld erhöhen, denn Ungarn hat für die Mitwirkung an einer derartigen Wohltätigkeitsaktion bereits höflich gedankt. Zu den 2000 Millionen kommt aber weiter ein Betrag von mindestes 300 Millionen, der für die bekanntlich sehr gute Ernährung der galizischen Flüchtlinge verausgabt wurde und dessen Ersatz nach Kriegsrecht ebenfalls von Rußland beansprucht werden kann. Die Republik Rußland hat ja den Krieg des Zaren weitergeführt und auch die neue Regierung hat die alten Bündnisverträge als weiterbestehend anerkannt, indem sie die Westmächte zur Teilnahme an den Friedensverhandlungen einlud und sie über jeden vorbereitenden Schritt unterrichtete. Da nun Graf Czernin seinen Verzicht auf Entschädigungen gegen Rußland in Litauisch-Brest aufrecht erhalten hat, so leuchtet die aufgehende Sonne Polens über folgender Rechnung:

1. Für den Wiederaufbau Galiziens 2000 Millionen, deren Verteilung eine ausschließlich aus Polen bestehende, von den Wünschen der Deutschen und Ukrainer nicht gestörte Kommission vornimmt.

2. Für den Unterhalt der galizischen Flüchtlinge mindestens 300 Millionen: denn man hat noch nicht gehört, daß irgend jemand eine Gegenrechnung aufgestellt hätte über die Verwüstungen, die diese Flüchtlinge mit ihrem Kettenhandel besonders in Wien angerichtet haben.

3. Als Gewinn der Flüchtlinge bei der Rückkehr von diesem Raubzuge wird eine reichliche Milliarde einzusetzen sein.

4. Ebenso hoch ist der Vermögenszuwachs des Landes Galizien zu rechnen, wenn ihm vor seiner Vereinigung mit dem Königreich Polen der österreichische Staatsbesitz an den dortigen Bergwerken, Forsten, Eisenbahnen usw. gratis übergeben wird.

Zusammen rund $4^1/_2$ Milliarden, die Österreich als Frucht seines Sieges beim Verzichtfrieden ohne jegliche Entschädigung verliert.

Es ist also in der Tat nicht zu viel behauptet, wenn vorhin gesagt wurde: die Polen zählen zu den glücklichsten Kriegsgewinnern. Allein Rechnungen müssen genau sein, und so fordert die Gewissenhaftigkeit, von den $4^1/_2$ Milliarden einen kleinen Abstrich zu machen. Die Polen hatten nämlich vor dem Kriege einen Volksschatz, der seit dem verunglückten Aufstand von 1863 aufgesammelt worden war. Er wurde in Rapperswyl im Kanton Zürich aufbewahrt und vor längerer Zeit auf 30 Millionen geschätzt. Sichere Ziffern sind nicht bekannt geworden, der Betrag ist aber, wenn man nur den Aufschwung Galiziens in den letzten Jahren und die große Zahl der polnischen Millionäre bedenkt, bei Kriegsbeginn gewiß um sehr viel höher gewesen. Wie viel mag davon jetzt noch vorhanden sein? — Wahrscheinlich nichts. Aber keiner der Aufsichtsräte wird sich beklagen, wenn er den Boden der leeren Kasse sieht. Der Schatz hat seine Schuldigkeit getan, er ist entbehrlich. Sein Verschwinden ist durch die polnischen Erfolge hinlänglich gerechtfertigt.

Dieser Artikel war lange vor dem Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie gesetzt. Nach dem Zerfall wird sich ja wohl diese Staatsrechnung als schöner Traum erweisen.

Wilson, der „Idealist". Das Jungsozialistenblatt „Folkets Dagblad" in Stockholm entwirft folgende Charakteristik Wilsons: Lange war Wilson ein höchst unklarer Nebelstern am weltpolitischen Firmament, jetzt beginnt es, sich um den Wilsonschen Himmelskörper zu klären. Aus den Nebelmassen demokratischer Phrasen tritt immer deutlicher ein imperialistischer, kontrarevolutionäer und kriegstoller Stern erster Ordnung hervor. Wilson will keinen baldigen Frieden, nicht einmal von Friedensdiskussion will er etwas wissen, und er verweist bloß auf seine 14 Punkte. Aber zwei Tage später hat er Bedenken. Wenn die Mittelmächte die 14 Punkte anerkennen sollten, dann wäre ja der Frieden vor der Türe. Aber Frieden will Wilson noch lange nicht, erst soll Europa richtig verbluten und Wilson ein Fünf- oder Zehn-Millionenheer in der Alten Welt zusammenbringen, damit diese eine gehorsame Kolonie für die Kapitalisten der Neuen Welt wird. Deswegen ließ Wilson erklären, daß er auch, wenn die Mittelmächte die 14 Punkte anerkennen würden, eine Friedensdiskussion trotzdem nicht beginnen könne. Wilson ist auch kein Demokrat. Wer einen sozialistischen Staat stürzen will, um einen kapitalistischen wieder einzusetzen, wer für Verschwörung gegen eine Arbeiter- und Bauernregierung Partei nimmt, wer gefälschte Dokumente veröffentlichen läßt, um eine revolutionäre Regierung moralisch zu töten, der ist offenbar ein kapitalistischer Kontrarevolutionär. Wilson ist auch nicht human. Ehe jemand Humanität von anderen verlangt, muß er selbst vom Geiste der Humanität durchdrungen sein. Jeder weiß, daß die härteste, brutalste Form des kapitalistischen Druckes in Amerika vorkommt. Kein größeres humanitäres Werk könnte Wilson ausrichten, als wenn er den amerikanischen Kapitalismus bekämpfte, indem er für den Sozialismus einträte. Aber Wilson ist Antisozialist. Er will das kapitalistische Gesellschaftssystem mit seinem Massenproletariat und seinen Milliardären beibehalten. Wenn die Arbeiter höheren Lohn verlangen, werden sie an die Front geschickt. Zeitungen, die gegen den Krieg sprechen, werden nicht befördert, Professoren, die Friedensneigungen zeigen, werden verabschiedet, Priester, die für den Frieden beten, werden bestraft, Sozialisten, die für den Frieden reden, werden gelyncht oder ins Gefängnis geworfen. Allein in

Chikago sind 300 skandinavische Sozialisten verhaftet worden. Das Land ist überschwemmt von Polizeispionen, und das Angebersystem feiert Orgien. Dies ist das Bild des fast souveränen Diktators, der im Namen der Humanität den Kreuzzug gegen die russische sozialistische Republik predigt.

Demokratie und Militarismus. Der „Deutschen Zeitung" wird geschrieben: Zu meiner großen Freude fand ich in einer bei Ullstein (!) herausgegebenen Zeitschrift, in Nr. 201 (vom 14. Juni 1918) des „Kriegs-Echo", eine von tiefstem Verständnis zeugende Äußerung über die „Demokratie". C. A. Bratter sucht dort in einem höchst lesenswerten Aufsatz über den amerikanischen Generalissimus John J. Pershing nach den Ursachen der geringen Tauglichkeit der amerikanischen Armee und findet sie in der Demokratie. Er führt dabei den Ausspruch Renans in dessen Schrift „Resource Intellectuelle" an: „Die Demokratie ist das stärkste Auflösungsmittel der militärischen Organisation!" Kann das Verhältnis der Demokratie zum „Militarismus" kürzer und treffender gekennzeichnet werden? Gerade dieser Ausspruch eines Franzosen ist wie kaum ein anderer geeignet, jedem zu einigermaßen klarem Denken befähigten Deutschen zum Bewußtsein zu bringen, weshalb gerade unsere Feinde, die in offener Feldschlacht mit unserer unvergleichlichen militärischen Organisation nicht fertig werden können, uns die bei ihnen längst abgewirtschaftete „Demokratie" so warm empfehlen und alles daransetzen, sie und ein „demokratisches" Wahlrecht bei uns einzuführen: Auflösung unserer militärischen Organisation! Es läuft einem unwillkürlich kalt über den Rücken, wenn man sich vorstellt, wie der Weltkrieg für uns verlaufen wäre, wenn die Herren von der „Demokratie", die Strategen vom „Berliner Tageblatt" und „Frankfurter Zeitung" (vergl. Eigenbrodt!) oder gar der Generalissimus Cohn-Nordhausen für das Scharfhalten unseres Schwertes zu sorgen gehabt hätten! Der Verlag Ullstein hat sich damit, daß er diese Äußerung der Vergessenheit entriß, entschieden ein großes Verdienst um die nationale Sache erworben, und man kann es nur mit Freude begrüßen, daß auch er seinen Tag von Damaskus erlebt hat! Hoffen wir, daß wir auch hinfort im Ullsteinschen Verlage in unserm Kampf gegen die westliche Demokratie einen zuverlässigen Bundesgenossen behalten werden!

Die Demokratie im Kriege. Regierungsrat E. Pistor schreibt in der „Unabhängigen Nationalkorrespondenz": „Während unsere Feinde immer lauter nach der Demokratiesierung der Mittelmächte rufen, hat sich in England und Amerika schon seit längerer Zeit die Ansicht durchgesetzt, daß die moderne Demokratie, wie sie sich in England ausgebildet hat und von dort auf den Kontinent übernommen wurde, im Kriege nichts taugt. Man zitiert dort oft und gern den Ausspruch Wilsons, der in seinem Buch „Der Staat" Deutschland für das bestregierte Staatswesen erklärt hat, da dort ein Wille, nämlich der des Kaisers oder seines „Vizeregenten", des Reichskanzlers, eine einheitliche Führung gewährleiste, deren Energie und Wucht in keinem anderen konstitutionellen Staat erreicht werde.

Die Ansicht über die Unzulänglichkeit der britischen Demokratie im Frieden und insbesondere im Kriege hat kürzlich ein der Regierung nahestehender Autor in einer angesehenen Zeitschrift (vgl. Politicus in „Fortnightly Review", Jahrg. 1818, S. 652) in folgenden lapidaren Sätzen zusammengefaßt: Demokratien waren zu allen Zeiten von Rednern beherrscht. Stets hat dort der Mann des Wortes den Mann der Tat, der beredte Advokat den fähigen General erfolgreich bekämpft. Kriege sind die examina rigorosa der Nationen und dieser Krieg hat gezeigt, daß die demokratische Organisation, wie sie sich in Großbritannien herausgebildet hat, ein Unding ist. Eine Firma, die schlechte Geschäfte macht, wird vor allem veraltete und abgetragene (outworn) Methoden verlassen und das besterprobte System einführen. So muß auch Lloyd George, wie Wilson, dafür sorgen, daß England einen einheitlichen Führerwillen erhält, der niemand verantwortlich ist, als dem Gesetz. Die britische Nation will wirksam regiert werden, damit sie

den Krieg rasch und mit möglichst geringen Opfern gewinnt und wenn die Konstitution dem entgegensteht, so muß sie geändert werden. Es ist besser, daß der Krieg die fehlerhafte demokratische Organisation zerstört, als daß diese die britische Nation zugrunde richtet. Mit Parteipolitikern und Amateurbeamten kann man keinen großen Krieg gewinnen; nur Fachmänner gehören in die verantwortlichen Stellen und an die Spitze ein Mann. Wie eine Armee, die mit Feuersteingewehren bewaffnet ist, von einer mit Repetiergewehren ausgerüsteten besiegt wird, so wird eine Nation mit einer veralteten Organisation (out-of-date-Organisation) zertrümmert werden durch eine gut regierte Nation.

Der hier zitierte britische Staatsmann hat also damit klipp und klar ausgesprochen, daß die vielgeliebte demokratische Organisation veraltet und unbrauchbar ist und daß sie, wenn England den Krieg gewinnen will, nach deutschem Muster umgestaltet werden muß. Daß diese Ansicht auch von der öffentlichen Meinung in U.-S.-Amerika geteilt wird, demonstriert Wilson, indem er den Satz: „Ein Mann, ein Wille", allen Widerstand brechend zur Tat gemacht und damit die Kriegstüchtigkeit Amerikas verdoppelt, verdreifacht hat.

Die Losung bei den Angelsachsen lautet jetzt: „Fort mit den veralteten Methoden der Demokratie und des Parlamentarismus; nur die Diktatur kann uns durch diesen schweren Kampf führen. Der Parlamentarismus und das demokratische Unwesen komme über unsere Feinde."

Unsere Feinde werfen rücksichtslos alles über Bord, was sie in diesem furchtbaren Kampf behindern könnte; wir sammeln unter dem Beifallklatschen Wilsons und Lloyd Georges diesen Ballast, um damit unser eigenes Schiff in Drang und Not zu belasten. Vae victis!

Neumarxismus. Die Deutsche Tageszeitung schreibt: Wiederholt wurde hier des Kreises realpolitischer Köpfe in der Sozialdemokratie Erwähnung getan, der sich um die „Sozialistischen Monatshefte", um die „Glocke", seit Kautskys Beseitigung aus der Schriftleitung auch um die „Neue Zeit", dem alten wissenschaftlichen Organ der Partei, gebildet hat und dort zum Wort kommt. Leute wie Lensch, Haenisch, Heilmann, Cunow, Quessel gelegentlich, die mit weiterem Blick für die inneren Zusammenhänge der Dinge der Partei um Pferdelängen voraus sind. Die darum, weil sie die Ziele des Sozialismus im Rahmen des Gegenwartsstaates, insbesondere auf wirtschaftlichem Gebiet verfolgen, nicht minder gefährlich sind in ihren letzten Mitwirkungen als die Unentwegten, sondern vielmehr gefährlicher, mit denen sich aber gleichwohl ein gut Stück gemeinsam marschieren läßt, namentlich zurzeit in außenpolitischen Dingen. — Dieser Kreis hat nun den lebhaften Unwillen der „Frankfurter Zeitung" erregt. In einem spaltenlangen Artikel mit sehr viel Malice und Bosheit gibt sie den „Glocke"-Leuten zu verstehen, daß sie ihr viel zu national sind, daß sie sich durch ihren Mut, für eine wirkliche Machtstellung ihres Vaterlandes einzutreten, bei ihr um alle Reputation gebracht haben. Leute, die sich nicht scheuen, in politischen Fragen auch Machtfragen zu sehen, sind naturgemäß ein Greuel vor der „Frankfurter Zeitung" und alldeutsch mit Tarnkappe. Noch haben sie den Zorn der „Frankfurter Zeitung" nicht weiter gereizt, als daß sie vom hohen Kothurn erbgepachteter Staatsklugheit ihnen massierte Ironien widmet. Mögen sie sich hüten, weiter zu gehen. Man darf selbst sozialistische Ziele nicht auf krummen nationalen und realpolitischen Wegen erreichen wollen. Wer nicht auf der Straße des Internationalismus und des Doktrinarismus verharrt, wer seitwärts in nationales Gelände ausbricht, wird disqualifiziert. Denn als unerbittliche Richterin über das, was gut sozialdemokratisch und international ist und was nicht, steht da die „Frankfurter Zeitung". Und wer wollte ihre Kompetenz bestreiten?



Bücherbesprechungen.

Zur Erhaltung und Mehrung der Volkskraft. — München 1918. Verlag von J. F. Lehmann. 207 Seiten 8⁰, geheftet 4 M.

In dieser Sammlung von Sonderdrucken aus der „Münchener medizinischen Wochenschrift" sind die Arbeiten einer vom Ärztlichen Verein München eingesetzten Kommission niedergelegt. Aus dem reichen, für biologische Politik hochwichtigen Inhalt kann hier nur einiges willkürlich herausgegriffen werden.

Über „Familienpolitik und Familienstatistik" berichtet unter Ziffer 6 Dr. F. Burgdörfer. Er geht davon aus, daß „so wichtig eine starke eheliche Fruchtbarkeit für das Volk ist, so wenig es doch angezeigt erscheint, den Staatsgedanken oder gar den Wehrkraftgedanken beim Versuch, die öffentliche Meinung für ausgiebige Fortpflanzung zu gewinnen, in den Vordergrund zu rücken". Die bevölkerungspolitischen Maßnahmen müssen in der Hauptsache wirtschaftlicher Art sein: „wirtschaftliche Kräftigung der Familien, insbesondere der kinderreichen Familien derart, daß bei steigender Kinderzahl sich die materiellen Verhältnisse der Familien nicht verschlechtern". Vorbedingung dazu ist eine „Reform der Bevölkerungsstatistik im Sinne einer Familienstatistik". Unsere heutige Bevölkerungsstatistik beruht auf dem individualistischen Prinzip, ist Personenstatistik, aus dem falschen Begriff des Volkes heraus, der dies als eine „amorphe Summe von einzelnen Individuen betrachtet, die durch Geburten vergrößert, durch Sterbefälle verkleinert, also rein mechanisch verändert wird", während doch „die Familien die Zellen des Volkskörpers" sind.

Unter Ziffer 7 behandelt Dr. Alfred Ploetz „die Bedeutung der Frühehe für die Volkserneuerung nach dem Kriege". Er weist u. a. nachdrücklich darauf hin, daß die Verfrühung der Ehe eine günstige Auslesewirkung in bezug auf die gebildeten Schichten ausüben würde, die jetzt die größte Zahl lediger Männer stellen. Das setzt aber, wie ich einwenden muß, voraus, daß die Nachkommen derselben Schicht angehören wie die Vorfahren. Auch für die gebildeten Stände trifft dies keineswegs immer zu. Ich vermisse die Forderung einer Statistik, die für jetzt an führender Stelle stehende Männer den Beruf der Vorfahren sowohl von väterlicher wie mütterlicher Seite bringt. Ich erwarte bemerkenswerte Aufschlüsse von einer solchen Statistik.

Ploetz verkennt nicht die Nachteile der Frühehe: mangelnde Ausmerzung von Schwindsucht und anderen vererbbaren Krankheiten, mindere Sorgfalt bei der Gattenwahl. Auch weist er mit Recht darauf hin, daß bei einem ungünstigen Frieden die zu erwartende Geburtenvermehrung nur zu einer Steigerung der Auswanderung und damit zur Schwächung des deutschen Volkes und Stärkung unserer Feinde dienen würde. — Zur Ermöglichung der Frühehe verlangt Ploetz die Abkürzung der Berufsvorbildung. Er fordert die Erteilung des Reifezeugnisses zwei, besser noch drei Jahre früher als jetzt. Gegen diese Forderung an sich, wie gegen die schulmäßigen Mittel zu ihrer Durchführung kann ich schwerste Bedenken nicht zurückhalten. Und ob die Maßregel den Zweck erfüllt, frühere Heirat zu bewirken, und nicht vielmehr die jungen Leute noch früher als jetzt auf geschlechtliche Abwege führt, kann bezweifelt werden.

Nur ein „kraftvoller Lebens- und Zeugungswille", wie ihn M. v. Gruber unter Ziffer 8, „Rassenhygienische Bevölkerungspolitik auf dem Gebiete des Wohnungs- und Siedelungswesens" von einem richtig ausgenutzten Siege im Weltkrieg erwartet, kann die Erhaltung unseres Volkes verbürgen. Zu dieser Ausnutzung des Sieges rechnet v. Gruber vor allem die Überwindung der „unbefriedigenden, vielfach geradezu verderblichen Wohnungs- und Siedelungszustände", mehr noch als deren rein rassischer Schädlichkeiten, der „auf die Psyche wirkenden Übelstände, welche den Zeugungswillen schwächen und lähmen".

Aus den anschließenden, von der Kommission angenommenen „Leitsätzen über Heimstätten auf dem Lande“ ist hervorzuheben, daß der Wiederkauf der Heimstätte oder des zum Eigentum übertragenen Rentengutes, bezw. die Auflösung des Erbpachtvertrages außer wegen grober Mißwirtschaft auch erfolgen kann, „wenn die Zahl der gesunden Kinder des Heimstättners dauernd unter einer bestimmten Grenze bleibt“, und daß „den Kindern solcher Heimstättner, welche mindestens drei gesunde Kinder über 14 Jahre hochgebracht haben, bei späteren Heimstättenvergebungen der Vorzug vor anderen Bewerbern zustehen“ soll.

Es folgen dann „Leitsätze für städtisches Wohnungswesen“, unter denen besonders die über „Wohnungsbeschaffung“ zu beachten sind. Nach diesen soll u. a. die Förderung des Kleinwohnungswesens aus öffentlichen Mitteln nicht auf Industriearbeiter beschränkt, sondern auch den wirtschaftlich gleichgestellten Angehörigen des kleinen Mittelstandes zuteil werden. Kriegsinvalide Familienväter und Witwen von Kriegsteilnehmern mit Kindern sollen vorzugsweise berücksichtigt werden. Für kinderreiche Familien, welche eine ihrer Kopfzahl entsprechende Kleinwohnung erhalten, sollen aus öffentlichen Mitteln an die Vermieter Mietszuschüsse gezahlt werden. Für die Förderung des Kleinwohnungsbaues aus öffentlichen Mitteln sollen kinderreiche Bewerber, sodann Neuvermählte den Vorzug vor anderen Bewerbern erhalten.

Ziffer 9 „Wirtschaftliche Maßnahmen zur Förderung kinderreicher Familien“ leitet M. v. Gruber damit ein, daß er die willkürliche Verhinderung der Kindererzeugung als das Ergebnis der ganzen geistigen und wirtschaftlichen Entwicklung während des letzten Jahrhunderts bezeichnet und als solches im einzelnen in tiefgründigen Ausführungen nachweist. Er kommt zu dem Ergebnis, daß „die individualistisch gerichtete Rationalisierung der Lebensführung durch die rassenhygienisch gerichtete überwunden werden“ muß. Mit diesen sittlichen Zielen müssen auch Gesetz und Rechtsordnung im Einklang stehen. Neben den erwähnten Familien-Heimstätten fordert er, die gesetzliche Einrichtung von Kinder- und Erziehungsbeiträgen auf das ganze Volk auszudehnen und weitere Mittel zu Erziehungsbeihülfen durch Änderung des Erbrechts verfügbar zu machen: „Niemand sollte mehr erben können, als wenn er eines von vier Kindern wäre.“

H. G. Holle.

Franz v. Bodelschwingh, Innere Hemmungen kraftvoller Außenpolitik. Helwingsche Verlagsbuchhandlung, Hannover. Preis Mk. 1,50.

Dieser durch einen Briefwechsel des Verfassers mit dem einstigen Reichskanzler v. Bethmann Hollweg erweiterte Vortrag wurde auf vielseitigen Wunsch in Druck gegeben. Das Buch in seiner begeisternden formvollendeten Sprache wird sicherlich noch eine große Lesergemeinde finden. Da die Auflage wegen der Papierknappheit nur gering ist, empfehlen wir baldigste Bestellung.

Der Grundgedanke der Ausführungen der Schrift ist die Forderung einer starken nationalen Politik. Eine solche dürfe sich nicht kosmopolitischen Neigungen hingeben, sondern der Staat habe vor allem die Pflicht, das Recht seiner Bürger zu wahren. Das deutsche Volk mit seiner Neigung zum Weltbürgertum müsse sich bewußt sein, daß es erst stark sein müsse, wenn es der Menschheit dienen wolle, und die Regierung habe die Pflicht, den nationalen Gedanken zu pflegen. Der Alldeutsche Verband werde zu unrecht verdächtigt, zum Kriege gehetzt zu haben; er habe nur erkannt, daß der Krieg unvermeidlich war. Wenn wir die englische Geschichte besser gekannt hätten, dann würden wir gewußt haben, daß die Ausgleichversuche vergeblich waren. Die Regierung habe sich unter Bethmann Hollweg den Friedensextremisten angeschlossen und vor der drohenden Gefahr den Kopf in den Sand gesteckt. Aber auch nach Ausbruch des Krieges sei diese Politik nicht aufgegeben, auch da habe man noch von Verständigung geträumt, statt die nationalen Interessen scharf zu vertreten. Das deutsche Volk brauche seine Ideale nicht aufzugeben, aber es

müsse daneben einen starken politischen Sinn entwickeln, müsse sich freimachen von Parteihader und Engherzigkeit. Eine leidenschaftliche Liebe, die sich auf christliche Ethik gründe, müsse uns führen auf diesem Wege zum Heile der Nation. Innere Hemmungen seien weiter auch der Wucher und das Großkapital. Wir würden vor die Frage gestellt sein, ob Gott Mammon bei uns herrschen solle oder ein christlicher Idealismus. Dazu gehöre aber zunächst eine sichere politische Grundlage.

Houston Stewart Chamberlain. Ein Abriß seines Lebens auf Grund eigener Mitteilungen. Von Dr. theol. h. c. L. v. Schroeder. J. F. Lehmanns Verlag, München. Preis Mk. 2,50.

„Das, was wir mit Betonung das Deutsche zu nennen berechtigt sind, ist der herrlichste Besitz, den es für Menschen gibt und birgt die Fähigkeit zu ungeahnter Entwicklungsfülle." „Ein neues Kulturideal entsteht vor unseren Augen; es ist im Werden begriffen; wieder einmal gewinnt Gottes schöpferischer Wille Gestalt; den Deutschen fällt die Pflicht anheim, seinen Willen zu vollbringen; ihre großen Männer gehen als Beispiele voran; von ihnen müssen sie lernen, bei ihnen in die Schule gehen; jeder ist fähig, wie im Heere, so auch im Leben seine Pflicht als Deutscher zu vollbringen." Aber da gilt es: „selbst im Herrschen zu dienen, selbst im Gebieten zu gehorchen, in Demut kraftbewußt."

Wer ist der Mann, der so hoch von den Deutschen denkt und ihnen eine so gewaltige weltgeschichtliche Sendung zeigt, wie sie wohl noch nie einem Volke übertragen wurde? Aus welchen Tiefen schöpft sein Geist? Wie kam er zu dieser hohen Auffassung vom Beruf des Deutschen?

Das vorliegende Buch von L. v. Schroeder gibt Antwort auf diese Fragen. Es zieht den Schleier von H. St. Chamberlains geistigem Werdegang, von dem die angeführten Worte stammen. Es zeigt uns das Wachsen und Reifen dieser einzigartigen Persönlichkeit, deren restloses Bekenntnis zum Deutschtum offenbart, daß sie die höheren Menschheitswerte als bei uns liegend erkannt hat. Es ist von hohem Reiz, in der Schroederschen Schrift den Prozeß dieses Erkennens zu verfolgen, von der frühesten Jugend an, da Chamberlain seinen linken Arm opfern wollte, wenn er als Deutscher geboren wäre, bis zu jenem tiefen Verstehen und der festwurzelnden Liebe, die den schwer angefeindeten gereiften Mann zu einem Propheten des Deutschtums werden ließ.

„An der Grenze eines neuen Zeitalters steht er da, — als Denker rückschauend, als Prophet vorschauend, in einen strahlenden Morgen hinein, der nach seinem Glauben den Deutschen als den Streitern Gottes gehört und gebührt."

Das Buch Schroeders kommt wie gerufen zu einer Zeit, in der der Kampf Chamberlains gegen die Frankfurter Zeitung — ein Spiegelbild des Kampfes des Alljudentums gegen das Deutschtum im kleinen —, auch die weitesten Kreise begierig gemacht hat, Näheres über diesen großen und mutigen Freund der Deutschen zu erfahren.

Die Jagd geht auf. Sammlung farbiger Kunstblätter. Begleitwort von Ritter von Dombrowsky. Leipzig 1918, Weber.

Uns ist vor dem Kriege der Sinn für die Natur und ihre erneute Kraft allzusehr verloren gegangen. Die Jagd ist das Gegenspiel des blutigen Krieges und der Jäger unstreitig der beste Soldat. Möchte daher diese künstlerisch erlesene Sammlung auch den Sinn für unsere deutsche Heimat in Feld und Flur wie auch für die Wehr- und Mannhaftigkeit wieder heben. K. v. Str.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 31. 10. 18.
Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVII. 9 — 1918

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Was nun?

Vom Herausgeber.

Wir wollen jetzt nicht lange Betrachtungen darüber anstellen, wie wir nach vier Jahre lang siegreich geführtem Kriege in die jetzige Lage geraten konnten. Das wird später alles an den Tag kommen. Nur soviel sei dazu bemerkt: Wenn ein Wagen gut vorwärts kommen soll, dann darf man nicht ein Pferd vorn, ein Pferd hinten, ein Pferd rechts, ein Pferd links anspannen. Man kann nicht auf der einen Seite den Kriegswillen stärken, auf der anderen ihn durch fortgesetzte Friedensangebote lähmen und den Kriegswillen der Feinde beleben. Man kann nicht auf der einen Seite Gott dienen, auf der anderen dem Mammon. Man kann nicht die treuesten, opferwilligsten, zuverlässigsten Vaterlandsfreunde zurückstoßen und die Lauen, Flauen, Unzuverlässigen der „Einigkeit wegen" begünstigen. Auf diese Weise mußte die ohnehin schon vorhandene innere Uneinigkeit nur noch vermehrt werden.

Trotz alledem und alledem ging es dem deutschen Volke vier volle Kriegsjahre lang wider billiges Erwarten gut, weil während dieser Zeit immer noch die guten Regungen in der deutschen Volksseele die Oberhand behielten und die Feinde große Fehler begingen. Das Schicksal meinte es offenbar gut mit uns, es war gerade so, als ob es dem deutschen Volke so recht sichtbarlich zeigen wollte: „Siehe, das alles kannst Du haben und noch mehr; es liegt in Deiner unmittelbaren oder mittelbaren

Reichweite, wenn Du nur **einmal**, nur **diesmal** von Deiner leidigen Michelei lassen und Dir nicht selber im Wege stehen wolltest." — „Wisse, daß Dich Gott nicht läßt, so Du Dich nicht selbst verlassen!" (Emanuel Geibel: „Einst geschiehts".)

Aber Michel verließ sich eben selbst. Anstatt auf seine **guten** Ratgeber zu hören, auf diejenigen, die schon lange vorher das Unwetter heraufziehen sahen und davor warnten, die auch während des Krieges, bis zuletzt nicht aufhörten, auf das eindringlichste zu warnen, zu mahnen, zu begeistern, horchte er auf die Drohungen und Lockungen seiner Feinde innerhalb wie außerhalb der Landesgrenzen, am meisten gerade zuletzt, im gefährlichsten Augenblicke. Und so wurde denn aus dem anfangs riesenstarken, von heiliger Kriegsglut entbrannten Michael zuletzt wieder der schwache und dumme Michel, der er, wenigstens was **Politik** anbelangt, seit Bismarcks Abgang immer gewesen war. Er hat die Prüfung, die das Schicksal ihm auferlegte, nicht in allen Hauptfächern, in der Kriegskunst glänzend, in der Staatskunst, von jeher seiner schwächsten Seite, unter aller Kritik bestanden und konnte deshalb die weltgeschichtliche Rolle, die ihm zugedacht war, noch nicht zugewiesen erhalten. Er war darauf offenbar noch nicht genügend vorbereitet.

Das ist die geschichtliche Tatsache, mit der wir uns vorläufig abfinden müssen. Das Wort Bismarcks: „Setzen wir das deutsche Volk politisch in den Sattel, reiten wird es schon können", hat sich leider als allzu vertrauenswürdig erwiesen. Kaum, daß sein politischer Lehrmeister es sich selbst überlassen hatte, so wankte und schwankte es im Sattel, bis es zuletzt ganz abstürzte und in den größten, furchtbarsten aller Kriege hineintaumelte.

Ob das Schicksal dem deutschen Volke noch einmal eine so günstige Gelegenheit zum Aufstieg, wie den vergangenen Krieg, bieten wird, ist vorläufig nicht abzusehen. Wir wollen aber den Glauben an unser Volk nicht aufgeben und alles tun, damit eine spätere Prüfung es besser vorbereitet finde. Vielleicht läßt es sich die furchtbare Lehre dieses Krieges zu Herzen gehen. Vielleicht hört es später endlich auf seine **guten** Ratgeber und gibt den schlechten, ihm feindlich gesinnten endlich den längst verdienten Fußtritt.

Aber was nun? Was ist zu tun, nachdem im Kampfe der beiden Weltanschauungen, von denen im letzten Septemberheft die Rede war, die englisch-amerikanische, also der geldhändlerische Raub- und Beuteimperialismus vorläufig gesiegt hat?

Wir müssen uns zunächst die Tatsache vor Augen halten, daß der skrupellose Mammonismus, das großgewerbliche Verbrechertum geldhändlerischer Art hauptsächlich deshalb nicht hat niedergerungen werden können, weil die Gegenpartei selber vom Mammonismus besessen war, weil sie dieser Weltanschauung und Lebensauffassung bei sich selbst zu viel Betätigungsraum gelassen hatte. Wäre das nicht geschehen, d. h. hätten

wir unsere wirtschaftliche Entwicklung nicht so jach und geil ins Kraut schießen lassen, hätten wir ihre einseitigen, unheilvollen Auswüchse und deren persönliche Träger zu zügeln verstanden, dann wäre der Krieg aller Wahrscheinlichkeit nach wohl gar nicht ausgebrochen, jedenfalls aber erst viel später, unter für uns weit günstigeren Voraussetzungen, und wir hätten ihn dann auch besser bestehen können. So aber hatten wir den Feind gleichzeitig draußen und drinnen zu bekämpfen, und das ging eben — noch dazu bei knurrendem Magen — über die Kräfte auch des größten, stärksten, heldenhaftesten Volkes.

Doch — das ist nun nicht mehr zu ändern, und wir müssen uns, wie gesagt, damit abfinden. Es bleibt uns nun nichts anderes übrig, als zunächst einmal bei uns selber das wahr zu machen, was das Schicksal uns zu früh für die Welt zugedacht hatte. Wir wollen also das Ideal des Wahren, Guten, Schönen, der gesunden Natur, der echten Kultur, der guten Sitte, des guten Rechtes zuerst bei uns selbst, innerhalb unserer eigenen staatlichen Grenzen zu verwirklichen suchen. Dazu brauchen wir, wie bisher, unsere guten blanken Waffen. Warum — das ist im vorigen Hefte überzeugend nachgewiesen worden. Diese Waffen allein aber genügen nicht, auch wenn sie die besten von der Welt wären. Das hat gerade der gegenwärtige Krieg zweifellos erwiesen. Das großgewerbliche Verbrechertum hat seine größten Erfolge sogar auf rein geistigem Wege, mittels seiner ausgedehnten Lügenpropaganda erreicht. Schon die Einkreisung Deutschlands vor Beginn des Krieges war ja zum weitaus größten Teil ein Ergebnis der suggestiven Bearbeitung der Völker und ihrer Regierungen. Seine stärksten Künste in dieser Beziehung hat aber das großgewerbliche Verbrechertum erst während des Krieges spielen lassen, und man weiß ja, wie erfolgreich sie gewesen sind.

Was mit schlechten Mitteln zu schlechtem Zwecke möglich war, sollte das nicht mit guten Mitteln zu gutem Zwecke auch möglich sein? Sollte der Wahrheit nicht eine noch größere, stärkere Werbekraft als der Lüge eigen sein?

Gewiß ist das der Fall, nur muß die Werbetätigkeit einigermaßen geschickt durchgeführt werden, d. h. man darf nicht auch in dieser Beziehung ein Pferd vorn, eins hinten, eins rechts, eins links ziehen lassen, sondern muß alle Pferde, über die man verfügt, nach *einer* Richtung anspannen. Wir Deutsche müssen also voll und ganz den Mut, den Willen zu uns selbst, zu unserer eigenen Natur und Kultur, zu der uns eigentümlichen Welt- und Lebensauffassung haben. Wir dürfen also nicht nach der Fremde, dem Auslande hinschielen, sondern müssen unseren Stolz, unsere Ehre darin suchen, die *eigene Art* in persönlicher, berufständischer, völkischer, staatlicher Beziehung zu behaupten, ja immer höher, edler zu entwickeln. Dann werden wir auch unter uns einig und einträchtig sein können, denn unsere Zerrissenheit kam zum weitaus größten Teile daher, daß wir es allen,

namentlich den Fremden und Ausländern unter uns und außer uns recht machen wollten. Bekümmern wir uns also von jetzt ab nur um uns selbst, und überlassen wir es den anderen für sich zu sorgen. Wenn diese unsere Art später nachahmen wollen, dann mögen sie das tun; wir aber wollen endlich einmal wir selbst sein. Die Welt hat uns unsere Selbstlosigkeit, unseren guten Willen nicht nur nicht gedankt, sondern im Gegenteil übel ausgelegt, offenbar, weil man dahinter irgendeinen listigen Pferdefuß vermutete. Ein Nichtdeutscher kann sich eben gar nicht vorstellen, daß man etwas aus reiner Uneigennützigkeit tun oder lassen könnte, daß man die Wahrheit um der Wahrheit, das Gute um des Guten willen lieben könnte. Dazu kam, daß man in der Außenwelt viele, weil sie aus Deutschland kamen und deutsch sprachen, für Deutsche hielt, obwohl die Wiege ihrer Väter und Großväter ganz anderswo gestanden hatte, und obwohl sie nicht einmal zu den gutartigen Menschen, sondern zu den ausgesprochenen Verbrechern gehörten.

Hier liegt überhaupt das Entscheidende. Die eigene Art mag bei den Völkern mehr oder weniger verschieden sein. Überall aber wird man Gute und Schlechte, Ehrliche und Unehrliche unterscheiden können. Überall werden auch die Ehrlichen ein Interesse daran haben, gegen die Unehrlichen zusammenzustehen. Ist dieses gemeinsame Interesse bei allen Kulturvölkern rege, dann wird der Weltfriedensbund ganz von selbst da sein, und wenn dann trotzdem zwei ehrliebende Völker gezwungen sind, ihre entgegenstehenden Interessen kriegerisch auszutragen, dann wird der Krieg auf menschliche, ritterliche Weise geführt werden und wird niemals eine Länge und eine Ausbreitung erreichen, durch die der Zweck des Krieges für beide Parteien in das Gegenteil verkehrt und der Krieg zu einem Übel schlechthin werden muß.

Nun wird ja freilich niemals und nirgends zu erreichen sein, daß ein großes Volk ganz ausschließlich aus ehrliebenden Einzelnen zusammengesetzt ist. Aber das wird bei gutem Willen immer und überall zu erreichen sein, daß die Unehrlichen, die verbrecherischen Ausbeuter, die Gauner und Gaukler nicht herrschen, nicht die innere und äußere Politik machen. Darauf hin muß jedes ehrliebende Volk sich selbst, und müssen alle ehrliebenden Völker sich untereinander kontrollieren. Dann wird es zwar auch noch entgegenstehende Interessen unter den Völkern geben, aber diese werden dann, soweit sie sich nicht ausgleichen lassen, wenigstens auf ehrliche und menschliche oder jedenfalls nicht unmenschliche Weise ausgetragen werden.

Hier wird vielleicht dieser und jener einwenden: die Politik, zum mindesten die Außenpolitik sei nun einmal eine Kunst jenseits von Gut und Böse, die auch den besten, ehrliebendsten Charakter verderbe. Wer die Interessen seines Volkes stets in der besten Weise wahren und fördern wolle, müsse eben in gewissen Fällen ein Gauner und Gaukler, ein Lügner und Betrüger, ja unter Umständen sogar ein Verbrecher sein.

Das ist nur in den Fällen richtig, wo ein leitender Staatsmann mit verbrecherischen, unehrlichen Personen und Gruppen als Gegenspielern zu tun hat. Wenn aber überall scharf darauf gesehen wird, daß nur anständige, ehrliebende Persönlichkeiten an der Spitze der Staaten stehen und andere gar nicht geduldet werden, dann ist auch im Falle gegensätzlicher Interessen eine ehrliche Politik möglich. Überdies muß ja auch jeder wirkliche Staatsmann sich auf den Standpunkt der Gegenpartei stellen und deren Lebensinteressen genau beurteilen können. Wirkliche Staatsmänner brauchen sich also untereinander über gegensätzliche und gleichgerichtete Interessen nichts vorzumachen. Sie können in dieser Beziehung gerade heraus miteinander reden. Auch muß ein wirklicher Staatsmann soviel psychologischen Scharfblick besitzen, um den Charakter seiner Gegenspieler richtig abschätzen zu können. Ebenso darf er kein Illusionist, sondern muß ein ausgesprochener Wirklichkeitsmensch sein. Er darf nicht an Stelle der Wirklichkeit Wahngebilde hegen oder solche Dinge bei seinem Gegenpart ohne Grund voraussetzen. Beachtet man alles das, dann wird man sich der Einsicht nicht verschließen können, daß es sehr wohl möglich ist, ehrliche Politik auch im Falle gegensätzlicher Interessen zu treiben. Nur müssen eben auf beiden Seiten wirkliche Staatsmänner, keine Dilettanten oder Illusionisten an der Spitze stehen.

Gewiß gibt es bei alledem, unter allen diesen für einen wirklichen Staatsmann selbstverständlichen Voraussetzungen immer noch zweierlei diametral entgegengesetzte Arten von Staatskunst, die den beiden (im letzten Oktoberheft S. 295 näher gekennzeichneten) Hauptgruppen von Menschen und menschlichen Gesellschaften entsprechen und die im Mai- und Juniheft 1916 unter der Überschrift: „Heldische und händlerische Staatskunst" besonders erläutert worden sind. Die eine wird bei aller Klugheit immer ehrlich und wahrhaftig sein wollen, die andere wird etwa mangelnde Kraft durch List, Lüge, Falschheit zu ersetzen suchen.

Ehe die modernen Kulturvölker nicht diese grundsätzlichen, fundamentalen Unterschiede hinsichtlich der innern und äußern Politik erkennen, werden sie niemals vor der Herrschaft und Ausbeutung verbrecherischer Elemente sicher sein.

Hierin liegt also das politische Problem der Zukunft. Dieser meines Wissens vollkommen neue politische Gedanke muß überall in der Welt verbreitet werden. Dann erst können für alle guten, rechtschaffenen, ehrliebenden Menschen, gleichviel welchen Volkes und welchen Berufes, bessere Zeiten als bisher kommen. Dieser Gedanke entspricht einer ganz bestimmten Weltanschauung und Lebensauffassung, die der händlerisch-räuberischen oder sonstwie verbrecherischen, ausbeuterischen diametral entgegengesetzt ist. Und diese Weltanschauung wiederum kann, wie im vorigen Hefte S. 344—45 gezeigt, nur in geordneten, festgefügten Staaten, gleichviel von welcher Form, verwirklicht werden. Auf die Form des Staates kommt es dabei weniger an

als auf den Geist, der die Form erfüllt. Natürlich kann dabei immer noch die eine Form, z. B. die Monarchie, besser, zweckmäßiger sein als eine andere, z. B. Republik; aber der Geist ist, wie gesagt, die Hauptsache.

Wenn nun die Führung, Leitung der Staaten in diesem Geiste erfolgen soll, dann dürfen, wie ebenfalls schon gesagt, keine Verbrecher, aber auch keine Dilettanten und Schwächlinge an die Spitze gestellt werden, und alle Staaten müssen, ich wiederhole es, sich darauf untereinander kontrollieren. Sonst ist keine ersprießliche Politik möglich. Es geschieht also im eigensten Interesse der Staaten selber. Auf welchem Wege, durch welchen Ausleseapparat die rechten Männer am schnellsten, leichtesten an ihren Platz gelangen und sich dort am längsten halten können, — das zu untersuchen ist eine Aufgabe für sich, die in diesen Blättern wiederholt, z. B. unter der Überschrift: „Die Personenfrage in der Staatskunst" (Novemberheft 1917) zu lösen versucht wurde. Es kann hier nicht näher darauf eingegangen werden.

Außer der staatlichen ist aber zur Verwirklichung der hier in Rede stehenden Idee noch eine gesellschaftliche Organisation erforderlich, die, wenn darunter etwas Gutes und praktisch Ausführbares, nicht etwas Törichtes und Utopisches verstanden wird, recht wohl Sozialismus genannt werden kann. Ein solcher Sozialismus kann nur berufständischer Art sein, d. h. es müssen sich alle werteschaffenden und erhaltenden Berufstände offen und ehrlich zu einer Lebensgemeinschaft (Symbiose) verbünden. Der Klassenkampf im Innern muß also aufhören, und noch weniger darf eine Klasse sich international mit der entsprechenden Klasse anderer Staaten und Völker zur gemeinsamen Interessenvertretung zusammentun. Dabei sollen aber internationale Beziehungen, wenn sie den Frieden und die Eintracht zwischen den Staaten zu fördern geeignet sind, durchaus willkommen sein; nur müssen sie stets von Staat zu Staat, nicht von Berufsklasse zu Berufsklasse angeknüpft werden. Letzteres müßte ja die Staaten zersetzen. Auch wären ja sonst die Staaten und Völker überflüssig, und die menschliche Organisation könnte sich auf die rein wirtschaftliche der Berufsklassen beschränken, was, wie im vorigen Hefte S. 344 gezeigt, als bandenartiger Geheimbund wohl eine Eigentümlichkeit des ausbeuterischen Verbrechertums klein- und großgewerblicher Art, aber nicht der anständigen, ehrlichen, schöpferischen Menschen ist und sein kann. Für diese ist der in geographische Grenzen geschlossene Staat und (unter dem Schutze des Staates) die gesellschaftliche Berufsorganisation diejenige Machtzusammenfassung, welche am besten gegen das klein- und großgewerbliche Verbrechertum zu schützen vermag und überdies auch noch zur Erfüllung besonderer Kulturaufgaben unentbehrlich ist.

Man ersieht hieraus, wie klärend und konfliktelösend der in Rede stehende Gedanke für alle nationalen und internationalen Fragen der Kulturmenschheit werden kann. Er muß, wie gesagt, überall in der Kulturwelt

erkannt und anerkannt werden, wenn für die guten, ehrliebenden Menschen bessere Zeiten kommen sollen. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, wenn unter den werteschaffenden Menschengruppen die angeblich oder wirklich am meisten bedrückte und ausgebeutete Berufsklasse, die Lohnarbeiter, glauben, sich dadurch von ihren verbrecherischen Ausbeutern befreien zu können, daß sie sich international zusammenschließen. Dadurch schwächen sie überall den eigenen Staat, die eigene Gesellschaft und ermöglichen es erst dem großgewerblichen Verbrechertum, das ja gleichfalls international zusammenhängt und so an der Schwäche der Staaten und Völker ein Interesse hat, die Herrschaft über die Staaten und Völker zu erlangen, diese nach und nach ganz von sich abhängig zu machen. Die Lohnarbeiter erreichen also durch die Abwendung vom eignen Staate und der eignen Gesellschaft gerade das Gegenteil von dem, was sie ursprünglich wollten. Indem sie die eigene politische und soziale Macht schwächen, stärken sie die ihrer internationalen Ausbeuter. Wenn das großgewerbliche Verbrechertum selber ihnen diesen internationalen Irrweg gezeigt hätte, dürfte sich niemand darüber wundern; denn gerade die Lohnarbeiter, der wirtschaftlich abhängigste und schwächste unter den werteschaffenden Berufständen, bedürfen des staatlichen und gesellschaftlichen Schutzes am meisten. Gerade sie müßten sich also am festesten, treuesten an den Staat anschließen. Für sie gilt noch mehr als für irgendeine andere Berufsklasse die Mahnung des alten Attinghausen in Schillers Tell:

> „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
> Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
> Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."

Eine Liebe ist aber selbstverständlich der andern wert. Es muß darum eine Ehrenpflicht des Staates sein, die Schwächsten unter seinen Schutzbefohlenen gegen versuchte Ausbeutung am kräftigsten zu schützen. Andererseits freilich dürfen auch die Lohnarbeiter nicht selber zu Ausbeutern werden, d. h. durch zu hohe Lohnforderungen, zu kurze Arbeitszeit, durch schludrige Arbeit usw. die Unternehmer, die für sie unentbehrlichen Organisatoren, Lenker und Nährer der Arbeit, wirtschaftlich schädigen, sie wohl gar zugrunde richten. Dadurch würden sie ja auch selber den Ast absägen, auf dem sie wie Blätter sitzen, der ihnen Nahrung und festen Halt gewährt. Es muß eben in „Staat" und „Gesellschaft", wie in einem Organismus, alles auf Gegenseitigkeit beruhen. Die auf gleichwertiger Leistung und Gegenleistung beruhende Lebensgemeinschaft (Symbiose), nicht das Ausbeuter- bezw. Schmarotzersystem muß das Ideal des sozialen Zusammenschlusses werden. Jedes Organ, jedes Glied muß das andere ergänzen und in seiner Lebensbetätigung fördern oder wenigstens nicht hindern und schädigen.

Dieses hohe Ideal, dieser echte und wahre Sozialismus ist aber nicht durch falsche, zügellose Freiheit und falsche, aus kleinlichem Neid hervor-

gehende Gleichheitssucht erreichbar; im Gegenteil, dadurch würde sich das Ideal nur immer mehr von der Wirklichkeit entfernen, denn die Produktivität, die Fruchtbarkeit der Arbeit würde durch kleinlichen Neid auf den wegen besserer Leistung besser Gestellten beeinträchtigt, und das Ergebnis würde sein, daß der Einzelne auch bei gleicher Entlohnung für alle im ganzen doch weniger an Lebensgütern erhielte, als bei ungleicher Entlohnung im Durchschnitt auf den Einzelnen entfällt. Gleich sollen alle höchstens darin sein, daß jeder nach bestem Willen und besten Kräften das Ganze zu fördern sucht. Frei sollen alle in der Betätigung ihres guten, rechtschaffenen Willens sein und daran durch keine verbrecherischen Elemente gehindert werden können. Auch darin soll Gleichheit bestehen, daß alle guten Menschen, ob hoch oder niedrig, arm oder reich, auf ihre Art gleich ehrenwert sein können und, wenn sie es sind, auch so geachtet werden sollen. Das ist zugleich auch die wahre Brüderlichkeit. Nicht welche Stellung man inne hat, sondern wie man seine Stellung ausfüllt, darauf kommt es an, und darin soll die Ehre jedes guten, ehrlichen Menschen bestehen. Im übrigen aber für die größere oder wertvollere Arbeit der höhere Lohn. Also nicht jedem dasselbe, aber jedem das Seine, und auch dem geringsten ehrlich arbeitenden, auf seine Berufsehre haltenden Menschen mindestens so viel, als er zu gesundem Leben für sich und seine Familie braucht. Dieses Ziel ist jedoch nur erreichbar, wenn die Fruchtbarkeit der Arbeit im Ganzen auf ein Höchstmaß gesteigert wird, und das ist wieder nur denkbar, wenn der größeren oder wertvolleren Leistung der höhere Lohn neidlos zugebilligt wird. Es sind keine guten Menschen, die anders denken, und alle müssen als Ausbeuter ihrer Mitmenschen betrachtet werden, die ohne oder ohne gleichwertige Gegenleistung mehr für sich beanspruchen, als ihnen zukommt. Der gleiche Lohn für alle ohne Unterschied bedeutet aber in der Tat eine Ausbeutung der Klugen durch die Dummen, der Fleißigen durch die Faulen, der Geschickten durch die Ungeschickten, der Ehrlichen durch die Unehrlichen. Das wäre aber schließlich noch zu ertragen, wenn nicht die Produktivität, die Fruchtbarkeit der Arbeit darunter zu sehr litte. Aus diesem Grunde vor allem muß die gleiche Entlohnung ungleicher Leistungen verworfen werden.

Damit es der Arbeit nicht an Befruchtungsmöglichkeit fehle, soll die Freiheit des Unternehmungsgeistes sowie auch die Kapitalbildung und Vererbung des Kapitals nicht beschränkt werden, soweit beides rechtmäßig erfolgt und davon keine gemeinschädlichen Wirkungen zu ersehen oder zu befürchten sind. Aber unrechtmäßiger Erwerb und gemeinschädliche Verwendung des Kapitals ist unter allen Umständen zu verhindern, und das dürfte wohl schon genügen, um allzu große, gemeinschädliche Kapitalanhäufungen in einer Hand oder in wenigen Händen unmöglich zu machen. Das Kapital wie überhaupt das Geld ist an sich weder gut noch böse; erst die Verwendung macht es zu dem einen oder

dem anderen. In der Hand von guten, ehrliebenden Menschen ist Geld wie Kapital etwas Gutes, zum mindesten nichts Schlimmes; in der Hand von Verbrechern aber kann ein furchtbarer Mißbrauch der Macht dadurch ermöglicht werden. Es ist eine wahrscheinlich auf das Verbrechertum zurückzuführende Irreleitung der urteilslosen Massen, wenn dem Gelde und dem Kapital an sich etwas Übles, ja das Übelste nachgesagt wird. In die äußerste Enge getrieben, möchte eben das großgewerbliche Verbrechertum die Schuld von sich auf eine tote Sache ablenken.

Man sieht: es kommt immer und überall, bei jeder wichtigen Frage des Menschenlebens darauf an, was für Menschen (im Sinne des vorigen Oktoberheftes S. 295) man vor Augen hat: ob schöpferische und erhalterische, oder — ausbeuterische und verheererische. Gewiß kann die eine gewohnheitsmäßige Beschäftigung, der eine Beruf mehr als der andere zur Ausbeutung seiner Mitmenschen verführen, wie das ja im vorigen Novemberhefte S. 347 genauer erläutert worden ist. Der Verführung soll ja aber der ehrenwerte Mensch widerstehen, und um das zu erleichtern, soll ja eben für jeden ehrenwerten Beruf und für die am meisten gefährdeten ganz besonders ein bestimmtes Ehrgefühl erweckt und auf das sorgfältigste gepflegt und geschützt werden. Wer dieses Ehrgefühl nicht hat oder gar verächtlich darüber denkt, der muß zur anderen, zur — unehrenhaften Menschensorte gerechnet und entsprechend behandelt werden. Das ist der eigentliche Kern der sogenannten „sozialen Frage". Alles Übrige, alles Drum und Dran ist entweder unbewußter Irrtum, oder bewußtes Blendwerk, wohlberechnete Gaunerei und Gaukelei des groß- oder kleingewerblichen Verbrechertums.

Die „soziale Frage" wird nach dem Kriege wieder recht akut werden. Man wird sie zu allerlei großen und kleinen Verbrechen zu mißbrauchen suchen. Darum müssen alle guten, ehrliebenden Menschen, gleichviel welchen Landes und Berufes, scharf auf der Hut sein, daß diese Frage nicht vom Verbrechertum zur Bemäntelung räuberischer oder sonstwie ausbeuterischer Absichten benutzt wird. Das großgewerbliche Verbrechertum hat sich während des Krieges auf wirtschaftlichem Gebiete durch schändlichen Wucher, auf politischem Gebiete durch Gaunerei und Gaukelei, durch eine geradezu ungeheuerliche Lügenpropaganda bemerkbar gemacht, während das sonst kleingewerbliche Verbrechertum mit dem sogenannten „Bolschewismus" sich ein — manchmal recht fadenscheiniges — soziales Mäntelchen umgehangen hat und dadurch ebenfalls zu einer „großgewerblichen" Art geworden ist.

Gegen diese beiden Arten von Verbrechertum sich zu wehren wird, wie gesagt, nach dem Kriege überall eine der Hauptaufgaben, vielleicht die Hauptaufgabe für alle guten, ehrliebenden, rechtschaffenen Menschen sein müssen. Es darf weder oben die eine Art von großgewerblichem Verbrechertum mit ihrer zügellos mammonistischen Weltanschauung, noch unten die andere Art mit ihrer ebenso zügellos bolschewistischen Lebens-

auffassung als letzter Sieger aus dem ungeheuren Ringen hervorgehen. Man darf auch nicht die letztere Art von Verbrechertum gegen die erstere ausspielen, wie einige unklare Köpfe zu wollen scheinen, denn dieser Versuch könnte nur im allgemeinen Chaos enden.

Wie beiden Gefahren begegnet werden kann, wird in dieser Zeitschrift, soweit es nicht schon geschehen ist, ausführlich und eindringlich gezeigt werden. Es kommt jetzt nur noch darauf an, diese Gedanken überallhin zu verbreiten. Das hat nun freilich, wie schon im vorigen Hefte bemerkt, seine großen Schwierigkeiten. Wir Deutsche sind vielleicht das an guten, edlen, großen Gedanken fruchtbarste Volk; aber wir haben für die Verbreitung derselben nicht entfernt jenes Geschick, jenen Eifer, jenes Talent, wie die Franzosen, Engländer, oder gar die Juden und Amerikaner. Alle diese Völker vermögen selbst den unwahrsten, unnatürlichsten Wahngebilden, den unglaublichsten, schamlosesten Lügen, wenn sie ihren augenblicklichen Zwecken dienen, schnell Verbreitung und Geltung zu verschaffen. Auch sind die genannten Völker, vor allen die Amerikaner der Vereinigten Staaten, in Geldspenden und Mühewaltungen für solche Zwecke viel großzügiger als wir, die wir uns in dieser Beziehung sogar von den Franzosen übertreffen lassen. Wir lassen selbst unsere notwendigsten Publikationsorgane in bezug auf Geld und Eifer hinkümmern. Vor allem aber fehlt es uns an den entsprechenden gesellschaftlichen Werbeorganisationen. Wir haben eben die ungeheure Wichtigkeit, die solche Dinge gerade für die Jetztzeit haben, noch immer nicht begriffen, trotzdem dieser Krieg sie uns doch geradezu handgreiflich vor Augen geführt hat.

Es hängt diese Schwäche vielleicht mit einer guten Seite unseres Charakters zusammen. Da wir Deutsche, wie alle in hohem Grade werteschaffenden und erhaltenden Menschen, überall das gute Wollen voraussetzen, so bilden wir uns nur zu leicht ein, etwas wirklich Gutes brauche nicht erst öffentlich angepriesen und von Mund zu Mund, von Hand zu Hand verbreitet zu werden; es setze sich schon von selbst durch. Das ist aber ein grundfalscher Glaube. Gewiß setzt sich das Gute in der Regel leichter durch als das Schlechte, aber selbst das Beste findet ohne jeden apostolischen Eifer keineswegs seinen Weg in die Welt, ja auch nur ins eigene Land. Selbstverständlich bedarf das Gute keiner marktschreierischen Anreißerei; aber ebenso verkehrt wäre es, jedes gerechte Lob zu unterdrücken und jede gegebene Gelegenheit zur Verbreitung ungenutzt zu lassen. Ja, wenn das Böse, Gemeine, Niederträchtige nicht sozusagen beständig auf der Lauer läge, um sich jede Blöße, jede schwache Seite des Guten zunutze zu machen! Es kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß es sich mit dem Machtkampf zwischen Gut und Böse genau so verhält, wie mit Druck und Gegendruck in der Atmosphäre. Überall, wo der Druck des Guten aufhört oder auch nur nachläßt, drängt sofort das Böse nach. Auch das Gute muß also, wenn es zur Macht gelangen soll, den

Willen zur Macht haben und darf diesen nicht dem Bösen allein überlassen.

Ebenso dürfen die guten Menschen niemals vergessen, daß auch das klarste Recht ohne die entsprechende Macht hinfällig ist, daß jeder Rechtsspruch zur Lächerlichkeit wird, wenn keine Macht da ist, ihn zu vollstrecken. Wie weit diese Macht reicht, ist eine Sache für sich; aber sie muß wenigstens innerhalb bestimmter Landesgrenzen Geltung haben. Eben darum gehört ja auch, wie im vorigen Hefte Seite 344—45 ausführlich gezeigt, zur kraftvollen Entwicklung und Aufrechterhaltung von Recht und Sitte ein bestimmtes Land mit bestimmten politischen Grenzen, während Unrecht und Unsitte solcher Grenzen nicht bedürfen und ihre Macht auch zwischen den Staaten und Ständen (als Bande, Parteiklüngel, Geheimbund usw.) organisieren können. Wo Staat und Gesellschaft sich das gefallen und die Machtmittel dieser internationalen und intersozialen Organisationen auf sich anwenden lassen, da kommen sie diesen internationalen und intersozialen Organisationen gegenüber immer mehr ins Hintertreffen und werden zuletzt ganz von ihnen abhängig. Auf diese Weise gerät zuletzt sogar die „ultima ratio" der Staaten, die Militärgewalt, in die Hände der internationalen und intersozialen Organisationen und muß sich deren Zwecken durch Vermittlung der auf dieselbe Weise unterworfenen Zivilgewalt zur Verfügung stellen.

Und wodurch erreichen die zwischenstaatlichen und zwischenständischen Organisationen diese Übermacht?

Allein durch geistige und materielle Korruption mittels Massensuggestion und Geld, denn andere Machtmittel stehen ihnen ja am Anfang ihrer Wirksamkeit gar nicht zur Verfügung. Man ersieht hieraus die ungeheuere Wichtigkeit der geistigen Machtmittel auch für die guten rechtlich leben wollenden Menschen. Und gerade wir Deutsche, die wir durch den Nichtgebrauch oder Mißbrauch der geistigen Machtmittel in diesem Kriege so ungeheuer gelitten und uns eine glänzende Zukunft allein dadurch verscherzt haben, gerade wir müssen diese Mittel endlich in richtiger und ausgiebiger Weise gebrauchen lernen, so schwer uns das anfangs auch ankommen mag. Wir haben doch schon so manches gelernt, was uns zuerst auch nicht besonders lag. So z. B. haben wir uns in jahrhundertelanger schwerer Not nach und nach daran gewöhnt, auf militärischem Gebiete uns einer eisernen Disziplin zu unterwerfen, was doch ursprünglich dem starren Freiheitssinn der Deutschen wie überhaupt der Germanen zuwiderlief. Wir müssen also auch lernen, von den geistigen Machtmitteln richtigen und ausgiebigen Gebrauch zu machen. Dadurch werden wir auch politisch endlich Disziplin, d. h. diejenige nationale Erziehung und Bildung erlangen, die uns so überaus nottut und durch die wir auch des falschen, national zersetzenden Parteigetriebes endlich Herr werden können.

Dazu gehört nun freilich für jeden Einzelnen ein gewisser apostolischer Eifer. Ohne ihn bleibt alle Tätigkeit auf diesem Gebiete nur Stückwerk. Viele Deutsche haben auch schon solchen Eifer; aber er betätigt sich leider meist wie ein ungeschickter, polternder Schulmeister und wirkt so für seine Sache mehr abschreckend als anlockend. Diese schlechte Manier, die uns auch dem Auslande gegenüber vielfach geschadet hat, müssen wir also gründlich ablegen. An deren Stelle wollen wir jenen Ernst und jene Liebe setzen, die, wie Goethe sagt, „dem Deutschen so schön stehen". Und wenn wir in jenen Ernst und jene Liebe, die sich recht wohl auch mit der Würde verträgt, hin und wieder den Sonnenschein echten Humors — bekanntlich auch eine Eigentümlichkeit der Deutschen — hineinspielen lassen, dann müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht an die Seele aller guten Menschen und besonders an die unseres eigenen Volkes herankommen sollten.

Dieser schöne Verein von Ernst, Liebe, Würde und Humor könnte übrigens nicht bloß allen unseren zivilistischen, sondern auch einem Teile unserer militärischen Vorgesetzten für die Behandlung der Untergebenen empfohlen werden. Es gibt ja zwar, namentlich unter unseren aktiven Berufsoffizieren, schon viele, die in der Art der Leutebehandlung geradezu Künstler sind und die darum auch ihre Leute vorzüglich in der Hand haben; aber die meisten sind in dieser Beziehung nur ehrsame, wohlmeinende Handwerker, und ein gewisser Teil gehört sogar noch immer zu jenen elenden Stümpern, die sich einbilden, durch Brutalität den Mangel an Geschick und Einsicht ersetzen zu können. Von diesen letzteren kann ein Einziger mehr schaden, als hundert von der ersten Art wieder gut machen können. Hieraus lassen sich vielleicht auch auf unserer Seite manche Rückschläge und Mißerfolge in diesem für uns sonst so glänzend verlaufenen Kriege erklären.

Also nochmals: unsere gebildete führende Oberschicht muß das Vertrauen, die Seele unseres Volkes, die sie sich von Blutsfremden und einheimischen Unzufriedenen hat abspenstig machen lassen, wieder gewinnen, und das ist nur durch richtige und ausgiebige Anwendung der geistigen Machtmittel möglich. Diese Wiedergewinnung ist jetzt, nach der weitgehenden Demokratisierung und Parlamentarisierung unseres politischen Lebens, eine noch viel dringendere Notwendigkeit, als es jemals vorher gewesen ist. Sonst bleiben wir auch mit unseren besten, ehrlichsten Absichten den Blutsfremden gegenüber im Hintertreffen und müssen diesen die Führung und — Verführung unseres Volkes überlassen. Es geht nicht anders: Oberschicht, Mittel- und Unterschicht müssen bei uns wieder zu einem einzigen lebendigen Organismus werden. Häupter und Glieder müssen miteinander in seelischer Fühlung stehen, Freude und Schmerz müssen gemeinsam empfunden, Lasten gemeinsam ertragen werden. Dabei kann jeder Einzelne und jeder Berufstand ruhig etwas Besonderes sein, mag sich frei nach seiner Eigenart entfalten, nichts ist der organischen Natur und gesunden Kultur mehr zuwider als öde Gleich-

macherei; aber die Differenzierung, die Sonderung, darf nicht zur Absonderung vom Ganzen, die Freiheit nicht zur Frechheit und Willkür ausarten.

Unser niederes Volk hat sich vom internationalen Gauner- und Gauklertum den Klassenkampf als etwas Gutes, den Kulturfortschritt Förderndes aufschwindeln lassen, während er doch nur dazu dient und dienen soll, die Macht der internationalen und intersozialen Organisationen zu stärken, dagegen die nationalen und sozialen Lebenskräfte des Gesamtvolkes zu schwächen. Aus dem Klassenkampf wurde dann in natürlicher Folge der Völkerkampf, der zuletzt in dem größten aller Kriege eine so furchtbare Erbitterung und Ausdehnung erhalten hat; denn um sich in seiner Machtstellung zwischen den Völkern zu behaupten, darf das internationale und intersoziale Ausbeutertum nicht ein Volk zu groß und mächtig werden lassen. Es muß darum, wenn die Zeit da ist, das eine Volk bezw. die eine Völkergruppe gegen die andere ausspielen, ganz abgesehen davon, daß es durch Kriege die beste Gelegenheit hat, die Völker auszuwuchern und von seiner Geldmacht abhängig zu machen. Das „divide et impera“ (teile und herrsche) gilt eben nicht bloß zwischen den sozialen Berufsklassen jedes Volkes, sondern auch zwischen den Staaten und Völkern. Würden die einander ergänzenden Berufsklassen innerhalb der Völker, und die einander ergänzenden Völker wie ein organisches Ganzes zusammenhalten, dann wäre das zwischenständische und zwischenvölkische Ausbeutertum sofort ohnmächtig, und darum eben bedarf dieses sowohl des Klassenkampfes wie des Völkerkampfes. Die Völker selbst aber werden in dieser Beziehung vom internationalen Gauner- und Gauklertum nicht nur nicht aufgeklärt, sondern es werden ihnen völlig entgegengesetzte Gründe in der Hypnose suggeriert.

Vielleicht kommt bald die Zeit, wo die uns jetzt feindlichen Völker aus der Hypnose erwachen und sich schämen werden, daß sie sich in unzurechnungsfähigem Zustande dazu aufreizen ließen, ein gutes, friedlich dahinlebendes Volk zu überfallen und es dann noch dazu in niederträchtigster Weise für den Überfall verantwortlich zu machen. Ein größeres Verbrechen hat die Welt noch niemals gesehen, und wenn es erkannt wird, dann wird die jetzige Gehässigkeit gegen Deutschland und alles Deutsche sich in Mitleid und Liebe verwandeln. Zunächst aber müssen wir der zu Unrecht erregten Gehässigkeit zwischen den verschiedenen Berufständen sowie zwischen den Häuptern und Gliedern unseres eigenen Volkes ein Ende machen. Davon wird im nächsten Hefte als „Sozialisierung der Berufsklassen“ besonders die Rede sein, und dazu helfe jeder nach besten Kräften mit jenem Ernste und jener Liebe, die beide unserem Volke so schön stehen. Für das andere, für eine großzügige Propaganda der Völkerversöhnung werden dann schon die übrigen Völker sorgen.

Wert und Unwert der Rassenkreuzungen im deutschen Volke nach biologischen Gesichtspunkten.

Dr. Karl Hegar.

(Schluß.)

Wir kommen nun zu dem der Zahl noch nicht so bedeutenden, aber durch seine charakteristischen körperlichen und geistigen Eigenschaften sich deutlich abhebenden rassisch-fremden Bestandteile unseres Volkes, dem jüdischen Volke.

Man hat vielfach einem vollständigen Aufgehen der Juden in unserem Volkskörper das Wort geredet und es als die beste Lösung der Frage bezeichnet. Dieser Plan dürfte schon deshalb scheitern, weil die Vorbedingung, der Abschluß der Grenze gegen die Einwanderung wohl kaum zu erfüllen ist. Wir müssen also untersuchen, ob eine Kreuzung zwischen Germanen und Juden ein günstiges Resultat erwarten läßt.

Gehen wir bei Betrachtung dieser Frage zunächst wieder aus von unsern biologischen Erkenntnissen, so müssen wir zunächst entscheiden, was aus einer Kreuzung zweier sich sehr fernstehenden Rassen im allgemeinen zu erwarten ist.

Von Beispielen können wir außer den oben erwähnten Rehoboter Bastards noch folgende anführen:

Ziemlich zahlreich erfolgen Kreuzungen zwischen Singhalesen und Holländern. Sie sollen zwar ziemlich fruchtbar sein, stehen aber bei beiden Teilen in geringem Ansehen, was nicht für ein günstiges Ergebnis spricht.

In großem Maßstabe sehen wir solche Kreuzungen bei den mittel- und südamerikanischen Völkern zwischen Spaniern und Portugiesen einerseits, Indianern und Negern andrerseits. Daß alle diese Mischungen kein besonders erfreuliches Bild darbieten, unterliegt wohl keinem Zweifel. Die mittelamerikanischen Mestizen sollen zwar nach Sapper die Indianer an Intelligenz überragen, aber an Charakter weit unter ihnen stehen. Die Portugiesen sind durch die weitgehende Mischung mit Negern körperlich und kulturell tief gesunken. Bekannt ist auch die durchaus berechtigte Mißachtung der Nordamerikaner gegen jede Vermischung mit Negern. Diese Ehen sollen an Fruchtbarkeit abnehmen, ebenso gehen die mit Negern und Europäern gemischten Indianer an Menge zurück, während die rein gebliebenen sich stärker vermehren.

Nehmen wir dazu die Fischersche Feststellung, daß die Rehoboter Bastards den Europäern durchschnittlich weit unterlegen sind, daß sie nach geistiger Leistungsfähigkeit gegen die reinen Weißen minderwertig sind, so können wir vorläufig den allgemeinen Schluß ziehen, daß eine Mischung desto weniger gut ausfällt, je weiter die Stammrassen von einander entfernt stehen.

Biologisch eine Erklärung für dieses Verhalten zu finden ist nicht leicht und muß erst neuen Forschungen vorbehalten bleiben. Wir können hier nur einer Vermutung Raum geben.

Es liegt wohl nahe, die ganzen Erblichkeitsgesetze auf chemische Verwandtschaften und Gegensätze zurückzuführen. Schon die Darstellung der Mendelschen Gesetze läßt auf eine verblüffende Analogie mit ähnlichen Vorgängen in der Chemie schließen. Bei den Zellen und ihren Verbindungen handelt es sich um chemische Vorgänge an hochkomplizierten Eiweißkörpern. Wir stehen zunächst noch in den Anfangsstadien der Chemie der Eiweißkörper. Immerhin vermögen die Entdeckungen der letzten Jahren uns den Weg zu zeigen. Die Präcipitinreaktion hat uns zum ersten Male ermöglicht, einen tiefgehenden Unterschied zwischen Menschen- und Tierblut festzustellen. Nach dieser Analogie ist nicht zu bezweifeln, daß gleiche Unterschiede zwischen dem Blute verschiedener Menschenrassen bestehen, wenn uns auch noch nicht die feinsten Methoden zu ihrer Unterscheidung zu Gebote stehen.

Positiv festgestellt scheint jedenfalls eine Abnahme der Fruchtbarkeit bei manchen Rassenkreuzungen zu sein; dies ließe sich sehr wohl durch eine gewisse Gegensätzlichkeit und eine geringere Dauerhaftigkeit der Verbindungen der in Betracht kommenden Eiweißkörper der verschiedenen Rassen erklären.

Die Gegensätzlichkeit gilt sowohl für körperliche, als für geistige Eigenschaften, läßt sich also auch auf das Verhältnis von Germanen und Semiten anwenden. Ich möchte damit dem Einwande vorbeugen, daß die geistigen Fähigkeiten der Juden ja denen der Germanen nicht nachstehen, daß also von diesem Standpunkte aus eine Kreuzung eher zu befürworten sei.

Ehe wir dieser Frage näher treten, wollen wir zuerst das tatsächliche Material, das uns hierfür vorliegt, einer Prüfung unterziehen.

Leider fehlen uns auch hier die genauen anthropologischen Untersuchungen; zum Teil aus dem Grunde, weil diese Kreuzungen in größerem Maßstabe erst seit etwa 150 Jahren sich vollziehen, also erst wenige Generationen umfassen. Dazu kommt, daß der Religionswechsel die Verfolgung solcher Zweige sehr erschwert.

Nur wenige Angaben kann ich hier anführen:

Nach Marcuse soll in den nordischen Staaten die Zahl der Eheschließungen zwischen Juden und Germanen eine sehr hohe sein. In Kopenhagen betrage die Zahl dieser Mischehen 96 Prozent der rein jüdischen! Die Ursache sucht er in dem Verschwinden der religiösen und sozialen Gegensätze und in dem Bestreben der Juden, ihre Rasse zu verbessern.

Leider erfahren wir auch von ihm nichts über das körperliche und geistige Ergebnis dieser Bestrebungen. Von Interesse ist nur die Feststellung einer bedeutenden Abnahme der Kinderzahl: Auf eine Mischehe

fallen 1,31 Kinder gegenüber 4,13 der rein germanischen und 2,6 der rein jüdischen Ehen; 35 Prozent der Ehen sollen unfruchtbar sein gegenüber 11 Prozent des üblichen Durchschnitts.

Dies würde dafür sprechen, daß die Abnahme der Geburtenzahl nicht allein auf die großstädtische Umwelt, sondern auf biologische Faktoren zurückzuführen ist.

Zu ähnlichen Schlüssen kommen Theilhaber, Eisenstädt u. a. Doch fehlen auch hier genaue verwertbare Angaben.

Von Interesse ist dagegen die Beobachtung Salamans, daß die jüdische Physiognomie ein rezessiv mendelndes Merkmal sei, also rein weiterzüchtet. Leider steht mir das Original nicht zur Verfügung. Doch scheint die Beobachtung zutreffend zu sein. Sie würde eine Erklärung für das im Volksmunde angenommene „Durchschlagen" des jüdischen Typus darbieten.

Zweifellos zeigt die tägliche Erfahrung, daß die Kinder aus jüdisch-germanischen Mischehen, sowohl körperlich, wie geistig und seelisch mehr nach der jüdischen Seite schlagen. Dies braucht nicht im Widerspruch zu den Mendelschen Regeln zu stehen. Die Erscheinung läßt sich sehr gut durch eine Präpotenz der jüdischen Merkmale erklären, es braucht also keine Präpotenz der Rasse zu bestehen[1]).

Fischer, der sonst das „Durchschlagen" des jüdischen Typus für eine Täuschung hält, sagt selbst: „Jede Rasse prägt dem Bastard die Merkmale auf, die sie als dominierende besitzt. Diejenige Rasse scheint sich bei der Kreuzung stärker zu vererben, die mehr dominierende Merkmale besitzt."

Der Weg vom Schein zur Tatsache dürfte hier nicht weit sein.

Selbstverständlich bedarf diese Frage zu ihrer endgiltigen Beantwortung noch genauer anthropologischer Untersuchung.

Immerhin können wir auch nur auf den „Schein" hin die Kreuzung als für den germanischen Teil nicht erwünscht erklären. Daß die Juden selbst eine Verbesserung ihrer Rasse erstreben durch die Mischung mit Germanen, spricht nur für diese Ansicht.

Zu dem gleichen Ergebnisse kommen wir auch auf umgekehrtem Wege: Wir sind davon ausgegangen, daß Mischungen zwischen zwei Rassen desto ungünstiger ausfallen, je ferner sie sich körperlich und geistig stehen. (Ich sehe dabei ausdrücklich von einem Werturteil über diese Eigenschaften ab.)

Umgekehrt kann man nun von dem Ausfall einer solchen Mischung auf die ursprünglich nähere oder fernere Verwandtschaft schließen.

---

[1]) Nach den Darlegungen von Lenz in seiner erst kürzlich erschienenen ausgezeichneten Arbeit „Über die krankhaften Erbanlagen des Mannes" überwiegt bei der Mischung beider Rassen die Erbmasse der Jüdin. Da in den Mischehen fast stets die Frau Jüdin ist, so gibt dies eine ausreichende Erklärung für die jüdische Präpotenz in der Nachkommenschaft.

Sehr wichtig ist hierfür die Beobachtung, daß Mulatten aus Negern und Nordamerikanern physisch hinfällig und unfruchtbar sind, dagegen solche aus Negern und Romanen körperlich kräftig und fruchtbar. Dies spricht dafür, daß die Romanen den Negern näher stehen, als die Nordamerikaner, was bei der Herkunft der ersteren aus den Mittelmeerländern und Nordafrika verständlich ist.

Die Rehoboter Bastards sind ebenfalls sehr fruchtbar, was damit übereinstimmt, denn die Hottentotten stammen ebenfalls vermutlich aus dem Norden Afrikas, stehen also den Europäern näher als die andern Neger.

Wenn nun die Beobachtung Marcuses, daß die Fruchtbarkeit germanisch-jüdischer Mischehen abnimmt, nicht bloß auf Umweltfaktoren beruht, so hätten wir darin ein sehr wichtiges Analogon und könnten schon daraus auf einen zu weiten Abstand beider Rassen schließen.

Endlich müssen wir auch psychologische Momente in Rechnung ziehen.

Ist schon die Ehe zwischen geistig und seelisch auf sehr verschiedener Stufe stehenden, im übrigen gleichrassigen Menschen ein gefährliches Experiment, weniger wegen des körperlichen Aufbaus der Nachkommen, als weil bei dem Zwiespalt der Eltern diese notwendig unter ungünstigeren Bedingungen aufwachsen, seelisch verkümmern oder zu disharmonischen Naturen sich entwickeln, so gilt dies noch mehr für Ehen zwischen so verschiedenen Rassen, wie Germanen und Juden.

Mit Recht spricht Knudsen von einer „psychologischen Gegensätzlichkeit" zwischen beiden Rassen, ein sicher nicht unbegründeter Begriff.

Auch eine gewisse körperliche Gegensätzlichkeit läßt sich nicht leugnen, wenn sie auch leider durch sinnliche und materielle Beweggründe — scheinbar — überwunden wird. Ein wichtiges Moment scheint mir hier auch die sexuelle Frühreife und das entsprechend frühe Altern besonders der jüdischen Frau zu spielen.

Daß dennoch Ehen zwischen Germanen und Juden sehr glücklich ausfallen können, leugne ich deshalb nicht. Der Jude besitzt Eigenschaften, die einem guten Familienleben sehr zustatten kommen, wie ausgeprägten Familiensinn, Fleiß und Nüchternheit. Dennoch besteht eine Dissonanz zwischen beiden Rassen, die einer Mischung im ganzen entgegenstehen. Sie sind sich nun einmal wesensfremd.

Diese Beobachtung kann man schon im täglichen Leben machen, in allen Kreisen und allen Verhältnissen. Der Unterschied zeigt sich schon in jugendlichem Alter. Die geistige und geschlechtliche Frühreife des jüdischen Kindes hebt sich von der späten Entwicklung des germanischen sehr deutlich ab. Charakteristisch ist das Fehlen der sogenannten Flegeljahre beim Juden, ihr früh erwachender kritisch-rationalistischer und materieller Geist, das Strebertum, gegenüber dem spät erwachenden, träumerischen, in den Tag lebenden, die Zukunft nicht bedenkenden, erst spät zur Reife und Besinnung kommenden Sinn des Germanen.

Ein Werturteil über beider Eigenschaften auszusprechen, ist hier nicht am Platze, ich will hier bloß die Tatsache der bestehenden, bedeutenden Gegensätze hervorheben, die mir für eine Mischung ungünstig zu sein scheinen.

Eine weitere Gegensätzlichkeit, die mich in dieser Überzeugung bestärken, besteht in folgendem: Die geistig hochstehende semitische Rasse ist gleichzeitig ein ausgesprochenes Herrenvolk, das, einmal in einem andern Volke aufgenommen, sich bestrebt, in dessen führende Schicht aufzusteigen, diese zu beherrschen und ihm ihre Sonderart aufzuzwingen, gleichzeitig die Sonderart des Wirtsvolkes nach Möglichkeit zu unterdrücken und zu vernichten. Zu diesem Zwecke sucht der Jude seine Stammesgenossen in alle Stände, Körperschaften, in Handel, Beamtenschaft, Militär, in Kunst und Wissenschaft herein und in führende Stellungen zu bringen, um so allmählich die Herrschaft an sich zu reißen und alles mit seinem uns nun einmal wesensfremden Geist zu durchsetzen.

Eine Teilerscheinung dieses Geistes hat Werner Sombart außerordentlich treffend mit dem Ausdruck „Händlergeist" bezeichnet. Er äußert sich nicht bloß in wirtschaftlicher Beziehung, wo er zu ertragen wäre, ja uns auch großen Nutzen gebracht hat, sondern auf allen Gebieten, verhängnisvoll aber vor allem auf dem Gebiet der Politik, durch die Neigung deren Fragen nach rein wirtschaftlichen und kosmopolitischen Gesichtspunkten zu betrachten, die nationalen dabei vollständig außer acht lassend. Die eigentlich staatsmännischen Eigenschaften aber, die den Aufbau und die Weiterbildung eines Staates gewährleisten, fehlen ihm vollkommen, das hat ihre Geschichte vollauf bewiesen.

Ein Überwiegen dieses Geistes in den führenden Schichten des Volkes muß schließlich zersetzend wirken und dem Bestand der Nation und ihrer Kultur verhängnisvoll werden.

Haben wir oben schon es als sehr wahrscheinlich erkannt, daß gewisse körperliche Eigenschaften der Juden sich dominant vererben, so ist es nicht minder wahrscheinlich, daß das gleiche mit ihren spezifischen geistigen und seelischen Eigenschaften der Fall ist, um so mehr, als diese Merkmale durch die jahrhundertelange Abgeschlossenheit und den eigenartigen harten Daseinskampf sehr rein herausgezüchtet worden sind. Vielleicht haben wir es sogar mit einer Kombination von körperlichen und geistigen Merkmalen zu tun, die sehr fest ist und in der Vererbung überwiegt. Daß aber solche Gegensätze, wie germanisches und jüdisches Wesen durch Blutmischung ausgeglichen werden könnten, erscheint biologisch ausgeschlossen.

Denn es besteht nach dem oben gesagten die Gefahr, daß der semitische Bestandteil in der führenden Schicht — und auf diese kommt es allein an — überwiegen wird. Dann aber wird das Judentum die Führung in geistiger und politischer Beziehung erhalten, das germanische Wesen wird zersetzt, unterdrückt und ein Spielball der kosmopolitischen Tendenzen des Judentums werden. Dies wäre der Untergang seiner staatlichen Selbständigkeit und

seiner Kultur. Es wäre Selbstmord, es erst auf diese Gefahr ankommen zu lassen.

So kommen wir auf verschiedenen Wegen zu dem gleichen Schluß, daß eine Vermischung der germanischen und semitischen Rasse weder in körperlicher noch in geistiger Beziehung zu einem guten Ergebnis führen kann.

Es braucht nach diesem nicht noch besonders betont zu werden, daß ein strenger Abschluß unserer östlichen Grenzen notwendig ist. Glücklicherweise wird diese Ansicht auch von den glaubenstreuen und vernünftig denkenden Juden geteilt. Sie werden dann, wenn sie es aufgeben, uns führen und unser Wesen unterdrücken zu wollen, um so ungestörter der ihren Anlagen entsprechenden Tätigkeit nachgehen, sie werden uns dann auch weiterhin durch ihre guten Eigenschaften, denen wir sicher manches von unserer Blüte vor dem Kriege verdanken, nützen und so ihr Bürgerrecht verdienen können.

* * *

In den vorhergehenden Ausführungen haben wir uns mit den möglichen Rassenmischungen im deutschen Volke beschäftigt und sie auf ihren Wert oder Unwert geprüft.

Es bliebe nun noch die Frage in Erwägung zu ziehen, ob sich durch Zuchtwahl innerhalb der gegebenen Bestandteile eine Verbesserung der Rassenzusammensetzung erzielen läßt, sei es durch einseitige Züchtung eines bestimmten Bestandteiles, sei es durch Herstellung möglichst günstiger Kreuzungen.

In jener Hinsicht käme natürlich in erster Linie die nordische Rasse in Frage, und es hat nicht an Versuchen und Vorschlägen gefehlt, die blonde, blauäugige Rasse in größerer Menge wieder rein herauszuzüchten, Vorschläge, die z. T. ans Lächerliche grenzen.

Jedem, der diese Frage unter Berücksichtigung der Erblichkeitsgesetze und der gegebenen sozialen Verhältnisse erwägt, müssen diese Bestrebungen sich als Utopien erweisen, mit deren Widerlegung wir uns hier nicht aufhalten wollen.

Dem Einzelnen mag es unbenommen sein, bei seiner Eheschließung diese Gesichtspunkte zu berücksichtigen, und wenn es „Mode" werden sollte, Blonde zu bevorzugen, so ist gewiß nichts dagegen einzuwenden. Die Mode kann bei der Auslese unter Umständen eine nicht geringe Rolle spielen.

Einstweilen aber sind diese Bestrebungen öffentlich betrieben gar nicht unbedenklich, ja schädlich und stehen der weiteren Ausbreitung der Rassenlehre im Wege, da sie von gegnerischer Seite gern aufgebauscht und benützt werden, diese ins Lächerliche zu ziehen. Außerdem sind sie geeignet, uns von der viel wichtigeren Aufgabe abzulenken; diese ist aber nicht Züchtung, sondern möglichste Vermehrung der Tüchtigen, und vor allem Verhinderung ihrer Abnahme, einer Gefahr, die durch die Geburten-

verminderung in den führenden Schichten in den letzten Jahrzehnten akut geworden ist.

Dabei scheint es nicht einmal wahrscheinlich, geschweige denn bewiesen zu sein, daß eine solche Reinzüchtung ein besonders gutes Ergebnis für unser Volk haben muß. Zunächst handelt es sich ja um rein körperliche Merkmale, und wir wissen nicht, inwieweit sie mit hochwertigen geistigen kombiniert sind; auf der andern Seite spricht vieles dafür, daß gerade die Kreuzung der nordischen Rasse mit nahe verwandten ein sehr gutes Ergebnis gezeitigt hat. Eine Betrachtung und Analysierung unserer großen und größten Männer vom stammeskundlichen Gesichtspunkt aus, wäre für diese Frage von großer Wichtigkeit. Vielleicht findet sich bald ein Woltmann zur Bearbeitung dieser Frage.

Im wesentlichen werden wir uns also darauf beschränken müssen, durch unausgesetzte Aufklärung die Vermischung mit rassisch zu weit von uns stehenden oder mit ganz fremden Rassen zu verhüten und innerhalb unseres Volkes die Rasse, die wir in diesem Sinne vielleicht als „deutsche" bezeichnen können, deren Kern durch die nordische Rasse und ihre Kreuzungen mit nahe verwandten Stämmen gebildet wird, zu erhalten und zu vermehren.

Diese Bestrebungen finden in der „Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene" einen Mittelpunkt und Rückhalt.

Zum Schlusse unserer Betrachtungen kommen wir zu unserm Ausgangspunkte zurück. Wir haben festgestellt, daß das deutsche Volk ein Rassengemisch darstellt und seine Bestandteile auf Wert und Unwert geprüft und fragen uns jetzt:

Hat sich diese Rassemischung, wie sie sich im Lauf der Jahrhunderte geformt hat, bewährt; stellt sie ein wertvolles Kreuzungsprodukt dar, und wie sind die Aussichten für die Zukunft zu beurteilen?

Der Weltkrieg hat uns wohl die beste Antwort auf die erste Frage gegeben: Nie hat ein Volk eine größere Gefahr für sein Bestehen glänzender bestanden, wie das deutsche. Diesen Erfolg verdankt es dem Umstande, daß es in seiner überwiegenden Zahl die Merkmale einer hochstehenden und hochbegabten Rasse besitzt, diese ist der nordische Zweig der indogermanischen Rasse, der mit nahe verwandten Stämmen der süddeutschen Bevölkerung eine sehr glücklich ausgefallene Kreuzung eingegangen ist.

Das deutsche Volk vermochte noch bis heute aus sich heraus eine große Menge hervorragender, das Niveau der Gesamtmenge weit überragender Individuen hervorzubringen, in denen die wertvollen Erbanteile der Vorfahren körperlicher und geistiger Natur, wie Körperkraft und Ausdauer, Energie, soldatische Eigenschaften, Erfindungsgeist und hohe Intelligenz, Phantasie und Gemütstiefe durch Jahrtausende sich erhalten haben.

Wer die Germania des Tacitus, dieses wichtigste Dokument für die Geschichte unseres Volkes vor 2000 Jahren aufmerksam liest, wird erstaunt sein, wie seine Schilderung des germanischen Wesens und Charakters noch heute zutrifft. Ich erwähne nur seine Darstellung der soldatischen Eigenschaften, des ihnen eigentümlichen staatlichen Aufbaus, der Sitten, ihrer Liebe zur Natur, der hohen Auffassung von der Stellung des Weibes — leider auch seine weniger guten Eigenschaften, die innere Uneinigkeit, ihre Verehrung des Fremden, ihre außenpolitische Unfähigkeit.

Welches sind nun die Zukunftsaussichten unseres Volkes in rassenmäßiger Hinsicht? Wird es sich in seiner rassischen Zusammensetzung ändern, wird es nach Generationen — selbst unter Ausschluß der oben behandelten Verschlechterung durch ungünstige Blutmischung — etwas anderes darstellen? Wird eine Homogenisierung eintreten?

Wer im Kriege Gelegenheit gehabt hat, unsere Soldaten in dieser Beziehung zu beobachten, wo er alle Stämme bunt durcheinandergewürfelt sehen konnte, mußte trotz des Chaos von Einzelmerkmalen den Eindruck gewinnen, daß diese Masse doch ein einheitliches Bild darbot, aus dem sich fremde Bestandteile sehr deutlich abhoben.

Vor allem sind es die seelischen und geistigen Merkmale, die sehr einheitlich hervortreten. Ich erwähne nur, ganz abgesehen von dem spezifisch soldatischen Geiste, das hohe Pflichtbewußtsein, die Unterordnung unter das Ganze, den Humor und die Ausdauer in allen Strapazen, die unendliche Gutmütigkeit, die Gefühlstiefe und die stete Hilfsbereitschaft.

Aber auch körperlich hat man trotz aller Verschiedenheit im einzelnen doch einen gewissen einheitlichen Eindruck, den ich darin zusammenfassen möchte, daß die nordische Rasse zwar nicht in den Merkmalen überwiegt, aber doch dem Ganzen ihren Stempel aufprägt.

Bei der Beurteilung der Zukunftsaussichten, dürfen wir die Faktoren nicht außer acht lassen, die wir früher schon als wichtig für die weitere Umbildung bezeichnet hatten. Von diesen haben aber die einflußreichsten, der Übergang vom Agrar- zum Industriestaate, die Großstadtentwicklung, die Freizügigkeit schon seit Jahrzehnten auf unser Volk eingewirkt und haben in dieser, allerdings nicht allzu langen Zeit, sicher nicht zu einer wesentlichen Verschlechterung der Rasse, geschweige denn zu einer Degeneration geführt, wenn sie auch gefährliche Keime zu einer solchen — durch ungünstige Auslese — enthalten.

Die Bekämpfung ihrer Schädlichkeiten wird weiter Aufgabe einer großzügigen Bevölkerungspolitik sein.

Die Gefahren, die der Krieg selbst gebracht hat, lassen sich in ihren Nachwirkungen noch gar nicht absehen. Hierher gehört vor allem der Verlust einer sehr großen Zahl der körperlich und geistig besten Elemente, und die gleichzeitige relative Vermehrung untüchtiger Bestandteile.

Grundbedingung für den Ersatz und die Heilung dieses Schadens wird sein, die Schaffung einer germanisch-orientierten Landbevölkerung, die aus der ständigen Berührung mit der Natur und der Mutter Erde uns den nötigen Nachwuchs körperlich und geistig gesunder Keimträger bringt.

Möge uns bald auch der große Staatsmann beschert werden, der durch Erweiterung des Heimatsgebietes in Europa, Kleinsiedelung, großzügige Umsiedelung und Austausch volksfremder Elemente gegen germanische Rückwanderer und durch Förderung der Vermehrung der Tüchtigen die Bedingungen schafft, welche die Erhaltung und Weitervererbung der kostbaren Rassenelemente gewährleistet.

Das Problem Sokrates.

Hans Rimpler.

Alexander Moszkowski hat kürzlich in einer Art, die etwas an Zirkus Barnum erinnert, ein Büchlein in die Öffentlichkeit geschleudert, das außer einem grotesken Titelbilde die liebenswürdige Aufschrift trägt: „Sokrates der Idiot". Man will offenbar Aufsehen erregen, und wenn man in das Büchlein hineinblickt, findet man diese Meinung bestätigt: es wird die nicht mehr ganz neue Ansicht auf die Spitze getrieben, daß Sokrates seit zweieinhalb Jahrtausenden eine durchaus ungerechtfertigte Wertschätzung genoß. Das geschieht indes in Wendungen und Ausdrücken, unter denen „Quatsch" und „Blödsinn" noch die mildesten sind, so daß man manchmal geneigt ist, an einen nicht gerade sehr geschmackvollen Scherz zu glauben. Gilt doch heute noch Sokrates vielen als der größte Philosoph und einer der edelsten Menschen des Altertums.

Daß wir in Moszkowskis Versuch, Sokrates als einen vollständigen Idioten hinzustellen, nur eine maßlose Übertreibung zu erblicken haben, über die man füglich zur Tagesordnung übergehen könnte, ist von vornherein klar. Die Sache erhält aber sofort ein anderes Gesicht, wenn man die Frage aufwirft, ob der griechische Ironiker, der selbst keine einzige Zeile hinterlassen hat, nicht doch bislang vielleicht stark überschätzt worden ist. Ein objektives Urteil zu fällen, scheint hier besonders schwer. Denn nicht wie bei anderen großen Männern, „durch der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte". Wir sahen ihn stets nur im verklärenden Lichte eines Platon und Xenophon, seiner begeisterten Anhänger, und hatten deshalb keinen Reiz. Und doch war gerade Sokrates der bestgehaßte Mann in Athen. Jede Wirkung setzt aber eine Ursache voraus; und wir würden wohl gerechter urteilen können, wenn wir heute die Anklageschrift lesen könnten, die zur Verurteilung des Philosophen führte. Es ist nun die eigentliche Aufgabe, das Bild des Sokrates von den schillernden Schleiern zu befreien, in die blinde Liebe der

Schüler ihn gehüllt haben. Man muß eine Art umgekehrter Ehrenrettung vornehmen; es gilt, sich einmal auf den Standpunkt der anklagenden Athener zu stellen, um von da aus den Sokrates zu beurteilen.

Das ist einigermaßen schwierig. Denn es ist in der langen Zeit, die seit des Sokrates unfreiwillig-freiwilligem Tode verflossen ist, nichts nach dieser Richtung geschehen. Im Gegenteil, man hat den griechischen Philosophen je länger je mehr gepriesen, verherrlicht, erhoben, ihn zum Übermenschen und Heiligen gemacht. Sein Schicksal entbehrte nicht der Tragik, und sein Sterben erweckte noch mehr Anteilnahme und warb ihm noch mehr überzeugte Anhänger, als es seine Lehre je vermocht hätte. Man hat ihn deshalb mit Jesus verglichen, und die äußeren Lebensumstände haben in der Tat viele Ähnlichkeiten miteinander. Hier wie dort: ein Reformator, der der „Gotteslästerung" angeklagt und zum Tode verurteilt wird. Beide hätten ihrem Schicksal entgehen können, beide verzichteten darauf: Jesus sagt: „Stecke dein Schwert in die Scheide!" und Sokrates weigert sich mit Kriton zu fliehen. Sie wollten auch beide die Menschen tugendhafter und glücklicher machen. Aber das ist auch die letzte Ähnlichkeit; denn — obzwar im Ziele einig — gingen sie doch grundverschiedene Wege. Und gerade dadurch setzten sie sich in einen unüberbrückbaren Gegensatz zu ihrer Umgebung.

Wir müssen hier einen Augenblick verweilen, um uns diese Umgebung etwas näher anzusehen. Jesus war in Palästina geboren und aufgewachsen. Die Juden waren ein Volk zur Unduldsamkeit und Selbstsucht, dazu zum Materialismus geneigt. Phantasie und Gefühlsleben waren bei ihnen nur wenig ausgebildet; dagegen herrschte der Verstand, der sich jedoch nicht über Buchstabenglauben und Kleinigkeitskrämerei hinauszuheben vermochte. Da kam Jesus und setzte sich durch den idealistischen Schwung seines Geistes sofort in Widerspruch mit der herrschenden Kaste der Pharisäer und Schriftgelehrten. Er zerbrach jene alten verknöcherten Formeln, die bisher als das Heiligste galten. Zwei Weltanschauungen platzten aufeinander, und der Einzelne erlag der Masse.

Das war auch der Fall des Sokrates. Nur muß man hier rechts und links miteinander vertauschen, um ein richtiges Bild zu erhalten. Der Volkscharakter der Juden und der der Griechen sind nämlich ebenso gegensätzlich verschieden, wie die Lehren des Nazareners und des Sokrates. Man kann unbedenklich behaupten, daß dieser in Palästina und ein Jesus in Athen wahrscheinlich eines natürlichen Todes gestorben wären; jedenfalls hätten sie ihre Lehren ungestört verbreiten können. Aber Jesus predigte Verachtung der irdischen Güter, Feindesliebe und Selbstverleugnung einem Volke, zu dessen Rasseeigentümlichkeiten eine materialistische Gesinnung, Unduldsamkeit und Selbstsucht gehörten. Mehr noch: er lehrte, daß alles Wissen zu nichts hülfe, daß vielmehr Unwissenheit und Herzensreinheit Gott wohlgefällig seien. Die Einfältigen, die geistig Armen und die Kinder

werden am ersten zur Glückseligkeit gelangen. Also nicht das Sich-Vertiefen in die Gesetze der Thora, nicht das Nachdenken und Grübeln über die Sünde macht tugendhaft und glücklich, sondern das unbewußte, rein [illegible]fühlsmäßige Handeln ohne Überlegung ist viel unschuldiger. Das war [illegible] Schlag ins Gesicht für die Juden, die als reine Verstandesmenschen g[illegible]de im Auslegen des Gesetzes und im Disputieren darüber, sowie in de[illegible]inlichsten Befolgung desselben, das Gott wohlgefälligste Tun erblickten. Der [illegible] ist der Rasse selbst mußte sich über eine solche Lehre empören und sich g[illegible]deren Urheber wenden.

[illegible]ade das Gegenteil. „Nur der Wissende kann [illegible]haft tugendhaft [illegible]...." Aber er sprach nicht vor Juden, sondern [illegible]atte Griechen zu Zuhörern. Hat man heute noch einen Begriff, was die Griechen eigentlich waren, was ihre Bedeutung ausmachte, das leuchtende Vorbild für alle Zukunft? Sie haben die Kultur ihrer Zeit, d. h. des gesamten Altertums, auf einen Gipfel geführt. In der Dichtkunst und Bildhauerkunst ist seitdem nichts geschaffen worden, was die Schöpfungen dieses Volkes überragt. Bedenkt man wohl, was das heißt? Dieses Volk von so vollendetem Kunstgeschmack verstand es auch, in Schönheit zu leben. Will man ganz begreifen, wie viel uns Deutsche von heute — der Gipfel der Kultur der Neuzeit — noch von dem griechischen Ideal trennt, so betrachte man die lächerliche Umdeutung des Wortes Gymnasium. Was uns heute eine geistige Dressuranstalt ist, das war ehemals dem Kultus der Schönheit, der harmonischen Ausbildung des menschlichen Körpers, geweiht.

Bei einem Volke von Künstlern wie den Griechen waren natürlich diejenigen geistigen Eigenschaften aufs höchste ausgebildet, die zum künstlerischen Schaffen unerläßlich sind, also vor allen Phantasie und Gefühle. Gefühlsmäßig war ihr Denken und Handeln, ihr Urteilen und Wählen. Mit der Sicherheit des Instinktes trafen sie dabei meist das Richtige, d. h. das, was sie förderte, ihrem Wohle zuträglich war. Ihr Selenleben war — wie bei allen Genies — durchaus weiblich oder — besser noch — kindlich: das Gefühl und die Einbildungskraft hatten die Oberhand. Dieses Übermaß von Phantasie verführte sie auch zu Lug und Trug; aber sie taten das mit dem besten Gewissen von der Welt wie die Kinder, ohne Überlegung und unwissend, was Gut und Böse ist. Nicht mit Unrecht hat O. Wilde Herodot den „Vater der Lügen" genannt; als echter Grieche sah er seine Aufgabe als Geschichtsschreiber nicht darin, in trockenem Tone zu berichten, was sich wirklich zugetragen hatte. Er wollte als Künstler wirken und lieber ein schönes Märchen erzählen als eine wahre, aber langweilige Begebenheit. Niemand seiner Zeitgenossen hat ihm das verübelt. Man wußte damals noch nicht, was Wahrheit, was Wissenschaft ist, man hatte noch keinen Sinn für Tatsachen, noch kein Gewissen. Einzig die schöpferische Einbildungskraft war am Werke; und sie brachte jene

vollendeten Werke der Kunst hervor, die uns heute noch entzücken, sie schuf jene wunderbare Blüte der Kultur, die uns heute noch Bewunderung abnötigt.

Aber dann kam der Verfall. Seine tieferen Ursachen können nach dem bisher Gesagten nicht zweifelhaft sein. Die Griechen wurden plötzlich aus ihrer nachwandlerischen Sicherheit, mit der sie sich durch das Leben bewegten, herausgerissen; sie erwachten, sahen mit Entsetzen, auf welch schwindelnder Höhe sie standen, taumelten, fielen und gingen zugrunde. Man wollte die glücklich spielenden Kinder zu verständigen und gebildeten Menschen erziehen, raubte ihnen damit die Unbefangenheit ihres Tuns und träufelte ihnen das zersetzende Gift des Zweifels ein. Ihre Phantasie sollten sie unterdrücken, ihrem Gefühle mißtrauen, um einzig den nüchternen Götzen Verstand anzubeten. Man nahm ihnen alles und gab ihnen nichts. Denn den kritischen Geist, den sie für die schöpferische Kraft eintauschten, hatte nur einen rein negativen Wert. Beweis dafür ist, daß die griechischen Dichter und Künstler in eben dem Maße ausstarben, wie sich die Denker und Wissenschaftler vermehrten. Mit ihrem Hochkommen aber geht der Untergang des Volkes Hand in Hand.

Die Träger dieser geistigen Revolution waren die Sophisten. Sie brachten Aufklärung und Bildung nach Hellas; sie rüttelten die Griechen aus ihrem Schlafe, in dem sie jene wunderbaren Träume hatten, die von Homer in Hexameter, von Phidias in Erz gegossen wurden. Sie wendeten den strahlenden Blick der Augen, die bisher nur die Schönheit der Außenwelt wahrgenommen hatten, nach innen. Sie lehrten die Menschen fragen, nachdenken, zweifeln. Und mit ihrer Dialektik brachten sie das Unglaubliche fertig, das Künstlervolk der Griechen, die bisher nur konkret angeschaut hatten, an abstraktes Denken zu gewöhnen. Man sagt, daß den Sophisten immerhin das Verdienst bleibt, die griechische Prosa vervollkommnet zu haben, und vergißt dabei, daß diese Blüte der Prosa eben den Verfall der Dichtkunst bezeugt. Die Begeisterung des Dichters spricht in Versen; aber die Unfähigkeit des Dichterlings bedient sich der Prosa. Wenn das Epos stirbt, entsteht der Roman, jener gemeine Abklatsch der Wirklichkeit. Und den Niedergang der dramatischen Dichtung kann man schon rein äußerlich an der Neigung erkennen, die Sprache immer mehr der des Alltags anzunähern. Immer, wenn die schöpferische Kraft versiegt, gilt das Leben als Maßstab für die Kunst.

Die Sophisten arbeiteten aber in Griechenland auf eine völlige Verflachung der Kultur hin. War diese bisher eine Kultur der Gipfel gewesen, so wurde nunmehr die Kultur der Ebene, der Oberflächlichkeit als Ideal aufgestellt. Das Wissen galt fortan mehr als das Können. Und wenn dieses Wissen noch Gewißheit gewesen wäre! Dann hätten die Griechen einen Ersatz für den verlorenen Glauben gehabt. Aber die Sophisten impften ihre Hörer mit dem Gifte des Zweifels und infizierten sie dabei

mit jener Krankheit, die man Philosophie nennt und an der das ganze Volk zugrunde gehen sollte. Von nun an beginnt eine unablässiges Fragen, Suchen und Forschen. „Der Mensch ist das Maß aller Dinge": das war furchtbare Wahrheit. Damit war der Mensch jeden Haltes beraubt. Damit war ein Fragezeichen hinter alles Überlieferte gesetzt. Die Welt, die die Phantasie sich erbaut hatte, stürzte zusammen; aus ihren Trümmern versuchte sich der Verstand vergeblich eine neue Welt zu erschaffen. So schwankten die Griechen in der Folgezeit zwischen Verzweiflung über die Unsicherheit aller menschlichen Erkenntnis und prahlerischer Überhebung, sobald jemand glaubte, etwas Sicheres gefunden zu haben. Die Grübelsucht, die jede Tatkraft lähmt, wurde ihr Verhängnis, und so teilten sie das Schicksal des Hamlet. —

Zur Zeit der höchsten Blüte und des beginnenden Verfalles lebte im Mittelpunkte der griechischen Kultur Sokrates. Er war in jeder Beziehung ein Sonderling; sowohl durch seine geistigen als auch durch seine körperlichen Eigenschaften war er den Athenern auffällig, die denn auch bald in Zu- oder Abneigung zu ihm Stellung nahmen. Wieder drängt sich uns der Vergleich mit Jesus auf, der auch in seiner Umgebung eine seltsame Erscheinung gebildet haben muß. Wir haben kein Bild von ihm; aber wenn man seine Weltanschauung mit der jüdischen Borniertheit vergleicht, so kann man kaum glauben, daß Jesus Vollblut-Jude war; diese idealgesinnte Gestalt inmitten einer ganz anders gearteten Bevölkerung kann schließlich nur aus Rasse-Gegensätzen verstanden werden. Auch Sokrates war bestimmt kein reinblütiger Grieche; alles an ihm war vielmehr im höchsten Maße ungriechisch: nicht nur die Richtung seines Geistes, sondern auch sein Körper: Sein Gesicht war so häßlich, daß die Töpfer es als lächerliche Zierde auf ihren Steinkrügen nachbildeten. Mit seiner eingebogenen aufgestülpten Nase, seinen langen Ohren, seinen vorgequollenen Augen, mit der kahlen Platte, der kleinen Gestalt und dem dicken Bauche („welches nicht eben zu den Zeichen des Genies gehört", bemerkt der boshafte Schopenhauer) glich er mehr einem Faune als einem griechischen Weisen. So ist es kein Wunder, daß sich die Komödie seiner bemächtigte; bekanntlich hat ihn sein satirischer Zeitgenosse Aristophanes auf die Bühne gebracht, und zwar in dem Stücke „Wolken", worin er die Sophisten verspottet. Nun war aber Aristophanes keineswegs ein Spaßmacher, sondern ein von tiefem sittlichen Ernste durchdrungener Mann. Er „war der anhänglichste Bewunderer der guten alten Zeit, der begeistertste Lobredner altväterlicher Sitte und Verfassung. Wie es sein Hauptbestreben ist, seinem Volke die Sehnsucht nach dieser guten alten Zeit immer von neuem zu wecken und zu schärfen, so gilt sein leidenschaftlicher Haß allen modernen Bestrebungen in Politik, Kunst und Philosophie, der wachsenden, Hand in Hand mit der entartenden Demokratie gehenden Aufklärerei". (Schwegler.) Aristophanes war einer von denjenigen, die mit klarem Blicke den Verfall

des Griechentums voraussahen und ihn aufzuhalten suchten, indem sie die Ursachen bekämpften. Deshalb geht er vor allem mit allen Pfeilen des Spottes den Sophisten zu Leibe, in deren Treiben er die größte Gefahr für das Volkstum erblickte. In dem Lustspiel „Die Wolken" will er zeigen, „daß über dem Hange zu philosophischen Grübeleien die kriegerischen Leibesübungen verabsäumt werden, daß die Spekulation nur dazu diene, die Grundfesten der Religion und Moral wankend zu machen, daß durch die sophistische Spitzfindigkeit besonders auch alles Recht zweideutig, und der schlechten Sache häufig der Sieg verschafft werde". (A. W. Schlegel.) „Warum hat aber Aristophanes die sophistische Metaphysik gerade in dem ehrwürdigen Sokrates personifiziert, der ja selbst ein entschiedener Gegner der Sophisten war?" Darauf weiß auch Schlegel keine Antwort und vermutet persönliche Abneigung. Der Grund muß aber doch wohl tiefer liegen.

Aristophanes war ein zu ehrenwerter Mann, als daß er einer subjektiven Regung in dieser Weise nachgegeben hätte. Er verband mit seinen Komödien stets eine reformatorische und im besten Sinne reaktionäre Absicht; er will das irregeleitete Volk auf den rechten Weg zurückführen. Darum sucht er sich gerade die hervorragendsten Führer aus, denen die urteilslose Menge nachläuft, um sie dem Fluche der Lächerlichkeit preiszugeben. Wenn er aber den Sokrates auf die Bühne brachte, so war er zweifelsohne überzeugt, daß zwischen dessen Weisheit und den Irrlehren der Sophisten nicht gerade ein so großer Unterschied bestehe — trotz der offensichtlichen Gegnerschaft. Und in der Tat ist ihnen vieles gemeinsam: die Lust am Reden und die Spitzfindigkeit der Dialektik, die Überschätzung des Wissens auf Kosten des Glaubens, des Denkens auf Kosten des Fühlens. Wodurch sich Sokrates von den Sophisten unterschied und wodurch er notwendig zu ihrem Gegner werden mußte, das war einmal sein Lebenswandel, sodann die größere Tiefe und Schärfe seines logischen Gedankenganges. Die Sophisten waren sehr auf Gewinn bedacht, und während sie mit der einen Hand den Weg zur Tugend wiesen, nahmen sie mit der anderen das Geld für diese gute Lehre. Anders Sokrates. „Er ist ganz arm, aber er ist kühn wie ein Soldat und kann von wenigen Oliven leben. Gewöhnlich lebt er, im wahrsten Sinne des Wortes, von Brot und Wasser, außer wenn ihn Freunde freihalten. Seine notwendigen Ausgaben waren erstaunlich gering, und kein anderer vermochte so wie er zu leben. Er trug kein Unterkleid, sein Oberkleid war Sommer und Winter dasselbe. Er ging barfuß." (Emerson.) So lehrte Sokrates durch Beispiel, und das gab seinen Worten ein ganz besonderes Gewicht gegenüber der Leichtfertigkeit der Sophisten. Und ebenso übertrumpft er die spielende Oberflächlichkeit ihrer Gedanken mit der unerbittlichen logischen Schärfe seines Dialoges. „Seine schreckliche Logik war immer gemächlich und scherzhaft, so sorglos und unwissend, daß auch der Vorsichtigste entwaffnet wurde, und doch stürzte sie den Gegner, in der verbindlichsten Art und Weise, in

schreckliche Zweifel und Verwirrung." Das kam daher, weil er stets bis ans Ende dachte und nie auf halbem Wege stehen blieb. Hielten sich die Sophisten für die Wissenden und suchten sie aus durchsichtigen Gründen den Glauben zu verbreiten, daß Wissen besser sei als Nichtwissen, so ging Sokrates noch einen Schritt weiter und lehrte, daß erst der wahrhaft weise zu nennen sei, der wisse, daß er nichts wisse. So wurde er der Widerpart der Sophisten, indem er nur aus ihren Lehren die letzte Folgerung zog. Durch dieses Paradoxon erschütterte er aber auch die Zuversicht des Volkes an die Möglichkeit einer wahren Erkenntnis. Denn wie sollte sich jemand da herausfinden, wenn er das einmal hörte, daß die Tugend ein Wissen sei, und das anderemal lernen müßte, daß man es bestenfalls nur zur Einsicht des Nichtwissens bringen könne? Also die rein gefühlsmäßige Rechtschaffenheit, die nicht um sich weiß, wird nicht als vollgültig anerkannt; der Weg des Wissens aber führt zu keinem positiven Ziel. Damit war der Grund gelegt zu einem unfruchtbaren Skeptizismus.

Schwegler sagt in seiner Geschichte der Philosophie: „Was Sokrates den Sophisten gegenüber tun konnte, war dies: zu bewirken, daß die Reflexion zu denselben Resultaten führte, wie sie bisher der reflexionslose Glaube oder Gehorsam mit sich gebracht hatte, und daß der denkende Mensch aus freiem Bewußtsein und eigener Überzeugung ebenso urteilen und handeln lernte, wie es sonst Leben und Sitte dem gewöhnlichen Menschen unbewußt eingab." Er wollte also an Stelle des Gefühls das Denken, an Stelle der Intuition die Reflexion setzen. Hierin äußert sich schon ein durchaus kunstfeindliches Prinzip. Aber auch sonst bekundet Sokrates überall in seinen Äußerungen über Kunst einen flachen Nützlichkeitsstandpunkt. Zweckmäßigkeit galt ihm als Schönheit. Ein Haus schien ihm nur dann schön, wenn „es sich aufs angenehmste darin wohnen läßt und so nützlich als möglich ist. Malereien dagegen und Bildwerke rauben uns mehr Annehmlichkeiten als sie uns gewähren". Und so etwas predigte Sokrates einem Volke von Künstlern!

Schlimmer noch ist sein Einfluß auf die zeitgenössische Dichtung. War früher die Poesie ein Ausdruck heftigen Gefühls, einer Wallung, eines Rausches, und wirkte sie auch so unmittelbar auf das Gemüt des Genießenden, so wurde jetzt die Wirkung ausgeklügelt, der Verstand wurde Schöpfer, und mit dem Verstande wollten die so entstandenen Werke auch begriffen sein. Euripides, dieser „Philosoph der Bühne" und persönliche Freund des Sokrates, leitete den Verfall der dramatischen Dichtung ein. Nietzsche hat in der „Geburt der Tragödie" zum erstenmal und nachdrücklich darauf hingewiesen. Euripides verzapft in seinen Dramen Weisheitssprüche und sucht seine Zuschauer zum Nachdenken anzuregen. Er tut also alles, was ein Künstler und besonders ein Dichter niemals tun sollte. Er wird lehrhaft und — schlimmer noch — auch flach. Nicht genug, daß er, „der Sophist unter den Tragikern, die ganze Zeitphilosophie und ihre Manier

der moralischen Reflexion auf die Bühne brachte", er machte auch „die handelnden Personen, statt wie die Früheren zu Trägern einer Idee, nur zu Mitteln augenblicklicher Rührung und sonstigen Bühneneffekts". (Schwegler.) Euripides war kein Künstler, war nie von dionysischem Rausche erfüllt, er war ein nüchterner Verstandesmensch und ganz sokratischen Geistes, so daß in Athen das Gerücht aufkommen konnte, der Philosoph helfe dem Dichter bei seinen dramatischen Arbeiten. Nie hätte ein solcher Mensch es vorher gewagt, um den Kranz der Dichtkunst zu ringen; jetzt gab ihm der „ästhetische Sokratismus" das Recht dazu, dessen oberstes Gesetz etwa so lautet: „alles muß verständig sein, um schön zu sein"; als Parallelsatz zu dem sokratischen: „nur der Wissende ist tugendhaft". Mit diesem Kanon in der Hand maß Euripides alles Einzelne und rektifizierte es gemäß diesem Prinzip: „die Sprache, die Charaktere, den dramaturgischen Aufbau, die Chormusik". (Nietzsche.) Seine „Erregungsmittel sind kühle paradoxe Gedanken — an Stelle der apollinischen Anschauungen — und feuerige Affekte — an Stelle der dionysischen Entzückungen — und zwar höchst realistisch nachgemachte, keineswegs in den Äther der Kunst getauchte Gedanken und Effekte". „Dies ist der neue Gegensatz: das Dionysische und das Sokratische, und das Kunstwerk der griechischen Tragödie ging an ihm zugrunde." „Hier überwächst der philosophische Gedanke die Kunst und zwingt sie zu einem engen Sich-Anklammern an den Stamm der Dialektik." —

Sokrates, der nüchterne kaltblütige, der keiner großen Leidenschaft fähig war, ja, der sie nicht einmal begriff, Sokrates, der Philister — als Kunstrichter! Merkt man nicht, wie lächerlich diese Rolle war und wie gefährlich zugleich für ein Volk, dem die Kunst bisher das Höchste und Göttlichste war? Die sokratische Methode — auf die Kunst angewandt — mußte unweigerlich deren Verfall herbeiführen; mit der Kunst mußte aber auch ein so im höchsten Grade sinnliches Volk wie die Griechen zugrunde gehen. Sokrates aber vollendete, was die Sophisten begonnen hatten: Aufklärung und Erziehung der Griechen im Sinne einer Unterdrückung des Instinktiven, Triebhaften, Naturwüchsigen und Gefühlsmäßigen und einer einseitigen Ausbildung des Verstandes. Das ist dann auch erreicht worden; aber es gereichte dem Volke nicht zum Segen. Aristophanes hat das vorausgesehen und deshalb in Sokrates den Gegner und Vollender des Sophismus, dieser verderblichen Scheinweisheit, zu treffen versucht. Aber ihn niederzuwerfen ist ihm nicht gelungen; der neue Geist scheint schon damals zu stark gewesen zu sein. Denn zweimal rang des Aristophanes Komödie vergeblich um den Preis; und die Folgezeit hat gelehrt, daß der Verfall sich nicht hat aufhalten lassen. Es ist etwas Wahres in Schweglers Worten: „So wenig ein Erwachsener je wieder auf natürlichem Wege zum Kind werden kann, so wenig liegt es im Bereiche der Möglichkeit, die reflexionslose Sittlichkeit und die schlichte Naivetät der Kindheitsperiode

eines Volkes gewaltsam in eine Zeit zurückzuführen, in welcher die Reflexion alle Unmittelbarkeit, alle unbewußte sittliche Einfalt angefressen und aufgeleckt hat."

Der Leser, der mir bis zu diesem Punkte meiner Ausführungen aufmerksam gefolgt ist, kann nun nicht mehr im Zweifel sein über die Gründe der sonderbaren Abneigung eines großen Teiles der Athener gegen Sokrates und seine Lehre. Es war dies offenbar der Teil, der sich an der Aufklärung der Sophisten noch nicht übergessen hatte, folglich Leute, die offenbar von der Mehrheit ihrer Zeitgenossen für ebenso rückständig (wenn nicht: rückschrittlich) als konservativ gehalten wurden. Denn die Aufklärerei mußte schon gute Fortschritte gemacht haben, wenn selbst das Orakel den Sokrates für den Weisesten, den Euripides aber für den Zweitweisesten erklären konnte. Jene Männer aber, die gegen Sokrates auftraten, trog ihr Gefühl nicht. Sie ahnten die Gefahr, die ihrem Volkstum durch diesen volkstümlichen Philosophen drohte; und — unbekannt mit den Spitzfindigkeiten der Dialektik — beschuldigten sie Sokrates der Ketzerei und Jugendverführung. Wären sie sokratisch gebildet gewesen, so hätten sie vielleicht gesagt: „Sokrates verwirrt das Gefühl des Volkes; er lehrt es, den Verstand zu gebrauchen und will an Stelle des Glaubens das unsichere und trügerische Wissen setzen. So gebrauchten sie die alte Formel, die schon einmal den Protagoras aus Athen vertrieben hatte, und hofften auf denselben Erfolg. Ihre Erwartung wurde unbeabsichtigt übertroffen. Den Tod hatte diesem „besten, besonnensten und gerechtesten Mann seiner Zeit" — wie ihn Platon etwas überschwenglich nennt — wohl niemand gewünscht. Daß aber seine Lehre auf das Volk und namentlich auf die heranwachsende Generation schädlich wirke, darüber war man sich klar. Daß bei seiner Verurteilung auch politische Gründe eine Rolle gespielt haben, insbesondere, daß man ihn, der in Aussehen, Haltung und Umgang durchaus Plebejer und Demokrat war, als Aristokraten verdächtigte, ist kaum anzunehmen.

Eher könnte man meinen, daß sich Sokrates durch sein Verhalten im Umgang mit anderen persönliche Feindschaften zugezogen hätte. Es war kein geringerer als der berühmte Kulturhistoriker Burckhardt, der sich dazu folgendermaßen äußerte: „Indem er bei Leuten aller Stände herumging und allen einzelnen, die von irgend einem Fache etwas verstanden, bewies, daß sie im übrigen nicht weise seien, mußte er doch auch vielen tüchtigen und tätigen Leuten zuwider werden. Abgesehen davon, daß, wer permanent redet und wäre er auch Sokrates, auch nicht immer weise reden kann, und daß er die Leute mit seinen ewigen Gleichnissen langweilte. Die Wirkung mag allmählich doch die gewesen sein, daß alles ausriß, wenn man ihn um die Ecke kommen sah." So mag die Aufdringlichkeit seines Umganges in der Tat auf das niedere Volk gewirkt haben. Aber auch die Gebildeten und — wie Hamann sagt — „die Kunstrichter waren mit seinen Anspielungen nicht zufrieden und tadelten die Gleichnisse seines mündlichen

Vortrages bald als zu weit hergeholt, bald als pöbelhaft." In Platons Gorgias ruft Kallikles unwillig aus: „du hörst nicht auf, von Schustern, und Gerbern und Köchen zu reden, als wenn es sich darum unter uns handelte", und als Sokrates zur Erläuterung eines Satzes die Krätze nennt, antwortet Kallikles: „Wie abgeschmackt du immer bist."

Sokrates war entschieden ein Schwätzer, wenigstens finden sich in seinen Dialogen Stellen, die man nicht gerade als besonders geistreich ansprechen kann. Nur deshalb konnte Nietzsche von einem „Hanswurst" sprechen, „der sich ernst nehmen machte". Man wird dabei unwillkürlich an den Shakespeareschen Polonius erinnert, bei dem auch neben Worten schöner Weisheit, wie die Anweisungen an seinen Sohn, viel greisenhaftes Geschwätz steht. Im Falle des Sokrates darf man aber zweierlei nicht vergessen: Die Athener seiner Zeit hatten in vieler Beziehung eine weibische Natur; sie waren ebenso neugierig als geschwätzig. Ihre Freude am Reden ist bekannt. Sokrates kam dieser Neigung im weitesten Maße entgegen. Dann muß man aber auch berücksichtigen, daß Sokrates siebenzig Jahre alt war, als er starb. Da seine Gespräche alle erst mehrere Jahre nach seinem Tode aufgezeichnet wurden, so ist es kein Wunder, daß uns nur die der letzten Jahre erhalten sind. Hier hat also offenbar auch das Alter zu der Weitschweifigkeit und stellenweise Plattheit in der Unterredung beigetragen. Die Reden des jüngeren Sokrates, die uns nicht überliefert sind, werden wahrscheinlich in Form und Inhalt wesentlich anders — vielleicht viel sophistischer — gewesen sein. Das sollte man auch bedenken, ehe man die Angriffe des Aristophanes unverzeihlich findet. Als „die Wolken" zum ersten Male aufgeführt wurden, war Sokrates etwa 45 Jahre alt. Es ist immerhin möglich, daß er bis dahin im Fahrwasser der Sophisten schwamm und erst später „weise" und ihr Gegner wurde. Ähnlich hat sich ja auch Nietzsche aus einem Schopenhauer-Schüler und -Bewunderer zu einem Schopenhauer-Gegner gewandelt.

Zweifel an der Weisheit des Sokrates sind verhältnismäßig wenige und erst seit einigen Jahrzehnten laut geworden. Sonst sprach man stets nur mit Ehrfurcht von ihm, wenn man ihn auch als Sonderling betrachtete. Allein schon Hamann, der Magus aus Norden, nennt ihn 1759 einen Idioten, wenn er sagt: „Aus dieser sokratischen Unwissenheit fließen als leichte Folgen die Sonderbarkeiten seiner Lehr- und Denkart. Was ist natürlicher, als daß er sich genötigt sah, immer zu fragen, um klüger zu werden; „daß er, wie alle Idioten, oft so zuversichtlich und entscheidend sprach, als wenn er unter allen Nachteulen seines Vaterlandes die einzige wäre, welche der Minerva auf ihrem Helm säße." Doch ist hier das Wort „Idiot" offenbar noch nicht im herabsetzenden Sinne, sondern in seiner ursprünglichen Bedeutung gebraucht als „ein Abgesonderter", „einer, der für sich lebt, seine eigene Meinung hat". Wahrhaft ketzerisch aber waren die Worte, die 1850 Schopenhauer gebrauchte; er meinte: „Daß

der Platonische Sokrates eine ideale, also poetische Person sei, die Platonische Gedanken ausspricht, liegt am Tage; am Xenophontischen hingegen ist nicht gerade viel Weisheit zu finden." Der dicke Bauch sei nicht gerade ein Abzeichen des Genies. „Ebenso zweifelhaft jedoch steht es, hinsichtlich der hohen Geistesfähigkeiten, mit allen denen, welche nicht geschrieben haben." Ein großer Geist, der „zur Menschheit" rede, werde schwerlich seine Worte dem blinden Ungefähr der Überlieferung aussetzen. „Sonach wird es mir schwer, an den eigentlich großen Geist derer zu glauben, die nicht geschrieben haben: vielmehr bin ich geneigt, sie für hauptsächlich praktische Helden zu halten, die mehr durch ihren Charakter, als durch ihren Kopf wirkten." Dagegen sagte Hamann: „Sokrates wurde aber kein Autor, und hierin handelte er einstimmig mit sich selbst. Wie der Held der Schlacht bei Marathon keine Kinder nötig hatte, so wenig brauchte Sokrates Schriften zu seinem Gedächtnisse." Was dem einen ein Mangel scheint, das dünkt dem anderen ein besonderer Vorzug.

Der eigentliche Gegner des Sokrates wurde erst Nietzsche. In seiner „Götzendämmerung", wo er mit dem Hammer philosophiert, klopft er auch gegen den Schädel des Sokrates. Aber schon viel früher, schon 1870, hat er sich in der „Geburt der Tragödie" eingehend mit dem Problem Sokrates beschäftigt. Mit seltener Klarheit erkennt er hier bereits das Wesentliche der sokratischen Tendenz: die Ausmerzung des Instinktes aus Kunst und Ethik. „Wohin er seine prüfenden Blicke richtet, sieht er den Mangel der Einsicht und die Macht des Wahns und schließt aus diesem Mangel auf die innerliche Verkehrtheit und Verwerflichkeit des Vorhandenen. Von diesem einen Punkte aus glaubte Sokrates das Dasein korrigieren zu müssen: er, der Einzelne, tritt mit der Miene der Nichtachtung und der Überlegenheit, als der Vorläufer einer ganz anders gearteten Kulturkunst und Moral, in eine Welt hinein, deren Zipfel mit Ehrfurcht zu erhaschen wir uns zum größten Glücke rechnen würden."

Während Nietzsche hier nur den Einfluß des Sokrates auf die Entwicklung des griechischen Dramas betrachtet, scheint später dem Verherrlicher griechischer Schönheit und der Instinkte die volle kulturhistorische Bedeutung des Sokrates als Zerstörer einer schönen Welt ins Bewußtsein getreten zu sein, wenn er ausrief, die Athener hätten tausendmal recht gehabt, ihn zu töten. Merkwürdig ist in diesem Zusammenhange auch, daß schon Carlyle intuitiv erkannte, in dem ewig logisierenden Sokrates künde sich der Verfall des echten Griechentums an.

Bei alledem bliebe es aber noch völlig unerklärlich, wie die Lehre eines Einzelnen eine solche Gewalt habe ausüben können, um eine ganze Kultur zu Fall zu bringen, um die ganze Geistesrichtung der Menschen von Grund auf zu ändern, wenn man nicht eben in diesen Menschen einen besonders empfänglichen Boden sehen wollte. Wäre das nicht der Fall gewesen, so wäre Sokrates — als Narr verlacht — an der Verständnis-

losigkeit seiner Umwelt zugrunde gegangen. Daß aber Sokrates nicht nur auf seine Zeitgenossen, sondern auch auf die Nachwelt einen so starken und unheilvollen Einfluß gewann, beweist, daß die Griechen schon damals nur noch teilweise Instinktmenschen waren, daß sie schon damals die Kraft eingebüßt hatten, das Schädliche, Störende, Verwirrende abzuweisen. Sie waren nicht mehr immun gegen das Gift des Verstandes. Daraus darf man aber einen wichtigen Schluß ziehen, der den Niedergang des griechischen Volkes noch besser erklärt: sie waren nicht mehr rasserein. Die Forschungen eines Woltmann, Otto Hauser und anderer verdienter Männer haben es einwandfrei erwiesen, daß jede hohe europäische Kultur nur von Indogermanen geschaffen worden ist. Nun ist jedes arische Volk im Sinne arischer Kultur um so schöpferischer, je rassereiner es ist, je weniger rassefremde Bestandteile sich mit ihm vermischt haben. Einheitliche Schöpferkraft und Rassenreinheit sind demnach Begriffe, die beinahe identisch sind. Noch heute sind die meisten einheitlich gearteten Genies — wenigstens die künstlerischen — Blondlinge. Geniale Schöpferkraft ist nun aber im wesentlichen Naturtrieb, Instinkt, Intuition. „Ich glaube — schreibt Goethe — daß alles, was das Genie als Genie tut, unbewußt geschehe." Die Griechen hatten diesen schöpferischen Naturtrieb, solange sie überwiegend ein Volk von Blondlingen waren. Alle ihre Werke — die Gesänge Homers wie die Dramen eines Aischylos oder die Bildwerke eines Phidias — atmen diese wunderbare Urkraft. Man fühlt es, daß sie unbewußt, ohne Reflexion entstanden sind, und deshalb wirken sie auch heute noch so ursprünglich wie die Natur selbst, die nie altert. Die Reflexion aber lähmt die schaffende Kraft; der kritische Verstand kann nur zerstören, nicht aufbauen. Deshalb werden wir nicht fehlgehen in der Annahme, daß der wirklich rassereine Blondling des stets hemmend wirkenden Verstandes nicht bedarf, vielmehr an seinen instinktiven Gefühlen einen sicheren Führer hat. Er lebt in völliger Einheit mit sich selbst und der Natur. Erst durch Blutmischung kommt der Mensch in Widerstreit mit sich selbst; Gefühl und Verstand bekämpfen sich gegenseitig: er erwacht zum Selbstbewußtsein. Das hinzugetretene fremde Element, das sich dem arischen Blute und Geiste widersetzt, dieser Gegensatz befähigt überhaupt erst den Menschen, über sich selbst nachzudenken, aus seiner Subjektivität herauszutreten und sich und die Natur als zwei getrennte Wesen zu empfinden. Mit dem Bewußtsein ist aber auch der Zweifel (ein Wort, das die Ent-zwei-ung in der Seele des Menschen deutlich ausdrückt) ins Leben getreten. Das Vertrauen zum Instinkte, schlimmer noch: der Instinkt selber, der bisher so sicher leitete, ist verloren gegangen; der Mensch muß sich fortan seinen Weg selbst durch Grübeln, Nachdenken, Überlegen und Abwägen suchen, und hat dabei noch keinerlei Gewähr für die Sicherheit, da ihm beständig Trugschlüsse täuschen. Der selbstbewußte Mensch emanzipiert sich von der Natur, fühlt sich als eigener Herr und glaubt damit einen gewaltigen Fortschritt gemacht

zu haben: Je mehr sich aber der Mensch von den Brüsten der Natur entfernt, desto schwächer, kränker und elender wird er, und wenn er nicht bald zur Einsicht kommt und umkehrt, so verfällt er unrettbar dem Untergange.

So ging es den Griechen. Solange sie noch Blondlinge und Instinktmenschen, mit vollendeter Schöpferkraft begabt, waren, durften sie sich hemmungslos ihren sinnlichen Trieben überlassen. Die Natur selbst sorgte dafür, daß dies nicht im Übermaße geschah. Je mehr aber die Reflexion bei ihnen die Oberhand gewann, desto verderblicher wurde ihnen ihre rege Sinnlichkeit. Die Feste des Dionysos und der Aphrodite, die früher eine gewisse Grenze ausgelassener Lustigkeit nicht überschritten, wurden nun — auch unter dem Einfluß orientalischer Vorbilder — zu wüsten Orgien der Ausschweifung. Der „Schein des Himmelslichts" wurde dem Griechen zur verzehrenden Flamme. „Er nennt's Vernunft und braucht's allein, nur tierischer als jedes Tier zu sein." Die Griechen, deren Schöpferkraft immer mehr abnahm, suchten sich im Genusse zu betäuben, und statt ihre Leidenschaftlichkeit durch den Verstand zu zügeln, gebrauchten sie ihn nur dazu, immer raffiniertere Reize aufzuspüren. Der Verstand, womit Sokrates die Griechen begabt hatte, um sie weiser zu machen, damit sie nicht zum Spielball ihrer Triebe würden, wurde ihnen so zum Danaergeschenk.

Nun deutete ich schon oben an, daß jede Reflexion in einer Rassenmischung seine letzte Ursache hat. Und für diesen Satz könnte ich kein besseres Beispiel heranziehen, als gerade die Griechen. Wie Otto Hauser in seinem sehr empfehlenswerten Büchlein „Rasse und Rassenfragen" nachweist, steht „das Versiegen der schöpferischen Kraft eines Volkes mit dem Schwinden der blonden Kulturträger" in engem Zusammenhang. In „Genie und Rasse" werden dazu bemerkenswerte Einzelheiten gegeben. Daraus geht hervor, daß das fünfte Jahrhundert v. Chr. die meisten Genies in Griechenland hervorgebracht hat. Damals waren die Hellenen noch reine Blondlinge. Dann aber nimmt die schöpferische Kraft in eben dem Maße ab, als die lichten Elemente zurücktreten. Durch Handel und fortwährende Kriege kamen die Griechen in nahe Berührung mit fremden Völkern und Rassen und vermischen sich mit ihnen. Das Auftreten der Sophisten und Philosophen begünstigt den Verfall durch Überhandnehmen der Reflexion. „Bezeichnenderweise erlischt das politische Genie zuerst, am letzten das wissenschaftliche: der Staatsmann und Feldherr braucht die Vollkraft der Rasse, der Wissenschaftler kann auch als Bastard in seiner Einzelforschung ganz Ansehnliches leisten." Damit hat Hauser zweifellos recht, ohne den Nagel aber auf den Kopf zu treffen. Der Grund dieser auffälligen Erscheinung ist vielmehr darin zu suchen, daß neben den Künstlern die Staatsmänner und Feldherren am allerwenigsten mit dem Verstande ausrichten können. Hier kreuzen sich zu viele Fäden, ihre Gebiete sind zu umfangreich und zu verworren, als daß die nüchterne Überlegung

das Richtige zu treffen imstande wäre. Nur die Intuition des Genies kann hier helfen. Carlyle sagte von Napoleon: „Er hat einen Naturinstinkt, der besser als seine anerzogene Bildung ist." Er selbst pflegte zu sagen, das Geschick der Schlachten hänge ab von einem Augenblick, von einem verborgenen Gedanken, der plötzlich aufblitze und den Kampf entscheide. Der Wissenschaftler aber muß mit vollem Bewußtsein handeln, um alles begründen zu können; die Wissenschaft konnte sich überhaupt erst entwickeln, nachdem eine starke Rassentrübung eingetreten war und die Fähigkeiten des Verstandes gut ausgebildet waren. So konnte es Griechenland mit Epikur, Zenon, Pyrohon, Euklid und Eratosthenes noch im 3. Jahrhundert v. Chr. zur wissenschaftlichen Blüte bringen, während als einziger Dichter von Bedeutung nur Theokrit zu nennen wäre, der auch schon als „Mischling geringen Grades" erscheint.

Daß Sokrates ein ganz unnordisches Aussehen hatte, habe ich schon oben erwähnt. Nur ein Mischling konnte den Griechen lehren, daß Wissen besser sei als Instinkt. Aber auch nur ein Volk, daß selbst keine reine Rasse mehr herstellte, konnte eine solche Lehre annehmen. Erwägt man also die kulturelle Bedeutung des Sokrates, so kommt man zu dem Schlusse, daß derselbe nicht so schuldig am Verfall des Griechentums ist, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Der Untergang war durch den Sophismus und die beginnende Rassenminderung bereits vorbereitet. Alles was Sokrates tun konnte, war: den geistigen Prozeß zu beschleunigen, indem er alles Instinktive, Gefühlsmäßige — also auch die Kunst — verwarf und die Sittlichkeit an einem völlig bewußten Handeln machen wollte. Er wollte die Griechen lehren, von dem erwachenden Verstande auch den rechten Gebrauch zu machen. Diese aber nahmen nur das Negative, die Ertötung des Instinktes und damit der Schöpferkraft durch den Verstand, von ihm an; das Positive seiner Lehre, die sittliche Idee, ist nie in breite Schichten des Volkes gedrungen. Das war nicht die Schuld des Sokrates, der offenbar nur das Beste gewollt hat, sondern die Folge einer immer stärkeren Durchsetzung des ehemals rein arischen Volkes mit minderwertigen Rassenelementen.

Indogermanen und Deutsche.

Karl Felix Wolff.

(Schluß.)

10. Die Deutschen.

Europa ist das Haupt der irdischen Welt und Lenker Europas ist der Blondstamm. War es immer so? — Das Magdalénien spricht dafür, denn der Brennpunkt seiner weit ausgebreiteten Kultur liegt dort, wo wir in jener Zeit die Heimat der Blonden suchen müssen. Seitdem sind viele Blonde durch Vermischung oder auch nur durch die seit dem Ausgange

der Eiszeit allmählich wieder zunehmende Sonnenstrahlung dunkel geworden. Die Blonden sind aber auch geographisch auseinander gekommen, weil die kampfesfreudigen Langköpfe darauf ausgingen, die ebenen und fruchtbaren Landstriche zu besetzen, während die mehr friedliebenden Kurzköpfe sich in die Sumpfländer und Gebirge warfen. Das geschah in der Jägerzeit und besonders während der großen Kämpfe mit den Afrikanern. Als dann der Ackerbau erfunden wurde, der so recht zu der Veranlagung der geduldigen und ausdauernden Kurzköpfe paßt, da begannen sich diese in ganz Mittel- und Nordeuropa stark zu vermehren. Die Langköpfe aber brachen aus ihrem skandinavischen Erhaltungsgebiete immer wieder erobernd hervor und machten sich zu Herren der auf ihrer Scholle verharrenden Kurzköpfe. Und mischten sich mit ihnen und verschmolzen mit ihnen zu immer neuen Völkern. Denn eine Welle folgte der anderen, Sprachen und Kulturen wechselten, aber im Grunde war der Vorgang doch immer derselbe, es war ein fortgesetztes, unbewußtes Hinstreben auf den Rassenausgleich[1]). Wo aber blonde Langköpfe und blonde Kurzköpfe sich vermischten, dort erfolgte dieser Rassenausgleich, d. h. es bildete sich der alte ausgeglichene Blondstamm wieder, wie er einst in Frankreich vor dem Einfalle der Afrikaner, in der blühenden Kulturperiode des Magdalénien, bestanden haben muß. Und solch ein ausgeglichenes Volk scheint die stärkste Lebenskraft und Leistungsfähigkeit zu besitzen.

Fragen wir uns nun, welches große Volk im heutigen Europa als ausgeglichen oder als im Ausgleichsvorgange begriffen anzusehen sei, so werden wir alsbald erkennen, daß nur die Deutschen dafür in Betracht kommen; denn nur in der deutschen Sprachgemeinde finden sich blonde Langköpfe und blonde Kurzköpfe in nennenswerter Anzahl vereinigt. In Rußland, auf dem Balkan, in Italien und in Frankreich fehlen die blonden Langköpfe fast gänzlich; nur in den baltischen Provinzen und in Nordfrankreich sind sie vertreten und mit blonden Kurzköpfen gemischt, — diese Gegenden haben aber auch für die betreffenden Staaten eine besonders hohe Bedeutung. In England gibt es wohl sehr viele blonde Langköpfe, aber hier hat eine Ausgleichsirrung stattgefunden, denn es erfolgte eine Vermischung mit den dunklen Langköpfen afrikanischen Ursprungs; darum zeigen die Engländer immer ein Janusgesicht: einmal sind sie die Germanen, ein andermal wieder die verschlagenen Südländer, immer aber nach Art der Langköpfe herrschsüchtig und unternehmend.

In Deutschland hingegen hat sich der Wanderstrom der langköpfigen Germanen über eine bodenständige Bevölkerung ergossen, die überwiegend kurzköpfig und zu einem großen Teile blond war. Blonde Kurzköpfe finden sich zahlreich in Pommern, in den Niederlanden, in den deutschen Waldgebirgen, ganz besonders aber in Süddeutschland und zwar wird die Kurz-

[1]) Man vergleiche hierzu meinen Aufsatz „Der Rassenausgleich, das Deutschtum und die Arierfrage" in Nr. 5 u. 6 der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift", 1915.

köpfigkeit um so ausgeprägter, je weiter man gegen die Alpen hinaufsteigt[1]). Und diese Kurzköpfe haben einen gewaltigen Einfluß auf das Wesen des werdenden Deutschtums ausgeübt. Vor allem wurde durch sie die Sprache umgestaltet, denn von den Bergen Oberdeutschlands ging die zweite Lautverschiebung aus, die noch immer weiter wirkt und in unaufhaltsamem Vordringen gegen die Wasserkante begriffen ist. Diese Lautverschiebung bedeutet so recht ein äußeres Merkmal der sich vollziehenden Vermischung von Lang- und Kurzköpfen. Die Langköpfe, als das führende Element, brachten die neue germanische Sprache und die Kurzköpfe nahmen sie an, aber alsbald schritten sie zur Umbildung der neuen Sprache nach ganz bestimmten Lautgesetzen[2]). Es ist gerade, als ob die Kurzköpfe nicht hätten im Germanentum verschwinden, sondern auch ihr eigenes Wesen zum Ausdruck bringen wollen. Und so brachen sie die Laute des Germanischen, aber nicht unklar, zaghaft oder unvollständig, sondern einheitlich und folgerichtig. Und sie schufen die hochdeutsche Sprache mit ihren volltönenden, kräftigen, gleichsam selbstbewußten Lauten! Welch ein Gegensatz zu dem aus germanischen und romanischen Wörtern wahllos und geschmacklos zusammengeschlämmten englischen Brei!

Die Kurzköpfe bilden die Hauptmenge des deutschen Volkes und ihre besondere Eignung für genaue, fleißige, ausdauernde Kleinarbeit macht sich überall bemerkbar. Der Langkopf ist der Erfinder, der unstet voranstürmende Denker, — der Kurzkopf ist der bescheidene und getreue, unermüdliche Arbeiter, zugleich aber auch der sorgsame Wahrer und Mehrer aller vom Langkopf ersonnenen geistigen Kulturgüter. Die Überlegenheit des deutschen Werkwesens über das englische beruht auf dieser Arbeitsfreudigkeit, Beharrlichkeit und peinlichen Gewissenhaftigkeit der deutschen Kurzköpfe. Die Engländer aber, die sich so meisterlich auf großzügige Unternehmungen verstehen und die als echte Langköpfe ihr Herrentum mit einer solchen Selbstverständlichkeit hervorkehren, daß sich sogar die eitelsten Fremdvölker damit abfinden, die Engländer werden das deutsche Volk an Fleiß

[1]) Der bekannte Ausspruch Napoleons I. „Bravoure et Bavière" gilt dem harten, ausdauernden Sinne der oberdeutschen Kurzköpfe. Daß die Tiroler, die sich gegen ihn erhoben, aus demselben Eisen geschmiedet waren, wußte Napoleon freilich nicht. — Der Berichterstatter eines großen Berliner Blattes, der im Juli 1916 die Somme-Schlacht mitmachte, schrieb seiner Zeitung: „In dem Kampfe Mann gegen Mann siegte nicht das englische sportliche Training, sondern die Kraft und Zähigkeit, die im Vorgelände der bayerischen Alpen aufwuchs." — Die Lechtaler im tirolisch-bayerischen Grenzgebirge sind (mit 64 pCt.) die blondesten aller Tiroler; gleichwohl haben sie 90 pCt. Kurzköpfe, die an der Blondheit stark beteiligt erscheinen, die aber nicht als eingewanderte Germanen, sondern als Ureinwohner angesehen werden müssen. Diese konservativen blonden Kurzköpfe in den Alpen sind zwar weder die liebenswürdigsten noch die begabtesten, wohl aber die zähesten, ausdauerndsten und gleichsam unverwüstlichsten von allen Deutschen.

[2]) A. Dirr („Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft", 1909) glaubt sogar nachweisen zu können, daß alle Kurzköpfe vom Pamir bis in die Pyrenäen „eine ausgeprägte Tendenz zur Kürzung der Sprachformen an den Tag legen".

und Genauigkeit niemals erreichen können, weil sie fast nur aus Langköpfen bestehen. Langköpfe aber neigen zur Gewalttat und zwar zeichnen sich die afrikanischen durch besondere Unbedenklichkeit vor den nordischen Langköpfen aus. So kam es, daß in den Engländern, die zur Hälfte Afrikaner sind[1]), der Entschluß heranreifte, den unbequemen deutschen Wettbewerber einzuschnüren und zu erdrosseln, bevor er gar zu groß und mächtig würde. Ein Räuberstück — möchte man ausrufen. Allein die überlegene Art und Weise, wie England den Krieg vorbereitete, wie es alle Randvölker als gehorsame Soldknechte in den Dienst seiner Sache zu stellen wußte, wie es mit Hilfe seiner die ganze Welt umspannenden geistigen Mittel auch noch die Abseitsstehenden zu beeinflussen verstand, — das wird für alle Zeiten ein Musterbeispiel der Unternehmungskraft und Herrschergabe langköpfiger Menschen bleiben. Daß der Riesenplan vier Jahre lang mißglückte, lag an einer den Engländern fremden und daher von ihnen übersehenen Unwägbarkeit. Und diese Unwägbarkeit war die bedingungslose und unerschütterliche Hingabe der bescheidenen mitteleuropäischen Kurzköpfe an die Ideale und an die Führung ihrer germanischen Edelinge! Berechnende Klugheit und zügellose Leidenschaft fließen auf Rechtsbewußtsein und auf geduldigen Opfermut. So ward das feingesponnene Ränkespiel vier Jahre lang zuschanden!

Doch dies nur beiläufig. Was erörtert werden sollte, ist die außerordentliche Widerstandskraft und Zähigkeit der mitteleuropäischen Kurzköpfe, die mit den langköpfigen Germanen mehr und mehr zu einem einheitlichen Bevölkerungsblock zusammenwachsen. Und dieser Block ist das deutsche Volk, dessen blonde Lang- und Kurzköpfe den Rassenausgleich immer inniger vollziehen. Diese zweifache Artung bei uralter Stammesverwandtschaft und vollkommener gegenseitiger Verständnis- und Ergänzungsfähigkeit verleiht dem Deutschtum eine Kraft, wie sie unter den jetzigen europäischen Völkern kein anderes erreichen kann[2]).

[1]) Es muß nachdrücklich betont werden, daß man bei diesen „Afrikanern" nicht an Neger denken soll, sondern an Nordafrikaner vom Berber- oder Maurentypus. Diese Leute sind schlank und hochgewachsen und haben sehr oft schmale Lippen und Adlernase. Als Seeräuber von furchtbarer Wildheit und Grausamkeit, waren sie ehedem in den ganzen Mittelmeerländern berüchtigt. Dabei verstehen sie es, ihre Leidenschaftlichkeit hinter einer merkwürdigen äußeren Ruhe und Kälte zu verbergen. Dieser Afrikanertypus, den die letzte große Einwanderung (etwa um 8000 v. Chr.) nach Europa gebracht hat, ist in Spanien, Frankreich und England häufiger als in Italien; dieses hing nämlich schon lange vorher über Sizilien durch Landbrücken mit Afrika zusammen und die in Süditalien bemerkbaren mehr negroiden Typen sind in einer sehr weit zurückliegenden Periode auf diesen Landbrücken herübergekommen. Die sogenannte mittelländische Rasse ist daher nicht ganz gleichartig: sie zeigt in Süditalien wulstige Lippen und stumpfe Nase, in Westeuropa schmale Lippen und feingebildete, oft gebogene Nase.

[2]) Wir finden einen ähnlichen Aufbau des Volkskörpers aus urverwandten Stammesteilen nur bei den Juden und Chinesen wieder. Die Juden bestehen aus einer Grundlage von armenoiden Kurzköpfen und einer Oberschichte von langköpfigen arabischen Semiten, die Chinesen aus malaio-mongolischen Kurzköpfen und mandschu-koreanischen Langköpfen.

Nun wissen wir aber, daß sich das Rassenbild Europas seit der allgemeinen Einführung des Ackerbaues, das heißt seit Beginn der neueren Steinzeit, nicht mehr nennenswert verändert hat. Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkte die Indogermanen der zweiten Periode (von 6000 bis 2000 v. Chr.), so müssen wir zugeben, daß ihr Werdegang jenem der Deutschen vollkommen gleicht: in die mitteleuropäische Kurzkopfmasse sind nordische Langköpfe eingedrungen und haben sich mit ihr zu einem Volke vereinigt, das in rassenhafter Hinsicht von den heutigen Deutschen nicht verschieden gewesen sein kann; dieses Volk umfaßte alle bodenständigen Menschengruppen von Frankreich bis Rußland und von der Wasserkante bis in die Alpentäler; es hatte Mundarten, die in zwei Gruppen (Kentum- und Satemgruppe) zerfielen, wie das Deutsche in Niederdeutsch und Hochdeutsch, und man wird kaum bezweifeln dürfen, daß sich die Angehörigen je einer dieser zwei Gruppen untereinander verständigen konnten, also etwa ein Vor-Kelte mit einem Vor-Griechen oder ein Vor-Slawe mit einem Vor-Indo-Iranier, nicht aber ein Vor-Italer mit einem Vor-Thraker, — wie heute ein Holländer mit einem Hamburger oder ein Wiener mit einem Tiroler, kaum aber ein Oberbayer mit einem Mecklenburger[1]).

Sobald wir uns aber dem Ende der zweiten oder gemeinindogermanischen Periode nähern, sobald wir das Vorrücken der Schnurkeramiker in die oberen Donauländer, die Zusammendrängung der Aunetitzer im Herzen Mitteleuropas und das allmähliche Ansteigen des Längen-Breiten-Index bei dieser Gruppe in Betracht ziehen, so müssen wir sagen:

Die vor ihrer großen Ausbreitung um 2000 v. Chr. in Mitteleuropa versammelten Gemein-Indogermanen waren in rassenhafter Hinsicht den heutigen Bewohnern derselben Gebiete vollkommen gleich, — mit einem Worte: **es waren Deutsche!**

Ein Unterschied macht sich insofern geltend, als die heutigen Deutschen noch nicht so ausgereift sind und den Fremdvölkern noch nicht als eine so geschlossene Einheit gegenüberstehen, wie vor vier Jahrtausenden die Gemein-Indogermanen. Allein der große Krieg und die daraufhin zu erwartende Spaltung Europas in zwei unversöhnliche gegnerische Lager werden diesen Unterschied in Kürze völlig schwinden lassen. Der eiserne Ring von Feindschaft und Haß, den alle Randvölker um das deutsche Volk und seine Verbündeten geschlossen haben, muß zu einer kräftigen Entwicklung der dem Deutschtum innewohnenden Eigenwerte führen. Die gegenseitigen Beeinflussungen auf den Gebieten der Sprache und der Lebensführung werden auf ein Mindestmaß herabsinken und die Sonderstellung des Deutschtums wird sich immer schärfer ausprägen. Diesseits und jenseits der Schützen-

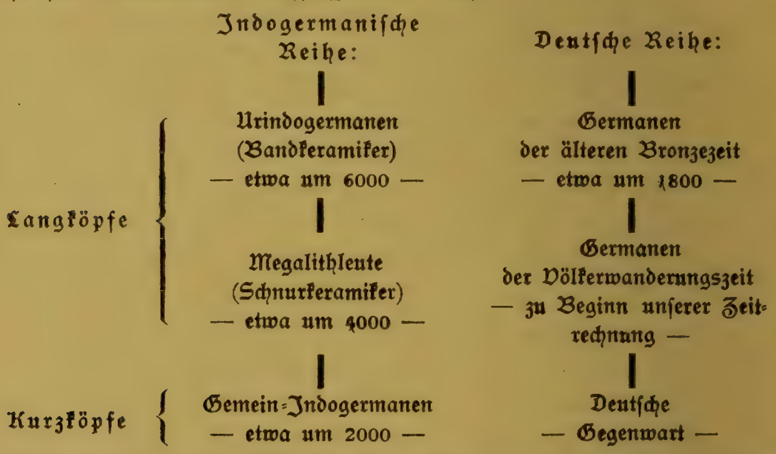
Diese innere Ausgeglichenheit bedingt die ungewöhnliche völkische Zähigkeit und Lebenskraft der Juden und Chinesen.

[1]) Es ist hier nicht von der durch die Schule verbreiteten Schriftsprache, sondern nur von den Mundarten die Rede.

grabengrenze wird sich in jeglicher Hinsicht ein schroffer Gegensatz bemerkbar machen, die Auswanderung von Deutschen wird fast unmöglich, die bisher alltägliche Verschleuderung deutscher Kulturwerte an das Ausland wird erschwert sein — und so wird die Eigenart und Überlegenheit der deutschen Kultur allmählich immer stärkeren Ausdruck finden, bis das Verhältnis der Deutschen zu ihren feindlichen Nachbarn genau dasselbe sein wird, wie einst jenes der Indogermanen zu den Nichtindogermanen.

Der nächste Krieg[1]) bringt dann die Ausbreitung und vermittelt den Deutschen und ihren Bundesgenossen das volle Erbe der Indogermanen. Dieses Erbe wird aber nicht mehr unseren Händen entgleiten, wie dies den Germanen widerfuhr, sondern es wird von uns mit eben solcher Sicherheit ergriffen und mit eben solcher Ausdauer verwaltet werden, wie einst von den Indogermanen. Das Moment der Beständigkeit, das den Deutschen und Indogermanen zukommt, liegt in den zahlreichen Kurzköpfen begründet, die wir unter den Deutschen antreffen und unter den Gemein-Indogermanen voraussetzen müssen, weil dies dem Rassenbilde Europas entspricht und weil wir das häufige Vorkommen von Kurzköpfen bei Römern und Kelten aus den Bildwerken ersehen können.

Die indogermanische und die deutsche Entwicklungsreihe entsprechen sich also für Mitteleuropa in folgender Weise:



Betrachten wir nun die zeitliche Gliederung dieser Reihen, so erkennen wir alsbald, daß die großen mitteleuropäischen Völkerwellen in Abständen von ungefähr 2000 Jahren aufeinander folgen. Dieser Zeitraum scheint also der Dauer eines mitteleuropäischen Entwicklungsabschnittes zu ent-

[1]) Der venezianische Abgeordnete Fradeletto, im Frühjahr 1915 einer der ärgsten Kriegshetzer, erklärte im Februar 1916 in einer vielbemerkten Rede, die ersehnte Niederlage der Mittelmächte werde voraussichtlich nicht in diesem, sondern erst in einem künftigen Kriege erfolgen. — Da haben wir schon die Vorbereitung der Geister auf den nächsten Krieg; eine eiserne Mahnung für das deutsche Volk, nicht wieder in die ehemalige Vertrauensseligkeit zurückzufallen.

sprechen. Seit der Völkerwanderung, die mit dem Zuge der Zimbern und Teutonen (113—101 v. Chr.) beginnt, sind aber wiederum 2000 Jahre verstrichen und so deutet auch dieser Umstand darauf hin, daß wir nun eine große deutsche Ausbreitung zu erwarten haben.

Als die Gemein-Indogermanen ein geschlossenes mitteleuropäisches Volk geworden waren, da zogen sie hinaus, indogermanisierten die Bewohner des Südens und Ostens, schufen die großen klassischen Kulturen und erhoben sich zu geistigen Trägern jener Periode, welche von den Geschichtslehrern als Altertum bezeichnet wird. Diese Periode beginnt mit der indogermanischen Ausbreitung und endigt mit der Völkerwanderung — das heißt sie umfaßt ein Doppeljahrtausend.

Die Völkerwanderung brachte die Germanen in die Welt hinaus. Allein diese unsteten, schwärmerischen Langköpfe vermochten nur einen kleinen Teil des Errungenen zu behaupten; was sie sonst zustande brachten, war bloß eine rassenhafte Auffrischung und Erneuerung der Randvölker ohne Sprachwechsel, also eigentlich eine Stärkung der germanenfeindlichen Elemente. Dieses abtrünnige Germanenblut wirkt fort bis in die Gegenwart: abtrünnig sind die Waräger, abtrünnig sind die Langobarden und die Franken, abtrünnig die Angelsachsen und Normannen! Aber auch die Abtrünnigkeit eines Teiles der blonden Langköpfe scheint gesetzmäßig zu sein; es ist als ob die Randvölker solcher Führer bedürften, um das Kernvolk Mitteleuropas von allen Seiten bestürmen und gleichsam harthämmern zu können. Die Kurzköpfe Mitteleuropas aber haben noch stets diese Zeiten der Bedrängnis überdauert und die feste Grundlage dargestellt, die den Werken der nordeuropäischen Rasse Rückhalt und Beständigkeit verschaffte. Von all den riesenhaften Leistungen der Germanen ist nichts übrig geblieben, als der mitteleuropäische Block; dieser mitteleuropäische Block bildet aber auch den wertvollsten Teil; er umfaßt das einzige Land und das einzige Volk, von dem wirklich eine mächtige, weltumgestaltende Bewegung ausgehen kann, nicht ein Hunnen- oder Tatarensturm, sondern ein zweitausendjähriger Menschheitstag gleich jenem der Indogermanen.

Wieder hat Mitteleuropa unter nordischer Führung den Ansturm der Randvölker abgeschüttelt und seine Mündigkeit erwiesen. An ihm ist es nun, die eigenen Innenwerte voll zu entwickeln und sie hochgemut hinauszutragen in den neuen Menschheitstag. Ob wir wollen oder nicht — die Feinde werden uns dazu zwingen, auf denselben Wegen zu wandeln, auf denen die Indogermanen zu Sieg und Größe sich erhoben.

Das nächste Doppeljahrtausend wird eine Zeit der Deutschen sein, denn die Geschichte der Deutschen wiederholt nur die Geschichte der Indogermanen und die Welt steht im Begriffe deutsch zu werden, wie sie einst indogermanisch geworden!

Bemerkung der Schriftleitung: Vorstehender Schlußaufsatz ist, wie alle die vorausgegangenen Fortsetzungen, lange vor dem Waffenstillstandsgesuch geschrieben. Für

die letzte Folge war eine Korrektur des in Bozen (Tirol) wohnhaften Verfassers nicht mehr rechtzeitig zu erlangen, da die Postverbindung abgebrochen ist. Die Schriftleitung hielt sich nicht für befugt, eigenmächtig eine entsprechende Änderung vorzunehmen, und wird die den Schluß seiner Arbeit betreffende Erklärung des Verfassers sobald es angängig veröffentlichen.

Berichte und Notizen.



„Arminius" und die „Deutschen". Wer gedächte nicht mit Stolz des Cheruskers Arminius, der im Teutoburger Walde den Varus besiegte und Deutschland von der Römerherrschaft befreite? Der Verlauf des Kampfes ist durch mehrfache Erwähnungen und Schilderungen bei Vellejus, Tacitus und anderen Schriftstellern bekannt, aber der Schauplatz des Ereignisses hat trotz der eingehendsten Forschung bisher nicht festgestellt werden können. Tacitus nennt Arminius den Befreier Deutschlands, der noch zu seiner Zeit von den Deutschen durch Lieder gefeiert werde; neuere französische Gelehrte wie E. Babelon nennen ihn, indem sie über das Urteil der Römer hinausgehen, einen Verräter und bezeichnen unsern Freiheitskampf als Treubruch; sie führen Vellejus als Zeugen an, der seine Schilderung mit der Bemerkung einleitet: die Deutschen hätten es verstanden, Varus in Sicherheit einzuwiegen, da sie ein zur Lüge geborenes Volk seien. Vellejus ist der einzige, der das leichthin zu sagen wagt; sonst rühmen auch die Römer die deutsche Treue, und Tacitus widmet in der Germania Kap. 35 den Chauken ein besonderes Lob wegen ihrer Gerechtigkeit und Friedensliebe. Doch das nebenher; wir wollen die französische Verleumdung nicht vergessen; hier aber soll von Arminius in anderer Hinsicht die Rede sein.

Wie der Schauplatz der Varusschlacht noch nicht erwiesen ist, so hat auch der Name des Cheruskerhelden noch keine Erklärung gefunden. Man weiß zunächst nicht, ob er deutsch oder lateinisch ist. Die altherkömmliche Gleichsetzung mit Hermann, welche eine Zeitlang aufgegeben war, dann aber wieder verteidigt wurde, ist sprachlich unhaltbar. Die Annahme, daß er einen andern deutschen Namen geführt und den Namen Arminius erst als römischer Bürger erhalten habe, liegt nahe; man hat an den Namen Siegfried gedacht, weil seine nächsten Verwandten, Vater und Oheim, Namen mit dem Anfangsworte Sieg hatten: Segimer, Segest; warum ihn dann aber die Römer gerade Arminius nannten, ist eine andere, auch noch nicht genügend beantwortete Frage. Römisch ist der Name nicht. Neuerdings hat S. Widmann vorgeschlagen, den Namen von Armenium, einem armenischen Farbstoff, abzuleiten; der Name soll „der Rothaarige" bedeuten. Die Erklärung ist nicht ohne weiteres abzuweisen, da sie sprachlich möglich und sachlich nicht unmöglich ist. Man weiß, wie sehr die Römer das rötliche Haar der Deutschen bewunderten. Die Deutung gewinnt aber noch an Wahrscheinlichkeit durch den besonderen Umstand, daß der Bruder des Arminius, dessen deutscher Name uns ebenfalls unbekannt ist, bei den Römern Flavus hieß, also der Blonde. Widmann läßt es dahingestellt, ob der Farbstoff Armenium nicht auch blau gewesen sein könne; in diesem Falle solle der Name sich auf die blauen Augen beziehen; diese Möglichkeit erscheint mir jedoch weniger wahrscheinlich, da dann der Gegensatz zu Flavus wegfallen würde.

Ebenso schwierig ist es nun, den Namen oder die Namen der Deutschen zu erklären. Die Römer sagten Germani, die Franzosen nennen uns Allemands, also Alemannen, wir nennen uns Deutsche. Im Englischen soll die Benennung German einen gewissen Beigeschmack haben, der von dem Selbstbewußtsein und Hoheitsgefühl des Engländers ausgeht, vielleicht weil die zweite Silbe man als Hauptwort Mann bedeutet, so daß das ganze Wort nicht mehr die reine Eigenschaft eines Namens hat; man vergleiche die Bezeichnung Franzmann für Franzose. Ähnlich ist die holländische Benennung Duitschman.

Das italienische Tedesco hängt mit Thiutiscus, Deutsch, zusammen. Vielfach beehren uns Italiener und Franzosen mit dem Namen Prussiano, Prussien im guten, aber auch im bösen Sinne.

Was bedeutet Germani? Th. Birt sieht darin das lateinische Eigenschaftswort „die echten" zu dem Hauptwort „Gallier" und verteidigt diese Erklärung in seinem neuen Buche über den Namen der Germanen. Er hat insofern recht, als die Römer die Kimbern und Teutonen anfangs für Gallier hielten und bei dem Namen Germanen an ihr lateinisches Wort germanus erinnert wurden. Es liegt ein ähnlicher Fall vor, wie bei dem Namen der griechischen Stadt Maleventum, den sie von malus und eventus ableiteten und nach ihrem Siege über Pyrrhus in Beneventum, von bene evenire, umänderten. Aber Birt hat nicht erwiesen, daß die Benennung Germanen von den Römern ausgegangen ist; sie hat ihren Ursprung vielmehr bei den Tungern, die nach Besiegung der Gallier zuerst von den Besiegten, wie Tacitus angibt, aus Furcht so genannt wurden, dann aber selbst die Benennung annahmen. Ob das Wort germanisch oder keltisch ist, bleibe dahingestellt; daß es mit Mannen, Männer, zusammenhängt wie Alemannen und Markomannen, ist unwahrscheinlich, da Germani niemals mit nn geschrieben wird; mir scheint das m zum Stammwort zu gehören: einsilbige Wortstämme, die auf r und l mit einem Konsonanten ausgehen, sind im Deutschen häufig, z. B. fern, kalt, Held, Dorf, Harm, Helm. Der Name würde demnach zu den Stolz- und Ruhmesnamen gehören; er bezeichnete zuerst ein einzelnes Volk und wurde dann auf alle Stammesgenossen übertragen. Erst Cäsar wurde sich über den Unterschied der Gallier und Germanen klar; im vierten Kriegsjahre fing er an, die Eigenart der Germanen zu beobachten; im 6. Buche seines gallischen Krieges gibt er eine genauere Beschreibung.

Die Benennung Alemannen ist bei den Franzosen aus dem Grunde haften geblieben, weil die Alemannen, die zu Anfang des 3. Jahrhunderts auftauchten und im 4. Jahrhundert das Elsaß besiedelten, ihre nächsten Nachbarn waren. Auch hier wurde wieder der Name eines Volkes auf die ganze Völkergemeinschaft übertragen. Daß die Franzosen das Elsaß als ursprünglich französisches Gebiet in Anspruch nehmen, ist eine geschichtliche Ironie: der Name selbst beweist das Gegenteil. Der scheinbar so verständliche Name der Alemannen wird von den Gelehrten verschieden gedeutet: entweder bezeichnet er „Männer aus allen Ländern" oder „alles Männer", lauter tapfere Leute. In dieser Bedeutung würde der Name auch zu den Stolznamen gehören.

Eine Zeitlang wurden die Alemannen noch als Germanen bezeichnet; auch die Franken wurden zu denen gerechnet, die man früher Germanen nannte. Als Franken, Alemannen und Burgunden in Gallien eingedrungen waren, hörte Gallien auf zu bestehen, aber auch der Name der Germanen verschwand, und die Namen einzelner Stämme traten dafür ein; nur eine schwache Spur des Germanennamens finde ich noch in der Bezeichnung Germanesheim für Regensburg. Endlich kam wieder ein Gesamtname in Gebrauch, und das ist unser schönstes Wort: die Deutschen.

An einer berühmten Stelle, in der um 865 geschriebenen Einleitung zu Otfrieds Gedicht über das Leben Jesu, wird, nicht zum ersten Male, das Wort „deutsch" von unserer Sprache gebraucht; Otfried spricht davon, daß er habe „gesungen in fränkischer Zungen", und sagt in der Überschrift: cur scriptor hunc librum „theotisce" dictaverit. Theotiscus „deutsch" kommt von thiot oder thiet „Volk", gotisch tiuda, und bezeichnet den Gegensatz zur lateinischen Sprache des Klerus. Zweifelhaft ist nur, ob theotisce die allgemeine Bedeutung „in der Landessprache" oder die besondere Bedeutung „in deutscher Sprache" hat. Für die allgemeine Bedeutung hätte Otfried ein lateinisches Wort nehmen können; die besondere Bedeutung ist dem Worte geblieben. Da die Herkunft des Wortes unzweifelhaft ist, so ist die Ableitung von Teut ebenso falsch wie die Schreibung Teutsch; ein Zusammenhang mit „Teutonen" und „Teutoburger Wald" ist nicht vorhanden. Die richtige Erklärung gab J. G. Fichte 1811 in einem Gutachten über einen von Jahn und Friesen entworfenen Plan zu Studentenvereinen: „Deutsch heißt schon der Wortbedeutung nach völkisch."

Das ist es! Das Bewußtsein unserer Nationalität, unseres Volkstums ist in unserer Benennung ausgesprochen; sie ist ein Stolzname, der seinesgleichen nicht hat. In diesem nationalen Sinne braucht Walther von der Vogelweide das Wort, wenn er sagt: „Deutsche Männer sind wohlgebildet, und den Engeln gleich sind die Frauen beschaffen.“ Dabei wollen wir es bewenden lassen. — Professor Dr. Draheim.

Deutsche Demokratie. Die Deutsche Volkswirtschaftliche Correspondenz, herausgegeben von Dr. G. W. Schiele, Berlin SW. 11, Großbeerenstraße Nr. 5, schreibt: Man hat früher viel von der Verschweizerung Österreichs geschrieben. Jetzt erleben wir vielleicht eine Verschweizerung Europas. In dieser Zeit ist es von Wert, aus einer Flugschrift „Deutsche Demokratie“, welche von einem Schweizer Dr. Fick geschrieben und im Lehmannschen Verlag in München erschienen ist, zu lernen, wie der Geist wahrhaftiger Demokratie nach dem Vorbild der schweizerischen in Deutschland zu verwirklichen ist. Wir finden hier einen Vergleich zwischen der Gemeindeverfassung der Urkantone und der altdeutschen Verfassung, die Tacitus in der „Germania“ beschreibt; beide Verfassungen stimmen in wunderbarer Weise überein. Der Inhalt dieser deutschen Urverfassung ist Selbstregierung des Volkes in der Landgemeinde durch Volksabstimmung der Wehrfähigen.

Ist denn deutsch und demokratisch ein Gegensatz? Keineswegs! Woher haben denn die Franzosen ihre demokratischen Ideen? Aus der demokratischen Freiheitsbewegung. Woher hatten sie die Amerikaner? Von der englischen, puritanischen Revolution. Woher haben sie die Puritaner? Aus dem Freiheitskrieg der Niederlande, welcher nur die eine, die nationalpolitische Hälfte der großen deutschen Revolution (Reformation) war. Woher hatten die Niederlande ihren Geist und Glauben? Von Calvin aus Genf! Und dieser? Von Zwingli aus Zürich! Und dieser? Von der Verfassung der ältesten Republiken der Welt, der der Schweizer Urkantone. Von dem, was in der Schweiz wurzelecht und heimisch war! Und dies wiederum ist nichts anderes als die uralte germanische Gemeinfreiheit. So sagte der große Franzose Montesquieu vor 150 Jahren: „Alle europäische Freiheit stammt aus den germanischen Wäldern.“ Die Schweizer Freiheit, sowie die niederländische, ist weiter nichts als übrig gebliebene deutsche Reichs- und Volksfreiheit, wie sie im 14., 15. und 16. Jahrhundert bei uns verwirklicht war, aber von den Stürmen des 30jährigen Krieges hinweggefegt wurde, während sie in jenen Grenzlanden am Leben blieb. So ist der feurige, lebendige Strom der Freiheit zwiefach in die Welt ausgegangen von Deutschland: Erstens der Strom der geistigen Freiheit über Luther, Lessing, Goethe und Schiller, und zweitens der Strom der bürgerlich politischen Freiheit über Zwingli, Calvin, Niederlande usw. Ob sich die beiden Ströme nun zusammenfinden werden?

Die Schweizer Verfassung macht einen scharfen Unterschied zwischen Demokratie und Parlamentarismus. Hiernach nämlich muß es heißen: Demokratie oder Parlamentarismus. Die echte Demokratie, die deutsche, ursprüngliche, ist dem Parlamentarismus feind, wie er in Frankreich und England verwirklicht ist. „Parlamentarismus ist nicht Demokratie, sondern das Gegenteil von Demokratie.“ „In der Schweizer Bundesverfassung wird die demokratische Republik der repräsentativen gegenübergestellt.“ Die Souveränität soll beim Volke sein, nicht beim Parlament. Er zitiert eine Stelle aus Tacitus: De majoribus rebus omnes con sultant, de minoribus principes. Das heißt: Über die wichtigen Dinge beschließen alle gemeinsam, über die weniger wichtigen beschließen die Oberen, oder wie es in der alten Schweizer Verfassung heißt: die Wägsten und „Besten“. Die „Wägsten“, d. h. die Gewogenen, Wichtigsten, die das Volk erwählen soll. So war es, und so ist es noch heute in den Urkantonen.

Aber ist das auch in einem großen Staatswesen möglich? In der Schweiz ist nach und nach auch für die großstädtischen Kantone und schließlich für den ganzen Bundesstaat das Referendum, die Volksabstimmung, eingeführt worden. Die Erfahrung hat bewiesen, daß dieses Referendum in hohem Grade konservativ wirkt, gerade umgekehrt, wie man im voraus meinte. Während das Parlament unter dem Druck der Presse und groß-

-städtischen Meinungen sehr oft sich einem utopischen Radikalismus hingibt, hat die Volksabstimmung immer im Sinne der konservativen Urmächte, Familie, Sitte, Überlieferung, Autorität oder, wie Goethe sagt, der „Ehrfurcht" gewirkt. Dieser Schweizer sagt geradezu: „Die wahre deutsche Demokratie ist die konservative Staatsform." „Landgemeinde, Referendum, Initiative — d. h. die Volksabstimmung in Gemeinde, Staat und Reich über die „größeren Dinge" — sind Mittel, den wahren Volkswillen — im Gegensatz zur Zufallsmehrheit im Parlament zu erkennen und Volk und Staat vor Umsturz zu bewahren." „Der Volkswille ist außerordentlich viel konservativer, als der Regierungswille erfahrungsgemäß zu sein pflegt. Das fällt jedem Kenner demokratischer Verhältnisse auf. Die preußische Monarchie in ihrer Gesetzgebung ist nachweislich viel fortschrittlicher, als die meisten Demokratien sich erwiesen haben." Er sieht geradezu einen bedenklichen Fehler der wahren Demokratie in der allzu großen Starrheit, mit der das Volk am Gewohnten festhält.

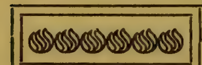
Auch Monarchie und Demokratie ist nach jenem Schweizer kein Gegensatz. Denn schon zur germanischen Urverfassung gehörten nach Tacitus die Könige. Allerdings sagt Tacitus: nec regibus infinita aut libera potestas. Das heißt: „Auch die Könige haben nicht unumschränkte Gewalt." Und von dem später so glänzenden Volk der Gothen sagt er: „Die Gothen werden von Königen regiert schon etwas straffer als die anderen germanischen Völker, aber nicht über die Freiheit (supra libertatem)". Wer denkt dabei nicht an den preußischen Staat, der, aus der Not geboren, straffer organisiert war, aber „nicht über die Freiheit". Stammt doch das beste Blut des preußischen Volkes aus dem trotzigsten deutschen Volksstamm, dem niedersächsischen. Das deutsche Königtum ist auch in den folgenden fast 2000 Jahren deutscher Geschichte, abgesehen von der kurzen 150jährigen Episode nach der Not des 30jährigen Krieges, kein Absolitismus, sondern immer seinem Geiste nach Heerkönigtum gewesen. D. h. in bürgerlichen Dingen niemals unumschränkt, war auch nicht um seiner selbst willen da, sondern war immer um des Volkes willen da. Es war Wehr und Waffe des Volkes, welche wir sehr nötig hatten, weil wir das Volk sind, welches auf dem gefährlichsten Platze der Welt wohnt. Wollten wir diese Waffe jetzt nichtachtend beiseite stellen, so würde bald genug die Zeit kommen, wo wir sie zurückrufen werden. Die Bismarcksche Reichsverfassung war nur in Sachen der Volksverteidigung monarchisch, dagegen in allen bürgerlichen Angelegenheiten republikanisch-demokratisch, und beides verträgt sich miteinander sehr gut.

Werfen wir einen prüfenden Blick auf die Regierungsgewalt, die gegenwärtig Leib und Leben des deutschen Volkes in der Hand hat. Sie ist im übelsten Sinne des Wortes parlamentarisch und nichts weiter als parlamentarisch. Ein Reichstag, der längst kein Mandat mehr hat, Abgeordnete, die keine Ahnung haben, ob sie noch mit dem Volkswillen etwas gemeinsam haben, fangen an, über dem Kopf des deutschen Volkes die Zügel vom Dach des deutschen Reichshauses abzudecken, um in einer Stimmung der übergroßen Hast und Eile, in einer Zeit, wo die „Wägsten und Besten" draußen stehen, einen vollkommenen Umbau der Reichsverfassung vorzunehmen. Dazu haben sie ihr Mandat nicht bekommen. Weil aber der Feind ringsum vor allen Toren steht, so kann sie augenblicklich keiner daran hindern. Wenn aber die ganze Demokratisierung nicht Lug und Trug ist, so muß ihr Werk nachgeprüft werden, damit das Volk selbst entscheide, wie es über „Monarchie" oder „Parlamentarismus" denkt, über „Völkerbund oder Waffenschutz", und ob Parlamentarisierung oder wirkliche Demokratisierung erträglicher ist.

Das ist nämlich der Hauptunterschied der deutschen Reichsverfassung gegenüber der Schweizer Verfassung, daß die schweizerische eine durchgebaute Demokratie ist, die deutsche Verfassung aber nur ein Stückwerk, nämlich eine von oben her über das Volk gestülpte Scheindemokratie, der das Beste fehlt, der Aufbau von Unten. Eine gesunde Demokratie ist nur eine solche, die in der Gemeinde anfängt, und die dort auf dem demokratischen Urgestein aufgebaut ist. Im kleinen Kern muß die Demokratie am demokratischsten sein. Denn nur, wenn die Auslese der Volksvertreter im kleinen Kreise gründlich geschieht, ist

es möglich, daß durch die weitere Auslese aus den hier Bewährten, die „Wägsten und Besten" nach oben getragen werden in die Reichsvertretung.

Dahingegen, wenn eine Demokratie unten ziemlich untätig, in der Zentrale aber aufs äußerste getrieben ist, so muß notwendigerweise der Radikalismus der größten Schreier und Maulanfreißer im Reichsregiment kommen. Eine solche Demokratie gleicht einem Kirchturm, der auf die Spitze gestellt ist. Hieraus kann man ermessen, wie weit wir noch von einer wahren Demokratisierung, Verschweizerung unseres Volksstaates entfernt sind. Was wir bis jetzt haben, ist, weil es nicht aus der Wurzel gewachsen ist, unecht, ist keine konservative Demokratie, sondern ein Lügenmantel der Plutokratie oder des Straßenterrors, Parlamentarismus im übelsten Sinne des Wortes, ist darum schwächlich und dem Untergang geweiht, ist in dieser Schwächlichkeit zum Terror geneigt, zum Mißbrauch der parlamentarischen Gewalt. Wollen wir unsere noch unfertige Demokratie bewahren vor dem Wege der russischen, so müssen wir sie bändigen durch die echte, wahrhaftige, konservative, deutsche Demokratie, wie wir sie im Schweizer Vorbild und Urbild vor uns sehen, d. h. wir müssen verlangen Volksabstimmung, sobald der Frieden da ist. Bis dahin ist alles Geschehene nichts weiter als Versuch. Der Schweizer sagt: „Der Junker Bismarck hat einst dem Reich als Gegengewicht gegen die Fürsten den demokratischen Reichstag geschenkt. Dieser Reichstag macht Miene, sich zur Parlamentsherrschaft aufzuschwingen und dem Junker Hindenburg sein Werk zu zerstören. Wie wäre es, wenn Kaiser und Fürsten die (wahre) Demokratie (das Volk) aufriefen gegen das Parlament, wenn sie sich mit dem deutschen Volke verbündeten zu einer deutschen Demokratie nach taciteischem und schweizerischem Muster."



Bücherbesprechungen.



„Die Wenigen und die Vielen. Bausteine zu einem nachkrieglichen praktischen Idealismus. Von einem Sechzigjährigen." — Verlag von Erich Matthes, Leipzig und Hamburg 1918. — 2 Bde., kl. 8⁰, 316 und 231 Seiten. Preis geh. je 4 Mk.

Einer, der aus eigenem etwas zu bieten hat, ist es, der in diesen Bänden zu uns redet. Daß er seinen Namen nicht nennt, dafür hat er einen Grund, der sich hören läßt: „Werke, die nur Ideen geben wollen, sollten ein für allemal zunächst so unpersönlich wie möglich hervortreten; weder Gunst noch Ungunst, die der Verfasser im Leben gefunden haben mag, soll die Wirkung des Gedankens beeinflussen; nur dann erreicht er rein Überzeugungskraft."

Auch wenn er diese in einigen Punkten trotz seiner packenden Schreibweise nicht erreicht, verdient er eingehende Beachtung, gerade auch von Freunden „biologischer" Politik.

Die Ideen des Werkes hat, wie der Verfasser sagt, „des Krieges großes Erlebnis geboren." Mit Befriedigung wird der Anhänger der in der P. A. M. vertretenen biologischen Politik feststellen, daß die „Neueinstellung der Persönlichkeit", von der er im ersten Buche redet, schon vor dem Kriege in dieser Zeitschrift vertreten ist: „Wir Deutschen müssen eine höhere Auslese der Gattung Mensch werden, zu einer neuen Entwicklung der Menschheit den Weg finden, der so zwingend ist, daß alle Völker ihn, wollend oder nichtwollend, nachgehen müssen. Wir müssen ein Adelsvolk werden gegen die vom Mammondienst plebejisch gemachten Völker." „Wir hatten diese Entwicklung im gesteigerten Idealismus gesucht, im Herauswachsen aus dem Herdenmäßigen. Im Ekel vor der wachsenden Menge übersahen wir die Macht des Volksbegriffs." Die Steigerung der Kraft des Einzelwesens ist nur insofern von Bedeutung, als sie die Führer schafft für die Entwicklung des Volkes zum Höheren. Dazu haben wir zunächst die „Krankheit des Amerikanismus" zu überwinden, „der wiederum nur englischer

Krämergeist in Reinkultur ohne die Rückstände einer alten Kultur und eines völkischen Zusammenhanges ist", um dann „einen neuen höheren Organismus in der Entwicklung der Lebewelt unseres Planeten vor allen Nationen zuerst herauszubilden: das höhere Individuum Nation." — Das ist durchaus biologisch gedacht und für uns keine neue Auffassung.

Auch in seinen Ansichten über Religiosität stimmen wir dem Verfasser zu, indem wir die Religion als ein „seelisches Lebensbedürfnis" des Menschen anerkennen. Die meisten haben es erst durch den Krieg erkannt, daß, wie der Verfasser sagt, „unser Leben nicht in unserem engen Ich beschlossen ist, daß es dem unseres Volkes unlöslich eingewebt ist, und daß dies vor eine ungeheure Aufgabe gestellt wurde; es war das hinreißende Empfinden von der inneren Notwendigkeit einer sittlichen Weltordnung, die in einer vom Mammongeist verschandelten Zeit wiederherzustellen unsere Sendung sein mußte." — Wie biologisch der Verfasser denkt, zeigt die Anmerkung auf S. 85: „Der Schöpfer gab euch den Hund, auf daß ihr erkennet, welcher Entwicklung ein Geschöpf fähig ist, das über sich empor schaut!" Aber auch er verwirft das „weinerliche Kirchenchristentum", aus dem heraus wir „die Welt in ein Krüppelheim verwandeln". „Gegenüber der Zahlenmacht des Ausschusses ist es eine dringlichste Aufgabe, nur die Starken, die auch die Guten sind, zu fördern und zu mehren! Dabei wird Kampf gegen den Ausschuß mehr leisten als alles Mühen, auch die Niederen für Religion zu gewinnen."

Die Entwicklung unserer heutigen Schule, ohne die wir sicher im Kriege nicht so gut bestehen würden, scheint dem Verfasser entgangen zu sein, indem er Forderungen aufstellt, die von einsichtigen Schulmännern längst als Ziel verfolgt sind. Daß dies noch nicht ganz erreicht, auch an manchen Stellen noch kaum erkannt ist, soll nicht geleugnet werden. Auch die Schule ist eine menschliche Einrichtung und das Mittelgut auch unter den Lehrern vorherrschend, denen nicht immer gegeben ist, wie der Verfasser mit Recht fordert, den Unterricht „freudig" zu gestalten. Außerdem können sie oft nicht wie sie möchten, wegen der „Regulative" und der Aufsichtsbehörde. Der Verfasser hätte den Lehrern die mildernden Umstände nicht versagen dürfen, die er an anderer Stelle den Beamten zubilligt. Nicht nur „zur Beurteilung der Staatsmaschinerie fühlt sich jeder sachverständig", auch zur Beurteilung der Schule; hat doch jeder mal die Schulbank gedrückt! — Die Forderung, das „schöpferische Denken", oder wie ich es im Gegensatz zum mechanischen genannt habe, das biologische Denken zu pflegen, entspricht dem, was ich unter „Biologie im Unterricht nach dem Kriege" in Nr. 11 und 12 des XV. Jahrgangs ausgeführt habe. Aber, daß die Schüler „meist mit völlig verbrauchten Kräften aus dem Examen kommen", das stimmt heute nicht mehr, oder die Kräfte sind nicht in der Schule und durch die Schule verbraucht, die im Gegenteil, dem Überbürdungsgeschrei nachgebend, wirkliche geistige Anstrengung kaum mehr zu fordern wagt. Vollends für die Schlußprüfung, und nicht erst beim „Notexamen"! Und „allgemeine Verbreitung des Schulhasses"? — Es gibt leider noch Schulen, die ihn züchten. Aber nach Ausnahmen darf man nicht urteilen.

Das zweite Buch handelt von der „Neueinstellung im Wirtschaftsleben". Auch hier bringt der Verfasser viel treffendes, indem er ausgeht von der Erkenntnis, daß es der „Einstellung auf das Echte" bedarf; „die aber wird erst möglich durch eine vollständige Bedürfnislosigkeit, die nicht ständig unbefriedigt umherblinzelt, sondern weiß, daß die billigsten Freuden meist auch die besten sind." — Indem wir uns eingebildete Bedürfnisse aufreden lassen, stärken wir die Macht des Geldes, die doch „nur eine geglaubte Macht ist, die vor der Kraft der Faust in nichts zerstiebt". Was der Verfasser über die Entwicklung und das Wesen des Mammonismus sagt, ist sehr lesenswert. Als Heilmittel empfiehlt er nicht Umsturz, sondern Umbau: „Zunächst soll der Staat nur die private Reichtumsansammlung nicht mehr wie bisher begünstigen, sondern eher hintanzuhalten suchen." Und wenn nach der Meinung des Verfassers alle Großbetriebe schließlich in die Hände des Staates übergehen, was schadet es? Sind doch „die An-

gestellten von Privatbetrieben längst nicht mehr Freie". Getreidemonopol, Viehhandels-, Kohlen- und Rüstungsmonopol fordert er für den Staat. Auch „das Versicherungswesen sollte verstaatlicht werden". Dafür müßten die Anhänger der Sozialdemokratie zu gewinnen sein, wenn sie den Wahn der Gleichheit und der Massenherrschaft und, fügen wir hinzu, die Anbetung des Kapitalismus, den sie zu bekämpfen vorgeben, und die widervölkische Richtung abstoßen könnten. Erfindungs- und Unternehmungsgeist und aller berechtigte Handel aber soll sich noch in weiter Freiheit bewegen können. Zur Überwindung der unheilvollen Macht des Geldwesens genügt nicht die Verachtung seitens aller Besten. „Auch das sozialdemokratische Ideal der Verstaatlichung aller Erziehungsmittel wird nicht zum Ziele führen, weil es eine Mechanisierung des Lebens voraussetzt, die Erstarrung, nicht organisches Wachstum hervorbringen müßte." Dagegen sollte das Geldwesen „den Händen entzogen werden, die einzig aus der Urzeugung des Geldes durch Zinsentragen ihren eigenen Vorteil zu ziehen suchen", indem zunächst für jede Schuld bei der Zinszahlung auch eine wesentliche Schuldentilgung eintritt.

Sehr beachtenswert sind ferner die Ausführungen des Verfassers über „Ausfuhrhandel" und über „Arbeit". Nur dürfte die Kriegs-Arbeitspflicht nicht mit der Heeres-Dienstpflicht auf gleicher Stufe geordnet werden können. Denn der Heeresdienst arbeitet am Staatseigentum, der Arbeitsdienst am Privatbesitz. Was unsinniges Eingreifen in private Rechte heute an Rechtsunsicherheit und Verwirrung der Rechtsbegriffe hervorgebracht hat, ist jedem bekannt. Was an wirtschaftlichen Maßnahmen im Kriege notwendig ist, muß, wie es biologische Politik schon lange vor dem Kriege forderte, im Frieden vorbereitet und eingelebt sein, gerade wie der Dienst mit der Waffe.

Das dritte Buch handelt von der „Neueinstellung im öffentlichen Leben". Aus dem Abschnitt „Presse" hebe ich den vorzüglichen Vorschlag des „Inseraten-Monopols" hervor, sowie einer von Staats wegen herausgegebenen Zeitung. Auch der Vorschlag der „Enteignung von Schriftwerken", die dem Volke leicht zugänglich gemacht werden sollen, ist wohl beachtenswert.

Der Abschnitt „Eindeutschung und Judenfrage" ist bei allem Temperament des Vortrages mit ruhiger sachlicher Abwägung durchdacht und in seinen Folgerungen um so eindringlicher, die mit den Auffassungen biologischer Politik sehr gut zusammenstimmen. Die feinen psychologischen Beobachtungen in diesem wie in anderen Abschnitten, so auch in den folgenden über „die Führer" möchte ich noch besonders hervorheben. — In bezug auf das Führertum stellt er sich ganz auf den biologischen Boden, ohne auf diesem recht sicher zu stehen. Sonst würde er nicht die Behauptung aufstellen, daß die Rasseneinheit des Adels durch „Inzucht oder durch Heirat ohne Liebe" geschädigt sein soll. Wie er auch entgegen seiner antimechanistischen Geistesveranlagung (S. 152) noch an der Entwicklung durch natürliche Zuchtwahl festzuhalten scheint. H. G. Holle.

Haas, Matthias Triebl. Leipzig 1918, Staakmann. Preis M. 4,80.

Endlich hat die Blutprobe unserer Volksgemeinschaft mit den Landsleuten in Österreich und Ungarn auch zu einer literarischen Annäherung geführt, die uns die nicht wienerisch-jüdischen Erzeugnisse deutsch-österreichischer und deutsch-ungarischer Zunge schätzen läßt. Dieser Matthias ist ein echter deutscher Träumer mit allen österreichischen Schwächen und Liebenswürdigkeiten. Aus dieser Charakterzeichnung können wir fast alle Rückschläge geistig nachweisen, die Österreich in diesem Kriege getroffen haben. Im sonstigen deutschen Schrifttum haben wir ein Gegenstück an dem leider viel zu wenig bekannten Roman Scherrs: Michel der Deutsche. Wir wissen gar nicht, welches kostbare Volksgut in diesen wunderbaren Erzählungen schlummert, die glücklicherweise nicht neudeutsch, aber dafür echt und ewigdeutsch sind. K. v. Str.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 9. 12. 18.
Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVII.10 | 1919

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Der Sozialismus im wahren und im falschen Sinne.

Vom Herausgeber.

Über keinen Gegenstand der modernen Wissenschaft und Kunst herrschen nicht nur im Volke, sondern auch unter den Gebildeten, ja selbst unter angeblichen Fachleuten so viele Irrtümer, Illusionen, Wahnvorstellungen als über „Sozialismus", „Sozialisierung" usw. Viele halten dabei nicht einmal die Begriffe „Staat" und „Gesellschaft" klar auseinander. Sie verwechseln beide fortwährend, sprechen z. B. von „Verstaatlichung", wo eigentlich von „Vergesellschaftung" die Rede sein müßte, schieben also dem Staate Aufgaben zu, die nur der „Gesellschaft" erforderlichenfalls zukommen, und dergleichen mehr.

Ehe wir darum an unser eigentliches Ziel herangehen, wollen wir zunächst einmal die dabei am meisten in Betracht kommenden Begriffe über jeden Zweifel klar herausheben und scharf abgrenzen. Es ist das zwar in dieser Zeitschrift oft genug und in ganz unmißverständlicher Weise, u. a. z. B. Maiheft 1917, geschehen. Das soll uns jedoch nicht abhalten, es zur Bequemlichkeit der Leser, namentlich der neu hinzugekommenen, hier nochmals zu tun. Vielleicht wird dadurch auch noch manches neue Licht auf den Gegenstand geworfen.

„Staat" und „Gesellschaft" sind als zwei wesentlich verschiedene und relativ selbständige Teile eines Gesamtorganismus, den wir „Gemeinwesen" nennen wollen, zu verstehen. Am klarsten ergibt sich das beider-

seitige Verhältnis aus dem biologischen Gesichtspunkte des menschlichen Körpers heraus. Danach vertritt der „Staat" das führende Haupt, das stützende Rückgrat, den schützenden Arm des Ganzen, entspricht also einem bestimmten Teile des Nerven-, Knochen-, Muskelsystems, während die „Gesellschaft" der Hauptsache nach das Ernährungs- und Verteilungs- (Blutgefäß)-System sowie den übrigen zentralen und peripherischen Teil des Nervensystems vorstellt.

Als eigentliche Aufgabe des Staates ergibt sich hieraus die Führung der innern und äußern Politik, soweit diese auf den Schutz des Ganzen gegen innere und äußere Feinde, also auf die strenge Aufrechterhaltung bezw. Durchführung der Gesetze und die wirksame Verteidigung bezw. Sicherung der Grenzen hinausläuft. Dazu bedarf der Staat natürlich einer gewissen geistigen und materiellen Machtfülle, die ihm *unter allen Umständen* zugestanden und gesichert werden muß. Ehe diese notwendigsten Vorbedingungen für das Leben des Einzelnen wie der Gesamtheit nicht erfüllt sind, kann auch die „Gesellschaft" ihre Aufgabe nicht erfüllen, so wenig wie der Körper Nahrung aufnehmen, Säfte bereiten und verteilen kann, solange sein Leben nicht gesichert ist.

Mit *anderen* Aufgaben als den soeben gekennzeichneten, die auch unter normalen Umständen wahrlich schon schwer und mannigfaltig genug sind, *sollte man den Staat möglichst nicht bepacken.* Tut man es dennoch, so verwechselt man ihn mit der „Gesellschaft", schiebt ihm also Aufgaben zu, die er seiner ganzen Natur nach nicht erfüllen kann, wie ja auch die nicht dafür bestimmten Teile des Gehirns und Rückenmarks, des Knochen- und Muskelsystems keine Nahrung besorgen, aufnehmen, zubereiten und verteilen können. Das Einzige, was man dem Staate über die gekennzeichnete Aufgabe hinaus nicht ganz unvernünftigerweise zumuten kann, unter Umständen vielleicht zumuten muß, ist eine gewisse Kontrolle oder auch Selbstbewirtschaftung des *großen* (nicht mittleren und kleinen) Verkehrswesens, z. B. der Eisenbahnen, Telegraphen, Posten, Banken usw. Das aber auch nur, soweit es zur Wohlfahrt des Ganzen unvermeidlich ist. Jedes Zuviel wird auch hier eher schaden als nützen, denn man soll die Natur bezw. die natürlich entstandenen Organismen nicht unnötig mechanisieren oder, wie es in der Sprache des Staates heißt, bürokratisieren. Noch viel mehr gilt das für den eigentlichen Wirtschaftskörper, die Warenproduktion und -verteilung, mit deren Kontrolle oder gar technischer Ausführung sich der Staat am besten überhaupt nicht befassen soll. Soweit das nicht Privatsache bleiben kann, ist es Sache der „Gesellschaft".

Ein verkleinertes Abbild des aus „Staat" und „Gesellschaft" bestehenden Gemeinwesens ist die „Gemeinde". Man kann sogar noch weiter gehen und auch die *Familie* als ein (natürlich noch mehr verkleinertes und vereinfachtes) Abbild desselben großen Ganzen ansehen. Es gibt große Stadtgemeinden, die sich kaum noch von einem mittleren Staate,

und kleinste Landgemeinden (Gutsbezirke), die sich kaum noch von einer größeren Familie unterscheiden: wie es ja denn überhaupt ein organisches Naturgesetz ist, daß die einzelnen Teile aller Organismen (bei den Einzelwesen bis zu den Zellen herunter) mehr oder weniger verkleinerte und vereinfachte Abbilder des Ganzen sind. Hierin unterscheidet sich der lebendige Organismus am meisten vom toten Mechanismus, der sich ja auch nicht, wie der Organismus, von innen heraus selbständig aufbauen und imstande erhalten kann, und stets eines besonderen Motors organischer oder unorganischer Natur zu seinem Betriebe bedarf. Gewiß bestehen trotzdem zwischen Mechanismus und Organismus Ähnlichkeiten, Vergleichspunkte; aber man soll sich hüten, diese beiden grundverschiedenen Dinge auch nur beim Vergleichen miteinander zu verwechseln. Unter diesen Einschränkungen gleicht z. B. der „Staat" mit seiner Bürokratie mehr einem Mechanismus als die „Gesellschaft". Beide bleiben aber dabei doch lebendige Organismen, und das soll man nie vergessen. Man soll nie die Lebensbedingungen jedes Lebendigen außer acht lassen, also nicht unnötig mechanisieren bezw. bürokratisieren. Die Natur bestraft solche Übertretungen ihrer Gesetze sehr streng.

Damit sind wohl die hier besonders in Betracht kommenden Begriffe genügend geklärt und hinreichend scharf umrissen, so daß wir nunmehr zu unserem eigentlichen Gegenstande übergehen können.

Sollen die heute so viel gebrauchten und mißbrauchten Worte „Sozialismus", „Sozialisierung" überhaupt eine vernünftige Bedeutung haben, dann kann das nur die der Reorganisation der „Gesellschaft" im wahrhaft „sozialen" Sinne sein. Unter wahrhaft „sozial" denkt man sich dabei natürlich das Gegenteil der Selbstsucht, des Sonderinteresses, also ein Stehen füreinander, nicht neben- oder gar gegeneinander. Und zwar gilt das sowohl für den einzelnen Berufsgenossen als auch für die ganze Berufsklasse (Häupter wie Glieder) und sämtliche Berufsklassen untereinander. Wenn also ein einzelner Berufsgenosse gegenüber den anderen, oder eine Berufsklasse gegenüber den übrigen mittels der „Sozialisierung" ein Sonderinteresse vom reinen Machtstandpunkte aus vertreten will, wie das leider auch in sozialistischen Organisationen vielfach geschehen ist, dann ist dieser Wille nicht sozial sondern unsozial, bezw. widersozial. Es handelt sich dann nicht um eine Sozialisierung im wahren, sondern im falschen Sinne, nicht um ein Stehen füreinander, sondern gegeneinander. Ein solches Bestreben, aus dem wirtschaftlichen auf das politische Gebiet übertragen, entpuppt sich als Machtgier, als Imperialismus einer einzelnen Person, einer Gruppe oder einer ganzen Klasse. Dabei kann sowohl ein Klassenimperialismus der Reichen als auch der Armen, der Proletarier, herauskommen. Der eine heißt „Kapitalismus", der andere „Bolschewismus". Beide schröpfen nach Kräften die werteschaffenden Berufsklassen; der Unterschied ist dabei nur, daß der Kapitalismus zwar auch die Pro-

duktion nach Möglichkeit ausbeutet, aber sie wenigstens nicht unterdrückt, ja sie sogar durch Hergabe von flüssigem Kapital gelegentlich anregt und befruchtet, während der Bolschewismus die Produktion ausschließlich ausbeutet, gar nichts Wirksames zu ihrer Hebung tut, im Gegenteil, sie lähmt und zuletzt ganz zum Erstarren bringt, wie das die Verhältnisse in Rußland vor aller Augen sichtbar beweisen. Auch die Einführung der Zwangsarbeit für alle Nicht-Proletarier ändert daran gar nichts, sie vermag den freien Unternehmungsgeist, die schöpferische Beginnkraft (Initiative) nicht zu beleben. Es kann also gar keinen falscheren Sozialismus geben als den von den Bolschewisten vertretenen und in Rußland bereits eingeführten. Mit ihm verglichen, ist der schlimmste Kapitalismus noch als Wohltäter der Menschheit zu preisen. Ein solcher Sozialismus ist nicht schöpferisch und erhalterisch, sondern, wie die Menschen, durch die er hauptsächlich vertreten wird, ausbeuterisch und zerstörerisch.

Was bedeutet dagegen Sozialisierung, Sozialismus im wahren Sinne?

Alles das, was durch Organisation der Arbeit und der Arbeiter die Produktion vermehren und verbessern, die Verteilung vereinfachen und verbilligen kann. Die Produktion kommt dabei aber immer an erster, die Verteilung an zweiter Stelle; denn wo nichts oder nur wenig produziert wird, kann nichts oder nur wenig verteilt werden. Es heißt, das Pferd am Schwanze aufzäumen, wenn die Produktion an die zweite Stelle gesetzt wird. Zur Hebung der Produktion trägt aber vor allem bei die Belebung des Unternehmungsgeistes, die Sicherheit der sozialen, politischen und wirtschaftlichen Zustände, dann der Fleiß, der wahrhaft soziale, gerechte, nicht überfordernde Sinn des Arbeiters und noch manches andere mehr. Alles das wird aber am meisten beeinträchtigt durch soziale, politische und wirtschaftliche Kriegszustände, wie sie durch Streiks, Revolutionen usw. herbeigeführt werden. Wenn also die Herren Sozialisten Liebknechtscher Richtung den Krieg außerhalb des Landes, den gegen äußere Feinde so sehr verabscheuen und sich zum Zwecke seiner Vermeidung so gern „verständigen" möchten, so möchten sie doch zuerst den häuslichen Krieg abschaffen, möchten im eigenen Lande den sozialen Sinn, den Verständigungswillen an Stelle des Hasses, des Neides, der Machtgier, der Zwietracht setzen. Sie möchten doch erst den falschen Sozialismus, den Klassenimperialismus der Proletarier beseitigen und den wahren Sozialismus einführen, dann würde der Klassenimperialismus der Plutokraten und damit deren staatlicher Raub- und Beuteimperialismus von selbst aufhören müssen, denn beide Imperialismen hängen, worauf schon im vorigen Hefte S. 397 hingewiesen wurde, miteinander zusammen, werden durcheinander hervorgerufen und geschürt. Nur der wahre, nicht der falsche Sozialismus und die dazu gehörige Sozialisierung vermag jede Art von ausbeuterischem Klassenimperialismus und entsprechend einseitige Machtpolitik der Staaten

und Völker zu verhindern und alle guten Menschen zur gegenseitigen Hilfe, zum gemeinsamen Wohle aller zusammenzuführen.

Es erhebt sich nunmehr die Frage: „Was ist wahrhafte ‚Sozialisierung der Berufsklassen', sowohl ihrer Häupter als auch ihrer Glieder, sowohl unter sich als auch untereinander?"

Wie schon zum Teil vorausgeschickt, bedeutet das für alle ohne Ausnahme Vereinigung, Bündnis, anstatt der bisherigen Trennung und Gegenüberstellung, also Frieden, anstatt des bisherigen Klassenkampfes; Ordnung, anstatt der bisherigen Anarchie; gegenseitige Hilfe und gutes Zureden, anstatt der bisherigen Versuche zur gegenseitigen Ausbeutung und Verhetzung.

Aber — so wird man einwenden — ist das nicht auch gleichbedeutend mit Aufhebung der persönlichen Freiheit, des Privateigentums, des Wettbewerbs, auch wenn er noch so lauter ist? Und vor allem: wird dadurch nicht das Wirtschaftsleben zur Erstarrung oder doch Erschlaffung gebracht und auf diese Weise die Produktion nach Menge und Güte vermindert, die Verteilung erschwert?

Nichts von alledem ist zu befürchten, wenn die Sozialisierung in der richtigen Weise erfolgt, d. h. wenn die Naturgesetze des Wirtschaftslebens dabei geachtet, nicht übertreten und auch nicht umgangen werden. Die Naturgesetze des Wirtschaftslebens sind aber die jedes anderen gesunden und kräftigen Lebens. Sie beruhen auf dem richtigen Spiel und Gegenspiel der natürlichen Reize und Bedürfnisse, also nicht auf deren gewaltsamer Unterdrückung oder freiwilliger Abstumpfung, sondern auf deren geordneter Befriedigung. In der Sprache des Wirtschaftslebens nennt man dieses Spiel und Gegenspiel der natürlichen Reize „Nachfrage und Angebot".

Unter dem unbeschränkt kapitalistischen Regime ist das Spiel von Nachfrage und Angebot völlig ungeordnet, sozusagen anarchistisch, der Willkür überlassen. Jeder Einzelne und jede Erwerbsgesellschaft sucht dabei ohne jede Rücksicht auf Berufsgenossen und das Ganze möglichst viele und große wirtschaftliche Vorteile für sich herauszuschlagen. Ob dabei auf der einen Seite Überproduktion und Überkonsumption, auf der andern das Gegenteil entsteht, ist dem Erwerbssubjekt gleichgiltig, wenn es nur seinen Vorteil dabei findet. Ein solcher Zustand ist also das Faustrecht, das Recht des Stärkeren, der Kampf aller gegen alle auf das wirtschaftliche Gebiet übertragen.

Genau derselbe Kampf aller gegen alle bestand aber vor Aufrichtung der staatlichen Ordnung auf jedem Gebiete des Lebens und wurde nur durch gewisse Sitten und Gewohnheiten etwas gemildert. Wie es nun durch strenge Gesetzgebung und Aufrichtung der staatlichen Macht zum Schutze der Gesetze recht wohl möglich war, das Faustrecht für den Einzelnen und die Banden abzuschaffen, ohne dadurch für alle rechtlich leben Wollenden die persönliche Freiheit aufzuheben: — sollte es da

nicht durch entsprechende gesellschaftliche Ordnung möglich sein, auch auf wirtschaftlichem Gebiete das Faustrecht abzuschaffen, das Wirtschaftsleben in geordnete Bahnen zu bringen, ohne es durch zu große Beschränkung der persönlichen Freiheit und der Eigentumsrechte, sowie durch Abtötung oder Abstumpfung aller Erwerbsreize, alles Unternehmungsgeistes der Erstarrung oder doch allmählichen Erschlaffung zu überliefern?

Ich halte das durchaus für möglich. Vorher aber müssen gewisse noch recht weit verbreitete Irrtümer, Illusionen, Wahnvorstellungen beseitigt werden. Auch muß der ganze Wirtschaftskörper vorher gründlich reorganisiert werden, d. h. alle werteschaffenden und verteilenden Berufsklassen müssen sich eben „sozialisieren", sich auf neuer Grundlage zu neuem Zwecke zusammenschließen.

Gewiß bestehen berufständische Zusammenschlüsse schon lange; aber es sind das (in ihrem Verhältnis zueinander) zumeist keine Organisationen füreinander, sondern gegeneinander. Nicht die (im Sinne des Oktoberheftes 1918, S. 295) schöpferischen und erhalterischen, sondern mehr oder weniger die ausbeuterischen und zerstörerischen Menschengruppen geben darin zumeist den Ton an, der die Musik macht. Es sind teils rücksichtslose „Erwerbsgesellschaften", also, mit jenem vorstaatlichen Zustande verglichen, „Räuberbanden", teils Vereinigungen zum Schutze gegen solche Banden, wie sie im vorstaatlichen Zustande wahrscheinlich auch bestanden haben. Aber auch diese gehen über ihren ursprünglichen Zweck, den Schutz, vielfach hinaus und legen es, wenn sie die Macht dazu haben, auf Ausbeutung ihrer Gegner an. Als Mittel dazu dienen ihnen erpresserische Streiks und andere Störungen der geordneten Produktion und Verteilung. Erst ganz wenige berufsgenössische Vereinigungen sind wirklich das, was sie im Sinne wahrhafter „Sozialisierung" sein sollen. Sie wollen natürlich auch leben und erwerben, aber nicht um den Preis der Schädigung ehrenwerter Wettbewerber oder des ganzen Gemeinwesens. Nicht darauf also kommt es bei der „Sozialisierung" an, ob ein Einzelner oder eine Gesellschaft die Produktion und Verteilung der Güter unternimmt — das ist eine reine Zweckmäßigkeitsfrage — sondern auf den guten oder bösen, sozialen oder unsozialen Geist, in welchem das Unternehmen geleitet wird.

Man sieht: auch die „Organisation" (der Arbeit und der Arbeiter) gehört zu den Dingen, über die nicht nur im Volke, sondern auch unter den Gebildeten, ja selbst unter angeblichen Fachleuten die sonderbarsten Irrtümer, Illusionen, Wahnvorstellungen herrschen. Man spricht von individualistischer und sozialistischer Wirtschaftsweise als von einem Gegensatze, wie er etwa zwischen gut und böse, gerecht und ungerecht, gemeinnützig und gemeinschädlich besteht. Das ist barer Unsinn. Der sozialistische Raub, die sozialistische Ausbeutung kann noch viel wirksamer und darum noch viel schlimmer, ungerechter, gemeinschädlicher als die individualistische sein.

Es kommt also, ich wiederhole es, bei der „Sozialisierung", bei den Zusammenschlüssen der Berufstände ganz auf den Zweck an, zu dem das geschieht. Soll dieser Zweck ein guter, ein für alle guten Menschen heilbringender sein, dann darf es nicht bei den Zusammenschlüssen Gleichartiger, z. B. der Lohnarbeiter oder der Festbesoldeten eines bestimmten Erwerbszweiges bleiben, sondern sämtliche Berufsstände müssen sich sowohl für sich als auch untereinander zusammenschließen, müssen zueinander, nicht gegeneinander in Beziehung treten. Erst dann könnte man von einer Reorganisation des ganzen Gesellschaftskörpers sprechen. Die neue Grundlage für die neue Organisation soll nicht die ausgesprochene oder unausgesprochene Absicht gegenseitiger Übervorteilung, Ausbeutung, sondern gegenseitiger Hilfe, nicht die Gegenüberstellung wie von Macht zu Macht, sondern die gleichberechtigte, auf gleichwertiger Leistung und Gegenleistung beruhende Lebensgemeinschaft (Symbiose) sein. Und das soll, wie gesagt, für alle Berufsklassen gelten: die Besitzenden wie die Besitzlosen, die Unternehmer wie die Arbeiter, gleichviel ob das Hand- oder Kopfarbeiter sind. Keinem von diesen soll der ihm gerechterweise zukommende Ertrag der Arbeit oder des aufgewandten Kapitals entzogen werden. Das — nicht jenes sogen. „eherne Lohngesetz", das nur in der Einbildung existiert — gehört zu den ehernen Naturgesetzen jedes gesunden, gedeihenden Wirtschaftslebens, die von allen geachtet, von niemandem übertreten oder umgangen werden können, ohne daß die Natur selbst sich bitter dafür rächt. Solche Übertretungen oder Umgehungen sind unter dem unbeschränkt kapitalistischen System nicht immer nur von den Besitzenden ausgegangen. Auch die Lohnarbeiter haben sich daran vielfach beteiligt, haben die Unternehmer ausgebeutet oder sonstwie schikaniert, wenn es die Machtverhältnisse mit sich brachten. In beiden Fällen trägt nicht nur der eine Teil, sondern tragen beide Teile, wie überhaupt das ganze Wirtschaftsleben, also die Gesamtheit den Schaden davon, namentlich in Zeiten der Not, wo es auf möglichst reichliche und schnelle Produktion und Verteilung ankommt. Beide Fälle können in solchen Zeiten geradezu gefährlich werden, gefährlicher aber noch ist der letztere, auf die Lohnarbeiter bezügliche Fall, weil dadurch die Unternehmungslust abgetötet oder doch dermaßen herabgedrückt werden kann, daß das Wirtschaftsleben der Erstarrung, zum mindesten der Erschlaffung anheimfallen muß. Was das für den Einzelnen wie für das Ganze in Zeiten der Not bedeutet, wird jeder halbwegs Verständige einsehen, auch wenn er die grauenhaften Zustände in Rußland nicht an seinem eigenen Leibe erfahren hat.

Dieselben Folgen, dieselbe Erschlaffung, ja zuletzt völlige Erstarrung des Wirtschaftslebens und damit das Aufhören einer der Menge wie der Güte nach hinreichenden Produktion würde auch eintreten, wenn man die Gerechtigkeit in jenem grundfalschen Sinne verstehen wollte, daß jeder Erwerbstätige, wer und was er auch sei, wie viel oder wie wenig er auch leiste, den gleichen Anteil an den Erträgnissen der Gesamtarbeit aller

erhalten sollte. Wie schon im vorigen Hefte bemerkt, würde das auf eine Ausbeutung der Klugen durch die Dummen, der Fleißigen durch die Faulen, der Geschickten durch die Ungeschickten, der Unternehmungslustigen durch die Feigen, der Ehrlichen durch die Unehrlichen hinauslaufen. Das wäre aber noch zu ertragen, wenn dadurch nicht der Herabminderung der Produktion, sowohl der Menge wie der Güte nach, allzu sehr Vorschub geleistet würde. Wer hätte dann noch Lust, noch Interesse daran, fleißig und sorgfältig zu arbeiten, wenn er dafür doch keinen höhern Lohn bekäme? Vor allem aus diesem Grunde also muß die bolschewistische Forderung des gleichen Lohnes oder Gewinnes, sowie auch der gleichen Arbeitszeit entschieden abgelehnt werden. Wenn alle gleich viel oder mehr als sie tatsächlich verdienen, haben wollten, würde zuletzt niemand genug erhalten, und alle würden Not leiden. „Banne den Neid, dann bannst du die Not" ist ein nur zu wahres Wort. Ist aber die Not einmal da, dann kann sie nur durch verstärkten Fleiß und größere Sorgfalt bei der Arbeit, nicht durch noch so gleiche Verteilung des nicht genügend Vorhandenen gehoben werden.

Aber nach welchem Grundsatze soll dann in der im sozialen Sinne reorganisierten Gesellschaft die Gerechtigkeit gewahrt werden? Soll man die Löhne, Gewinnanteile, Zinsen usw. für jede Kategorie von Arbeitnehmern und Arbeitgebern, und dem entsprechend folglich auch Preise der Arbeitsprodukte auf gesetzlichem Wege feststellen?

Innerhalb eines hermetisch abgeschlossenen Wirtschaftsstaates wäre das allenfalls möglich, wenn es auch ungeheuer schwer sein würde, dafür einen alle rechtlich denkenden Menschen einigermaßen befriedigenden Maßstab zu finden. Wir wollen nun einmal annehmen, der geschlossene Wirtschaftsstaat bezw. das staatlich begrenzte Wirtschaftsgebiet wäre bei den erforderlichen Einschränkungen des Verbrauchs erträglich, und es ließe sich auch für jede Kategorie Erwerbstätiger und jede Ware jener gerechte Maßstab finden. Würde dann der jedem Erwerbstätigen nach solchen menschlichen Gesetzen zugestandene Anteil an den Ergebnissen der Gesamtarbeit ein anderer, ein höherer sein, als der ihm nach den wirtschaftlichen Naturgesetzen, nach Angebot und Nachfrage von selbst zukommende?

Dem Scheine und dem Wahne nach könnte das, wenn auch nur eine kurze Weile, vielleicht der Fall sein, der Wirklichkeit nach aber nicht, denn es würde sich nur um ein Rechnen mit größeren Zahlen, aber nicht mit größeren Werten handeln. Was helfen hohe Löhne und hohe Zinsen, wenn man dafür nicht mehr oder vielleicht noch nicht einmal so viel als wie früher bei niedrigeren Löhnen und niedrigeren Gewinnanteilen kaufen kann? Nach wirtschaftlichen Naturgesetzen, die weder übertreten noch umgangen werden können, müßte nämlich jeder Nachfrage bezw. jedem gesetzlich zugestandenen Bedürfnis ein Angebot bezw. verfügbarer Gütervorrat gegenüberstehen, wenn der Austausch auch bei noch so reichlich vorhandenem

Tauschmittel (Papier- oder Metallgeld) sich für alle vollziehen, das Wirtschaftsleben nicht stocken soll. Jeder Einzelne kann ja doch nur einen bestimmten Bruchteil vom Gesamtarbeitsertrage aller erhalten, und auch bei noch so hohen Löhnen würde sich immer nur der Generalnenner dieser Bruchteile und dem entsprechend ihr Zähler, aber nicht der (gekürzte) Wert der Bruches ändern. So z. B. sind $\frac{5}{1000}$ nicht mehr als $\frac{1}{200}$.

Wie viel kann nun aber in einem staatlich begrenzten Wirtschaftsgebiete an Gütern auch bei noch so gerechtem Verteilungsmaßstabe überhaupt verteilt werden? Doch nur soviel, als wie die Größe und Ertragsfähigkeit des Bodens, die Menge und Güte der unterirdischen Bodenschätze, die Zahl und Fruchtbarkeit der auf diese beiderseitige Arbeitsgrundlage verwandten Arbeitsstunden an austauschfähigen Gütern erzeugen. Kein Lot mehr und kein Lot weniger. Dieser für die Verteilung zur Verfügung stehende Gesamtertrag wird größer oder kleiner sein, je mehr oder je weniger Stunden der einzelne Arbeiter den Tag über wirklich arbeitet, je mehr oder je weniger er während dieser Zeit schafft und je höher oder je niedriger das Produkt seiner Arbeit bewertet werden kann, also je wertvoller, ertragreicher, oder je minderwertiger, schlechter seine Arbeit ist. Sind also die Arbeiter fleißig und geschickt, so wird der Gesamtertrag — immer vorausgesetzt, daß die Arbeitsprodukte im Lande verkäuflich sind — hoch sein; sind sie faul und ungeschickt, so wird er niedrig sein, auch wenn es noch so viele Arbeiter sind, ja dann gerade um so niedriger, denn dann wollen noch mehr als sonst von demselben Gesamtertrage leben. Gegen diese wirtschaftlichen Naturgesetze ist kein Heilkraut gewachsen, und auch die beste sozialistische Ordnung wird sie nicht aufheben und auch nicht ändern können.

Wie nun aber, wenn der zahlenmäßig hohe Arbeitslohn in dem einzelnen Arbeiter den Wahn erzeugt, er brauche nicht mehr so lange und so viel zu arbeiten, um dieselben Bedürfnisse, die er unter dem kapitalistischen Regime hatte, oder gar noch höhere zu befriedigen? Oder, wenn ihm vorgeredet wird, das sozialistische Regime erhöhe schon an sich selbst, durch sein bloßes Dasein, die Fruchtbarkeit der Arbeit für alle und jeden? Oder, wenn dieser und jener Arbeiter bei dem durch die Revolution ins Maßlose gesteigerten Selbstbewußtsein die unter dem früheren System gewohnte und gelernte Arbeit für sich zu schlecht findet und eine bessere, bequemere haben will? Muß da nicht aus allen diesen Ursachen der Gesamtertrag der innerhalb des geschlossenen Wirtschaftsgebiets auf der verfügbaren Arbeitsgrundlage (Bodenraum und Bodenschätze) geleisteten Arbeit außerordentlich sinken?

Solange der Wirtschaftskörper noch von dem alten, unter dem kapitalistischen System aufgespeicherten Fette zehren kann, wird der Einzelne die Folgen des Rückganges der Produktion noch nicht so sehr spüren. Wie nun aber, wenn ein vorausgegangener langer und schwerer Krieg alle Vorräte aufgezehrt hätte? Dann müßte das Erwachen aus dem Wahne sehr schnell und in furchtbarster Weise erfolgen.

Nun ist aber die gesetzliche Feststellung der Löhne, Gewinnanteile, Zinsen sowie der Mindest- oder Höchstpreise für die Arbeitsprodukte, wie gesagt, nur innerhalb eines hermetisch abgeschlossenen Wirtschaftsgebietes möglich. Wo also ein Volk aus Mangel an ausreichender Arbeitsgrundlage (Bodenschätze, Rohstoffe usw.) auf Ein- und Ausfuhr angewiesen ist, da ist an eine eigenmächtige Selbstbestimmung der Lohnhöhe, Gewinnanteile, Zinsen, Warenpreise usw. gar nicht zu denken. In diesem Falle treten die Naturgesetze des Wirtschaftslebens, das Spiel von Nachfrage und Angebot, ganz von selbst, mit zwingender Gewalt, in Kraft. Ihnen muß man sich dann unterwerfen, anpassen. Eine Auflehnung dagegen hätte gar keinen Sinn und würde nur noch schlimmere Folgen als die vorher für den Fall des geschlossenen Wirtschaftsgebietes angegebenen nach sich ziehen. Die eigenen Arbeitsprodukte würden dann im Auslande entweder nicht verkäuflich sein und somit auch keine Einfuhr von Rohstoffen ermöglichen, oder zu einem Preise abgegeben werden müssen, der unter den eigenen Produktionskosten stünde, also eine unbezahlte Zwangsarbeit, Tributleistung für das Ausland wäre. Die Valutadifferenz würde das dann ganz von selbst besorgen, auch wenn das Ausland keinerlei politischen Druck ausübte.

Man sieht: es hätte nicht einmal in einem hermetisch abgeschlossenen, geschweige denn in einem offenen Wirtschaftsgebiete irgendwelchen Sinn und Verstand, die Naturgesetze des Wirtschaftslebens durch menschliche Gesetze bürokratisch-mechanischer Art ersetzen oder abändern zu wollen. Das wäre gerade so, als wenn jemand die Temperatur im Zimmer oder draußen im Freien durch künstliches Erwärmen oder Abkühlen des Thermometers nach Bedürfnis erhöhen oder erniedrigen wollte. Das eine ist genau so eine Selbsttäuschung, eine Illusion, ein Wahn wie das andere.

Aber wäre es dann, namentlich im Falle des Mangels, der Not, nicht am besten, man ließe die wirtschaftlichen Naturkräfte nach ihren eigenen Bewegungsgesetzen völlig frei und ungehemmt walten?

Besser als deren völlige Fesselung wäre deren völlige Loslassung in solchen Fällen allerdings; aber immerhin ist Ordnung in jedem Falle und besonders in Zeiten des Mangels besser als Anarchie. Die Unordnung erzeugt gerade in solchen Zeiten bei den wirtschaftlichen Naturkräften schroffe Einseitigkeiten, wilde Auswüchse; denn nicht alle Menschen gehören zu den (im Sinne des letzten Oktoberheftes S. 295) werteschaffenden und -erhaltenden Gruppen[1]). Ein nicht geringer Teil gehört zu den Ausbeutern, Zerstörern. Deren Wirken aufzuheben oder doch hinreichend einzudämmen, muß darum das eifrigste Bestreben aller ehrenwerten, ordnungsliebenden Elemente sein. Das vermag auf wirtschaftlichem Gebiete der „Staat“ nicht zu leisten. Das kann nur die „Gesellschaft“, die Gesamtheit der Berufstände, wenn

[1]) Ob wohl die Leser alle begriffen haben, von welcher ungeheuren Bedeutung die im letzten Oktoberheft gemachte Unterscheidung ist? Jedenfalls kann nicht oft und nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden.

sie in der vorher angegebenen Weise „sozialisiert“ ist. Wäre das vor dem Kriege schon geschehen gewesen, oder wäre es gleich bei Kriegsbeginn ins Werk gesetzt worden, dann hätten wir die furchtbaren Zustände während des Krieges nicht erlebt, hätten den Krieg auch nicht verloren und sähen jetzt nicht noch schlimmeren Zuständen entgegen; denn die wirtschaftlichen Mißstände, besonders im Ernährungswesen, waren es ja vor allem, die unser Volk schließlich zum moralischen Zusammenbruche gebracht haben.

Darum ist aber natürlich jetzt eine solche „Sozialisierung“ nicht weniger nötig. Sie würde nicht nur alle sinnlosen, durch die bürokratischen Eingriffe hervorgerufenen Hemmungen der Produktion und Verteilung beseitigen, sondern auch jene wilden Auswüchse beschneiden, die, wie z. B. der Schleichhandel und der damit verbundene Wucher, zum Teil freilich auch auf Notwehr gegenüber dem Versagen der staatlich-bürokratischen Maßnahmen zurückzuführen sind. Es war eben nicht immer nur böser Wille oder maßlose Selbstsucht, sondern oft auch bittere Not, die von Natur rechtschaffene Menschen zu Übertretern der Gesetze machte.

Nun wird es ja freilich wohl niemals erreichbar sein, in die sofort für alle Berufsklassen zu vollziehenden oder zu erneuernden Organisationen nur solche Elemente aufzunehmen, die zu den guten, schöpferischen und erhalterischen Menschen gehören, es wird stets Elemente geben, die mehr oder weniger zur Ausbeutung des lieben Nächsten geneigt sind, oder, die Streit um des Streites willen suchen; aber herrschend, tonangebend dürfen solche Elemente unter keinen Umständen innerhalb der Organisationen werden. Auch dürfte es sich empfehlen, die ganz offensichtlich in ausbeuterischer oder zerstörerischer Weise sich Betätigenden, falls sie in eine Organisation hineingekommen sind, sofort auszuschließen und dadurch aller aus der Mitgliedschaft erwachsenden Vorteile verlustig zu machen. Das könnte zu einem heilsamen Erziehungsmittel werden und vielleicht recht nützlich wirken, wenn die Not infolge der immer mehr um sich greifenden Arbeitslosigkeit immer größer werden sollte. Dann wird es sich darum handeln, die Fleißigen und Geschickten, mit Lust und Liebe Arbeitenden und nicht übermäßige Lohnansprüche Machenden zu sammeln.

Überhaupt — das muß einmal besonders betont werden — ist Lust und Liebe zur Arbeit, die Freude am gut vollbrachten Tagewerk oder, bei den Beamten, die Befriedigung über treu erfüllte Pflicht und die Gewissensangst vor etwaigen Versäumnissen das sicherste Kennzeichen der schöpferischen und erhalterischen Menschen[1]). Auf diese Eigen-

[1]) Bei den Genies in ihrem Berufe, sei der auch noch so bescheiden, steigert sich die Arbeitslust für denselben nicht selten bis zum kaum bezähmbaren Eifer. Und bei den höchsten schöpferischen Potenzen, z. B. genialen Staatsmännern oder sonstigen ganz großen Künstlern kann der Schöpferdrang und die Gewissensangst für das rechte Vollbringen ihres Werkes manchmal fast krankhafte Dimensionen annehmen. Man denke an Bismarcks „cauchemar des coalitions“.

schaften ist darum bei der Auswahl der leitenden Persönlichkeiten innerhalb der Berufsorganisationen ganz besonders zu sehen. Umgekehrt sind natürlich die entgegengesetzten Eigenschaften untrügliche Kennzeichen für die entgegengesetzt gearteten Menschengruppen und müssen darum ebenfalls bei der Auswahl, natürlich im abschreckenden Sinne, in Betracht gezogen werden. Nehmen es die Wähler in dieser Beziehung gewissenhaft, dann werden sie kaum jemals grobe Mißgriffe begehen und solche, wenn sie geschehen sind, bald berichtigen. Auch das gehört zum wahren Sozialismus, zur richtigen Sozialisierung.

Was nun die Arbeitszeit, die Zahl der täglichen Arbeitsstunden anbelangt, so ist für die selbständig schöpferischen Berufsarten, die der höhern Kopfarbeiter, aus Gründen, die sich aus der eben gekennzeichneten Eigenart dieser Arbeit ergeben, eine gesetzmäßige Abgrenzung unnötig, ja unsinnig. Diese Art Arbeiter müßte man zwar am meisten vor zu starker Inanspruchnahme ihrer Kräfte schützen; aber ein solcher Schutz ist hier eben nicht möglich. Wer will dem einmal angeheizten Gehirn das Denken verbieten, auch wenn es lieber schlafen sollte? Wie sagt doch Goethe im „Tasso"?

„Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen!
Und ob er sich auch selbst zu Tode spinnt —
Das köstliche Geweb' entwickelt er. . . ."

Es ist also gerade für die höchste, aufreibendste und in Hinsicht auf den Gesamtertrag oft fruchtbarste Arbeit eine Beschränkung der Arbeitszeit undenkbar. Das sollte man jenen nicht mit Lust und Liebe Arbeitenden, die gar nicht wenig genug Arbeitsstunden den Tag über fordern können, als Beispiel vorhalten. Was soll aus dem Gesamtarbeitsertrage, von dem doch der Anteil jedes Einzelnen unmittelbar oder mittelbar abhängt, werden, wenn die Arbeitszeit allzusehr und noch dazu meist ohne Grund beschränkt wird? Man sollte darum zum mindesten bei Handarbeitern das von ihnen verlangte Höchstmaß von acht Stunden lieber als das Mindestmaß erklären, das zu überschreiten niemand gezwungen, aber auch niemand verhindert werden soll. Gewiß mag es Arbeiten geben, die dermaßen anstrengend oder unangenehm sind, daß dafür schon acht Stunden täglich zu viel sein können. Für die meisten Arbeiten jedoch sollten die Berufsorganisationen bezw. Gewerkschaften ruhig mehr als acht Stunden zulassen, ja in Fällen dringender Not geradezu vorschreiben. Es muß eben immer die Rücksicht auf das große Ganze, auf den von jedem Berufstande unter allen Umständen zu leistenden Gesamtertrag, nicht die Bequemlichkeit Einzelner maßgebend sein. Letztere kann höchstens im Falle überflüssigen Angebots von Arbeitern und nicht besonderer Dringlichkeit der Arbeit eine gewisse Rolle spielen.

Alles das und noch mehr gehört zur „Arbeitsordnung", die von allen Zugehörigen eines in rechter Weise sozialisierten Berufstandes, den Arbeitgebern wie den Arbeitnehmern, den technischen Leitern wie den letzten

handwerkmäßig Ausführenden nach vorheriger Übereinkunft festgelegt werden muß. Gegen diese von allen Beteiligten sich selbst gegebenen Gesetze dürfte in der sozial reorganisierten Gesellschaft niemand verstoßen. Zuwiderhandlungen wären mit Geldbußen, im äußersten Falle mit Ausschluß aus der Organisation zu bestrafen.

Für die richtige Sozialisierung der Berufstände und die daraus hervorgehende Reorganisation der „Gesellschaft" ist der menschliche Körper das beste Vorbild. Wie hier Häupter (Ganglienfysteme) und Glieder (Organe) miteinander in sympathischer Beziehung stehen, Freude und Schmerz miteinander empfinden, Nachrichten, Anregungen, Befehle miteinander austauschen, so muß es auch innerhalb der sozialisierten Gesamtheit sein. Die Vorstände der einzelnen Berufsorganisationen vertreten dabei gleichsam die „Ganglienfysteme", der Rest die „Glieder" (Organe). Und wie beim menschlichen (bezw. tierischen) Körper das mehr oder weniger dringende Bedürfnis bei den Anforderungen der Häupter an die Glieder und umgekehrt die Hauptrolle spielt, so auch bei den Berufsorganisationen bezüglich der Arbeitsleistung. Ein jeder hat diese Erfahrung wohl schon an seinem eigenen Körper gemacht. Es ist also wohl auch von weniger Intelligenten nicht zu viel verlangt, daß man ihnen dieses Maß von Berufsdisziplin zumutet. Wenn nun noch die Vorstände (Ganglienfysteme) der einzelnen Berufsstände miteinander und mit dem Zentralnervensystem (Hauptleitung) in Verbindung treten, dann hat man in ähnlicher Weise wie beim menschlichen Körper einen zusammenhängenden und einheitlich geleiteten Organismus, den wir hier einerseits „Gesellschaft", andererseits „Staat" und beide vereinigt „Gemeinwesen" genannt haben. Eine derartige Vollkommenheit der Organisation ist jetzt eher als jemals möglich. Die ungeheuren technischen Fortschritte der Nachrichtenvermittelung mit ihren Posten, Telegraphen, Telephonen usw. erleichtern außerordentlich diese in früheren Zeiten unmögliche Art von organischer Zusammenfassung der menschlichen Einzelwesen, zunächst der eines einheitlich gearteten Volkes. Möchte das deutsche Volk das erste sein, das sich auf diese Weise wahrhaft sozial zusammenschließt, und möchte diese „Sozialisierung" so vollendet sein, daß sie den übrigen Kulturvölkern als Vorbild dienen kann.

Zu einer solchen Sozialisierung gehört aber — darauf kann gar nicht oft genug hingewiesen werden — als unerläßliche Vorbedingung, daß die Naturgesetze des menschlichen Zusammenlebens, namentlich die des Wirtschaftslebens, sorgfältig geachtet, nicht übertreten und auch nicht umgangen werden. Alles andere, wie namentlich jene mechanisch-bürokratische Experimentelei, die in „Kriegsgesellschaften" ihre Orgien gefeiert, Erzeuger wie Verzehrer gleichmäßig gequält hat, ist falscher Sozialismus oder, falls er von guten, aber törichten Menschen ausgeht, Utopismus und Dilettantismus. Vor solchen Fehlern kann gar nicht eindringlich genug gewarnt werden, vornehmlich nach einem Kriege von der Länge

und Furchtbarkeit des nun hoffentlich zu Ende gegangenen. Eher könnte man, wie gesagt, den wirtschaftlichen Naturkräften völlig freien Lauf lassen, als sie noch fernerhin in mechanisch-bürokratischer Weise lahmzulegen. Den Bürokratismus, soweit er nicht ganz vermieden werden kann, überlasse man dem „Staate" und seinen in vernünftiger Weise begrenzten Aufgaben. Die „Gesellschaft" halte man davon möglichst frei. Hier unterstütze man, wie das ein vernünftiger Arzt bei der Heilung von Krankheiten tut, das Walten der Naturkräfte und beschneide nur, wie der Gärtner, ihre wilden Auswüchse, ihre maß- und vernunftlose Überentwicklung, die sich in dem ausbeuterischen Kapitalismus und dem ihm auf politischem Gebiete entsprechenden Raub- und Beuteimperialismus austobt. Nicht jede Art von Kapitalismus ist jedoch ausbeuterisch. Die Kapitalbildung und damit den Kapitalismus überhaupt zu unterdrücken, würde auf dasselbe hinauslaufen, als wenn die Natur innerhalb des menschlichen (und tierischen) Körpers die Ansammlung von Reservestoffen und ihre gelegentliche Verwendung im Interesse einzelner Organe oder des ganzen Körpers unterdrücken wollte. Das tut sie — bei Pflanzen und Tieren — bekanntlich nicht einmal unter den doch oft so schwierigen Ernährungsverhältnissen, wie sie die wilden Naturzustände mit sich bringen. Und bei Verhungerten, wo das Fett aus dem ganzen Körper bis auf die letzte Spur verschwunden ist, findet es sich im Zentralnervensystem (Gehirn) dennoch vor. Im Kulturzustande freilich mag, namentlich bei den Masttieren, die Ansammlung von Fett und anderen Reservestoffen oft über das — für das Tier — gesunde Maß hinausgehen; aber damit ist keineswegs bewiesen, daß die Ansammlung von Reservestoffen überhaupt und zwar gerade vom Standpunkte der Gesundheit, Kraft und Schönheit, ja auch nur der nackten Daseinsmöglichkeit entbehrlich ist. Nun könnte man ja freilich sagen: nur die private, aber nicht die öffentliche (gesellschaftliche oder staatliche) Kapitalbildung und Kapitalanlage soll verboten sein. Auch das wäre falscher Sozialismus. Wie es mit der öffentlichen Kapitalbildung jetzt steht und aller Wahrscheinlichkeit nach auch unter einem sozialistischen Regime stehen würde, ist nur zu bekannt. Das Sparen ist mehr Privatsache des Einzelnen als Sache der Öffentlichkeit. Würde es die Öffentlichkeit aber auf Plusmacherei geradezu anlegen, so könnte daraus allmählich ein Kapitalismus erwachsen, der noch schlimmere Auswüchse als der jetzige private zeitigen würde. Eines schickt sich eben nicht für alle. Also lasse man den privaten Kapitalismus in gewissen Grenzen ruhig bestehen. Wie schon im vorigen Hefte dargelegt, ist das Kapital wie das Geld an sich weder gut noch böse, erst die Verwendung macht es zu dem einen oder dem andern. In der Hand von guten, ehrliebenden Menschen ist Geld wie Kapital etwas Gutes, zum mindesten nichts Schlimmes; in der Hand von Verbrechern aber kann ein furchtbarer Mißbrauch der Macht damit getrieben werden. Das eben

muß jedoch die Sozialisierung der Berufsklassen bezw. die reorganisierte „Gesellschaft" verhindern. Es ist das eine ihrer wichtigsten Aufgaben.

Ebensolche Irrtümer, Wahnvorstellungen, Illusionen, wie über das Kapital und den Kapitalismus an sich, herrschen über die Frage, ob das Kapital und überhaupt die Produktionsmittel in Privatbesitz bleiben, oder in Besitz der „Gesellschaft", oder wohl gar des Staates übergehen sollen. In letzterem sehen viele sogar das eigentliche Wesen der „Sozialisierung". Für den Staat ist, wie schon erwähnt, die Inbesitznahme zu allermeist überhaupt abzulehnen, für die „Gesellschaft" — als Teil oder als Ganzes verstanden — ist sie, wie ebenfalls schon vorher angedeutet, eine bloße Zweckmäßigkeitsfrage, die mit der „Sozialisierung" an sich **nicht das mindeste zu tun hat**. Gewiß können es technische, finanzielle, soziale, politische usw. Gründe zweckmäßig, ja notwendig erscheinen lassen, gewisse Riesenbetriebe der Produktion oder Verteilung in Besitz der „Gesellschaft" oder auch des „Staates" überzuführen, selbstverständlich gegen billige Entschädigung der Besitzer. Wo jedoch ein Einzelner einen Betrieb noch gut selbst übersehen kann und die technischen Vorteile oder Notwendigkeiten nicht die Erweiterung über dieses Maß hinaus unbedingt erfordern, soll man die verantwortliche Leitung des Betriebes durch einen Einzelnen, also auch den Privatbesitz an Produktionsmitteln, ruhig bestehen lassen. Die Gesellschaft verfährt damit vom Standpunkte der Sparsamkeit von Zeit, Kraft, Geld, also hinsichtlich des Gesamtertrages der Arbeit und der Gesundheit des Wirtschaftslebens wie überhaupt des ganzen Gemeinwesens am Besten. Möglichst viel freie, selbständige Einzelunternehmungen kleineren, mittleren, größeren Umfangs und möglichst wenig gesellschaftliche Riesenbetriebe mit einem Heer von Abhängigen. Das gilt sowohl für die Produktion wie für die Verteilung, für Landwirtschaft und Industrie wie für den Handel. **Es war nur der wilde Kapitalismus, die maßlose, ausbeuterische Erwerbsgier Einzelner oder ganzer Banden**, die jene Riesenbetriebe, namentlich im Detailhandel, wo gar keine Notwendigkeit vorliegt, ins Leben gerufen haben. Aufgabe des echten, des schöpferischen und erhalterischen Sozialismus ist es darum, solche ungesunde Überentwicklung zu beschneiden und andere Gesichtspunkte als die bloßer Gewinnsucht Einzelner, wie z. B. technische Vorteile oder soziale Zweckmäßigkeit für das Ganze, bei der Begrenzung der Betriebe vorwalten zu lassen. Selbstverständlich darf das nur von den Vorständen der betreffenden Berufsorganisationen im Vereine mit dem Hauptvorstande ausgehen, nicht etwa vom Staate, der dafür seiner Natur nach gar nicht zuständig ist.

Außer der technischen und sozialen Zweckmäßigkeit sind dabei aber auch noch folgende Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Wie schon vorher angedeutet, gehört zu den höchsten Lebensgütern aller guten, schöpferischen Menschen nicht so sehr Luxus in Nahrung, Kleidung, Wohnung usw. als Freude am Dasein, innere Befriedigung, kurz alles das, was man „Glück

ohne Reue" nennt. Was kann es nun aber für den guten, den schöpferisch und erhalterisch gearteten Menschen größeres Glück geben, als die Freude an seiner Arbeit und am rechten Gedeihen derselben für sich und die Gesamtheit? Warum fühlt sich denn der nur müßiggängerische, der ausschließlich von arbeitslosem Besitz lebende Mensch meist so unglücklich, so „blasiert"? Weil er sich weder zur Arbeit noch zum Genuß recht tauglich fühlt, denn auch der Genuß, wenigstens der edle und dauernde, will erarbeitet, verdient sein. Die Freude an der Arbeit und ihrem Gedeihen ist aber um so größer, je selbständiger, selbstverantwortlicher die Arbeit ist und je mehr sie über das bloß Handwerkliche hinaus einen künstlerischen Charakter annimmt. Das gilt mehr oder weniger für jede Arbeit und jeden Arbeiter, gleichviel ob er mehr mit der Hand oder mehr mit dem Kopfe tätig ist, ob er mehr das Gute und Nützliche, oder mehr das Schöne schafft. Auch aus diesem Grunde also muß darauf gesehen werden, daß möglichst viel selbständige und möglichst wenig abhängige Existenzen sich nach den wirtschaftlichen Naturgesetzen von selbst bilden oder von den Berufsorganisationen geschaffen werden. Bei der Vergesellschaftung von kleineren Kapitalien zu einem größeren oder großen Unternehmen wird das Risiko zwar für die Kapitalisten geringer, für die Angestellten und Arbeiter und alle übrigen aber um so größer; denn wenn ein großes Unternehmen in die Brüche geht, werden viel mehr Beteiligte brotlos und ist die Erschütterung des ganzen Wirtschaftslebens und damit der Schaden für die Gesamtheit weit größer, als wenn ein kleiner Einzelunternehmer mit nur eigenem Kapital bankerott macht. In diesem Falle verliert die Gesamtheit meist gar nichts, denn ein kleiner Einzelner muß viel eher das Geschäft aufgeben als ein großen Kredit genießendes Riesenunternehmen gesellschaftlicher Natur, das gewöhnlich erst verkracht, wenn die Verluste so groß sind, daß sie auf keine Weise mehr verschleiert werden können. Man stelle sich einmal vor, so Etwas passiert vielen „verstaatlichten" Riesenbetrieben, oder gar der gesamten „verstaatlichten" Produktion und Verteilung eines großen Landes!

Ganz besonders auch aus solchen Gründen ist die Einzelbewirtschaftung in nicht zu großen Betrieben der zu weit gehenden Vergesellschaftung oder gar Verstaatlichung vorzuziehen. Überdies ist bei der einzelverantwortlichen Bewirtschaftung die Leitung gewöhnlich besser, die Aufsicht sorgfältiger als bei Gesellschaftsunternehmungen. Bei diesen verteilt sich nicht nur das Risiko, auch die Verantwortung auf mehrere, oft recht viele Schultern, und wie dadurch das Verantwortlichkeitsgefühl abgeschwächt, mitunter bis auf Null herabgedrückt wird, weiß jeder, der mit solchen Sachen zu tun gehabt hat.

Alles das spricht nicht gerade für die gesellschaftliche und sehr für die Einzelbewirtschaftung der Betriebe. Als der Sozialismus, auch der wahre und echte, nämlich der schöpferische und erhalterische — nicht bloß

der ausbeuterische und zerstörerische — noch gar keine Aussicht hatte, zur Herrschaft zu gelangen, da konnte es seinen Anhängern allenfalls darauf ankommen, möglichst viel Unzufriedene zu schaffen. Und weil man wußte, daß die Unzufriedenheit unter den Abhängigen viel mehr verbreitet ist als unter den Selbständigen, so war man für unbegrenzten Großbetrieb und unbegrenzte Vergesellschaftung des Kapitals, mochten dadurch auch die Auswüchse, die Übelstände des unbeschränkt kapitalistischen Systems immer größer werden. Desto eher hoffte man ja auf den Zusammenbruch dieses Systems. So bedenklich eine solche zweischneidige Taktik vom moralischen wie praktisch-politischen Standpunkte auch war und so sehr sie dem Ansehen des Sozialismus auch geschadet hat, so war sie doch immerhin verständlich. Ganz unverständlich wäre sie jedoch in einem Augenblicke, wo der Sozialismus und zwar der echte und wahre — von dem der Volksbeauftragte Ebert am 1. Dezember sagte, daß er „nicht Selbstzweck, sondern nur ein Mittel sei, Freiheit, Glück und Wohlstand des Volkes zu erhöhen" — begründete Aussicht auf Herrschaft hätte. Dann brauchte er nämlich keine taktischen Winkelzüge mehr zu machen, sondern könnte direkt auf sein Ziel, die Wiederherstellung der gesunden Natur und echten Kultur, des guten Rechts und der guten Sitte, sowie alles dessen, was sonst noch für gute Menschen im Verein mit ihresgleichen erstrebenswert ist, ausgehen.

Ein solcher Augenblick dürfte jetzt, zum mindesten für uns Deutsche gekommen sein. Möchte er doch wahrgenommen werden und möchte es uns gelingen, den falschen Sozialismus, jenen ausbeuterischen und zerstörerischen Bolschewismus dauernd von uns fern zu halten. Dann könnte Deutschland, wie schon gesagt, das erste Land werden, das den wahren, den schöpferischen und erhalterischen Sozialismus bei sich einführt. Als erste Voraussetzung gehört dazu die „Sozialisierung der Berufstände" in dem Sinne, wie er im Vorausgegangenen wohl deutlich genug gekennzeichnet worden ist. Weiteres wird in den nächsten Heften folgen. Es gilt nun, diese Gedanken unter die Menge zu bringen, sie ihr verständlich zu machen. Dazu helfe jeder nach besten Kräften, wie, wo und wann er das nur immer vermag. Die Meisten lechzen jetzt geradezu nach Wahrheit und Klarheit in jenen so wichtigen Dingen, von denen jetzt so viel die Rede ist, bei denen die meisten sich jedoch recht wenig und noch dazu meist falsches denken. Darum arbeiten und nicht verzweifeln!

Volkspolitik, nicht Reichspolitik[1].

Wilhelm Marks.

Im Jahre 1872 erschien Hamerlings tiefsinniges Scherzspiel „Teut". Erschien nach Ansicht der meisten Deutschen verspätet, denn es gab ja

[1]) Dieser Aufsatz wurde einige Tage vor der November-Umwälzung geschrieben. Die Vorgänge der letzten zwei Monate haben meine Ausführungen nur bestätigt; leider

wieder ein Deutsches Reich mit einem deutschen Kaiser; es gab einen Mann, der das sagenhafte „Paket mit dem politischen Verstande des deutschen Volkes" gefunden hatte und den Inhalt weidlich zu nutzen verstand. So verklang wirkungslos die bitterernste Mahnung des Dichters, das „Paket" müsse Gemeingut der Deutschen werden! Man hörte überhaupt nicht gern auf die Eckharde aus Österreich, deren besten einer Hamerling war; man hatte doch das Bündnis mit den Habsburgern. Ob's den zwölf Millionen Brüdern dort unten gut oder schlecht ging, das war in und um Berlin gleichgültig. Man „prosperierte" wirtschaftlich, man war „national saturiert". Mochten die Deutschen in der Doppelmonarchie sehen wo sie blieben; ihre Ausschaltung war notwendig gewesen, um den habsburgisch-hohenzollerischen Zwist zu begraben, um das protestantische Kleindeutschland in den Sattel zu setzen, frei von ultramontanen, internationalen und demokratischen Belastungen. Und es ritt vorzüglich, abgesehen von einigem Stolpern über ultramontane, internationale und demokratische Steinchen, die noch im Wege lagen. Eines schönen Tages aber entlief es seinem Marschall, der es lange genug am Leitseil gehabt hatte. Es glaubte, des Lehrers entraten zu können. Anfangs ging auch alles, scheinbar, ausgezeichnet. Bis es plötzlich in einen Sumpf geriet. Und, anstatt kehrt zu machen, spornte es sein Roß immer tiefer in das Moor hinein, lockenden Irrlichtern folgend, die aus Gasblasen aufstiegen. Heute sitzt es so fest im Schlamme, daß es zu versinken droht.

Das Vorstehende dürfte vielen ein ungewohntes Weiterspinnen eines beliebten kleindeutschen Gleichnisses sein. Unseren Großvätern sind die großdeutschen Ideale verleidet worden; unsere Väter haben über diese nur noch verächtlich reden gelernt; wir selbst wußten davon überhaupt nichts mehr. Was vor Bismarcks Rücktritt war, ist Sage geworden und nicht einmal eine schöne. Die Vergangenheit konnte sich nicht mit den „herrlichen Zeiten" messen, die uns beschieden waren und noch beschieden sein sollten. Und so wurde denn alles, aber auch alles, auf dieses neue, vorzügliche System eingestellt. Der Reichsgedanke überwucherte den Volksgedanken. Wir wollten kein Volk mehr sein, wir waren ein Reich und ein reiches dazu geworden. Polen, Dänen, Franzosen, Sudanneger, Hottentotten, Chinesen und Polynesier gehörten schon dazu; da kam es auf ein paar Walonen, Litauer, Letten, Esten und Ostjuden nicht mehr an.

Selbst die deutschen Schutzvereine und nationalen Verbände im neuen Reiche vermochten sich diesem „Zeitgeist" nicht zu entziehen. Seien wir aufrichtig! Sie alle waren mehr oder minder auf bestimmte Stände, bestimmte Parteianschauungen, bestimmte Geschichtsauffassungen, ja, zum Teil sogar auf bestimmte Glaubensbekenntnisse zugeschnitten. Da galten Arbeiter, Handwerker, Kaufleute und Männer der freien Berufe weniger

sind auch die im Maiheft 1918 ausgesprochenen Befürchtungen schicksalsschwere Wirklichkeiten geworden. W. M.

als die Herren Industriellen, Bankdirektoren, Geheimräte und Großgrundbesitzer; da hielt man alle von der eigenen Meinung abweichenden politischen Richtungen für falsch oder gar verräterhaft; da hub die deutsche Geschichte richtig erst mit dem Großen Kurfürsten an, um zu Wilhelm dem Großen zu führen; da ließ man den Katholiken, zumal den süddeutschen, seine „nationale Minderwertigkeit" bezw. „Unzuverlässigkeit" fühlen. Es heißt aber, Ursache und Wirkung umkehren, wollte man die Tatsache, daß die nationalen Vereinigungen politischer und kultureller Art ihre meisten Mitglieder im protestantischen Norden haben, eben mit der völkischen Rückständigkeit des katholischen Südens und Westens begründen — und das ist leider geschehen. Schon allein das Beispiel der stramm organisierten Südmärker[1]) spricht dagegen.

Alle diese Vereinigungen haben unzweifelhaft gutes gewollt und oft nützlich gewirkt, indes sie gerieten mehr und mehr in den Bannkreis der neudeutschen Führer: der in amerikanischer Weise emporgekommenen Leiter der Banken, Industrien, Handelshäuser, Latifundien, Reedereien und Zeitungen, die im Wettbewerb mit England und Amerika unwillkürlich deren Methoden und Praktiken annahmen. Und dieser rücksichtslose Mammonismus erweckte in weiten Volksschichten eine stets tiefergreifende Abneigung, die sich bei den dem Zentrum und der Sozialdemokratie anhängenden Kreisen zur Opposition und Ablehnung auch trefflicher Pläne und Arbeiten auswuchs. Daß im Zentrum und in der Sozialdemokratie ein nationaler Kern vorhanden ist, beweist uns die gegenwärtige Haltung dieser Parteien zur großdeutschen Aufgabe, die, 70 Jahre zurückgestellt, nun wieder emportaucht aus der Versenkung. Warum gedeihen denn die französischen, italienischen, tschechischen, südslawischen und polnischen Vereine ähnlicher Art so überaus stark und wirksam — uns zum Schaden? Nicht, weil das deutsche Volk unvölkischer ist, als die anderen Völker, sondern weil man hier nur kommandierte, abkanzelte, dozierte und klassifizierte, wo die Führer der fremden Nationen ermahnten, anfeuerten, aufklärten, sammelten. Bestrebungen und Mittel aller deutschen Unternehmungen, in denen viel Wollen und viel Kraft spurlos verpuffte, waren nicht großdeutsch — daher ihr geringer Einfluß bei den Deutschen in Übersee, ja selbst in Rußland und Österreich-Ungarn[2]), die alle sich als Volksangehörige zweiter Klasse behandelt sahen. Mit regelmäßigen, nebenbei gesagt, bescheidenen Spenden und gelegentlichen stereotypen Festreden vermochten die reichen, gesicherten, stolzen Brüder nur Gefühle beklommener Dank-

[1]) Diese Bezeichnung ist entschieden der Benennung „Deutsch-Österreicher" vorzuziehen, die nicht nur an das elende Habsburger System erinnert, sondern auch unnötigerweise eine Selbstverständlichkeit betont: niemand sagt z. B. Deutsch-Bayern, Deutsch-Westfalen u. s. f.

[2]) Selbst heute noch herrscht in Regierungs- wie in Volkskreisen eine unfaßbare „Zurückhaltung" gegenüber der Südmark.

schuldigkeit bei ihren weniger glücklichen Brüdern auszulösen. Da war denn eine Wirkung auf fremde Völker, wie sie z. B. die Alliance Francaise großartig auszuüben versteht, einfach undenkbar!

Es steht jetzt fest: unsere gesamte Führerschaft hat das Gegenteil ihrer an sich guten Absichten erzielt. Gehen wir in der Geschichte zurück, so finden wir immer dasselbe Bild: Ein geistig und körperlich wohl veranlagtes Volk, das wie kein zweites durch Nöte und Drangsale hindurchgehen muß, weil seine Lenker entweder in partikularistischer Verbissenheit sich bis zum Weißbluten ihrer getreuen Anhänger bekämpfen, oder in unfaßlicher Verbohrtheit den Untertanen Aufstieg und Selbständigkeit verweigern, oder in überspannter Großmachtssucht den Volksgenossen eine feindliche Welt an den Hals jagen[1]). Wie viel Blut ist nicht geflossen, wie viel Elend ist nicht hereingebrochen wegen der dynastischen Fehden und Kriege von den halsstarrigen Stammesherzögen an über die selbstsüchtigen Kurfürsten bis zum mehr als hundertjährigen habsburgisch-hohenzollernschen Zwiespalt! Wie viel edle Kräfte sind nicht ausgerottet worden mit Stumpf und Stiel oder zur Auswanderung gezwungen worden in den sozialen, religiösen und politischen Bewegungen der letzten tausend Jahre (Karls Sachsenschlächtereien, Bauernaufstände, dreißigjähriger Krieg mit seinen Vorläufern im 16. Jahrhundert, Revolution im 19. Jahrhundert usw.)? Welches Ende hat das mehr als vierjährige Morden der Gegenwart genommen! Haben wir z. B. ein Recht, den Deutsch-Amerikanern zu grollen? Das neue Deutschland kümmerte sich wenig um diese Reichsfremden, das alte hatte ihre Väter schlecht genug behandelt: man denke an die Protestantenaustreibungen der Salzburger Erzbischöfe, an den Menschenhandel der hessischen Fürsten, an das preußische Werberwesen, an die Reaktionen nach 1815 und 1848, an das wirtschaftliche Elend in Schlesien, Sachsen, Württemberg und anderwärts! Eben erlebten wir einen Beweis monarchischen Wohlwollens: wie hat Habsburg den selbstlos treuen Deutschen Österreich-Ungarns gedankt, gedankt bis zur letzten Herrschaftstat seines entarteten Geschlechts?

Die Südmark[2]) muß unbedingt den engsten Anschluß an das Deutsche Reich finden, nicht als Ersatz für die außenpolitischen Verluste des Krieges, — das wäre krämerhaftes Verlangen — sondern aus nationalen Erwägungen heraus, diesem treuen Stamme endlich Frieden, Wohlfahrt und Eigenleben zu sichern. Noch sträuben sich alle kleindeutsch Gesinnten,

---

[1]) Hierher gehört auch das neueste Kapitel unseres Führerelends; die demokratisch-sozialistisch-anarchistischen Bandenhäuptlinge sind nur Abklatsche, wenn auch schlechtere, größerer Vorgänger.

[2]) Die Grenzen dieser Südmark dürfen beileibe nicht zu eng gezogen werden. Unbedingt gehören dazu auch die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien, in Westungarn, in Südtirol — nicht zu vergessen die Sicherungen für die deutschen Sprachinseln in Südslawien, Ungarn, Siebenbürgen und der Bukowina!

vor allem im Norden, dagegen; manche Preußen können sich vorerst ebensowenig wie z. B. die Sachsen, Franken, Schwaben und Bayern (Österreicher) mit dem Gedanken befreunden, die Vorherrschaft in Deutschland abzugeben. Möge ihnen die Erwägung, daß diesmal nicht ein anderer Stamm an ihre Stelle treten soll, sondern die Gesamtheit der deutschen Stämme, den Verzicht verständlich und leichter machen! Vergessen wir auch nicht, daß die preußische Vorherrschaft es bisher den Deutsch-Schweizern, den Flamen, Holländern und Skandinaviern, also allen germanischen Völkern, unmöglich gemacht hat, zu uns in ein engeres Verhältnis zu treten. Preußens Aufgabe ist erfüllt: sie begann mit Friedrich II. und endete mit Wilhelm I., es gab Deutschland die militärische und staatliche Festigung; nun müssen alle deutschen Stämme in dem gleichen Maße mitwirken können an dem Ausbau des größeren Reiches. Es wäre sinnlos, auf Grund von Verdiensten — die niemand schmälern darf — die Vorherrschaft bis in Ewigkeit zu beanspruchen. Durch diesen vernunftmäßigen Verzicht werden auch die immer lauter werdenden Stimmen zum Schweigen gebracht, die die sieben Jahrzehnte von 1848 bis 1918 als einen verhängnisvollen Umweg auf dem Wege zur deutschen Einheit bezeichnen. Schließlich sind auch alle Bedenken, die 1848 und 1866 gegen die Aufnahme der Südmärker in das Reich sprachen, durch Habsburgs Ende hinfällig geworden. Wie sagt im „Teut" der Berliner Piefke zum Wiener Schwemminger?

„Ja, wenn mal nicht dabei sind
Die Hungarn und Kroaten,
Die Wälschen und Böhmaken,
Die Raizen und Hanaken,
Slowenski und Polacken,
Da küßt sich Bruder Piefke
Und Bruder Schwemminger!

Die Reichspolitik ist zu Grabe getragen, die Volkspolitik[1]) wird der Gesamtheit der Deutschen den „Politischen Verstand" wieder geben, mit dem die bisherigen Schatzhüter meist nur grammweise wucherten. Der Reichspolitik und ihrem Ableger, der Kleinstaatpolitik, verdanken wir u. a. auch die unselige Zerrissenheit unserer Ostgrenze gegenüber Litauern, Polen, Tschechen, Madjaren und Südslawen, die uns gegenwärtig so schwere Sorgen bereitet — ferner die Einengung in Mitteleuropa auf ein viel zu kleines und großenteils minderwertiges Gebiet: Den 40 Millionen Franzosen gehören 536 464 Geviertkilometer, den 70 Millionen Reichsdeutschen 542 567 Geviertkilometer einschließlich der leider strittig gewordenen Landstriche Elsaß-Lothringens, Posens und Nordschleswigs. Die deutsche Bodenfrage gehört unbedingt vor die Friedenskonferenz!

---

[1]) Was in den Flitterwochen der deutschen Republik getrieben worden ist, war weiter nichts als ein Gemisch aus tollem Phantasmus, krassem Egoismus und lahmem Kompromißmus, ins Revolutionär-Groteske verzerrt. Es wird einige Zeit vergehen, bis diese Eierschalen jahrhundertelangen Mißregierens endgiltig abgestoßen sein werden.

Der Geist der japanischen Sprache als Spiegel der europäischen Sprachen.

Johann Meyer.

In dem geistreichen Werke Parcival Lowells „Die Seele des fernen Ostens“ wird ausgeführt, der Unterschied zwischen dem fernen Osten und dem Abendlande bestehe hauptsächlich in dem beim Orientalen wenig ausgeprägten Gefühl von dem Werte der Persönlichkeit.

Daß auch der Japaner die eigne Persönlichkeit geringschätzt, zeigt sich besonders in seiner Sprache. Da wir mit der Kenntnis der japanischen Sprache einen Standpunkt gewinnen, von dem aus wir unsere eigne Sprache beleuchten und die völkerpsychologische Entwicklung und den Geist der Sprachen überhaupt verstehen können, so dürften die folgenden Ausführungen in diesen Blättern wohl Interesse erregen[1]).

An seiner Sprechweise erkennt man den Charakter des Menschen, und in der Sprache zeigt sich die Sinnesart eines Volkes. Der Wortschatz der japanischen Sprache enthält ein schwieriges System von Höflichkeitsbezeichnungen. Das läßt den Schluß zu, daß der Japaner von Natur höflich ist. Dem ist in der Tat so· Höflichkeit aber ist nur eine Äußerung der Unpersönlichkeit. Je unpersönlicher einer ist, je weniger Interesse er an seiner eignen Person hat, desto mehr Gutes in Worten und Taten wird er dem andern gönnen. Ein höflicher Mensch wird z. B. nicht überall laut sprechen, wie er es vielleicht gerne tut, sondern die Wünsche seiner Mitmenschen berücksichtigen und leise reden; er wird aus Rücksicht auf andere nicht immer so tun, als wenn er zu Hause wäre, und auch zu Hause sich nicht so gebärden, als wenn er zu Hause wäre. Wer dagegen stets seine eigne Person in den Vordergrund stellt, also persönlich ist, wird diese Rücksichtnahme nicht kennen und unhöflich sein.

Die Unpersönlichkeit des fernen Ostens nun zeigt sich auch in seiner großen Höflichkeit. Asien ist höflicher als Europa. Der Europäer ist wiederum viel höflicher als der Amerikaner. Demnach müßte Amerika persönlicher als Europa sein. Das ist auch der Fall. Der Amerikaner denkt in erster Linie an sich und ist als rücksichtslos bekannt.

Wenn nun die japanische Sprache von dem Geiste der Höflichkeit durchweht ist, so zeigt sich darin auch die Unpersönlichkeit des japanischen Volkes.

In der japanischen Sprache tritt uns die Abneigung gegen alles Persönliche überall entgegen.

Zunächst ist die japanische Sprache fast völlig der persönlichen Fürwörter bar. Es würde also ein Fest für unsere Jugend sein, Japanisch

[1]) Benutzt sind Percival Lowell, „Die Seele des fernen Ostens“; Lafardio Hearn, „Japan“, „Das Japanbuch“, „Lotos“; Okakura, „Die japanische Volksseele“ u. a.

zu lernen? Sie möge sich beruhigen; zur Erlernung der japanischen Sprache braucht man mindestens so viel Zeit wie für drei europäische!

Bei uns gilt es für unhöflich, einen Fremden mit „du" anzureden. Es ist vorgeschrieben, ihn in der dritten Person und in der Mehrzahl, mit „Sie", anzusprechen. Mit „du" treten wir ihm persönlich zu nahe. Wir empfinden das „du" als zu persönlich einem Menschen gegenüber, der uns persönlich nicht nahesteht. Darum wählen wir höflicherweise die fremdere, allgemeinere dritte Person und die allgemeinere, umfassendere Mehrzahl. Die Engländer und Amerikaner gehen nicht ganz so weit; sie brauchen zwar mit ihrem „you" die zweite Person unterschiedslos allen Menschen gegenüber, aber doch die Mehrzahl. Zeigt sich hierin schon ein stärker ausgeprägtes Persönlichkeitsgefühl dieser Völker, so tritt dieses noch mehr in ihrer Gewohnheit hervor, das „you" der Anrede klein, das „I" aber groß zu chreiben, während wir höflicher „ich" mit kleinem, das „Sie" der Anrede jedoch mit großem Anfangsbuchstaben schreiben.

Der Japaner nun geht noch einen Schritt weiter als der Europäer; er gebraucht weder „Sie" noch „Ihr" noch überhaupt ein Fürwort. Die Fürwörter sind ihm zu persönlich. Wie man sich so verständigen kann, erscheint uns zunächst unverständlich. Die gemeinte Person muß sich aus dem Zusammenhange ergeben. Das ist übrigens gar nicht allzu schwer; in neunzig von hundert Fällen kann man erraten, wer gemeint ist. In den sehr seltenen dunklen Fällen oder in solchen, wo des Nachdrucks wegen ein Fürwort nötig ist, treten gewisse Hilfsausdrücke in Tätigkeit. Die steigende Zivilisation hat dieses notwendig gemacht. Mit der Anstoß erregenden Persönlichkeit werden nun Vergleiche geschlossen, gewisse Umschreibungen werden gewählt und zur Würde von Fürwörtern erhoben; Für-Fürwörter könnte man sie nennen. So bedeutet die „Erhabenheit" „du"; die „ehrenwerte Seite" oder „jenes Eck" bezeichnet „er". Jede jeweils angewandte Umschreibung deutet aufs genaueste die Ehrfurcht an, die man für die betreffende Person empfindet. Umgekehrt bezeichnet der Japaner sich selbst mit der Unbestimmtheit und Demut, die eines so höflichen Volkes würdig ist. Statt „ich" sagt er die „Selbstsucht" oder der „Plumpe".

In der gleichen Weise werden die besitzanzeigenden Fürwörter gebildet. Das Fürwort „mein" wird wiedergegeben durch Wendungen wie der „dumme Vater", der „ungeschickte Sohn", die „zugrunde gegangene Firma". Will man dagegen „dein" sagen, so heißt es der „erhabene Vater" oder der „ehrwürdige Vater", der „ehrenwerte Sohn", die „hochangesehene Firma".

Diese Höflichkeit zeigt sich namentlich im Verkehr mit Vorgesetzten. Ihnen gegenüber gebraucht man andere Fürwörter, andere Ding-, Tätigkeits- und Eigenschaftswörter als im Umgange mit Gleichgestellten oder

Untergebenen. Von dem Mikado, der noch jetzt persönliche Fürwörter oder wenigstens Formen von Fürwörtern anwendet, die jedem andern Sterblichen verboten sind, bis hinab zur untersten Rangstufe, hatte früher jede Klasse ihr besonderes, freilich selten angewandtes „ich". Von den Bezeichnungen, die dem „Sie" oder dem „du" entsprechen, sind 16 im Gebrauch. Es gibt noch acht verschiedene Formen der zweiten Person Einzahl, die nur Kindern, Schülern oder Dienstboten gegenüber angewendet werden.

Ehrende oder demütigende Formen von Dingwörtern, die die Verwandtschaft bezeichnen, waren ebenfalls sehr zahlreich und vielfach abgestuft. Jetzt sind noch sieben Bezeichnungen für Gatte im Gebrauch, je neun für Vater, Mutter und Tochter und je elf für Frau und Sohn.

Ebenso werden die Eigenschaftswörter gebraucht. Von diesen gibt es auch eine ungeheure Anzahl, und zwar lobende und tadelnde.

Namentlich aber sind die Regeln der Zeitwörter durch die Anforderungen der Höflichkeit schwierig. So entspricht z. B. unserem Zeitwort „geben" eine ganze Skala japanischer Verben, von denen eins die Bedeutung „geben" immer noch um einen Grad höflicher ausdrückt als das andere, und von denen das am wenigsten höfliche ungefähr unserm „geben" gleichsteht.

Die japanische Sprache ist so sehr von diesem Geiste der Höflichkeit durchtränkt, daß es als außerordentlich unschicklich gilt, die Wahrheit in ihrer nackten Einfachheit zu sagen. Jeder Gedanke muß erst gehörig in Höflichkeit eingewickelt werden, ehe er dargeboten werden kann. Jede Rede beginnt mit einer Höflichkeit, sozusagen mit einer Verbeugung oder Entschuldigung, d. h. mit gewissen Partikeln, die man Präliminarpartikeln nennen könnte, und die ungefähr bedeuten: es verhält sich ergebenst. So würde man nie sagen: „Es regnet", sondern man sagt: „Es verhält sich ergebenst, daß es regnet."

Diese Höflichkeitsregeln werden zuweilen bei scheinbar ganz unmöglichen Gelegenheiten beobachtet. Der Japaner sagt z. B. nicht: „Es ist da ein Sessel", sondern: „Es verhält sich ergebenst, daß ein erhabener Sessel vorhanden ist." Weshalb wird nun der Sessel „erhaben" genannt? Aus dem einfachen Grunde, daß sein Vorhandensein in Beziehung zu der angesprochenen Person gedacht wird, wodurch er notwendig erhaben werden muß.

Ein anderes Beispiel ist noch bezeichnender: Du bist in einem Teehause und rufst das Teehausmädchen. Dies wird natürlich nicht mit einem Fürwort angeredet; man sagt „ältere Schwester" zu ihm; denn jemanden alt zu nennen, ist in Japan eine Höflichkeit, was man bei der dort allgemein verbreiteten Achtung vor dem Alter nicht mehr sonderbar finden wird. Übrigens darf man im Orient das weibliche Geschlecht nach seinem Alter fragen, ohne Anstoß zu erregen, und wenn ich mich recht erinnere, verlangt sogar die Höflichkeit, daß man dieses tue.

Du sagst also zum Teehausmädchen: „Verhält es sich ergebenst, daß hier erhabener Zucker vorhanden ist?" Das Teehausmädchen antwortet: „Ist der ehrenwerte Zucker erhaben gemeint?" Der Zucker ist in diesem Falle von dir „erhaben" genannt, weil er von dem Mädchen gebracht wird. Das Mädchen dagegen nennt ihn „ehrenwert", weil er dir angeboten wird. So spielt man mit Höflichkeiten sozusagen Ball.

Was für überflüssiges Zeug wird da geredet, um einen ganz einfachen Gedanken auszudrücken! Doch seien wir ehrlich! Gebrauchen nicht auch wir viele überflüssige Redewendungen, um eine Unterhaltung einzuleiten? Zeigen sich nicht auch in unserer Sprache noch Kennzeichen einer Abneigung gegen das Persönliche und einer Vorliebe für Höflichkeitsausdrücke? Hochgestellte Persönlichkeiten reden wir auch nicht mit persönlichen Fürwörtern an, sondern wir sagen: „Eure Majestät", „Königliche Hoheit", „Exzellenz" usw. In dienender Stellung befindliche Personen dürfen ihren Herrschaften gegenüber auch keine Fürwörter anwenden. In unserm Wortschatze haben wir noch die Ausdrücke „derselbe", „ebenderselbe" oder gar „ebenderselbige", die wir erst seit kurzem durch das persönliche Fürwort zu ersetzen anfangen, und wie schwer es ist, diesen Ausdruck auszurotten, davon können wir Lehrer ein Lied singen. Im alten Briefstil, im Verkehr mit Behörden gab es eine große Menge von Höflichkeits- und Ergebenheitsbeteuerungen; wir erstarben in Demut und unterzeichneten, oder tun es noch jetzt, ehrfurchtsvoll, ehrerbietigst usw. Das Unterscheidende ist nur, daß wir uns von diesem Wust von Redewendungen frei gemacht haben, und daß unter gesellschaftlich Gleichstehenden diese Höflichkeiten fortfallen.

Die Unpersönlichkeit des Japaners zeigt sich auch darin, daß bei ihm die Geschlechtsbezeichnungen fast völlig fehlen. Der Japaner schätzt das Geschlecht gering, weil damit etwas Individuelles ausgedrückt ist. Meistens genügt ihm ein einfacher geschlechtsloser Ausdruck, um die Art zu bezeichnen, und dieser dient dann kollektiv für beide Geschlechter. Bei dem Menschen konnte man es allerdings nicht vermeiden, das Geschlecht irgendwie zu unterscheiden; denn ein Mann ist offenbar etwas ganz anderes als seine Frau oder seine Schwiegermutter oder seine Erbtante. Man half sich daher mit verschiedenen Ausdrücken, versah diese jedoch nicht mit einem das Geschlecht angebenden Artikel. Bei den Tieren bedurfte man aber so verfänglicher und oft verhängnisvoller Bezeichnungen wie Erbtante und Schwiegermutter nicht; man gönnte ihnen daher, obwohl sie sehr gut behandelt werden, in bezug auf das Geschlecht nur selten eine Unterscheidung. Im allgemeinen kennt man für sie nur einen Kollektivausdruck, z. B. „Geflügel". Muß man notwendig das Geschlecht bezeichnen, so sagt man „Er-Geflügel", „Sie-Geflügel". Ähnliches findet sich ja auch im Englischen; man sagt dort z. B. „he-wolf" und „she-wolf", „he-goat" und „she-goat" usw.

Eine solche Mißachtung des Geschlechts ist nur ein Kennzeichen der großen Gleichgültigkeit der japanischen Rasse gegen jedes individuelle, persönliche Sein.

Wie ganz anders ist es doch bei den arischen Völkern! Hier gibt man nicht nur Tieren, sondern sogar Sachen ein Geschlecht, und damit auch Individualität. Man redet vom „Vater" Ozean, der die „Mutter" Erde umarmt. Die Griechen personifizierten ihre ganze Umgebung, vermenschlichten alles. Der belebende Odem ihrer Einbildungskraft hauchte selbst dem Lehmkloß Empfindung ein. „Die äußere Natur ist", sagt Jean Paul, „auch bei uns in ewiger Menschwerdung begriffen." Das zeigt sich in unserer Sprache auf Schritt und Tritt: der Fels ragt voll „Trotz" in die Luft; der Baum streckt „sehnsüchtig" seine Arme zum Himmel empor oder senkt sie „traurig" zu Boden. Unser Verhältnis zu den Gestirnen und zur Natur ist gar vertraut. Wir sprechen vom „Herrn" Mond und von der „Frau" Sonne; die Sonne „lacht" vom blauen Himmel hernieder; wenn Frau Holle ihr Bett macht, schneit es; Brunhilde, die Schildjungfrau, von Odins Schlafdorn getroffen, ist ursprünglich die im Winter erstarrte, vom Sonnengott „wachgeküßte" Erde; Siegfrieds Schwert durchschneidet ihre Brünne wie der Sonnenstrahl den Frostpanzer. Alle diese Verpersönlichungen sind dem japanischen Geiste und der japanischen Sprache fremd. Sich beispielsweise einen Kirschbaum als ein Weib zu denken, wäre für den Japaner mehr als lächerlich.

„Niemand" und „nichts" sind unbekannte Worte in Japan, weil die Gedanken, die sie ausdrücken, nicht auf beobachteten Tatsachen fußen, sondern auf metaphysischen Abstraktionen. Solche Bezeichnungen sind von Menschen gemacht. Von einem menschlichen, d. h. individuell-persönlichen, Standpunkt aus betrachtet aber der Orientale die Welt nicht.

Auch die Anordnung im Satze, die Wortstellung, zeugt von der großen Unpersönlichkeit des Japaners. Die Hauptwörter drücken Tatsachen, d. h. etwas Unpersönliches, aus, die Tätigkeitswörter dagegen Handlungen. Diese sind aber meistens menschlichen, d. h. individuellen Ursprungs; folglich stehen sie an letzter Stelle im Satze[1]). Der Japaner würde z. B. sagen: „Der Fremde heute früh mit dem 9 Uhr-Zuge aus Berlin kommt." Häufig werden im Japanischen die Verben ganz fortgelassen. In unserem Satze kann „kommt" auch fehlen; denn aus dem Satze, oder vielmehr aus den Wörtern — ein Satz ist es nicht mehr: „der Fremde heute früh mit dem 9 Uhr-Zuge aus Berlin" kann man erraten, was gemeint ist.

Übrigens sind die japanischen Sätze auch fast ausnahmslos ohne Subjekt. Wie das möglich ist, erscheint uns völlig unverständlich. Eine Handlung ist aber bei dem Japaner eher etwas, was geschieht, als etwas, was von einem Menschen, d. h. von etwas Persönlichem, getan wird.

---

[1]) Alle Eigenschaftswörter stehen im Japanischen vor dem Hauptwort, die Adverbien vor dem Verbum. Das grammatikalische Subjekt steht am Anfange des Satzes, das Prädikat am Ende. Das direkte und das indirekte Objekt folgen dem Subjekt. Untergeordnete Nebensätze gehen dem Hauptsatze voran.

Am deutlichsten aber tritt die Unpersönlichkeit in der Tatsache hervor, daß „Mensch" und das Zahlwort „eins" im Japanischen gleichbedeutend sind. Der Japaner empfindet sich also zunächst gar nicht als menschliches Wesen, sondern als Zahl.

Spuren solcher Auffassung finden sich übrigens noch in europäischen Sprachen. Im Englischen sagt man „one", d. h. „man". Dieses „one" bedeutet aber auch „eins". Im Deutschen und im Französischen dagegen ist der gleiche Begriff durch die etwas Persönliches ausdrückenden Wörter „man", d. i. der Mann und „on" oder „l'on", d. i. „l'homme", wiedergegeben. Hier hat also die Individualität, das Persönlichkeitsbewußtsein, gesiegt und jene kindliche Ausdrucksweise verdrängt. Der Japaner aber hat sie beibehalten.

Auf dem Standpunkte nun, auf dem der Japaner in sprachlicher Beziehung noch heute steht, standen wir alle einmal, als wir noch Kinder waren, stand unsere Rasse in ihrem Kindheitsalter. Als Kinder unterschieden wir die Geschlechter nicht. Wir brauchten wie die Japaner keine persönlichen Fürwörter und sagten z. B.: „Hugo essen" statt: „ich esse". Wir sagten ferner: „Zucker süß", genau so wie der Japaner, der die Kopula „sein" nicht kennt. Die Sprache kleiner Kinder ist schwer zu verstehen; nur Eingeweihte können erraten, was ein Kind sagen will. So ist auch die japanische Sprache schwer. Das trat uns überall entgegen, namentlich bei den Höflichkeitsausdrücken.

Wie das Volk sich dazu hergeben konnte, sich diese einzuprägen, versteht nur der Kenner Japans. In einem Lande, wo das Leben des Mannes bis auf die geringfügigsten Kleinigkeiten vorgeschrieben war, bis auf die Güte seiner Fuß- und Kopfbekleidung, den Preis der Haarnadeln seiner Frau und die Kosten der Puppe seines Kindes, war auch keine Freiheit in Wort und Schrift geduldet. Nur wer die Umgangssprache studiert hat, kann sich eine Vorstellung machen, bis zu welchem Grade die freie Äußerung beschränkt war. Die hierarchische Gesellschaftsordnung spiegelte sich in der Sprache wieder. Mit der gleichen unerbittlichen Genauigkeit, die die Regeln für Kleidung, Nahrung und Lebensführung vorschrieb, war auch die Sprache geregelt. Zahllose Bedingungen stellten genau fest, was gesagt werden mußte, welches Wort man wählen und welchen Satz man anwenden sollte. Frühe Schulung erzwang Sorgfalt in dieser Hinsicht. Wenn jemand von Kindheit an eine sorgfältige Erziehung genossen hatte, konnte er vielleicht mit 19 oder 20 Jahren die gebräuchlichsten Sprachwendungen der guten Gesellschaft beherrschen, aber zur Meisterschaft in der höheren Kunst der Gesprächsführung bedurfte es vieler weiterer Jahre des Lernens und der Erfahrung. Mit der unablässig sich vollziehenden Gliederung der Rangklassen entstand eine entsprechende Verschiedenheit der Sprechweisen, so daß es möglich war, aus der Redeweise zu schließen, welcher Gesellschaftsklasse ein Mann oder eine Frau angehörte.

Sowohl die Schrift- wie die Umgangssprache war durch das genaueste Übereinkommen geregelt. Die Formen, die von den Frauen angewandt wurden, waren den Männern verboten zu gebrauchen. Die Frauensprache unterschied sich wieder in eine mündliche und eine schriftliche, von denen es außerdem noch für jede Rangstufe eine besondere gab. Eine solche Frauensprache gibt es noch jetzt.

Mit welcher Strenge auf die Innehaltung solcher Höflichkeitsregeln geachtet wurde, können wir aus den Berichten über den Kaiser Yriaku folgern, der am Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. lebte. Dieser tötete einen Haushofmeister, weil er, als man das Wort an ihn richtete, geschwiegen hatte. Bei den untersten Schichten des Volkes wurden die geringsten Verstöße mit grausamen Züchtigungen bestraft. Für schwere Vergehen war Tod durch Tortur die gewöhnliche Strafe. Die Samurai[1]) hatten die Vollmacht, jede Person aus den drei unteren Ständen, die sich irgendeiner Unhöflichkeit schuldig gemacht hatte, zu töten. Sie selbst aber unterstanden einer Disziplin, die noch strenger war als die, welche sie aufrecht erhalten mußten. Für ein mißfälliges Wort, ja einen Blick oder für das geringste Versehen bei irgendeiner Pflichterfüllung wurden die schwersten Strafen, ja der Tod verhängt.

Wie auf die Sprache, so wurde auch auf die Art des Grüßens, des Lächelns und anderes aufs peinlichste geachtet.

Wir Abendländer brauchen nicht hochmütig auf die Japaner herabzusehen. Wir haben eine gleiche Entwicklung durchgemacht. In unserm Mittelalter, zur Zeit der Zünfte, herrschte wie im japanischen Mittelalter harter Zwang, eine scharfe Einengung und Beschränkung der Bewegungsfreiheit und auch eine große Strenge in der Ahndung von Verfehlungen.

Nur ein Unterschied besteht. Wir haben uns aus diesen Fesseln befreit; der Japaner aber schmachtet noch in ihnen. Wir dürfen nicht sagen: der Japaner, wie der Fernorientale überhaupt, steht noch in seinem Kindheitsalter, nein, er ist darin stehen geblieben und als Kind alt geworden; er hat den Lauf der Entwicklung nicht durchgemacht. Die ganze orientalische Rasse ist, wie das orientalische Kind, frühzeitig alt, in der Entwicklung zurückgehalten; sie ist, wie Lowell treffend sagt, ein Abbild der Bäume, die sie in ihren Blumentöpfen züchtet, jener Zwergahornbäume, Däumlingsgewächse, die einen Fuß hoch und dreißig Jahre alt sind.

Moral und Rasse.

C. Th. Kaempf.

Alle Moral ist rassisch begründet. Wir haben zwar eine durch verschiedene Religionsformen in ihren Hauptzügen fast übereinstimmende Welt-

[1]) Die Samurai waren die militärischen Klassen; die große Masse des Volkes war in drei Klassen geteilt, in Ackerbauer, Handwerker und Kaufleute.

moral, die bei den wichtigsten Kulturvölkern in Geltung steht, aber wer aufmerksam hinzusieht, wird finden, daß die Moral, die von den einzelnen Rassen zur bestimmenden Richtschnur der Lebensführung genommen wird, doch jeweils ihr charakteristisches Gepräge trägt. Leider ist diese Tatsache durch die scheinbar einheitliche Moralanlage innerhalb des Christentums gänzlich vergessen worden. Mußte dieses doch äußerlich die allen Menschen gemeinsamen Moralanschauungen in den Vordergrund drängen, die aus diesen sich ergebenden unterschiedlichen Moralgesetze als gleichwertig hinstellen. Sind wir doch Menschen, die alle in den gleichen Himmel eingehen sollen. Aber wir stehen doch andererseits auch als in einer Rasse geborene Menschen in der Welt. Unser Denken und Fühlen, unser Handeln und Unterlassen, unser Urteil und Verzeihen hängt, bildlich gesprochen, von der durch Land und Klima seit Jahrhunderten beeinflußten Blutwärme ab.

Dementsprechend hat jede Rasse über den gleichen mehrzifferigen Moralzähler einen engeren Moralnenner gestellt, der ihr den Wert des Bruches aus Allverbindlichem und Rassennotwendigem eindeutig anzeigt. Die einzelne Rasse und innerhalb dieser wieder die Stammesverbände geben also besonderen Gruppen aus den Moralformeln als für ihre Sondernatur vorzüglich maßgebend den Vorzug. Diese sind die Grundsteine, auf denen sich die jeweilige Lebenshaltung erhebt. So wir die Daseinsführung der Rassen gegeneinander einwerten, erblicken wir in dieser offensichtlich vorhandenen Unterschiedlichkeit einen ganz naturgemäßen Zustand. Trotzdem aber haben wir Deutsche uns in der Allgemeinheit aus den verschiedensten Gründen gescheut, uns klar und nachdrücklich für die unseren Stammesgemeinschaften entsprechenden besonderen Moralverpflichtungen zu bekennen. Das ist uns zum Verhängnis geworden. Zwar nicht so sehr dem deutschen Moralnenner, denn er bleibt in unserer Brust immer lebendig und die rassisch großen Deutschen haben ihn stets wieder zum Hauptgesetz ihres Wirkens gemacht, aber doch unserer inneren und äußeren Lebenskultur, die bei der Gleichstellung der einzelnen Normen das aufbauende Gerippe verloren hatte, das dem gesamten Moralgefüge den Halt geben sollte. So mußte eine Verflachung unserer moralischen Lebensauffassung eintreten, unter der wir gerade in den letzten Jahrzehnten bewußt zu leiden hatten. Alle Hinweise auf die Gültigkeit und gewiß auch innerlichen Wertigkeit der Christentumsmoral und alle Versuche, sie in Geltung zu setzen, ihnen werbende Kraft zu gewinnen, blieben fast ohne jeden Erfolg. Sie mußten zwecklos sein, weil sie eben jene rassische Bindung aller lebendigen Moral vergessen hatten oder gar mit Vorbedacht verneinten.

Innerhalb des europäischen Christentums liegen als große geschlossene Bildungen, die romanische und germanische Moralwelt unserem Verständnis am nächsten. Sie sollen im folgenden der Deutlichkeit wegen allein einer vergleichenden Betrachtung unterzogen werden, obwohl es leicht wäre, die Richtigkeit unserer Folgerungen auch für die slawische Gewissenskultur nachzuweisen.

Als die besten Zeugen einer gelebten Christentumsmoral können uns die Heiligen gelten, d. h. jene Männer, die im weiteren Sinne des Wortes ihr Dasein durch die vollkommene Hingabe an die christlichen Moralgrundsätze heiligten. In der romanischen Welt nimmt hier zweifellos Franz von Assisi den ersten Rang ein. Ihm gilt als höchstes Menschheitsgesetz die Liebe. In ihr krönt sich der Mensch, der alliebend die Fülle der Erscheinungen und Begebnisse umfängt. Sie ist ihm die weihende Moral, in der alle übrigen Moralsätze gipfeln. In dem Kreise der letzteren aber treten ihm auch wieder einzelne Gruppen hervor. Er verlangt das Dulden, die willige Hingabe an das Geschick, die seelische Ausgeglichenheit in Gott. — Wie anders nun der Germane Luther. Seine letzte Forderung ist das Tätigsein in Gott. Das heilsamste Moralgesetz dünkt ihm dasjenige, das ein ewiges Streben nach Vollendung heischt. Nicht ein Bescheiden mit den Fügungen, sondern das tagtägliche Ringen mit ihnen gilt vor allem als moralisch. Nicht Dulden, sondern tun! Das ist germanisch gedacht. An die Stelle der Liebe tritt ihm eben das Handeln! Handelt in Gott und dadurch mit Liebe. Äußerlich möchte es scheinen, als würden hier die Forderungen zusammenfallen. Das Gegenteil aber trifft zu. Vermag doch Luther auch im Zorn den höchsten Anforderungen Geltung zu verschaffen. Der auf das Gefühl wirkenden Liebe setzt er das Schwert des Geistes gegenüber.

So stehen weitergefaßt in der gesamten romanischen Welt die aus dem Gefühl keimenden Gruppen der Moralgesetze im Vordergrund, während im germanischen Norden die aus den geistigen Erkenntnissen erwachsenden Formeln die Vorherrschaft innehaben. Unsere Moral ist mehr eine Moral des Willens. Ein Wirken in Zucht, Gehorsam, Treue, in Kraft und kampfbegieriger Entschlossenheit ist unser vornehmstes menschenwürdige Ziel. Während jene andere Welt die Ruhe, Seelenschönheit, das Sich-Versenken im Guten vorzieht.

Das spiegelt sich auch alles im wirklichen Dasein wieder. Dem Heiligen im religiösen Leben entspricht der Held im Tatbekenntnis des Tages. Als charakteristische Idealfassung tritt er uns aus der Dichtung entgegen. Im Süden der Mann des formellen Scheins, der großen Geste, der Macht! Im Norden der Gewaltige der Kraft, der Trutzige im Geist und in der Rüstung, der Ringende gegen die Übermacht. Dort der Abenteurer im Gefühlsleben, hier der Abenteurer im Schlachtengetümmel. Diese kriegerische Moral in der Veranlagung des Mannes wirkte so stark aus dem germanischen Blute heraus, daß selbst die religiösen Heiligen der frühen deutschen Dichtung zu Kämpen und Recken wurden. Es ist ferner bemerkenswert, wie der romanische Held in seiner vorbildlichen Lebensführung gewöhnlich immer an ein entlohnendes Ziel gelangt, was beim germanischen scheinbar selten der Fall ist. Scheinbar — denn seine nach dem Willen orientierte und im Handeln sich erfüllende Moral kann meistens

nur innere Werte zeitigen, während die aus dem Empfinden sich bestimmende Moral sinnfältige Ergebnisse bedingt.

Ähnlich unterschiedlich treten die gesonderten Moralanschauungen auf allen übrigen Kunstgebieten dieser rassisch verschiedenen Völkergruppen zutage.

Es war daher ein Grundverfehlen, die geistigen und künstlerischen Kulturäußerungen des Südens als für uns auch maßgebend zu betrachten. Die Zeitwandlung der Renaissance hat diesen Irrtum aufgebracht und leider haben ihn unsere Klassizisten geglaubt, ihn beschwören zu dürfen oder gar noch in Geltung bringen zu müssen.

Allerdings hat auch die Kirche ihr Anteil daran. Während noch der frühdeutsche Mönch sich mit oder ohne Absicht mühte, seiner Moralwelt in der Christenmoral die Überherrschaft zu sichern, verlor sich die spätere Priesterschaft schließlich gänzlich an die fremdrassige moralische Richtungnahme. Der Protestantismus wollte die große Auflehnung der deutschgegründeten Moral gegen die übernommenen Reihen der Moralgesetze sein. Er sollte der volkstümlichen Moral endgültig wieder den Vorrang verschaffen. Zweifellos tat er es auch. Ein Kant wäre ohne ihn ebensowenig denkbar, wie ein Fichte. Aber diese Entschiedenheit ist vielfach geschwunden. Wir haben uns zu sehr in das biblische Christentum vertieft und meinen, seine Moral uns wieder — aufzwingen zu müssen, als wenn jemals eine Zwangsmoral wahre Einflüsse geübt hätte.

Aber es wäre unzutreffend, die Kirche hier verantwortlich zu machen. Sie folgte nur dem Zuge unserer Gesamtkultur. Und diese lief gerade auf eine Vernichtung der heimisch gerichteten Moral hinaus. Unsere Buben und Mädchen müssen heute noch in einer Iphigenie Goethes das Idealbild eines weiblichen Morallebens sehen lernen. Dabei ist ihre Anlage der deutschen Auffassung geradezu entgegengesetzt. Niemals sah deutsche Moral ihr Vorbild in geläuterter Objektivität. Im Gegenteil wollte sie eine in Schuld und Sühne leidende Subjektivität. Statt ruhender Empfindungs-Beschaulichkeit verlangte sie geistige Regsamkeit, statt harmonischer Ausgeglichenheit eine sprühende Leidenschaft des Geistes und des Willens. Die deutsche Frau darf nicht nur liebend und gütig sein, sie muß auch den Mut zum Zorne Luthers besitzen. Irgendwer sagte kürzlich von den Frauen Islands: „Sie verstehen es zu lieben, verstehen es, Dienerin und Königin zu sein und ich fühle es mit Beben und Ehrfurcht, sie werden auch hassen können." Das ist die Frau, die nicht nur nach sogenannten klassischen Idealen den Mann „veredelt", sondern die da an seinem Wirken in Freud und Leid mitleben, mithandeln will! Die Moral des deutschen Weibes zielt nicht auf selbstgefällige Seelenschönheit, sondern auf stolze Charakterformung. Nicht Iphigenie, sondern Brunhilde, Thusnelda und die Frauen der isländischen Sagas seien die Vorbilder. Kleist, Hebbel und Ibsen geben die Linie an.

Es würde sich lohnen, die für uns Deutsche gänzlich moralische Wert- und Bildungslosigkeit des klassischen Schönheitsbegriffes in seiner weiteren Fassung nachzuweisen. Die herrschende Unmoral würde uns, von diesem Punkte aus gesehen, nicht so unverständlich, noch gar überraschend sein. Aber es genügt für unsere Darlegung, wenn wir uns in diesem Rahmen mit den gegebenen bezüglichen Anregungen begnügen.

Erhellt doch aus dem Angeführten hinreichend, daß wir nicht nur in der Kunst, der Kultur, sondern auch auf dem an diese geknüpften weiteren Gebiete der Moral unseren eigenen, den deutschen Stil verloren haben. Und zwar in so umfangreichem Maße, daß es uns nicht einmal bewußt ist, einen solchen je besessen zu haben. Trotzdem er sich scharf ausgeprägt im moralischen Wirken unserer großen Führer, im moralischen Leben unserer frühdeutschen Vorderen und auch in der deutschen Moralphilosophie äußert. Die hohen Wirkungen, die von dieser Eigenfassung ausgingen, haben seine Wertigkeit und Alleingültigkeit für uns Deutsche dargetan.

Wenn die Letztzeit eine Erneuerung des Deutsch-Bewußtseins erstrebt, darf sie dieser Zusammenhänge nicht vergessen. Ganz zweifellos wird nur durch die entschiedene Berücksichtigung der rassischen Bindungen in der Moralgeltung eine Veredelung der allgemeinen Lebensführung und damit der Lebenskultur möglich sein.

Behagen und Pflicht.

Zwei Menschenarten.

Ph. Stauff.

Die Neuformung einer alten Wahrheit will ich wagen; ich will den ausschlaggebenden Unterschied in Entwicklungsgrad und Wert des Menschen in eine Formel bringen:

> es gibt Menschen, die den Sinn des Lebens im Behagen sehen, und solche, in denen er bewußt wird als die Pflicht.

Die erstere Art ist in ungeheuerer Überzahl. Ich will zwei Unterarten unterscheiden, die zugleich Höhen- und Wertunterschiede sind. Die eine Unterart sieht den Sinn des Lebens ganz und gar im Behagen des eigenen Ich, und ist beherrscht von einem Selbstsuchttriebe, der je nachdem, ob er das Behagen des Daseins mehr von stofflichen oder mehr von geistigen Dingen abhängig sieht, wieder in sich selber höhenunterschieden ist. Die andere Unterart erfaßt das Behagen als Sinn des Gemeinschaftslebens, wünscht die Güter und Genußmöglichkeiten des Daseins Allen, und auch da tritt wieder die Höhenabstufung hervor, je nachdem, ob mehr stoffliche oder mehr geistige Werte als die hauptsächlichsten Förderer des Behagens erkannt werden. Diese Unterart ist das

Altruistentum, das sich scheidet in ein stoffverhangenes und in ein geistig-wollendes mit verschiedengradigen Übergangsstufen.

Gegenüber steht die Menschenart, welcher die Pflicht als Sinn und Zweck des Lebens erscheint. Auch sie ist zwiespältig in Entwicklungs- und Wertstufen. Den einen, die dazu gehören, sind Pflichtverständnis und Pflicht-Anerkenntnis aus Überlieferung und Gewohnheit geworden, und sie nehmen den ihnen so eigen gewordenen Pflichtbegriff als etwas Selbstverständliches, ohne kritisches Nachdenken und ohne Zweifel an ihrer Aufgabe, die sie treu und hingebend erfüllen. Sie sind die Pflichtmenschen der unteren Art. Den andern erwächst ihre Pflicht im Innern, nicht nachprüfbar, aus einem Zusammen von Seelentrieb und Charaktererbe und Geistesfähigkeit. Oft wird sie nur über Irrwege hinweg erfaßt, oft gegen materialistische Anfechtungen behauptet, schließlich in immer größerer Klarheit erkannt und geliebt und gegen eine Welt von Hemmungen und Widerwärtigkeiten durchgeführt. Das ist der Pflichtmensch aus Persönlichkeit, der dem Leben in den Grenzen seiner Kräfte seinen Stempel aufprägt, im Vollbewußtsein, damit das Leben selbst zu fördern, zu erhöhen.

Und auch bei den Pflichtmenschen beider Höhenstufen finden wir wieder die Unter-Scheidung in egoistische und altruistische, d. h. in solche, die ihre Pflicht nur gegenüber der Eigenperson (und allenfalls der Sippe) erfassen und erfüllen, und in solche, deren Pflicht sie anweist zur Arbeit an der Um- und Mitwelt.

Diese letzteren, die persönlichen Pflichtmenschen, sind es, die das Große, Starke, Lebentragende schaffen in der Welt. Sie sind diejenigen, die dem Ganzen dienen in reiner Selbstlosigkeit auf Grund ihres Innerwissens vom ewigen Beruf des Menschen in der Welt. Nicht alle diese Menschen gelangen zu weithin gesehener geschichtlicher Bedeutung; aber in dem Kreise, in dem ihr Wirken platzgreift, wird man sie selbst gegen eigene Absicht gemüthaft (instinktiv) verehren, wenn das auch in der Regel erst nach dem Tode dieser Männer unwidersprochenen Ausdruck findet.

Hierher gehören aber vor allem die großen Führer der Menschheit und der Völker, die nicht selten durch Märtyrertod bewiesen haben, daß ihr Leben nicht auf Behagen, sondern auf Pflicht gestellt war, wie der große Lehrer von Nazareth und mancher seiner Jünger, wie Giordano Bruno und andere. Einem Luther und dem tiefgründigen deutschen Mystiker Eckardt stand das gleiche Los nahe vor der Türe, und als Bismarck in der Konfliktszeit aus höherer Pflicht den Kampf mit dem Landtage auf sich nahm, war er sich auch klar darüber, wie er ein Mißlingen seiner Pläne zu büßen haben würde. Man denke auch an den Freiherrn vom Stein und den alten York!

Nicht verwechsle man mit solcher Pflichtmenschengröße die rabiaten Handlungen fanatisierter Köpfe, die durchaus dem Behagens-Ideal entstammen, wenn auch dessen altruistischer Unterartung.

Welchen Einfluß haben nun die beiden grundverschiedenen Lebensrichtungen auf den Entwicklungsweg des Menschengeschlechts? Die Erfahrung lehrt es jedem, der da sehen will. Alles Große in der Welt ist durch die Persönlichkeiten der inneren selbsteigenen Pflicht geschaffen worden, und alles gesunde Leben in Völkern und Staaten wurde erhalten, solange die Pflichtmenschen aus Überlieferung das Hauptgewicht darstellten. Als Beispielstyp für diesen Pflichtmenschen nicht bahnbrechender, aber erhaltender Art diene das deutsche Beamtentum, wie es erfreulicherweise trotz aller Gegeneinwirkungen noch immer beschaffen ist. Und wo die Massen der Behagens-Menschen an Macht und Einfluß wuchsen, da war es rasch mit der Kraft der Völker und Staaten zu Ende. Den geschichtlichen Beweis liefern Sparta, Athen und Rom, den zeitgeschichtlichen das benachbarte Frankreich. Je stärker in einer Gemeinschaft das Behagen als Lebensziel erfaßt wird, desto mehr greift die Genußgier, die Arbeitsunlust und die geschlechtliche Entartung um sich, bis das Volk verwüstet und zugrunde gerichtet ist, oder auf einer tierischen Daseinsstufe anlangt.

Solche Rückartung der Menschheit nach der Richtung des Tierischen kann aber unmöglich der Wille der Schöpfung sein, die uns vielmehr mit allen ihr innewohnenden Gesetzhaftigkeiten ein kräftiges „Aufwärts" vor die Augen stellt.

Dieses Aufwärts zu tragen und die es ermöglichenden Zustände in der Gemeinschaft aufrecht zu erhalten, ist das Menschentum des Behagens nicht imstande, sondern nur das Menschentum der Pflicht. Also nicht der Massenwille darf die Verhältnisse der Völker und Staaten beherrschen — der ist, von ganz großen Werdensaugenblicken abgesehen — immer auf das Behagen gerichtet, sondern der Wille der Pflichtmenschen, die das gegenüber dem Behagenstyp gesteigerte Leben, den höheren Lebenswert darstellen, der allein das Menschentum in seinen Gemeinschaften aufwärts führen kann. Ihm muß daher in jedem Volke, das sich erhalten und in seinem Wesen und Werte erhöhen will, die Führung zufallen.

Wenn wir an Stelle der hier geschaffenen Unterscheidungsbegriffe die etwa entsprechendsten politischen Faktoren der Zeit in diesen Gedankengang einsetzen, so ergibt sich: das Behagensmenschentum ist Demokratie, das Pflichtmenschentum ist Aristokratie, wenn da auch tatsächliche Wirklichkeit und gedankliches Schema sich nicht genau decken. Was man heute Aristokratie nennt, ist leider nicht lauter Pflichtmenschentum, wenn auch gewiß noch vorwiegend, und weite Kreise selbst dieser Pflichtmenschen sind in ihrer Pflichterkenntnis durch falsche Überlieferungen fehl geleitet. Es gibt sicher auch Anhänger demokratischer Zustände, die eigentlich Pflichtmenschen von Wesen sind und nur den Kern der Dinge nicht in der richtigen Einstellung sehen.

Der Behagensmensch ist käuflich; als Egoist durch eigenen Behagensvorteil, als Altruist durch einen vermeintlichen Vorteil an Behagen

für die Gesamtheit. Beim einen beträgt der Kaufpreis einen Groschen, beim andern eine Million oder ungerechtfertigten Adelstitel oder einen hohen Orden. Der Pflichtmensch ist nicht feil; er handelt nach seinem Gewissen trotz Vorteil und Nachteil, Sicherheit und Gefahr, so wie es in dem alten deutschen Schöppeneid beschworen ward mit den Worten:

„Ich will des Landes Beste raten
Und das nicht lassen um Weib noch Kind,
Um Vater noch Mutter, um Schwester noch Bruder,
Noch um keinerlei Gift oder Gabe,
Noch um eines Herren willen,
Noch aus Furcht vor dem Tod."

Daraus zeugt der Pflichtmenschengeist, der die Geschicke der Völker leiten und ihre Ordnung wahren muß. Für dieses sein eingeborenes, wertbegründetes Recht zu kämpfen gegen die Götzen des Behagens, die Dämonen der Niederung, ist einbeschlossen in seiner heiligen Pflicht. Dieses Bewußtsein gab mir in einer Abendstunde folgende betenden Verse:

Um eins, Herr, will ich allezeit
Inbrünstig zu dir flehen:
Daß ich, im Denken dir geweiht,
Mög' fest und sicher stehen.
Daß mir kein Dämon bange macht,
Kein Vorteil mich besteche,
Daß nie ein Tag noch eine Nacht
Mir Mut und Vorsatz breche!
Ans Ziel bringst du. Doch auf der Fahrt
Soll ich ein Ruder führen,
Drum laß mich deine Gegenwart
Allzeit im Herzen spüren.
Daß ich, von Ungewissem frei,
Ausstreue meine Saaten,
Daß dein mein Wunsch und Wollen sei
Und dein das Werk, die Taten!

Wege neudeutscher Siedelung.

Dr. med. Tegtmeyer (Neuhaus a. Rwg.)

Stadt und Land haben längst bei uns ihr natürliches Gleichgewicht verloren. Die Stadt, früher ein Sammelpunkt allgemeiner Volkskultur und ein Ort stilvoller Gemütlichkeit, teilweise noch von Ackerbürgern bewohnt, ist zur ruhelosen und teils schäbigen, teils glitzernden Steinwüste geworden. Das Land ist durch langjährige Abwanderung der Besten in die Stadt oder übers Meer verarmt an kulturfähigen Elementen und die frühere einfache, aber gediegene Landkultur ist verfallen.

Das Land ist kinderreicher. Die Nachkommen des Landvolkes sind also das Volk der Zukunft. Ein Fortschreiten auf dieser Bahn wird mit

Naturnotwendigkeit unser Volk kulturärmer machen und schließlich zum Kulturtod führen. (Griechenland, Rom.)

Die Hauptursache dieser unheilvollen Entwicklung ist Untreue gegen die eigene Art, die uralte germanische Schwäche. Wir haben in der Religion, im Recht und in der Sitte (Gebaren) die lebendige Quelle verlassen. In seltsamer Naivität und Ahnungslosigkeit haben wir dem sogenannten römischen Recht, d. h. dem des wirtschaftlich verjudeten Spätrom, und zuletzt der jüdischen Geldwirtschaft Gastrecht gewährt. Darüber gehen unserm Volke langsam die Augen auf. Das ist der Anfang der Umkehr.

Wir sind nicht gewillt, den unheilvollen Kelch zur Neige zu leeren. Wir wollen als Volk nicht sterben, wo uns irdische Unsterblichkeit winkt, sondern das Rad der Entwicklung in die entgegengesetzte Richtung drehen, wenigstens für einen Teil unseres Volkes, und im faustischen Drang unser deutschgermanisches Leben von Grund auf erneuern. Darum zunächst mehr Land (Raum und Stille) in die Stadt, mehr Menschen und Kultur aufs Land. In diesem Zusammenhang ist einmal das Wort Stadtpflicht gefallen. Solange sich unser Kulturleben fast ausschließlich in den Städten abspielt, besteht eine solche allerdings, aber nur für ganz hervorragende Kulturkämpfer und Bahnbrecher. An gewöhnlichen Köpfen und Fäusten wird es den Städten nie fehlen. Dieser moderne Moloch wird stets freiwillige Opfer finden. Aber Führer brauchen sie zur Sammlung der Geister, um ihr Kulturleben in eine gesündere und deutschere Richtung zu zwängen. Wer also das Zeug dazu hat, bleibe an seinem Platze. Für ihn und die andern, die infolge wirtschaftlicher Abhängigkeit oder noch fehlender Einsicht in der Stadt verbleiben, gilt es, mehr Land in die Stadt zu bringen durch sogenannte Wohnsiedelung.

In der Jugendbewegung ist ein lebhafter Streit über die Siedelungsfrage entbrannt. Nicht das scheint mir die Frage zu sein, welche Siedelung die beste sei, sondern für welche Art Siedelung sich der einzelne eigne. Jede Siedelungsart hat ihre Berechtigung, sei es nun

1. die Wohnsiedelung (Haus mit kleinem Garten),
2. die Werkstättensiedelung,
3. die Gartenbausiedelung,
4. die Bauernsiedelung,
5. die Gruppensiedelung (1 bis 4 zusammen).

1. Die Wohnsiedelung ist die einfachste und leichteste. Wie schon bemerkt, kommt sie besonders für die Städte in Betracht (Gartenvorstädte, Villenviertel) und zwar für alle Bevölkerungsschichten. Es ist ja noch kein wirkliches Landleben, sondern nur ein Ersatzmittel, aber ein wertvolles und für die Stadt das einzig mögliche. Unsere besondere Unterstützung braucht die Sache aber in den seltensten Fällen, da die öffentliche Meinung sich ihrer bemächtigt hat (Kriegerheimstätten).

2. Die **Werkstättensiedelung** macht unabhängig von der städtischen Arbeitsgelegenheit, indem sie sie aufs Land hinaus bringt. Was der einzelne nicht vermag, das vermögen viele im organischen Zusammenschluß. Gewisse Arten von Kriegsbeschädigten und Unfallverletzten finden hier noch am leichtesten ein geeignetes Betätigungsfeld für ihre beschränkten Kräfte und Fähigkeiten. Auch Künstlern und Kunstgewerblern bieten sich hier neue Möglichkeiten des Schaffens. Ich verweise nur auf Hans Weisens „Uferland"-Künstlerdorf bei Wertheim am Main. Ferner ist hier mehr Gelegenheit zu gartenbaulicher Nebenbeschäftigung vorhanden als in vorstädtischer Wohnsiedelung. Wird diese Nebenbeschäftigung zur Hauptbeschäftigung, etwa bei besonderer Neigung oder Befähigung, so haben wir die dritte Form vor uns.

3. Die **Gartenbausiedelung** setzt als Hauptberuf besondere Kenntnisse und Erfahrungen voraus und auch eine gewisse körperliche Leistungsfähigkeit. Doch ist gerade hier dem einzelnen viel Spielraum gelassen. Je nach Klima, Bodenart und Verkehrsverhältnissen kommen andere Arten von Gemüse, Beeren-, Stein- oder Kernobst in Frage. Eine zweckmäßige Ergänzung ist die ebenso vielgestaltige Kleintier- und Bienenzucht. Doch sollte dies stets nur Nebenzweig bleiben, um Abfälle zu verwerten. Zur Erzeugung von Viehfutter ist der Acker in dicht bevölkerten Gegenden, also in Westelbien und der Nähe größerer Städte, zu kostbar. Bei der Erzeugung menschlicher Nahrungsmittel ist der Weg über den Tiermagen stets ein mit hohen Verlusten verbundener Umweg, der nur in Frage kommen sollte bei Überfluß an Land, bei schlechten Verkehrsverhältnissen und besonderen Bodenarten (feuchten Wiesengründen), also vornehmlich im Osten.

Dort ist der gegebene Ort für die 4. Siedelungsart, die **Bauernsiedelung**, die neben tierischen Erzeugnissen (Milch, Eier, Fleisch) vor allem Brotkorn zu schaffen hat. Sie ist ohne Frage die schwierigste Siedelungsart und verhält sich etwa zum Gartenbau wie das einfache grobe Handwerk zum Kunsthandwerk. Sie setzt in noch höherem Maße urwüchsige Kraft, Ausdauer und Anspruchslosigkeit voraus und hat deshalb als Anwärter fast nur Bauernsöhne und Landarbeiter zur Voraussetzung, Stadtgeborene höchstens, wenn sie als kleine Kinder aufs Land gebracht werden. Die einzelne Bauernstelle kann je nach Leistungsfähigkeit und Neigung groß oder klein sein. Auch der (etwa auf Erbpacht) seßhaft gemachte Landarbeiter gehört hierher. Es ist verwunderlich, daß der Staat nicht längst den größten Teil der Stadtwaisen, besonders die unehelich geborenen, schon im Säuglingsalter aufs Land gebracht hat: kleine Säuglings- und Kinderheime für das zarteste Alter, später Unterbringung bei zuverlässigen Bauern.

Bei der Ansetzung von Siedlern in den östlichen Provinzen hat es sich als nachteilig erwiesen, daß die einzelnen ohne sonderliche Beziehungen

zu den schon vorhandenen Nachbarn waren. Nur auf das Religionsbekenntnis wurde Rücksicht genommen. Für die Besiedelung[1]) unseres östlichen Neulandes (Kurland und Litauen) ist der Vorschlag gemacht worden, diesen Fehler zu vermeiden und nur Zusammengehörige (aus einer Gegend oder von einem Truppenteil stammend oder durch sonstige Gemeinsamkeit verbunden) dorfweise anzusetzen. Die Ansiedler werden auf diese Weise viel schneller in der neuen Heimat einwurzeln, da sie sozusagen ein Stück Heimat schon mitbringen. So war es auch bei den deutschen Bauernsiedlungen in Südrußland, die ungeheuere, für das Großrussentum beängstigende Erfolge aufzuweisen hatten.

Dasselbe gilt auch für die Gruppensiedelung, die eine vielseitige Wirtschafts- und Kulturgemeinde darstellt. Nur wird hier an Stelle der einheitlichen Herkunft Gemeinsamkeit der rassischen Veranlagung und der Lebensauffassung treten. Der bäuerische Kern einer solchen Siedelung wird durch die andern, vor allem die Wohnsiedler, meist Rentner, Geistesarbeiter und Künstler, vor einseitiger geistig verarmender Entwicklung bewahrt werden. Ein Kulturbauerntum, wie es früher in rassisch einheitlichen Gegenden und heute noch in Island vorhanden ist, wird wieder erblühen. Und das wäre höchste Zeit. Denn unsere Kultur ist germanisch bestimmt. Der germanische Bestandteil unseres Volkes nimmt aber durch die eingangs geschilderten Umstände beständig ab. Eine schnellere Vermehrung der hochwertigen germanischen Erbanlagen unseres Volkes ist aber nur möglich, wenn hochwertige Typen in großer Zahl wieder aufs Land versetzt werden in eine Umwelt, in der sie sich wohlfühlen und reicher Kindersegen nicht als Last empfunden wird. Das ist vorzüglich in einer solchen Gruppensiedelung möglich. Sie müssen deshalb ausgesprochen germanischen Charakter tragen. Eine solche Siedelung auf nur „mitteleuropäischer" Grundlage ist ja auch denkbar, wenn die erste Auslese in geistiger Hinsicht ziemlich streng ist. Stammler denkt sich „Haus Bühlerberg" wohl so. Aber bei dem Nachwuchs einer solchen Siedelung ist auf einheitliche Geistesrichtung viel weniger zu rechnen als bei einer rassisch möglichst einheitlichen. Es werden zu viele Rückschläge vorkommen. Andererseits ist das Geistige bei der Auslese nicht zu vernachlässigen. Wenn auch körperliche Erscheinung und Gehirnanlage sich in der Mehrzahl der Fälle decken, so kommen doch Ausnahmen vor. In solchen Fällen ist die Berücksichtigung der Vorfahren und Verwandten von Wert.

Am schwierigsten wird es sein, den bäuerischen Kern zu schaffen. Das hat sich auch bei der Siedelung „Heimland" bei Zechlin (Mark) gezeigt, die wohl als Gruppensiedelung gedacht war. Überhaupt ist die Schwierigkeit, die geeigneten Anwärter zusammen zu bringen, viel größer als die der Geldbeschaffung und Bodenrechtsordnung. Ihr sollte die größte Aufmerk-

[1]) Dieser Aufsatz ist Sommer 1917 entstanden.

samkeit geschenkt werden. Große Siedelungen — und Gruppensiedelungen müssen aus wirtschaftlichen Gründen im großen Maßstabe ins Auge gefaßt werden — sind deshalb von langer Hand vorzubereiten. Völkische Vereine und Orden, auch die Jugendbewegung, sollten deshalb ihre Kräfte nicht in alter deutscher Eigenbrödelei in Sonderunternehmungen verzetteln, sondern lieber große Ziele, wie sie im Osten vor uns aufsteigen, fördern. „Eden" und „Heimland" verdienen als bahnbrechende Anfänge und Siedlerschulen weitgehendste Unterstützung und Benutzung. Auch an anderen Orten sollten noch Gelegenheiten geschaffen werden zur Schulung und Erprobung von Siedlern. Die Beteiligung an einer großen Siedelung sollte nie ein Sprung ins Dunkle sein, geboren aus jugendlichem Überschwang oder Unzufriedenheit mit den bisherigen Lebensverhältnissen.

Was nun die wirtschaftliche Seite einer solchen Gruppensiedelung betrifft, so ist ihr Gedeihen nur durch große Planmäßigkeit und vorsichtige Ausnützung aller Arbeitskräfte sicherzustellen. Jede Einseitigkeit und Rückständigkeit wäre da vom Übel, zumal viele Kräfte und Mittel freigemacht werden sollen für die Aufzucht einer großen Kinderschar.

Im Mittelpunkt steht die landbauliche Betätigung einschließlich Waldbau. Daneben haben aber auch Handwerk, geeignete Hausgewerbe für die Winterzeit, Kunsthandwerk und vielleicht erzieherische Tätigkeit (Erziehungsheim für Kinder städtischer Gesinnungsfreunde) ihren Anteil beizusteuern für den Haushalt des Gemeinwesens, beziehungsweise es möglich unabhängig machen von der Umwelt. Von der Erörterung weiterer Einzelheiten sehe ich an dieser Stelle ab. Nur auf eins will ich hier noch hinweisen. Es betrifft die Sammlung und Heranziehung eines rassisch geeigneten Nachwuchses in völkischen Säuglings- und Kinderheimen. Für diesen verständlichen und zu Herzen sprechenden Zweck sind vielleicht auch Mittel von Leuten zu erhalten, die sonst für völkische Dinge noch wenig Verständnis haben. Mütterliche Frauen und Mädchen zur Leitung solcher Heime dürften sich bald finden und durch eine besondere Organisation heranbilden lassen[1]).

Überhaupt sollten wir Völkischen auch mit unseren Menschenkräften verständiger und zielbewußter umgehen und uns nicht so sehr in der

[1]) Hiermit sei die Anregung gegeben zur Gründung eines „Deutschschwestern-Ordens" als praktischer Ergänzung aller deutschvölkischen Männerbünde. Es soll ein zeitgemäßes deutsches Gegenstück sein zu den sonstigen Krankenpflegerinnen-Verbänden. Sein Wesen, Aufgabe und Glück zugleich, sei die lebenerhöhende Tat, der Rassedienst: Säuglings- und Waisenpflege, deutsche Erziehung, besonders der weiblichen Jugend, weibliches Dienstjahr, Mutterschutz und Mütterentlastung, Siedlerschule usw. Er bestehe aus Helferinnen, Lehn- und Probeschwestern, Schwestern und beurlaubten Schwestern (durch Verheiratung, Mutterschaft oder sonstwie behinderte) und aus unterstützenden Freundinnen. Krankheits- und Altersversorgung verbanne ängstliches Sorgen um das Morgen, damit alle Anlagen und Kräfte sich ungehindert entfalten und betätigen können. Dieser Gedanke ist inzwischen teilweise verwirklicht durch die Gründung der Deutschen Schwesterschaft: Arbeitsamt Berlin-Lichterfelde, Blücherstr. 10.

Förderung allgemeiner Wohltätigkeit oder im unsozialen Familienkult verzetteln. Höher als die Familie stehen Sippe, Volk und Rasse, von denen sie nur eine vorübergehende Erscheinungsform ist. Ungeheure Aufgaben liegen vor uns und werden nur durch außergewöhnliche Mittel und Wege bewältigt werden. Der gegenwärtige Krieg bedeutet Weltenwende und sollte in uns die Stimmung und Seelenverfassung schaffen, aus der große Entschlüsse und Taten wachsen können. Das Schöpferische sollte unser ganzes Leben zum wahrhaft Religiösen erhöhen, so daß beides, Alltag und Religion, nicht mehr auseinander fallen.

Nachwort 1919: Seit Niederschrift obiger Gedanken im Sommer 1917 haben sich bei uns die Verhältnisse grundstürzend geändert, aber nicht von ungefähr. Die Opfer an Blut und Rasse sind noch größer geworden, ohne daß ihnen äußere oder innere Werte als Errungenschaften gegenüberstehen, wenn man nicht Bedrückung, Armut und Selbstbesinnung als solche gelten lassen will. Dieser tragische Ausgang muß von höherer Warte aus als ein Versagen der germanischen Rassenkraft in allen Bevölkerungsschichten gewertet werden. Gewisse Dinge wären sonst wohl nicht möglich gewesen.

Den bisherigen Optimismus der führenden Bevölkerungspolitiker teile ich durchaus nicht. Frühere und jetzige Leistungen, z. T. nur geistige Fortwirkungen der früheren, verbürgen noch keine sichere Zukunft. Auch frühere Kulturen haben oft einen jähen ungeahnten Absturz erlebt. Ich halte das in Mitteleuropa auch für möglich, wenn nichts Eingreifendes geschieht zur Erhaltung und Verstärkung des germanischen Rassenbestandteils unseres Volkes. Jetzt darf es für uns nicht mehr heißen, Menschen (= Arbeitskräfte) sind der größte Reichtum eines Landes, sondern ein möglichst günstiges Verhältnis der rassisch Wohlgeborenen zur Gesamtbevölkerung ist die Voraussetzung von stetiger Kultur und gesunder harmonischer völkischer Entwicklung.

Gewisse Niedergangserscheinungen auf dem Gebiete des Geschlechtslebens können zu einer inneren Gesundung unseres Volkes beitragen, wenn sie auf die minderrassigen Familienstämme beschränkt werden, wenn sie nicht mehr wahllos wie eine geistige Seuche ganze Bevölkerungsschichten ergreifen. Sie können als natürliche Selbstreinigungsversuche des Volkskörpers betrachtet werden, die bewußt zu unterstützen sind. Das Christentum hat sich nicht als sicherer Schutzdamm erwiesen. Es hat vielmehr durch gewisse demokratische Grundrichtungen zur Niederreißung früher vorhandener Sicherungen beigetragen. Wir müssen deswegen nach neuen, vielleicht uralten Mitteln und Wegen ausschauen.

Aus ähnlichen Erwägungen ist bereits in der ersten Hälfte des verflossenen Jahres der Deutsche Bund für rassische Siedlungen ins Leben gerufen, dessen Satzungen u. a. folgendes enthalten:

1. Der B. f. r. S. will dem rassischen Verfalle des deutschen Volkes kraftvoll entgegenwirken. Als geeignete Mittel dazu erscheinen ihm

a) eine großzügige Aufklärung über Vererbung und Keimschädigung und über Wirkung und Bedeutung der Auslese bei Natur- und Kulturvölkern,

b) die Förderung ländlicher Siedlungen, in denen der bisherige ungünstige Ausleseorgang (schnellere Vermehrung der minderrassigen Volkshälfte) in das Gegenteil verwandelt, echte Hochzucht begünstigt und Keimschädigungen nach Möglichkeit ausgeschaltet werden. Bei dem germanisch bestimmten deutschen Volke kommt es im wesentlichen auf eine schnellere Vermehrung der günstigen germanischen Erbanlagen an.

Auf diese beiden Aufgaben will sich der Bund beschränken, andere Maßnahmen Rassenpflege anderen Vereinigungen überlassend.

5. Als rassische Siedlungen gelten alle, die sich bestimmten vom Vorstande jeweils festzustellenden Bedingungen unterwerfen. Nur sie können auf Förderung von seiten des Bundes rechnen. Im übrigen sind die einzelnen Siedlungen ganz selbständige Einzel- oder Genossenschaftsunternehmungen, die ihre inneren Verhältnisse selbst ordnen. Auf die Ausgeglichenheit der zusammen wohnenden Siedler ist besonders zu achten. Nur so kann unter Vermeidung innerer Reibung fruchtbare aufbauende Arbeit geleistet werden.

In geeigneten Siedlungen sind mit Hülfe der Deutschen Schwesternschaft zahlreiche kleine Waisenheime einzurichten, in denen rassisch wertvolle Kinder aufgezogen und später ländlichen Berufen zugeführt werden.

Es ist höchste Zeit zum Handeln. Sollte unserm Volke ein baldiger Wiederaufstieg zu weltgeschichtlicher Größe versagt sein, so können wir doch wenigstens einen rassehaften Kern, gereinigt und verbreitert, in eine bessere Zukunft nach Verebbung der jetzigen demokratischen Welle hinüberretten. Darum sei hiermit nochmals zu tatkräftiger Mitarbeit aufgerufen. Zunächst sind Mittel und persönliche Helfer nötig für die Aufklärungsarbeit, bei der auch zugleich Bedacht auf die Werbung geeigneter Ansiedler zu nehmen ist. Sodann auch Mittel und Land für die geplanten Siedlungen. Sollten unter den Tausenden von deutschen Grundbesitzern nicht einige sein, die ihren überschüssigen Landbesitz unter günstigen Bedingungen gerade für diesen Zweck zur Verfügung stellen möchten, für den eine demokratische Mehrheitsregierung nie Verständnis haben wird und haben kann. Deshalb denke, deutschgermanischer Leser dieser Zeilen, darüber nach, ob nicht in deinem Bekanntenkreise sich Gutsbesitzer oder Kapitalisten befinden, bei denen das nötige rassische Verständnis und entsprechendes völkisches Verantwortungsgefühl vorhanden ist oder geweckt werden kann. Das Werbeblatt „Rassische Siedelungen" ist bei mir erhältlich.

Der Bruder.

(An die deutsche Südmark im ehemaligen Österreich.)

Da Deutschland mächtig war und stolz und reich,
Gedachte es nur selten seines Sohnes;
Der stand am Tor, vom Schicksal ausgestoßen,
Inmitten fremder Zungen, Feindesseelen —
Den Ahnen treu, dem Kaiser, was des Kaisers,
Den Weggenossen gebend, was Gesetz
Und mehr noch, was ihm Menschlichkeit gebot.

Ob er auch Undank erntete von allen,
Ihm galt es gleich, er feilschte nicht um Dank.
Nur manchmal, wenn begehrlich schmutz'ge Hände
Sich allzu schamlos mit des Schweißes Lohn
Des Einsamen zu füllen strebten,
Wenn ihr Gekrächz das Ohr ihm schier zersprengte
Und dräuend ihm der Schwarm zu Leibe rückte,
Fuhr seine Faust empor und seine Augen lohten;
Ein Donnerton entquoll der breiten Brust
Und scheuchte seine Peiniger von hinnen.

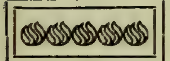
Dann fiel sein Blick, der Zufall fügte 's oft,
Durchs Tor, das knarrend sich geöffnet
Den Karawanen, die aus Ost und West
Zum Hochsaal zogen, wo die Brüder herrschten.
Er sah der Welten Schätze ausgebreitet,
Sah Glück und Glanz, sah Reichtum, Stolz und Macht
Und freute sich des Loses seiner Lieben
Neidlos und still. Wenn aber ihm ein Bruder,
Den Bruder an der Tür erspähend,
Der Spenden eine gab in froher Laune,
So dankte er mit warmem Händedruck
Und teilte sie mit seines Fürsten Horden.

Da kam ein Tag, von dem in spätern Zeiten
Die Völker reden werden voll Entsetzen.
Er hub mit Mord an, reichte seine Rechte
Mit Blut befleckt dem Nächsten, dieser wieder
Dem Nächsten; so in Blut gebadet sank
Monat um Monat, Jahr um Jahr dahin!
Der Brüder und des eig'nen Fürsten Reich,
Sie hatten gier'ger Nachbarn Mißgunst,
Habsucht und Lust entfacht zum Weltenbrand!
Nun galt's, der Räuber Einbruch abzuwehren,
Und der Genossen säum'ge Schar zu sammeln.

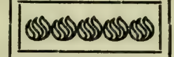
Schon flatterte des Sieg's Panier in Lüften,
Da schlich Verrat sich in die eig'nen Reihen,
Der Bundesvölker Abfall kroch heran
Und schwoll zur Hochflut, Dämme sanken
Und friedlich Land ertrank in Strömen Bluts.
Der eig'ne Fürst, Schwur, Ahnen, Ehr' vergessend,
Ergab sich schmählich, um den Thron zu retten.
Es wankten Erd' und Himmel, nur der Eine nicht!
Inmitten Feindesleichen stand er fest und stolz
Und wehrte sich und schützte seine Brüder.
Des Bundes mit den Andern war er quitt:
Verrat bricht Pflicht, Untreue Mannentreue!
Nun war er los und ledig aller Bande,
In die ein widrig' Schicksal ihn gebannt.
Sein Mund blieb stumm, sein Blick nur sprach:
„Jetzt erst bin ich der Eure ganz und gar,
Im Leben wie im Tod; hie gut deutsch allewege!"

Da bricht ein Sonnenstrahl durchs Dampfgewölk,
Ermattet steht der Feind, geblendet,
Und ahnt, daß solche Treue nimmer
Besiegt wird, und er senkt die Waffen.
Die Brüder aber treten schweigend zu dem Bruder,
Sie reichen ihm die Hände und geleiten
Den lang Gemiedenen ins Vaterhaus.
Und ihre Herzen schlagen sich entgegen,
Und ineinander rinnt der Wunden Blut!

Frank Wilhelm Marks.



Berichte und Notizen.



Graf Czernin — ein Diener seines Herrn. Das „Alldeutsche Tagblatt" zu Wien 12/1, Hofchkagasse 9, jene unbestechliche völkische Zeitung, die wir allen sich über österreichische Verhältnisse wahrheitsgemäß unterrichten wollenden Reichsdeutschen aufs wärmste empfehlen, schreibt in Folge 293 an leitender Stelle:

„Graf Czernin, der gewesene Minister des gewesenen kaiserlichen Hauses — wirklich mehr ist weder er, noch einer seiner Vorgänger je gewesen — hat es für nötig befunden, in einer großen Rede in Wien sogenannte „Enthüllungen" zu machen.

Und was war der langen Rede kurzer Sinn?

Daß wir, wenn wir auf die Bedingungen der Feinde eingegangen wären, schon vor mehr als einem Jahre einen solchen „Verständigungs"-Frieden wie heute hätten haben können.

Um uns das zu sagen, brauchte der politisch begrabene Graf Czernin just nicht wieder von den Toten aufzuerstehen. Und eine solche blödsinnige Selbstverständlichkeit wird von dem Großteil der Wiener Presse als höchste diplomatische Offenbarung gepriesen! Weit haben wir's gebracht.

Und warum haben wir nicht schon vor mehr als einem Jahre Frieden geschlossen? Auch darauf weiß der fixige Graf Czernin allein die rechte Antwort:

Ach, es war ja nicht die Schuld der „bewährten" und „selbstlosen" österreichisch-ungarischen Generäle! Es war auch nicht die Schuld des „guten, lieben Kaisers Karl"! Dieser hätte ja so gern, so gern, um die „Vettern" vom Haus Hohenzollern zu fällen, einen Sonderfrieden geschlossen und dabei sogar auf allerlei Gebiet verzichtet, wenn ihm die Entente wenigstens das „geliebte" Deutschösterreich zugesichert hätte — was sie leider nicht tat. Aber die bösen preußischen Generäle wollten durchaus siegen, solange noch ein Funke der Hoffnung auf guten Ausgang bestand, wollten durchaus nicht ihr Volk — und sie hatten eines! — voreilig für alle Zeiten ins Unglück stürzen lassen. Sie sind schuld! Kreuziget sie!

Also redet Graf Czernin, der Neunmalweise. In Wirklichkeit ist die Sache doch ein wenig anders.

Nicht die preußischen, sondern die österreichisch-ungarischen Generäle sind schuld, daß es so gekommen, wie es kam! In ihrer Unfähigkeit, für die sie allerdings das beste Beispiel an ihrem „obersten Kriegsherrn" fanden, hatten sie sich alle fünf Minuten lang in eine arge Patsche hineingeritten und mußten gegen Russen, Italiener, Rumänen, Serben und sogar Montenegriner von den reichsdeutschen Generälen unter Strömen deutschen Blutes immer wieder herausgehauen werden. So waren diese gezwungen, selbst in den wichtigsten Stunden ihre Kräfte für Habsburg zu opfern und zu verzetteln und konnten deswegen ihre eigene Sache an der Westfront nicht durchschlagend genug und leider vor allem nicht rechtzeitig genug durchsetzen. So ist der baldige deutsche Sieg im

Grunde an der Unfähigkeit der verlotterten Habsburger Monarchie gescheitert. Und der schließliche Sieg neben anderen Gründen am Habsburger Verrat.

Und hier möge an die parmasensische Unterrockpolitik erinnert werden, die einen Hauptteil an diesem Verrate trug. Es ist ja bekannt, daß vor mehr als einem Jahre die Schwiegermutter und Frau des gewesenen Kaisers nach Sofia und Konstantinopel fuhren (in Begleitung ihres jesuitischen Beichtvaters), um für einen Sonderfrieden gegen Deutschland zu intrigieren; der bulgarische König — zu seiner Ehre sei es gesagt — hatte damals den Takt, bei ihrer Ankunft abwesend zu sein. Aber der amerikanische Gesandte in Sofia wird sich jedenfalls die Hände gerieben und — berichtet haben. Selbst in reichsdeutschen Angelegenheiten mischte sich die Zita, die den Gschaftelhuber Erzberger empfing und in seiner Tätigkeit zur Herabdämpfung der deutschen Siegesstimmung bestärkte.

Wenn Graf Czernin über U-Boot-Politik spricht, so mutet das ungefähr so an, wie der Vortrag eines Kesselflickers über Astronomie. Englische Seeoffiziere haben bereits zugegeben, daß England im Jänner 1919 fertig gewesen wäre. Was für ein gewitzter Diplomat er übrigens war, erhellt daraus, daß es ihm als Botschafter in Bukarest über alles Erwarten gut gelang, das verbündete Rumänien auf Seite — der Entente zu bringen! Was waren gegen ihn die französischen und englischen Diplomaten in Bukarest für Tröpfe! Lehrreich ist indessen seine Mitteilung, daß uns Deutschland monatlich 100 Millionen, im ganzen also vier Milliarden vorgestreckt hat; das wurde uns im ganzen Kriege geflissentlich verheimlicht — es durfte ja die deutsche Bundestreue um keinen Preis verherrlicht werden! Noch lehrreicher ist seine zweite „Enthüllung", daß uns Deutschland fortwährend mit Lebensmitteln aushalf! Während des ganzen Krieges schlich nämlich ein zehrendes Feuer der Erbitterung durch die Lande darüber, daß uns Deutschland angeblich alle Lebensmittel herauspresse und wir deshalb hungern müßten. Von wem diese heimtückische und jetzt in all ihrer Gemeinheit entlarvte Lüge ausging, ist ein Geheimnis; sicher ist nur, daß von „oben" nichts geschah, um diese Unwahrheit richtig zu stellen und das gerade Gegenteil dankbar aufzuweisen! Habsburg sah eben mit behaglichem Schmunzeln den Haß gegen Deutschland aufkeimen. Und um wieder auf den Verrat zurückzukommen, sei daran erinnert, daß die Prinzen von Parma im Feindesheere Dienst taten, desungeachtet aber alle Augenblicke nach Wien zu Schwager und Schwester fahren durften. Daß ihnen dabei die angebliche „Denkschrift" des Grafen Czernin nicht verborgen bleiben konnte, ebensowenig wie vielleicht noch geheimere „Denkschriften", liegt auf der Hand; daß sie diese Kenntnisse bei ihrem Bestreben, sich vor der Entente aus bekannten selbstischen Gründen „schön" zu machen, nicht ausgenützt hätten, ist nicht anzunehmen. Was Wunder, wenn die Entente durch solche „Enthüllungen" in ihrem Durchhaltewillen befestigt wurde — bis zum erwarteten Augenblick unseres Zusammenbruches. Den sah sie ja so genau voraus, daß sie selbst die Waffenstillstandsfrage verschleppen und noch mehrere tausend ihrer Soldaten sterben ließ, bis ihr durch die Revolution der vollständige Sieg in den Schoß fiel.

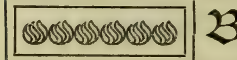
Alles in allem war die Rede Czernins nichts weiter als ein Versuch, den „lieben, guten Kaiser Karl" und seine Politik reinzuwaschen. Und die „republikanische" Presse Wiens ist ihm dabei jubelnd auf den Leim gegangen. Sich reinzuwaschen hat aber nur der nötig, der sich schmutzig fühlt. K. K.

Und wenn auch — nun gerade! Unter dieser Überschrift schreibt Franz Wugk in Nr. 301 des „Tag" sehr treffend: Auch vom Feinde soll man lernen; ja, der Feind ist sogar der beste von allen Lehrmeistern! In diesen grauenvollen Tagen des staatlichen, wirtschaftlichen, seelischen Zusammenbruchs Deutschlands muß ich immer an Merciés „Quand-même"-Gruppe im Tuilleriengarten denken. Kein überragendes Kunstwerk, aber vorbildlich als Verkörperung der Gefühlswelt eines ganzen Volks; des Wahlspruchs der Patriotenliga. Und wenn auch — nun gerade! Das besiegte Vaterland wurde vom Franzosen heißer geliebt als das triumphierende; man berauschte sich fast in Gloria victis.

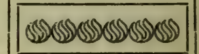
Déroulède schmetterte immer wieder sein Qui vive? — La France! Frankreich allein, Frankreich immerdar, Frankreich überall. — Und wir? Und wenn auch — nun gerade! Unser „Deutschland über alles" ist früher von feindlicher Dummheit und Niedertracht als ein Kampfruf eroberungsgierigen Weltherrschaftstrebens und wüsten Größenwahnsinns ausgelegt. Heute dagegen besudelt französische Rachsucht das unbesiegte, aber durch fünffach überlegene Massen und durch hundertfach überlegene Vernichtungsindustrie erdrückte, ohnmächtige, innerlich sieche, aus tausend Wunden blutende Deutschland mit Schmähungen der Verachtung und gemeinen Hohns. Heute wendet sich der Gesinnungspöbel bei uns den Götzen der Tagesmode zu. Und wenn auch — nun gerade! Das feile Schmarotzergeschmeiß, das nur nach Ordensflitter, Titel, Pfründen, Machtstellen, Profit, Trinkgeld, Livreeborten herumlungerte, ist aus dem Tempel der Vaterlandsliebe geflohen; die Luft ist da rein geworden; die „Fliegen des Marktes" stören uns nicht mehr in unserer Andacht zur heiligen, gemarterten deutschen Mutter. Deutschland über alles in der Welt — nun gerade! Machen wir dem Franzosen die schöne Sitte nach: entblößen wir das Haupt, neigen wir uns ehrerbietig vor den in zahllosen Siegen zerschossenen, zerfetzten, verqualmten Fahnen unseres Heeres, das mehr als einmal das erste der Welt genannt werden muß. Bleiben wir unseren unauslöschlichen Erinnerungen, unseren „unverjährbaren Hoffnungen" treu — wie der Feind drüben. Wir wissen nicht, ob das Haus Hohenzollern wirklich seine weltgeschichtliche Rolle schon ganz ausgespielt hat; aber nur Lakaiensinn und Hoflieferantenmonarchismus kann vergessen, was die ersten Friedriche in der Mark, was der Sieger von Fehrbellin, was Friedrich Wilhelm I., was der große Friedrich, was der alte Wilhelm unserem Volk auf dem Wege zu Glanz und Größe gewesen sind. Mag das Verschulden unserer Fürsten noch so groß sein: heute, wo es uns keinen äußeren Gewinn bringen kann, rufen wir: „Und wenn auch — nun gerade." — Demokratie und Republik, Liberalismus, Konservatismus, Nationalismus, Sozialismus, Radikalismus, Monarchismus: alles das — sagt der Franzose — sind nur Vornamen! Alle haben einen gemeinsamen Vatersnamen, sie nennen sich Franzosen. Werden auch wir's endlich lernen, uns alle nur als Brüder und Schwestern der einen großen deutschen Familie zu fühlen? — Der Franzose hat in den düstersten Tagen seiner Geschichte nicht den Gambettaglauben an die „immanente Gerechtigkeit" verloren, und jetzt im Kriege hat drüben Regierung und Volk sich stets in der sicheren Erwartung des Sieges fest zusammengeschlossen. Wir aber hatten ja überhaupt seit 1890 keine einheitliche nationale Politik, und im Kriege gar löste sich die innere Front in Parteigeschrei, Klassenherrschsucht, Häuptlingstreberei und Erpresserpolitik auf. Machen wir heute endlich und „nun gerade" deutsche, nichts als deutsche Politik; glauben wir heute (und wenn auch — nun gerade!) an die „immanente Gerechtigkeit", glauben wir daran, daß auf dem Zifferblatt der Weltuhr der Zeiger der Geschichte auch unsere Glückstunde einmal wieder schlagen lassen wird. — Alles strömt drüben der französischen „Liga der Erinnerung" zu. Weihen auch wir uns der Erinnerung! Mit Waffenstillstandschmach und Friedensdemütigung hilft ja der unritterliche Feind das deutsche Gedächtnis stärken. Jede Partei, jede Versammlung, jede Rede, jeder Wahlzettel, jeder Gedanke und jedes Wort, jeder Herzschlag und jeder Atemzug sei eine Kundgebung der unsichtbaren deutschen „Liga der Erinnerung". Zeigen wir endlich den „stahlharten Willen", von dem wir bisher nur immer geredet haben. Das deutsche Volk kann und wird nicht immer so wie heute von allen guten Geistern verlassen sein. — Wer da? — Deutschland! Und wenn auch — nun gerade!

Einheitsschule und Begabtenklassen. Der Deutschen Tageszeitung wird geschrieben: „Kant sagt an irgendeiner Stelle seiner Werke, daß man den dümmsten Menschen bis zum Gelehrten hinaufpäppeln kann. Überall erschallt heute der Ruf nach dem ‚Tüchtigen', und da müssen wir uns doch fragen, ob diese Tüchtigen nicht unter die Kategorie fallen, die Kant meint. Da kommen nun diese angeblich Tüchtigen und sollen in Begabtenklassen weitergehetzt werden. Ich habe während meiner Schulzeit eine Menge Mitschüler gehabt,

die zu den Begabteren gerechnet wurden. Sie saßen immer ‚Erster‘ und wußten jede Vokabel und jede Regel, aber wenn eine Frage auftauchte, die nicht in den Schulbüchern zu finden war, dann verstummten sie regelmäßig. Dann aber trat die sonderbare Erscheinung ein, daß die Brüder, die sich immer auf den letzten Sitzen herumtrieben, diese Fragen zu beantworten wußten. Die ‚Begabten‘ hatten meistens einen völlig leeren Kopf und nahmen heißhungrig alles auf, was ihnen geboten wurde, und da sie nichts, aber auch nichts ablenkte, so waren sie immer auf der Höhe der Schulaufgabe und darum die Begabten, Vielversprechenden. Ich habe nie wieder etwas von ihnen gehört. Den einfachen Schichten, den sie entstammen, sind diese guten Köpfe entzogen, und damit ist ein unberechenbarer Schade angerichtet, und das Volk als Ganzes hat keinen Gewinn davon gehabt, und das ist das Ausschlaggebende und nicht, daß irgendein Junge schnell in die höheren Schichten aufsteigt. Dies darf nicht gefördert werden, denn das Volksganze leidet darunter. Der geniale Kopf ringt sich unter allen Umständen selbst durch. Das Ergebnis ist immer dasselbe. Entweder erlahmt der Begabte in den höheren Klassen, weil das Gehirn nicht ausreicht, und ein tüchtiger Arbeiter oder Mittelstandsmann ist endgültig verdorben, oder aber, er erreicht die Universität und leistet höchst Mittelmäßiges. Oder aber, er erreicht wirklich ‚sein Ziel‘, und dann, ja dann steht er mutterseelenallein in der Welt. Seinen Eltern, Verwandten und Genossen der Kindheit ist er entfremdet und alles Erreichte kann ihm über diese Verluste an Gemütswerten nicht hinweghelfen. In seiner Stellung wird er aber auch Schwierigkeiten haben, denn ihm fehlen eben aus der Kinderzeit Werte, die nicht zu ersetzen sind. Die Kinderstube und alles, was damit zusammenhängt. Nicht die Riesenbefähigung für die Schule ist uns nötig, die alles Wissen hineinfrißt, sondern der gesunde Menschenverstand und die Schulung durch die Eltern und die Summe der Erfahrungen der Eltern und Vorfahren. Mich deucht, Bismarck, wohl der größte Deutsche, sei kein eigentlich Begabter gewesen. Jedenfalls hören wir, daß ihm auf der Schule oft Übles prophezeit worden ist. Und doch, welch ein Mann! Da war gesunder Menschenverstand und schöpferisches Können. Und um das handelt es sich. Das Gegenstück sehen wir in dem verflossenen Reichskanzler v. Bethmann Hollweg. Glänzende Begabung, ganz wie sie heute gefordert wird. Und das Ergebnis? Vor lauter Wissen und Begabung kommt bei den abgestempelten ‚Tüchtigen‘ die Tat nicht zustande. Diese müssen wir aber verlangen. Darum laßt die Begabten in ihrem Stande. Sie werden sich mit ihrem guten Kopf schon eine gute Lebensstellung schaffen und ihre Kinder so erziehen, daß sie eine Stufe höher steigen. Vor Jahren begrub ich einen meiner alten Tagelöhner, und an seinem Grabe standen seine Enkel. Einer davon war Professor. Kinder und Enkel haben den alten Tagelöhner oft hier besucht, und keiner hat sich seiner geschämt. Er hat aber auch bewußt von Jugend auf daran gearbeitet, seinen Enkeln eine höhere Stufe zu schaffen. Das ist ihm gelungen und seine Arbeit hat Segen getragen, ihm, seinen Kindern und Enkeln und seinem Volke. Das ist der Weg zum Aufstieg, der dem einzelnen Segen bringt und der Gesamtheit. Nicht aber der Weg der Einheitsschule und der Begabtenklassen. Dort kommt der ‚Tüchtige‘ in die Höhe, und für die Tüchtigen danken wir. Die Familien aber, die sich mit Ernst emporringen (siehe den alten Tagelöhner), die sollen uns willkommen sein, als Werkgenossen nicht nur, sondern auch als Familienglieder.“ — Eberhard von Brockhusen-Langen.



Bücherbesprechungen.



Festschrift, Gustav Kossinna zum 60. Geburtstag gewidmet. Mannus X, 1/2. Leipzig und Würzburg 1918, C. Kabitzsch.

Nachdem ich, seiner Bedeutung für das deutsche Volkstum wegen, den Beitrag von Montelius vorausgenommen, möchte ich nun auch kurz noch auf den sonstigen Inhalt

der unter der Leitung von Hahne und Wilke zusammengestellten, in jeder Hinsicht gut ausgestatteten Schrift eingehen. „Zur Rugierfrage" äußert sich zunächst der schwedische Altertumsforscher Almgren und tritt mit Recht für eine Auswanderung dieses Volkes aus Skandinavien, insbesondere dem norwegischen Rogaland, sowie für den Zusammenhang der Ortsbezeichnung „Rügen" mit dem Volksnamen ein, „der auch archäologisch ... sehr gut passen würde." Ein „masurisches Steinzeitgrab", im Frühjahr 1915 bei Befestigungsarbeiten aufgedeckt, behandelt Bezzenberger; leider fehlt an dem kräftig gebauten Skelett der Schädel, so daß eine genauere Rassenbestimmung nicht möglich ist. Über einen „Spätlatene-Fund von Tschiläsen", im schlesischen Kreise Guhrau, mit einem Spuren von Leichenbrand enthaltenden, wahrscheinlich aus Italien stammenden Bronzeeimer und verschiedenen Waffen, darunter zwei Schildbuckel und mehrere Messer, berichtet Jahn. Daß wir hier „unzweifelhaft das Grab eines Germanen" vor uns haben, scheint mir doch nicht ganz sicher; ich möchte es lieber einer mit den Boiern verbündeten gallischen Völkerschaft, etwa den eisenschmelzenden Cotinern, zuschreiben. Runde Schildbuckel und verzierte Eisenwaffen kommen in späterer Zeit auch bei den Galliern vor. „Die bronzezeitliche Quellfassung von St. Moritz" bespricht Lienau. Nach der Gestalt der als Weihegaben versenkten Erzarbeiten, insbesondere zweier Schwerter, stammt die älteste Fassung der Heilquelle, zwei Holzröhren in einem Bohlenrahmen, aus der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends. Sehr wichtig und lehrreich ist Mötefindts Abhandlung über „Die Entwicklung des Wagens und des Wagenrades". Die Annahme, „das Scheibenrad sei die älteste Radform" hat sich als richtig erwiesen, der Wagen „aus einer Schleife entwickelt". Die ältestbekannten Holzräder stammen aus einem bronzezeitlichen Pfahlbau von Mercurago am Langensee. „Die Bodenstempel auf wendischen und frühdeutschen Gefäßen des 9.—14. nachchristlichen Jahrhunderts" hat Näbe bearbeitet. Solche Zeichen, Kreuz, Radkreuz, Sterne, Hakenkreuz, Fünfpaß u. a., waren wohl ursprünglich göttliche, glückbringende Sinnbilder, in späterer Zeit aber auch Haus- und Handwerksmarken. „Die Ursache der starken Zahnabnützung an prähistorischen Schädeln" sucht Netolitzky nicht in tierischer, sondern in pflanzlicher Nahrung, hauptsächlich „nicht genügend entspelzten Getreidefrüchten". Den „Goldfund von Hammersdorf" bei Braunsberg in Ostpreußen, zwei Halsringe, versetzt Peiser in das 5.—6. Jahrhundert n. Chr. In dem Aufsatz „Zur Chronologie der niederrheinischen Hallstattgräber" setzt sich Rademacher mit dem Holländer Holwerda auseinander. „Vorgeschichtliche Untersuchungen während der Kriegszeit" an eisen- und steinzeitlichen Gräbern in Wolhynien teilt Schultze mit. „Urnenfriedhöfe und Grabhügel des letzten Jahrtausends v. Chr. im nordöstlichen Westfalen" glaubt Schulz bestimmten germanischen Völkerschaften, insbesondere den Brukterern und Cheruskern, zuschreiben zu können, da nach seiner Meinung die Germanen „schon in der jüngeren Bronzezeit ... bis zum Lippegebiet vorgedrungen waren". Aus andernorts eingehend dargelegten Gründen kann ich jedoch diese Ansicht nicht teilen, muß vielmehr den Kimbernzug für das Vorspiel der Besiedelung des heutigen Deutschlands durch die eigentlichen Germanen halten, die aber selbstverständlich stammverwandte Vorläufer gehabt haben. Den „modernen Krieg als Minderer der vor- und frühgeschichtlichen Bodenfunde" beklagt Wahle. „Der einzige Schutz der noch im Boden ruhenden vorgeschichtlichen Denkmäler wird somit in unablässiger, zielbewußter Friedensarbeit zu suchen sein." Der Beitrag von Wilke über „die Zahl dreizehn im Glauben der Indogermanen" ist, wie alle Veröffentlichungen dieses Verfassers, eine ungemein fleißige, gedankenreiche Arbeit, in der nachgewiesen wird, daß diese Zahl, ursprünglich eine heilige und glückbringende, sich bis in die jüngere Steinzeit zurückverfolgen läßt und in der Richtung „von Westen nach Osten" verbreitet haben muß. Von großer Bedeutung für die Geschichte der Zeitrechnung ist ein angeführter gallischer Kalender, auf Erzblech und aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr., mit reinen Mondmonaten von zusammen 354—5 Tagen, die in jedem dritten Jahre durch einen dreizehnten Schaltmonat mit dem Sonnenjahr in Einklang gebracht wurden.

Wenn man auch, wie angedeutet, nicht mit allen Einzelheiten der darin enthaltenen Aufsätze übereinstimmen kann, so bildet diese Festschrift doch ohne Frage einen sehr wertvollen, reichhaltigen Beitrag zu der europäisch-germanischen Altertumsforschung.

Ludwig Wilser.

G. Wilke, Archäologie und Indogermanenproblem. Mit vier Karten und einer Tafel. Halle 1918, Gebauer-Schwetschke.

Diese zur Eröffnungsfeier des Provinzialmuseums in Halle von dem im letzten Jahrzehnt auf genanntem Gebiet ungemein rührigen Verfasser herausgegebene Schrift wendet sich besonders gegen Feist, der bekanntlich unsere Urheimat wieder in Asien sucht und es für „aussichtslos" erklärt, das „Indogermanenproblem archäologisch zu erfassen". Wilke möchte dagegen einen Weg zeigen, der, wie er glaubt, „nach dem Versagen der bisherigen Methoden allein zum Ziele zu führen vermag". Ich kann ein solches Versagen nicht zugeben, wenn man alle Hilfswissenschaften, Menschenkunde und Altertumsforschung, Sprachvergleichung und Geschichte, gleichmäßig zu Rate zieht und nicht eine derselben, wie es Verfasser offenbar mit der Archäologie tut, vorzugsweise berücksichtigt. Da Kulturkreise keineswegs immer mit den Volksgrenzen und noch weniger mit der Rassenverbreitung zusammenfallen, da geschichtliche Urkunden durch Bodenfunde allenfalls ergänzt, aber unmöglich ersetzt werden können, liegt das Unzulängliche jeder einseitigen „Methode" auf der Hand. Auf dem richtigen Wege und nah dem Ziele sind wir nur dann, wenn aus keinem der in Betracht kommenden Wissensgebiete ein stichhaltiger Gegengrund beigebracht werden kann. Welche sind nun des Verfassers Ergebnisse? Er tritt mit Entschiedenheit für unsern eigenen Weltteil ein, unterscheidet aber „das Heimatland der Indogermanen", wo sie noch „ein einheitliches Volk" gebildet, von ihrem „Geburtsland, wo sie ihre erste körperliche und sprachliche Entwicklung durchgemacht" haben. Letzteres ist nach seiner Ansicht „wesentlich kleiner" und kann nur im „westlichen Europa" gesucht werden. Das ist aber entschieden ein noch zu weiter und unbestimmter Begriff, der sich mit Hilfe bekannter, von den einzelnen Hilfswissenschaften gelieferter Tatsachen mehr und mehr einschränken läßt, bis man schließlich auf der skandinavischen Halbinsel anlangt, von der nach dem Zeugnis der Geschichte die Wanderungen der Germanen, des letzten unvermischten Kernvolkes der Arier oder Indogermanen, ausgegangen sind. Nach Wilke „bedarf dies alles, ebenso wie die Art der Wanderung und Ausbreitung vom Geburtslande aus, noch einer besonderen eingehenden Untersuchung". Nach meiner eigenen Überzeugung wie nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte braucht die skandinavische Lehre keinerlei Nachprüfung zu scheuen. Als wertvolle Unterstützung der etwas weiter gefaßten europäischen Ansicht aber ist auch die besprochene Abhandlung zu begrüßen. Ludwig Wilser.

Buysse, Flämische Dorfgeschichten. München 1917, Georg Müller. Preis M. 5,50.

Es ist kein Zufall, daß unser großer niederdeutscher Dichter Heinrich von Kleist, den auch erst die Gegenwart entdeckt hat, weil er ein Opfer unserer Niederlage vor 100 Jahren war, in seinem „Zerbrochenen Krug" einen Gegenstand behandelt hat, der in seinem grotesken Humor durchaus niederdeutsch ist. Daher bilden die flämischen Dorfgeschichten ein reizendes episches Gegenspiel zum „Zerbrochenen Krug". K. v. Str.

Haas, Triebl der Wanderer. Leipzig 1918, Staakmann. Preis M. 4,80.

Er bildet die Fortsetzung des Matthias und steht vielleicht nicht ganz auf dieser Höhe, doch sind die Schilderungen von Land und Leuten von entzückender Frische und Innigkeit. K. v. Str.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 3. 1. 19.
Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVII.11 — 1919

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Die moderne Krankheit des Staats- und Gesellschaftskörpers.

Vom Herausgeber.

Unter der Überschrift: „Lebenslehre, Hygiene, Völkerschicksal" sind im letzten Nov./Dez.-Heft der „Blätter für biologische Medizin"[1]) zur Widerlegung der jetzt vielfach überlebten, aber noch immer herrschenden Medizinschule 20 Leitsätze aufgestellt, von denen die ersten sieben mutatis mutandis auch auf den modernen Staats- und Gesellschaftskörper anwendbar sind. Ich möchte sie darum hier wörtlich anführen. Sie lauten:

1. Kein eigentlicher Lebensvorgang ist mechanistisch erklärbar. Zwar bedient sich das Leben materieller (physikalischer und chemischer) Kräfte als Mittel zur Erreichung seiner vorbedachten Zwecke, doch ist es selbst seiner Natur nach durchaus immateriell.

2. Unsere außerordentlichen Erfolge auf dem Gebiete der unorganischen Naturwissenschaften mit ihrem wirtschaftlichen Segen hatten uns über die Mißerfolge der materialistisch orientierten biologischen Wissenschaften, einschließlich der Heilkunde, hinweggetäuscht. Hierin ist der Hauptgrund unseres schlechten politischen Ansehens und unseres schließlichen Zusammenbruchs zu erblicken.

---

[1]) Der vollständige Titel lautet: „Blätter für biologische Medizin." Mitteilungen der Medizinisch-Biologischen Gesellschaft und des Arbeitsausschusses deutscher Vereine für Lebenserneuerung. Verantwortlicher Schriftleiter: Medizinalrat Dr. Bachmann in Hamm (Westf.), Deutschnationale Verlagsanstalt A.-G., Hamburg 36, Holstenplatz 2.

3. Krankheit ist ein Lebensvorgang der Zellen, Zellenverbände und Zellenstaaten, nämlich eine zweckmäßige Reaktion des beseelten Organismus gegen schädliche Reize der Umwelt.

4. Die Überschätzung der bakteriologischen Tatsachen hat die Medizin weiter auf wissenschaftlich irrige und praktisch schädliche Wege geführt. Gerade bei der Bekämpfung der wichtigsten Volkskrankheiten haben uns diese verkehrten Grundsätze behindert.

5. Selbst das — übrigens verhältnismäßig enge — Gebiet der übertragbaren (Infektions-) Krankheiten besteht seinem Wesen nach nicht lediglich im Befallensein des Organismus mit Kleinlebewesen (Bakterien), sondern im Vorhandensein eines für sie geeigneten Nährbodens im Körper und im relativen Versagen seiner Abwehrkräfte.

6. Die große Mehrzahl aller übrigen Krankheiten, Stoffwechsel- und Konstitutionskrankheiten, ist praktisch die unmittelbare Folge gewisser allgemein verbreiteter, schlechter Lebensgewohnheiten, in Verbindung mit materialistisch irregeleiteten Masseninstinkten, wobei zurückgehaltene (nicht ausgeschiedene) Stoffwechselerzeugnisse die Hauptrolle spielen. (Krankheitsstoffe, Selbstgifte).

7. Unsere heutige Kultur, besonders nach dem wirtschaftlichen Aufschwung vor 40 bis 50 Jahren, war daher im hohen Grade verbesserungsbedürftig; sie mußte, zusammen mit der staatlichen Hygiene der Verweichlichung, notwendig zum Überhandnehmen schlechter Konstitutionen, Schwächung der Volkskraft, ja Entartung in körperlicher, geistiger und sittlicher Beziehung führen. Nützliche Reformen wurden hingegen immer und immer wieder verschoben, wie z. B. die Bevölkerungspolitik, die Rassen- (Konstitutions-) Hygiene, das Wohnungs- und Kleinsiedlungswesen und sonstige Fürsorgebestrebungen.

Setzt man hier an Stelle der Medizin und Hygiene Politik und Volkswirtschaftslehre, an Stelle der Zellen und Zellenverbände Einzelpersonen, Familien, Berufsklassen und versteht man unter Krankheitserregern alle verbrecherisch oder sonstwie schädlich entarteten Elemente einheimischer oder fremder Herkunft, wie z. B. die Bolschewisten, so gelten die Leitsätze fast genau so für den Staats- und Gesellschaftskörper. Auch hier ist die Verhütung der Krankheiten viel leichter als die Heilung, die, wenn die Krankheiten erst einmal ausgebrochen sind, gewöhnlich schwer und langwierig ist. Die Verhütung besteht einerseits in der Abwehr der Infektionsträger, andererseits — und das ist auch hier noch wichtiger — in der Festigung der staatlichen und gesellschaftlichen Konstitution. Ist diese nämlich genügend fest, dann wehrt sich der Körper selbst energisch gegen die etwa doch eingedrungenen Infektionsträger, gleichviel, woher diese gekommen sind.

In der einen wie der anderen Hinsicht hat das alte, jetzt durch die Revolution gestürzte, noch viel mehr aber das dadurch heraufgekommene neue Regierungssystem, soweit man da von einem System überhaupt sprechen

kann, schmählich versagt. Beide haben nicht nur die fremden und einheimischen Infektionsträger ruhig ihr unheilvolles Werk vollenden lassen, sie haben auch nichts getan, was die staatliche und gesellschaftliche Konstitution hätte festigen können. Im Gegenteil, sie haben nahezu alles getan, was dahin führen mußte, diese Konstitution noch mehr zu schwächen. Dazu gehört besonders die „Hygiene der Verweichlichung, Verzärtelung", die man gegenüber den untersten, und die der Verbitterung, Brutalisierung, die man gegenüber den mittleren und einem Teile der oberen Schichten sich zuschulden kommen ließ. Es gibt kaum einen Fehler, den man in dieser Beziehung nicht gemacht hätte. Man hat namentlich auch die sittliche Verwilderung auf allen Gebieten widerstandslos in einem Grade zunehmen lassen, der vor dem Kriege das Schlimmste befürchten ließ, wenn auch diese Furcht zu Anfang des Krieges, wo dessen Naturheilkräfte noch nicht gebrochen waren, als übertrieben erschien. Gegen Ende freilich sah man dann um so mehr, wie berechtigt diese Furcht gewesen war. Der alte Staat und die alte Gesellschaft wären darum auch ohne die furchtbare Belastungsprobe des größten aller Kriege zusammengebrochen. Der Krieg an sich hatte damit gar nichts zu tun. Im Gegenteil, er hatte durch die ihm innewohnenden Naturheilkräfte anfangs die staatliche und gesellschaftliche Konstitution wieder gekräftigt und hätte das Gemeinwesen wieder völlig gesund machen können, wenn jetzt, wie zum Teil bei der Entente, das richtige Verhalten der staatlichen und gesellschaftlichen Organe endlich eingesetzt hätte. Weil aber bei uns das alte System der Verzärtelung einerseits und Brutalisierung, Verbitterung andererseits beibehalten wurde, so konnte sich der anfangs erreichte Grad der Kräftigung nicht lange behaupten, die Konstitutionsfestigkeit sank sogar allmählich wieder herab, zuletzt sogar, unter den immer härter werdenden Prüfungen des Krieges, noch unter den Stand, den sie vor dem Kriege innegehabt hatte. So mußten denn Staat und Gesellschaft zuletzt den — noch dazu in keiner Weise gestörten oder gar abgewehrten — Infektionsträgern, die namentlich aus Rußland stammten, schnell und leicht erliegen. Überraschen konnte das höchstens die Vertreter des alten Systems, die in ihrer grenzenlosen Torheit meinten, mit ihrer Hygiene der Verweichlichung einerseits und Brutalisierung andererseits den Umständen nach richtig gehandelt zu haben.

Selbst wenn also der Krieg für uns militärisch trotz aller innen- und außenpolitischen Fehler siegreich abgelaufen wäre, der Zusammenbruch im Innern hätte zuletzt doch erfolgen müssen, es sei denn, daß in der Innen- und Außenpolitik noch rechtzeitig das genau entgegengesetzte Verhalten und Verfahren eingesetzt hätte. Gewiß ist es Mangel an rechter politischer Einsicht, Voraussicht und Umsicht, was alles das verschuldet hat. Die Hauptschuld tragen aber die Charakterfehler des alten Systems. Diese bestanden einerseits in Schwäche, Feigheit, Furcht, andererseits in dem selbstsüchtigen Kleben an der Macht und ihren rein äußerlichen Annehmlichkeiten. Man

fürchtete die Spitzen der Plutokratie als die Hauptträger der in modernen Staaten so wichtigen Geldmacht. Man fürchtete die untersten Volksschichten als die für die Reichstagswahlen wegen ihrer Überzahl ausschlaggebenden Elemente. Man fürchtete deren Verführer und schonte sie in jeder Weise, obwohl sie die eigentlichen Träger der krankmachenden Infektionsstoffe waren. Dagegen brutalisierte man die mittleren und den nicht plutokratischen Teil der oberen Schichten, weil man sie wegen ihrer unbedingten Staatstreue nicht fürchtete und weil man damit die übrigen, die man fürchtete, für sich zu gewinnen hoffte. Also überall Furcht, Schwäche, Feigheit, nirgends Mut, Kraft und Entschlossenheit, wie es doch das erste Erfordernis von Staatsmännern, ja von Männern überhaupt hätte sein müssen.

Diese Entmännlichung der Seele hatte vor dem Kriege bei den meisten ihre Hauptursache in der Verweichlichung des Körpers, und diese wieder war die „Folge gewisser vor dem Kriege allgemein verbreiteter schlechter Lebensgewohnheiten". Solche schlechten Lebensgewohnheiten bedingen aber wieder das selbstsüchtige Kleben an der Macht und ihren rein äußerlichen Annehmlichkeiten, womit wir dann auf die andere Ursache des falschen Verhaltens seitens des größten Teils unserer leitenden oder vielmehr leidenden Staatsmänner kommen. Daß wir solche Karikaturen von Staatsdienern, wie namentlich Bethmann Hollweg, so lange ertrugen, darin liegt unser aller Schuld. Keine Gesellschaftsschicht ist in dieser Beziehung ganz frei zu sprechen. Höchstens sind es einzelne Persönlichkeiten, die ihr Mögliches — aber auch nicht das Äußerste — getan haben, um jene über alle Begriffe Unfähigen zu stürzen. Was aber später, durch die Revolution, an die Macht kam, das war, soweit es nicht direkt verbrecherische Neigungen zeigte, das alte System in verschwächerter und verwässerter Auflage.

Ein solches fast allgemeines Versagen eines großen Volkes in wichtigen, ja wichtigsten Dingen muß eine allgemeine Ursache haben, und man kommt dieser auf die Spur, wenn man den 19. und 20. der vorher erwähnten Leitsätze näher betrachtet. Auch diese seien darum hier wörtlich angeführt.

19. „In innerpolitischer Hinsicht gibt es zurzeit keine wichtigere Aufgabe, als die Parteien, welche am meisten durch die Scheinwissenschaft des Materialismus irregeleitet sind, durch allgemeine und vergleichende Lebenslehre (Biologie) aufzuklären, da es im heutigen Chaos der Ansichten und im Widerspruch der Theorien nur einen feststehenden Pol geben kann: eine naturwissenschaftlich richtige Lebens- und Weltanschauung.

20. Unser gesamtes deutsches Kulturleben seit dem vorletzten Kriege, als dessen sehr wesentlichen Bestandteil man Naturwissenschaft und Medizin ansehen muß, zumal bei der deutschen Wertschätzung aller Theorien, wurde zu unserem großen Schaden von einer kleinen Berliner Gelehrtengruppe beherrscht, der es gelang, sich das Vertrauen der preußischen und Reichsregierung zu verschaffen. Mit Zuhilfenahme der Tages- und wissenschaft-

lichen Presse, der Ärzteschaft und der chemischen Großindustrie gelang es dieser Gruppe, durch das bekannte System der politisch-bürokratischen Gewaltmittel, besonders der Unterdrückung jeder freien wissenschaftlichen Meinungsäußerung, jahrzehntelang allen aus den Volks- und einigen Ärztekreisen sich äußernden Reformbestrebungen Trotz zu bieten. Sollte nicht nun endlich in allernächster Zeit eine gründliche und unzweideutige Absage der Regierungen an dieses ganze System erfolgen müssen?"

Auch hier braucht man an Stelle von Krankheits-, Gesundheits- und allgemeiner Lebenslehre nur Politik, Volkswirtschaftslehre, Geschichte, an Stelle der Ärzteschaft gewisse Parteipolitiker der Linken und ihre gelehrten Hintermänner zu setzen, dann gelten diese Leitsätze auch für unseren Staats- und Gesellschaftskörper während der letzten Jahrzehnte. Auch hier war das skrupellose Hervordrängen der materialistischen Weltanschauung, des Mammonismus die eigentliche Wurzel alles Übels. Selbst die angebliche Gegenwirkung seitens der Sozialdemokratie war nur das proletarische Gegenstück zum bürgerlichen Materialismus, wie im vorigen Hefte näher gekennzeichnet worden ist. Eben darum wird die Herrschaft der Sozialdemokratie, wenn diese Partei so bleibt, wie sie ist, keine Besserung, sondern nur noch eine Verschlimmerung des alten Übels herbeiführen. Erst die Abkehr von der materialistischen und die Hinwendung zu einer idealistischen Welt- und Lebensanschauung ließe eine Besserung der allgemeinen Lage erhoffen.

Es ist selbstverständlich, daß die Aufklärung über diese Dinge außerordentlich wichtig ist; aber mit der bloßen Aufklärung, selbst wenn sie in allen Schichten durchgeführt und von jedermann als richtig anerkannt würde, wäre noch nichts gewonnen. Was nützt alles Wissen, alle Einsicht, auch die klarste und tiefste, wenn der Charakter, der Wille versagt? Gerade das ist es aber, woran es zurzeit am meisten mangelt. Unser Volk bedarf darum vor allem der Willensschulung, der Charakterzucht. Erst Verstand und Charakter, Wissen und Wollen im Verein machen den ganzen Mann, von dem nicht bloß Reden und Wahlen, sondern auch Entschlüsse und Taten zu erwarten sind. Gewiß ist unser Volk in allen Schichten auch hinsichtlich des Wissens vielfach irregeleitet; sein jetziger Hauptfehler aber liegt im Charakter. Was von den Staatsmännern der letzten Jahrzehnte bis heute gilt, trifft mit vergleichsweise wenigen Ausnahmen für das ganze Volk zu. Darüber dürfen wir uns keinen Illusionen mehr hingeben. Selbst an unseren sonst über jedes Lob erhabenen großen Militärs vermißte man während des Krieges vielfach das, was Bismarck mit „Zivilcourage" meinte, wenngleich das hier der Fehler einer Tugend genannt werden muß, denn Militärs sollen eben keine Politiker sein. Bei alledem hat dieser Mangel unserem Volke unter den nun einmal vorhandenen Verhältnissen außerordentlich geschadet, denn wäre diese „Zivilcourage" in genügendem Maße verfügbar gewesen, dann

hätten sich jene über alle Begriffe unfähigen Staatsmänner nicht so lange im Amte erhalten können. Man sieht: die Schuld an alle den beklagenswerten Tat- und Unterlassungssünden erstreckt sich auf alle Teile unserer Nation, vom Fürsten bis zum geringsten Arbeiter. Bei den einen fehlte die rechte Einsicht, bei den anderen der rechte Wille, bei den meisten beides.

Auch die Revolution hat, wie schon bemerkt, keine Männer an die Spitze gebracht, die Einsicht, Voraussicht und Umsicht mit Mut, Entschlossenheit und Tatkraft vereinigt hätten. Es scheint also wirklich, daß zurzeit unser ganzes Volk — zum mindesten dessen städtischer oder vielmehr großstädtischer Teil — in dieser Beziehung versagt, denn das eigentliche Landvolk, die Junker und die Bauern, sind ja seit Bismarcks Entlassung trotz alles heuchlerischen Geschreis über „Junkerherrschaft" in staatsmännisch führender Stellung so gut wie nicht hervorgetreten. Das Wörtchen „von" vor dem Namen macht noch keinen „Junker". Es handelte sich bei solchen meist um nicht lange erst geadelte Bürgerliche von plutokratischer oder beamteter Herkunft, nicht um solche, die seit Generationen gesunde Landluft geatmet hatten. Selbst altadelige Familien sind ja heutzutage vielfach vergroßstädtert und damit materialistisch verseucht. Die echten Junker hat man seit Bismarcks Entlassung nicht an die staatsmännische Führung gelassen, weil sie Wilhelm II. und seinem tonangebenden Klüngel unbequem und unangenehm waren, weil sie den Lastern der Zeit nicht schmeichelten, an die „herrliche" Zukunft nicht glaubten, vielmehr durch trübe Vorahnungen gewissen Leuten auf die schwachen Nerven fielen. Nur aus der Armee waren sie glücklicherweise nicht zu verdrängen. Hier gestattete man ihnen ohne Beschränkung zu kämpfen, zu bluten, zu fallen, ja auch zu führen, sonst wäre der Verlauf des Krieges auf militärischem Gebiete wohl ebenso schlimm wie auf politischem gewesen.

Wie wäre es also, wenn das deutsche Volk auch für seine politische Führung wieder einmal auf diese Bevölkerungsschicht — die ja nicht immer dem Namen nach adelig sein muß — zurückgriffe? Das frühere Haupthindernis, die Abneigung des zeitweiligen Monarchen, fiele ja jetzt fort, und auch der plutokratische Klüngel müßte an Macht verlieren, falls die Sozialdemokratie sich nicht auch, wie die bürgerliche Demokratie, als eine listig verschleierte Plutokratie entpuppen und damit die Heilung der modernen Krankheit wiederum hinausschieben sollte.

Gewiß hat auch die in Rede stehende Bevölkerungsschicht, wie jede andere, ihre Fehler, denn Vollkommenes gibt es auf dieser Welt nur außerordentlich selten. Die Fehler der Junker wurden und werden jedoch von ihren Feinden aus gewissen Gründen — man wollte und will sie eben nicht an die politische Führung kommen lassen — stark übertrieben. Immerhin soll nicht geleugnet werden, daß sie in der Schulbildung oft hinter dem höheren und mittleren Bügertum, meist auch hinter ihren in Großstädten heimisch gewordenen adeligen Standesgenossen zurückstehen. Auch mag das herrische oder ländlich-rauhe

Wesen dieses oder jenes von ihnen manchem unangenehm auf die Nerven fallen. Dafür sind sie aber körperlich und seelisch im Durchschnitt weniger entartet, ja manchmal in dieser Beziehung noch geradezu robust. Auch ist ihr Verstand natürlicher, gesünder; ihr Wille stärker, fester, zäher; ihre Instinkte sind, namentlich in nationaler Hinsicht, klarer, sicherer. Kurz: alles das, was man an den politisch führenden Personen des alten und des neuen Regimes bisher so schmerzlich vermißte, wäre hier noch zu finden, wenn man ehrlich danach suchte. Und was die Schulbildung anbelangt, so ist man doch durch die heutigen sozialdemokratischen „Staatsmänner" wahrlich nicht verwöhnt worden! Vielleicht erreicht die bittere Not, was der geil in die Halme geschossene Reichtum der vorausgegangenen Jahrzehnte und die daraus erwachsene verantwortungsscheue Sorglosigkeit im Verein mit einer maßlosen Hetze so lange verhindert hat.

Aber wird das — so könnte man fragen — den übrigen, namentlich den großstädtischen Bevölkerungsklassen noch etwas nützen? Ist von ihnen noch anzunehmen, daß sie bei straffer und richtiger Führung sich vom mehr oder weniger vorgeschrittenen Bolschewismus wieder zu Gehorsam, Zucht und Ordnung zurückfinden werden?

Vielleicht doch. Nur müßte eben bei ihnen von jetzt ab eine Erziehung einsetzen, die sich nicht allein auf eine Gesundung des Verstandes, sondern vor allem des Willens, des Charakters richtet. Dafür sind ja aber auch die äußern Umstände jetzt günstiger. Die Natur selbst wird die Erzieher dabei unterstützen, denn die Not, die als Folge des verlorenen Krieges bei uns für alle Bevölkerungsschichten eintreten muß, wird ganz von selbst eine Änderung in der Lebensweise, die ja durch den Krieg ohnehin schon eingetreten ist, bewirken. Leugnen wir es doch nicht: — zu jenen „schlechten Gewohnheiten", die eine Konstitutionsverschlechterung namentlich der großstädtischen Bevölkerung aller Klassen, auch der Arbeiter bewirkt haben, gehörte vor allem die Genußsucht und die damit in Verbindung stehende Überernährung mit Fleisch und Fett, sowie der allzu reichliche Alkoholgenuß in jeder Form. Das wird, wie jetzt, so auch nach dem Kriege von selbst wegfallen müssen, und damit vermindern sich die leiblichen und seelischen Schäden, die jene schlechten Gewohnheiten zur Folge hatten. Der Materialismus wird zurückgedrängt, der Idealismus gefördert werden. Ebenso wird die zur Linderung der Not erforderliche größere Arbeitsleistung auf allen Gebieten in derselben Richtung wirken. Die harte Arbeit, besonders die vorwiegend körperliche oder in deren Ermangelung irgendwelche andere angestrengte Leibesübung ist ja an und für sich schon der beste Zuchtmeister in bezug auf Willensschulung und Charakterbildung. Das Wort „faul" für träge ist vom Volksmund insofern ganz richtig getroffen, als Trägheit, Müßiggang aller Laster Anfang ist und so geradezu eine sittliche Fäulnis, Zersetzung einleiten muß. Das hat man ja während der Revolution an dem Fortschreiten des Bolschewismus,

jenes „Militarismus der Faulenzer", wie ihn der „Vorwärts" nannte, beobachten können. In dieser Beziehung wird die notgedrungene Wiederaufnahme regelmäßiger und angestrengter Arbeit Wunder tun.

Das beste Mittel der leiblich-seelischen Erziehung hatten wir freilich in unserem vielgeschmähten „Militarismus". Die zwei Jahre Militärdienstzeit waren neben der Versicherung gegen feindliche Überfälle zugleich eine Art von Fortbildungsschule für die reifere Jugend, wie sie billiger und zweckmäßiger kaum gedacht werden kann. Diese beiden Vorteile werden auch in Zukunft an Wert nicht verlieren. Man wird also auch nach dem Kriege, unter der neuen Ära, auf die Landesverteidigung gegen äußere und innere Feinde und nebenbei auf die Schule für Zucht und Ordnung nicht verzichten können, wenn man auch ihren Besuch leider erheblich verkürzen und sonstwie einschränken wird. Gewiß hatte der „Militarismus" der früheren Zeit seine Fehler, die namentlich in einer unwürdigen Behandlung der Rekruten durch beruflich ungeeignete Elemente unter den Unteroffizieren und bisweilen auch Offizieren hervortraten. Man kann in dieser Hinsicht vieles verbessern; im Volkserziehungsinteresse wäre aber zu wünschen, daß man hier nicht das Kind mit dem Bade verschüttet und nicht auch hier jene „staatliche Hygiene der Verweichlichung" zur Anwendung bringt. Nur dann kann der Militärdienst seine Hauptaufgabe, die Möglichkeit der Landesverteidigung, und zugleich den Nebenzweck eines leiblich-seelischen Erziehungsmittels erfüllen.

Neben den leiblichen und leiblich-seelischen sollen aber auch die rein seelischen Mittel zur Willensbildung und Charakterzucht nicht verschmäht werden. Dazu gehört neben den musischen, redenden und bildenden Künsten edler Art vor allem die in der materialistischen Epoche so sehr unterschätzte, ja direkt mißachtete, verhöhnte Religion. Sie in ihr gutes Recht wieder einzusetzen oder sie wenigstens nicht daran zu hindern, daß sie es wieder erlangt, muß also das eifrige Streben der heutigen und künftigen politischen Führer sein. Das Schlimme ist dabei nur, daß die Religion gerade am meisten unter der modernen Krankheit, unter der alles korrumpierenden, auflösenden, zersetzenden Wirkung der einseitig materialistischen Weltanschauung gelitten hat. Sie ist eben unter den Kulturgütern das feinste, sublimste, am leichtesten verletzbare. An die Stelle des festen, zuversichtlichen Glaubens an ihre Lehren ist daher vielfach der Zweifel, die Kritik, ja der Spott getreten. Und selbst da, wo man noch an der Religion festhält, ist der tief innerliche Gehalt der Glaubenslehren vielfach zu einem bloß äußerlichen Formelkram erstarrt, wenn nicht gar zur widerwärtigen Heuchelei ausgeartet. So ist es denn nicht zu verwundern, daß die Religion selbst da, wo man noch nicht auf sie verzichtet hat, der modernen Krankheit gegenüber vielfach versagt hat. Sie hat die Seele nicht gegen die Ansteckungsgefahr immun machen können. Die Religion muß eben, wie alles, was auf die Seele, das Gemüt, den Willen wirken soll, lebendig

sein. Nur Leben erzeugt und erhält Leben. Zu den Lebensbedingungen gehört aber, wie bei allen Lebewesen so auch bei der Religion die den Umständen, der Umwelt angemessene Fortbildung (Entwicklung) ebensogut wie die Erhaltung des Alten, Bewährten. Fortschritt und Konservatismus sind die beiden Verhaltungsmaßregeln, durch deren richtige Befolgung sich alles Lebende gesund, lebensfähig, wirkungsmächtig erhält.

Es mag nun schwer sein, hinsichtlich der religiösen Glaubenslehren und Kultübungen zwischen Konservatismus und Fortschritt stets den rechten Sinn und das rechte Zeitmaß (Tempo) zu treffen; aber es muß trotz alledem und alledem versucht werden, denn das Leben der Religion hängt davon ab. Der falsche oder auch nur der allzu schnelle Fortschritt bringt die Auflösung, Zersetzung, der falsche oder allzu hartnäckige Konservatismus die Erstarrung, Verknöcherung, Verkalkung. Dabei muß jedoch berücksichtigt werden, daß gerade bei der Religion noch mehr als anderswo das Zerstören leichter als das Aufbauen ist.

Das Schlimmste, was einer Religion begegnen kann, ist die Entartung ins Weichliche, Schlampige. Man läßt dann, wie der Volksmund so schön sagt, „den lieben Gott einen frommen Mann sein", der alles und jedes auch ohne Zutun der Menschen und menschlichen Gemeinschaften zum Besten wendet. Man leugnet dann wohl gar, daß es ein böses Prinzip, einen bösen Willen im Menschen, in der Menschheit, in der ganzen Welt überhaupt gibt. Man hält dann alle Menschen für gut und brav, und wenn sie unrecht tun, so meint man, sie täten es nur, weil man ihnen zuerst unrecht getan hätte. Solche Glaubenslehren sind selbst in ruhigen, friedlichen Zeiten schädlich, in unruhigen, bewegten Zeiten aber geradezu Gift.

Es ist nicht zu leugnen, daß gerade das Christentum als die Religion der Liebe und Duldsamkeit nur zu sehr der Gefahr der Entartung ins Weichliche, Schlampige ausgesetzt ist. Das machen sich denn auch die Verbrecher und sonstigen Ausbeuter der schöpferischen Menschheit zunutze, indem sie der Deutung, Auslegung der christlichen Lehren in diesem Sinne allen nur möglichen Vorschub leisten. Es gibt für die unchristlichen Ausbeuter gar nichts Bequemeres als ein so gedeutetes Christentum, und dazu gehört auch das, was man heutzutage im falschen Sinne „Sozialismus" nennt. Im vorigen Hefte ist von dieser Art von Sozialismus ausführlich die Rede gewesen, so daß wir hier nicht weiter darauf einzugehen brauchen. Der falsche Sozialismus gehört auch, wie schon vorher angedeutet, zu dem, was in Leitsatz 7 als „staatliche Hygiene der Verweichlichung" gebrandmarkt wurde.

Demgegenüber sei darauf hingewiesen, daß sich die religiösen Lehren und Übungen mit den Zeiten, Menschen und Völkern ändern, deren jeweilig notwendigen Bedürfnissen anpassen müssen. Wie kein Arzt des Leibes einem ohnehin schon erregten Menschen ein Erregungsmittel, einem Schlafsüchtigen eine Beruhigungspille verschreiben wird, so muß auch der Arzt

der Seele verfahren. Wo der Tatendrang, die Machtgier, die Eroberungssucht ins Maßlose überzuschnappen drohen, wird er den Quietismus oder doch die Genügsamkeit predigen. Wo im Gegenteil die Menschen in Geruhsamkeit und Stumpfsinn zu versinken drohen, wird er den Aktivismus, den Tätigkeitsdrang zur Religion zu machen, oder die vorhandenen Religionslehren in diesem Sinne zu deuten suchen. Gut, wenn der Inhalt einer Religion so beschaffen ist, daß je nach Bedürfnis das Eine oder das Andere in den Vordergrund gestellt werden kann. Dabei darf das aber nicht, wie im Talmud, auf rein sophistische, spitzfindige Kunstgriffe hinauslaufen.

Was folgt nun daraus für unsere Zeit, in der die Krankheit des Materialismus, der einseitig materialistischen Lebensauffassung wie eine Seuche verheerend umging und umgeht?

Es muß deren Gegensatz: der Idealismus, d. h. die Weltanschauung der (im Dienste des Gemeinwohls) aufopferungsbereiten Pflicht, des freiwilligen, selbstverleugnenden Gehorsams, der strengen Zucht und Ordnung überall, besonders auch in Religion, Philosophie, Kunst, Wissenschaft in den Vordergrund treten. Daß man dabei in das andere Extrem verfallen, das eigene Selbst völlig verleugnen und die materiellen Bedingungen des Daseins vollständig vernachlässigen könnte, ist bei den allermeisten nicht zu befürchten. Dafür ist der Mensch im Durchschnitt zu sehr Mensch. Das praktische Ergebnis wird also für den Durchschnitt im günstigsten Falle eine gesunde Gleichgewichtslage zwischen der materialistischen und idealistischen Lebensauffassung sein.

Die Gesundheit des Leibes und der Seele ist jedenfalls das Erste, was der Mensch erstreben muß. Wenn er darüber hinaus noch zu Kraft und Schönheit kommen kann, so ist das natürlich um so besser; aber der kranke Mensch ist schon zufrieden, wenn er zunächst einmal gesund wird. Es ist ein Gemeinplatz, jener alte Spruch, daß einem gesunden Körper eine gesunde Seele (mens sana in corpore sano) innewohne und daß eine kranke Seele allmählich auch den Körper krank machen muß; aber man darf in einer Zeit, die auf so vielen Gebieten einem Tollhause gleicht, auch vor Gemeinplätzen nicht zurückschrecken. Diesem alten Spruche gemäß wäre es auch in unserer Zeit besser, wenn die Ärzte, die Leibsorger zugleich auch etwas Seelsorger, und die Seelsorger bis zu einem Grade auch Ärzte wären. Im Altertum und auch noch im Mittelalter stand die Heilkunst (Medizin) in harmonischer Verbindung mit Religion, Philosophie und Ethik. Es gab Persönlichkeiten, die Ärzte, Weltweise und Priester zugleich waren, wie ja denn auch bei den Naturvölkern der sogenannte „Medizinmann" Arzt und Priester zugleich ist, das erstere manchmal gar nicht so übel[1]). Die durch die heutige mechanistisch-materialistische Medizinschule hindurch gegangenen

[1]) Die aztekischen Medizinmänner sollen den von seinen spanischen Ärzten aufgegebenen Ferdinand Cortez von seiner schweren Verwundung wieder vollständig geheilt haben.

Mediziner lächeln natürlich über eine solche Verbindung zweier, wie sie meinen, himmelweit verschiedener Berufsarten. Sie sind stolz auf ihr Spezialistentum, obwohl das oft nichts weiter als ein gewaltsames Aufblasen eines winzigen Teils und völliges Zusammenschrumpfen aller übrigen Teile der menschlichen Persönlichkeit ist. Gewiß wird das Spezialistentum durch die „Teilung der Arbeit" manchmal zum Segen, aber mindestens ebenso oft durch die damit verbundene „Verfachsimpelung" zum Fluch. Das kann nicht so bleiben oder gar noch weiter gehen. Auf die Analyse muß wieder einmal eine Synthese folgen, wenn der Mensch zuletzt nicht völlig entseelt, zur Maschine, ja zum Maschinenteil werden soll. Jede geschlossene Harmonie von persönlichen Eigenschaften kann wohl eine Dominante, einen vorherrschenden Grundton haben, aber die Dominante allein macht keine gute Musik.

Nach solchen harmonischen Verbindungen mehrerer, scheinbar ganz verschiedener Berufsarten sollte wenigstens gestrebt werden. Bedenkt man z. B., daß, wie im 3. jener Leitsätze gesagt, die Krankheiten des Einzelkörpers in abnormen Lebensvorgängen der Zellen und Zellenverbände bestehen und daß deren Stelle im Staats- und Gesellschaftskörper durch die Einzelpersonen, Familien, Berufsklassen usw. vertreten wird, so wird man die Forderung nicht unberechtigt finden, daß auch der Staatsmann etwas von Heilkunde und Heilkunst des Leibes wie der Seele verstehen muß. Aber auch ihn hat die moderne mechanistisch-materialistische Lebensauffassung der Zeit zu einem beschränkten Spezialisten werden lassen. Die parlamentarische und parteitaktische Routine ist fast das ganze geistige Rüstzeug, über das er heutzutage zumeist verfügt. Es ist das im Verhältnis zu dem, was er unbedingt nötig hätte, geradezu bemitleidenswert wenig; aber nur ein Schelm gibt mehr, als er hat. Soll also der heutige Staat und die heutige Gesellschaft halbwegs gesunden, so müssen auch die Staatsmänner auf ihre Art Heilkünstler sein oder es zu werden suchen. Sie werden dann einsehen, daß die Konstitutionsschwäche des Staats- und Gesellschaftskörpers, die, wenn vorhanden, in einer republikanischen Staatsform sich noch weit übler als in einer monarchischen bemerkbar machen wird, aufs innigste mit der leiblichen und seelischen Konstitutionsschwäche aller oder doch eines bestimmten Teils der Staatsbürger zusammenhängt. Sie werden dann um so eher geneigt sein, diejenigen sozial- und wirtschaftspolitischen Maßnahmen zu ergreifen oder zu begünstigen, die geeignet sind, die leibliche und seelische Gesundheit aller Staatsbürger oder doch eines möglichst großen Teils derselben zu fördern. Dazu gehört z. B. das Kleinsiedlungswesen auf dem Lande, die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse für die großstädtischen Arbeiter, vor allem aber die Herstellung eines gesunden Gleichgewichts zwischen Landwirtschaft einerseits und Industrie und Handel andererseits. Nichts hat ja die moderne Krankheit der einseitig materialistischen Lebensauffassung mehr gefördert

als das Übermaß von Industrie und Handel gegenüber der Landwirtschaft. Man kann freilich auch sagen, daß jene moderne Krankheit die letzte Ursache dieses Mißverhältnisses ist. Jedenfalls hängt das eine Übel mit dem anderen innig zusammen. Beide steigern sich aneinander und durcheinander in gegenseitiger Wechselwirkung.

Auch in dieser Beziehung ist — genau so wie bei der Heilkunst des Einzelkörpers — Vorbeugung viel leichter als Rückgängigmachung der einmal durch Unkenntnis oder Fahrlässigkeit eingerissenen Übelstände. Wenn also ein leitender Staatsmann wie ein Arzt oder Biologe zu denken gewohnt ist, dann wird er ganz von selbst alle innen- und außenpolitischen Maßnahmen auf ihre günstige oder ungünstige Wirkung hinsichtlich der Gesundheit des Staats- und Gesellschaftskörpers prüfen und danach handeln. Ein biologisch richtiges Denken unserer leitender Staatsmänner während der letzten Jahrzehnte hätte die allzu geile und einseitige Überentwicklung unseres Wirtschaftskörpers schon aus innerpolitischen Gründen sicher verhindert oder doch dermaßen gehemmt, daß ein vorzeitiger Zusammenstoß mit England und Amerika hätte vermieden werden können. England und Amerika hätten sich dann früher als wir durch die moderne Krankheit des Mammonismus zugrunde gerichtet, und wir hätten dann für eine *gesunde* Ausbreitung und Entwicklung unseres Volkes zeitig genug Raum in der ganzen Welt gefunden. Es war also ein Wahnsinn, unsere wirtschaftliche Entwicklung in jener treibhausartigen Weise zu beschleunigen bezw. beschleunigen zu lassen.

Das ist nun vorbei, wir können unsere furchtbare Niederlage nach außen hin und im Innern nicht mehr rückgängig machen; aber es ist nicht nötig, daß wir denselben verhängnisvollen Fehler, dessen Folgen auch ohne die Niederlage, ja ohne den Krieg, wenn auch nur innerpolitisch, über uns gekommen wären, *noch einmal machen*. Vorläufig wird uns daran freilich unsere finanzielle und wirtschaftliche Lähmung von selbst hindern, auch wenn die Konstellation der äußern Umstände mit der Zeit dafür günstiger werden sollte, d. h. wenn England und Amerika die Folgen der allzu einseitig materialistischen Lebensauffassung sehr bald nach dem Kriege in derselben Weise, wie jetzt wir, zu spüren bekämen.

Irgend einmal, in längerer oder kürzerer Frist, vielleicht schon unmittelbar nach dem Kriege wird England und überhaupt die Entente diese Folgen spüren. An uns ist es dann, diese Gelegenheit auszunutzen und die Grundlagen unserer Macht wieder aufzurichten, ohne natürlich in die früheren Fehler zu verfallen. Hoffentlich sind wir dann in der Genesung von der modernen Krankheit schon weit genug fortgeschritten.

Für einen biologisch geschulten Politiker sind alle die vorher aufgezählten Verhaltungsmaßregeln Gemeinplätze, Selbstverständlichkeiten, die auch lange vor dem Kriege schon bekannt und, wenn auch leider nur in beschränktem Maße, an die Öffentlichkeit gebracht worden waren. Ins-

besondere hat sich der „Bund der Landwirte“ in dieser Beziehung ein Verdienst erworben. Gegen die Übermacht einer gewissen Presse und ihrer Hintermänner war aber nicht aufzukommen, und so hat denn unser Volk die politische Mißleitung in so furchtbarem Maße mit seinem Gut und Blut bezahlen müssen.

Ob wohl die breiten Volksmassen endlich daraus lernen und auf andere Führer als die bisherigen hören werden?

Es sieht vorläufig noch nicht danach aus; denn die eigentlichen letzten Macher der katastrophalen Politik sind immer klug im Hintergrunde geblieben und haben, wenn es schief ging, durch die von ihnen bezahlte Presse und sonstige Mache der öffentlichen Meinung die „Junker“, die „Alldeutschen“, die „Schwerindustriellen“, neuerdings das „alte, fluchbeladene System“ vorgeschoben. Letzterem ist allerdings die Hauptschuld zuzuschreiben; aber nicht deshalb, weil es das „alte“ — in früheren Zeiten recht gut bewährte und auch jetzt noch keineswegs verwerfliche — System war, sondern weil es im Grunde ein neues, modernes System war, weil es jenen modernen Hintermännern und letzten Machern einer falschen Politik seit dreißig Jahren keinen oder keinen genügenden Widerstand entgegengesetzt hatte.

Daß in dieser Beziehung endlich die Wahrheit zum Durchbruch gelange, dafür sorge jeder Wissende nach besten Kräften durch die dazu erforderliche Aufklärung. Selbsterkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung. Nur dadurch ist die Möglichkeit gegeben, daß unser Volk von der modernen Krankheit in jeder Beziehung genesen und wieder zur Macht, Wohlstand und Ehren kommen kann.

Deutsche und Juden.

Ein Beitrag zur alljüdischen Verschleierungstechnik.

Von Dehme-Grotenburg.

Der Schweizer Arzt Dr. Strebel sagte in seinen „Reiseeindrücken“ 1915, S. 271, über einen außerhalb seiner heimischen Firnen üblichen Begriff „Schweizer“, daß der sehr merkwürdige, ganz unschweizerische Existenzen decke: „In Norddeutschland werden bekanntlich alle Roß- und Troßbuben, alle Knechte und Melker, stammen sie nun aus Slawonien oder aus Hinterposemuckel, als ‚Schweizer‘ bezeichnet. Auch in Frankreich hat sich der ‚Suisse‘, allerdings in einem ganz andern Sinne, erhalten. Wenn nun solch ein ‚Polack-Schweizer‘, gebürtig aus Slawonien, einen Mord begangen hat, dann war es wieder mal ein ‚Schweizer‘ Mordbube. Da diese ‚Schweizer‘, die aus den untersten Bevölkerungsschichten hervorgehen, sich gelegentlich recht viel aufs Kerbholz schneiden, hat der Begriff ‚Schweizer‘ im Laufe der Jahre, speziell in norddeutschen Städten, die nicht gerade an

den großen Handelsstraßen der Welt liegen, ein eigenartiges Parfüm erhalten, das nicht nur minniglich nach Stall und Kuhfladen duftet, sondern auch noch nach Zuchthaus und anderm riecht."

Was hier von einem um den Ruf seines Volkes bekümmerten echten Schweizer beklagt wird, trifft leider noch viel mehr auf den Begriff „Deutscher" zu, der bei den Völkern dieser Erde nicht erst kurz vor dem Weltkriege so verschandelt worden ist, daß niemand mehr von uns ein Stück Brot nehmen mag. Wir sind die „Boches", nach einem aus den Pariser Gossen aufgegriffenem Wort, das soviel wie „Afterkerle" bedeutet; wir müssen uns ohne Schuld von der internationalen Presse alle Laster und Gaunereien nachsagen lassen, wobei wir aber vom Ausland, das die Deutschen selber kaum kennt, mit den aus oder über Deutschland hergereisten Juden verwechselt werden, die sich unsere Namen und Worte zugelegt hatten. So erscheinen wir draußen hinter einem Berge von Verbrechen, die gar nicht auf unser Konto gehören.

Die Völker aber hatten wohl ein Recht, an „Deutschen" Anstoß zu nehmen, die bloß fremdes Hab und Gut verzehrten, die tief im Innern Rußlands als Rechtsanwalt Silberstein, in Rumänien als Dr. med. Goldmann, in England als Mr. Levyson und in Amerika als John Gelbsticker auf ihre Art „arbeitend", immer die wahren Jakobssöhne blieben und sich dabei zur Deckung ihrer beschnittenen Blöße des Deutschtums bedienten. Und unsere große Presse hieß den schädlichen Betrug gut, statt darauf hinzuweisen, wie weit rassische und völkische Unterschiede zwischen einem Deutschen und einem „Juden mit deutschklingendem Namen" bestehen. Paasch sagte schon 1890 in seinem bekannten Buch über die „Gesandtschaft in Peking": „Man hört in Deutschland oft, man solle sich wegen der Intoleranz gegen das Judentum vor dem Auslande schämen.

Viel richtiger würde es sein zu sagen: Wir Deutsche sollten uns schämen, daß in erster Linie wir es sind, die das Judentum in alle gesegneten Länder des Erdbodens auf unserm breiten Rücken verschleppen.

Wenn der gute deutsche Name anfängt, bei fremden Völkern verhaßt und verachtet zu werden, so verdanken wir dieses in erster Linie dem Tun und Lassen unserer hebräischen Mitbürger. . . ."

Um aber von der ganzen Welt als glaubhafte „Deutsche" hingenommen zu werden, mußten die Alljuden zunächst in Deutschland selber versuchen, sich äußerlich als Deutsche durchzusetzen; sie haben deshalb, um hier nicht länger als die Fremdlinge, die sie waren, empfunden zu werden, zwischen sich und uns einige gekünstelte, willkürliche Vergleichspunkte aufgestellt, bis sie sich später, nachdem die Suggestion gewirkt hatte, mit uns als durchaus identisch ausgaben. Der berüchtigte H. Heine versteigt sich in „Shakespeare's Mädchen" zu der ebenso unwahren wie für gewisse Leute bestrickenden Parallele: „Die Juden sind ein keusches, enthaltsames, ich möchte sagen fast abstraktes Volk. In der Sittenreinheit stehen sie am

nächsten den germanischen Stämmen. Es ist in der Tat auffallend, welche innige Wahlverwandtschaft zwischen den beiden Völkern der Sittlichkeit, den Juden und den Germanen, herrscht. Diese Wahlverwandtschaft entstand nicht auf historischem Wege, weil etwa die große Familienchronik der Juden, die Bibel, der ganzen germanischen Welt als Erziehungsbuch diente, auch nicht, weil Juden und Germanen von früh an die unerbittlichsten Feinde der Römer und also natürliche Bundesgenossen waren; sie hat einen tieferen Grund, und beide Völker sind sich ursprünglich so ähnlich, daß man das ehemalige Palästina für ein orientalisches Deutschland halten könnte, wie man das heutige Deutschland für die Heimat des heiligen Wortes, für den Mutterboden des Prophetentums, für die Burg der reinen Geistheit halten kann." Auch der Marburger Philosophie-Professor Hermann Cohen selig, würdiges Mitglied der in der Alliance Israelite Universelle „philanthropisch" und politisch verdichteten Chabrusse, schreitet in seinem letzten törichten, rabulistischen Buche über „Juden- und Deutschtum" ähnliche Pfade. Der männliche Harden schwärmte und schauspielerte gar 1894 in einem Interview mit H. Bahr vom „ehelichen Frieden zwischen Juden und Deutschen, der bei uns ein bißchen schwieriger noch als anderwärts ist, weil hier homöopathisch sich die Ähnlichkeiten fanden: Der Jude und der Deutsche gleichen sich zu sehr."

Das deutsche Volk, konstruiert endlich Martin Buber in seinem luftigen „Geist des Judentums" (Kurt Wolff, Leipzig), „ist das einzige im modernen Europa, dessen Leben im Geiste dem der großen orientalischen Völker verwandt ist. Es hat eben dadurch am stärksten auf den wandernden Juden eingewirkt und die stärksten Eindrücke vom Judentum empfangen. Wie deutsche Sprache und Lebensform ein unverlierbarer Besitz für den Juden geworden sind, so wurde nur in Deutschland die Bibel aus Luthers Hand wie zu einer bodenständigen Schöpfung, Spinoza ein Wahrzeichen der führenden Geister, Marx' und Lassalle's Sozialismus restlos aufgenommen". . . . Andere, oder gar dieselben Alljuden, haben freilich, wenn sie im Augenblick noch nicht so sehr auf Einschmelzung versessen waren, um so heftiger alles preußisch-deutsch-germanische angegriffen. H. Heine faßte tief in den Unratkübel in seiner Nähe, dessen widerliche Gerüche er sich nicht ungern um die Nase brodeln ließ, um daraus für unser Land und seine Könige die Anwürfe herauszufischen, die seine eigentliche Meinung am richtigsten ausdrückten. Und der Breslauer Universitätsprofessor Dr. Hirsch/Hermann Graetz möchte in seiner lange vor dem Krieg erschienenen, gefeierten „Geschichte des jüdischen Volkes" die Germanen als „Barbaren" am liebsten tot reiten. Wer nun die „Menschen" kennt, — so nennen die Juden sich selber in ihrem gehässigen Talmud zum Unterschied von uns „Nichtjuden", die samt und sonders aus „Viehsamen entstanden" sein sollen; der Ausdruck Stimmvieh stammt auch aus diesen Kreisen, — nimmt an der bald freundlichen, bald feindlichen Doppelstellung wohl keinen Anstoß. Denn in ihrem ganzen

Schrifttum, auch im eben erwähnten Talmud, fehlt die Ordnung, d. h. alles wird verneint und zugleich bejaht. Der eigentliche Kern des boshaften Spiels bleibt eben der Vernichtungswille der Auserwählten gegen die übrige, besonders gegen die lichte, teutonische Menschheit.

Einige Deutsche haben aber von je die Falschheit der Gleichung Juden = Deutsche betont, haben unerschrocken die unnatürliche Verkupplung abgelehnt und auf die Abgründe zwischen Germanen und Juden verwiesen. „Die Deutschen", sagt unser Naudh, „sind der idealste Zweig der Indogermanen, und die Juden gelten selbst innerhalb der semitischen Gruppe, bei ihren eigenen Verwandten, als der unedle Sproß der Familie, wie ihnen schon in der Physiognomie der Adel des Arabers abgeht. Bei den Deutschen war das sittliche Gefühl so lebendig, daß sie in tausendjähriger Geschichte das leitende Kulturvolk der Welt wurden, ohne das Bedürfnis eines geschriebenen Rechts. Bei den Juden fehlte es in dem Maße, daß Moses nichts Eiligeres zu tun hatte, als seine Horde in ein System von speziellen Verboten einzuzwängen gegen Scheußlichkeiten, die andern Völkern unbekannt sind." Auch der „Rembrandtdeutsche" meinte in der 37. Auflage: „Ein Jude kann so wenig zu einem Deutschen werden, wie eine Pflaume zum Apfel. Ein Pflaumenzweig auf einen Apfelbaum gepfropft, stört immer das betrachtende Auge; und er wirkt höchst schädlich, wenn er den Wurmfraß mitbringt. . . . Zwar bezeichnet man dergleichen gern als Vorurteil; aber die Juden haben sich oft genug als verderblich bewährt; die übereinstimmende Meinung aller Völker und Zeiten fällt hier schwer ins Gewicht." Und das Herz stockt einem, wenn man weiter aus dem Jahre 1891 die Stimme eines Koniecki dringen hört, wie er damals vergeblich Wege der Zukunft zeigte, die uns jetzt, ein Vierteljahrhundert später, an dem fürchterlichen Brand dieses Judenkrieges vorbei oder wenigstens vorher in feuersichere Unterstände geführt hätten: „Aber das hoffe ich, daß das deutsche Volk, ehe es freiwillig in seiner Gesamtheit den sonst so stolzen Nacken beugt unter das eherne Joch des Mammonismus, sich noch einmal erheben wird mit der verzweifelnden Kraft seiner Urväter, die den Tod erwählten vor der Knechtschaft. Als die Goten nach der Schlacht am Vesuv keinen Ausweg mehr sahen, durch die Reihen der Feinde hindurchzudringen, da stürzte sich die Schar der besten unter ihnen in den feurigen Schlund des Vesuv. So wird berichtet. Ich sage ihnen, ein schneller Tod im lodernden Feuer eines begeisterten Verzweiflungskampfes ist besser und des deutschen Namens würdiger, als ein klägliches Vegetieren unter dem verzehrenden Druck des glühenden Ringes mammonistischer Herrschaft.

Aber wir haben die Kulturaufgabe noch nicht erfüllt, die der deutsche Geist auszurichten bestimmt ist: die Lösung der sozialen Frage im Sinne des praktischen deutschen Idealismus. Nach dieser Richtung haben die Besten unserer Nation allezeit gewiesen. Mit den fremden Gewalten von außen her werden wir fertig werden, wenn wir die Gewalten im Innern

gebändigt haben, die an unserem Lebensmark nagen. Haben wir diese gebändigt, dann mag das Slawentum im Osten herandrängen wie eine berghohe Meereswoge, dann mag der Wirbelwind romanischer Rachegelüste von Westen her aufreizend der slawischen Völkerwelle entgegenbrüllen: Am Granitfelsen germanischer Kernkraft sollen sich Wind und Wellen legen. Aber beherzigen Sie das wohl: Gnade uns Gott, wenn jener Ansturm von Ost und West uns treffen sollte, ehe wir unsere Judenfrage gelöst haben! Geschworene Todfeinde in unserm Rücken, verbündet mit den wüsten Räuberhorden der Sozialdemokratie — dann, meine Herren, rüsten sie sich zum Sprung in den Vesuv!"

Die energische Ablehnung der Verschmelzung hat aber nicht verhindert, daß sich der Jude im Ausland überall als Deutscher aufspielte, und daß andererseits der deutschländische Alljude in seinen Zeitungen und Büchern dem gesamten Ausland vorschrieb, was es denn unter Deutschtum und deutsch sich eigentlich vorzustellen hätte. Berliner Tageblatt, Vorwärts, Frankfurter Zeitung und Simplizissimus und eine Menge gewissenloser „tüchtiger" Romane wurden durch die internationalen Zusammenhänge der Rasse dem Ausland als die einzige, überhaupt noch lesbare deutsche Presse und Literatur aufgedrängt, die dabei von unserm Vaterland mit seiner Wehrmacht, seinen lehrenden und nährenden Ständen, seinen Bürgern, Bauern und Arbeitern Bilder entwarf, deren Absicht und Urgemeinheit den erfahrenen Lesern unserer Zeitschrift nicht erst noch nachgewiesen zu werden braucht.

Fürst Bülow befand sich daher in seiner „Politik" in groben Irrtümern, wie sie einem deutschen Staatsmann nicht passieren durften — wenn er von der voraugustlichen Zeit meinte, daß unsere Feinde an die Naturtreue des vor sie hingestellten Zerrbildes von Deutschen um so fester glaubten, „weil deutsche Hände an diesem Bilde mitgezeichnet hatten". Es sind aber ausschließlich alljüdische Hände gewesen, die uns den andern Völkern in gehässigen, brechgelben Farben als militärisch ungeschlachtes, sexuell unnormales, von entarteten Fürsten, frömmelnden Geistlichen und verblödeten Junkern regiertes, zusammenbrechendes Volk geschildert haben. Gleichzeitig waren deutschredende alljüdische Gauner persönlich im Ausland mit ihren Lumpereien an der Untergrabung unseres Kredits und an der Unterstreichung der bösen Malerei ihrer Rassegenossen unablässig tätig, die bald in allen Ländern die gleichen Züge trug.

Im demokratischen England galt besonders in den unteren entscheidenden Klassen jeder Jude als Deutscher, und jeder Deutsche als Jude. Es war das von Nachteil für unsere Kaufleute und Handwerker; denn der Jude wird in England, das heißt, solange er arm ist, verachtet. Der Haß auf unsere Konkurrenz veranlaßte die britischen Geschäftsleute, den Deutschen dadurch, daß sie ihn Juden schalten, herunterzusetzen. Die Zeitungen brachten deshalb, wenn von jüdischen Verbrechern die Rede war, in den

Gerichtsverhandlungen fast immer beim Namen den Zusatz: deutsch. Als in London, Januar 1889, der gefährliche Spitzbube Louis Lewin 10 Jahre Zuchthaus erhielt, sprach die Presse von dem „Deutschen" L. Lewin. In einer Londoner Zeitung begannen an einem Tage zwei Notizen unter „Unglücksfällen und Verbrechen" wie folgt: „Ernestine Katz, eine deutsche Hebamme" usw. und „Nathan Obstbaum, ein Deutscher" usw. In jenem Falle handelte es sich um eine jüdische Kupplerin, die, in Deutschland vorbestraft, wegen ähnlicher Verbrechen in England wieder 10 Jahre Zuchthaus erhielt, und im andern Falle mußte ein verbrecherischer Jude wegen Straßenraubes mit 18 Monaten Zuchthaus bedacht werden. — In Birmingham wurde 1901 ein Schlächter wegen Feilhaltung schlechten Fleisches und Wurstschweinereien zu 60 Pfd. Sterling (1200 Mk.) verurteilt. Der Bericht begann: „Schwere Strafe für schlechtes Fleisch. Jonas Nathan, ein deutscher Schlächter" usw. — In Brigthon starb im März 1907 ein Arzt, der ein großes Vermögen und wertvolle Kunstschätze hinterließ. Er bestimmte 20000 Mk. als Preise für Verdienste in der Shakespeare-Forschung, verbot aber ausdrücklich, daß auch nur ein Pfennig davon je an „Rechtsanwälte, Juden oder Deutsche" verliehen werden dürfte.

In Dänemark spielten sich die Hebräer solange als Deutsche auf, bis „Tysk" (Deutscher) ein Schimpfwort geworden war: „Hvad gjör Tysken ikke for Penge!" „Was tut der Deutsche nicht für Pfennige" usw. Man entrüstete sich auch über das Treiben „deutscher" Badegäste, die z. B. in Bornholm aus dem prächtigen Strand von Sandwig eine Jahr für Jahr mehr verhurende „Friedrichstraße" machten. Die völkische Staatsbürger-Zeitung 10/9 1912, „Wie Israel gebadet hat", stellte fest, „daß durch das Benehmen gewisser Reichsangehöriger in Bornholm der Ruf des Deutschtums in den Augen des Auslandes nicht gewonnen hat; darum ist es Pflicht jedes nationalen Deutschen, Protest gegen die Identifizierung des deutschen Volkes mit Leuten zu erheben, die mit uns Deutschen nur das Geburtsland, aber sonst nichts gemeinsam haben". Sie gab dazu aus dem skandinavischen Badetreiben des Berliner M. d. R. Arthur Stadthagen Einzelheiten, die so arg waren, daß dieser sie bis an sein baldiges Ende niemals anzufechten wagte.

Auf ähnliche Mißstände hatte aber schon 1867 L. Passarge in einem Buche: „Schweden, Wisby und Kopenhagen", Verlag F. Brandstetter, Leipzig, aufmerksam gemacht: „Die Deutschen haben das eigentümliche Geschick, in keinem Lande der Welt geliebt zu werden, weder im Orient noch in Italien, weder in England noch in Amerika, weder in Rußland noch bei den skandinavischen Völkern; nirgends aber ist die Antipathie größer als in Schweden. Bei den Dänen ist es Haß gegen die Deutschen, der in den politischen Zuständen der Völker wurzelt, bei den Schweden entschiedener Widerwille. Und sie befinden sich ganz und gar im Unrecht. ‚Sie haben keine Vorstellung davon, welch ein Gesindel aus Deutschland

hierher kommt', sagte mir ein Landsmann in Stockholm. Es ist ganz besonders das Berliner Judentum, das uns seine Vertreter hierher schickt, und das Stettiner Schwindeltum; alles, was jenseits der Ostsee pekuniär und moralisch ruiniert ist, kommt hierher, um sein Glück zu machen. Dieser Auswurf blickt auf die Schweden mit Geringschätzung, behandelt sie in seiner frechen, rücksichtslosen Weise (hier, wo Rücksicht und Höflichkeit oberstes Gesetz sind!) und wundert sich schließlich, wenn ihm der Zutritt zu den Familien des Landes versagt, und er mit Abneigung, ja mit Verachtung angesehen wird. So ist denn das tysk (deutsch) zu einem halben Schimpfwort geworden, darunter der bessere Teil der Nation zu leiden hat. Es versteht sich, daß der Tüchtige, der solide Deutsche, bei den Schweden in hoher Achtung steht. Diese Zuneigung gilt als Ausnahme, aber stets nur der Person."

Auch in Rumänien wurde unser guter Name entehrt, wenn in der Kammer Abgeordneter Blaremberg 1888 gegen das deutschfreundliche Ministerium Bratianu ausführte: „Hier ist das Wort ‚Deutsche' gleichbedeutend mit Ausbeutung, Erniedrigung, Unterdrückung. Erst ist Strousberg gekommen, der berüchtigte Berliner Eisenbahn-Entrepreneur, dann Bleichröder, der Berliner Bankmann; jetzt endlich hat man die Alliance mit Deutschland abgeschlossen."

Über Rußland berichtet sogar die in Rassenfragen sonst ganz inkompetente, vorsichtige Kölnische Zeitung 1887: „Ein weiterer Grund für den Deutschenhaß im niedrigen Volk ist, so befremdlich dies auch in den Ohren jedes Deutschen klingen mag, das in Rußland weit verbreitete Judentum. Im westlichen und südlichen Rußland ist der kleine Mann völlig in den Händen der Juden. Da aber die Juden meistens den Russen fremdklingende Namen tragen und sich oft der deutschen Sprache, allerdings mit einer schrecklichen Verunstaltung derselben, bedienen, so hält sie der gemeine Mann für Deutsche, oder wenigstens für den Deutschen verwandt und schert Deutsche und Juden über einen Kamm. Selbst einigermaßen gebildete Russen verraten dies dürftige Unterscheidungsvermögen. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß jene Umstände von den Panslavisten zur Schürung des Deutschenhasses ausgenutzt werden." Der wirkliche Russe Leon Alexandrowitsch meldete gleichzeitig in der „Schles. Ztg.": „In den Gegenden (um Wilna) ist alles in den Händen oder unter dem Einfluß der Juden, ohne sie kann man nichts erreichen. Nicht zum geringsten stammt der Deutschenhaß der Russen daher, daß das Volk gewohnt ist, Juden und Deutsche unter einen Begriff zu bringen."

Der Deutsche selber aber kam dabei eigentlich kaum an den Russen heran, um sich zu rehabilitieren, wie es Ottomar Beta, „Schmarotzer der Kultur", 1888 gewünscht hätte: „er würde, wenn er mit den Russen in seiner Sprache verkehrte, gewiß nur bildend und versöhnlich auf ihn wirken, und man würde bald zwischen Deutschen und Juden unterscheiden lernen.

Gegenwärtig hat der Deutsche das ganze Odium mit zu tragen, das, wie überall so auch in Rußland, das Judentum auf sich geladen." Auch außerhalb Europas hatten sich die Juden der Marke Deutschland bedient. So erwähnt der vielgereiste Prof. A. Wirth, Volkstum und Weltmacht, einen Reisenden, der in den 1870er Jahren Südafrika besuchte und ganz erstaunt war, „Jude" und „Deutscher" als gleichbedeutenden Begriff zu finden. — In Südamerika ist es das Nämliche; wir greifen willkürlich aus dem reichen Stoff das Deutsche Volksblatt, Porto Allegre, 11. 2. 1914 heraus: „In den letzten Jahren ist unser Staat mit jüdischen Hausierern und Händlern geradezu überschwemmt; man braucht nur die Passagierliste der Dampfer durchzusehen, und man wird fast regelmäßig offenkundig jüdische Namen darunter finden. Uns Deutsche aber kann diese Einwanderung nicht gerade lieb sein. Diese jüdischen Hausierer sprechen deutsch und tragen deutschklingende Namen, sie gelten daher in den Augen der Lusobrasilianer als Deutsche.

Das persönliche und geschäftliche Benehmen eines großen Teiles der genannten Einwanderer ist nun aber leider nicht danach angetan, dem deutschen Namen Ehre zu bringen, und damit das Ansehen des Deutschtums in den Augen unserer lusobrasilianischen Mitbürger zu heben. Aus diesen Gründen kann ein weiterer andauernder Zuzug solcher Elemente kaum erwünscht sein; freilich ist nicht abzusehen, wie diesem Übel bei der unbedingten Freizügigkeit hierzulande gesteuert werden könnte." So kann man bei den Völkern der Erde die überall und immer gleiche Verwechslung von Juden und Deutschen nachweisen, die von den volkstümlichen „Harfenklängen" 1889 S. 15. auch in deutliche Verse gebracht wurde:

„Kam aus dem Ausland die traurige Kunde,
Daß Deutsche dem Vaterland Schande gemacht,
Meist waren es Leute vom jüdischen Bunde,
Die deutsch zwar gesprochen, doch jüdisch gedacht."

Nun ist aber nicht bloß uns allein, sondern auch andern Nationen dies Unglück passiert, das freilich bei ihnen lange nicht so schlimme Folgen gezeitigt hat. Was z. B. vor dem Kriege als „Russen" zu uns kam, war fast ausschließlich jüdisch, und mehr als einmal haben sich echte Russen dagegen gewehrt, wenn ein verbrecherisches, anarchistisches Gesindel à la Mandelstamm und Silberfarb, das durch sein Verhalten das Ansehen vom Reiche des Väterchens auf das schwerste geschädigt hatte, von uns, dem Auswanderungsland, als russisch bezeichnet wurde. So schrieb der Präsident des Bundes des russischen Volkes in Ekaterinoslaw, Herr Sergius Kovelenski, noch 1912 wörtlich an Prof. Samassa: „Der Bund drückt Ihnen seinen tiefen Dank aus für den mutigen Protest, den Sie gegen den Mißbrauch der fremden jüdischen Studenten erhoben haben, die sich falscherweise Russen nennen und sich frech in die Angelegenheit eines fremden Volkes einmischend, Ehre und Würde der Russen im Auslande

schänden." Ähnlich machten es die Juden in Ungarn, die, durch Annahme neuer Namen magyarisiert, als „Ungaren" draußen das arglose Adoptivland in einen sehr ungerechtfertigten Ruf brachten. Redakteur Joh. Sinader in Steyr beklagte bitter vor Jahren diese Verwahrlosung und Vermischung der Nationalitäten in einem längeren Artikel: „So sagte unlängst die „Wiener Allgem. Z." in der Notiz „Ungarische Taschendiebe im Auslande", daß, wenn in einer europäischen Hauptstadt ein großer oder raffinierter Diebstahl geschieht, die Polizei sagt, daß es Ungarn gewesen sein müssen, die diese Tat vollbrachten. Wenn die Polizei sogleich nach jedem raffinierten Diebstahl einen solchen Verdacht faßt und ausspricht, so muß sie ja auch Anhaltspunkte dafür haben. Wer die Nationaleigenschaften der Ungarn kennt, wozu auch Nationalstolz und Ehrlichkeit gehörten, mußte über die Notiz der „W. A. Z." staunen, wie denn die Ungarn auf einmal zu den raffinierten Taschendieben wurden, so daß sie in allen Hauptstädten Europas die größte Berühmtheit als solche erlangten. Zum Glück für die Ungarn hat dieses Blatt in der Dummheit einbekannt, daß das keine Ungarn, sondern nur ungarische Juden sind, die sich nicht als Juden, sondern als Ungarn ausgeben und unter dieser Firma die Diebstähle ausführen. Es wußte uns nämlich zu erzählen, daß in Kopenhagen mehrere große Diebstähle ausgeführt wurden und daß die Polizei sofort zur Überzeugung gelangte, daß dieser Diebstahl nur von ungarischen Juden vollbracht sein konnte. Es schrieb auch an die Polizei in Budapest um Eruierung der Täter, was tatsächlich gelang, indem diese Diebe ihren Raub durch die Post an ihre Angehörigen in die Heimat sandten und dadurch der Polizei in die Hände fielen. Die „W. A. Z." nannte die Betreffenden, Samuel Brudermann und Samuel Großmann. Obwohl man am ersten Blick sieht, daß man es hier mit Vollblutjuden zu tun hat, sagt doch dasselbe Blatt: Ungarische Taschendiebe. Man möchte diese Taschendiebe den Ungarn zuschieben. Warum sagte denn die „W. A. Z." nicht gleich wie es ist: Juden aus Ungarn. Das würde die Sache mit einem Schlage ändern und niemand würde sich darüber wundern, aber die Bezeichnung „ungarische Taschendiebe" fordert zum Nachdenken auf. Man hätte glauben müssen, daß die Ungarn mit ihrem Vermögen auch ihre besten Eigenschaften eingebüßt haben.

Nun die Ungarn haben volle Ursache darauf zu sehen, daß ihr Name, ihre Nationalität nicht mißbraucht oder befleckt wird — durch jüdische Taschendiebe. Wäre es nicht das Hauptjudenblatt, die „W. A. Z." gewesen, die uns die Notiz brachte, so würden wir Abstand genommen haben, das wiederzugeben, weil es uns wie eine Judenverfolgung geschienen hätte. Zur Beleuchtung der Judenfrage ist aber auch diese Notiz vortrefflich — es ist ein Stück Judenbewegung, wie die Juden sich von einem Ende Europas zum andern begeben und überall Juden finden, die sich gegenseitig unterstützen und helfen. Und nur so kann der Ausspruch der Polizei

sich erklären, daß, wenn ein raffinierter Betrug oder Diebstahl ausgeführt wurde, dies durch die Juden geschehen sei. Übrigens glauben wir, daß die Polizei sich gleich korrekt aussprach und die Gauner bei ihrer wahren Nationalität nannte und daß erst die „W. A. Z." aus diesen Juden Ungarn machte.

Und dieses Gebaren der Judenblätter ist höchst interessant. Gibt es eine Verherrlichung der Juden wie bei der ungarischen Landesausstellung, so brüstet man sich, daß Juden das geleistet haben, und daß sie soviel zum Ruhme Ungarns beitragen, daß die Ungarn den Juden soviel zu danken haben. Verüben aber die Juden irgendwo in der Welt Gaunereien, so werden diese Juden zu Ungarn gestempelt, wenn man ihnen auch den Juden von weitem ansieht. Eines ist uns nur auffallend, daß diese in Diebstahl machenden Juden, wenn sie schon als Ungarn auftreten wollen, ihren Namen nicht auch magyarisieren, um den Juden weniger zu erkennen. Sie sind ja doch immer die ersten, die sich magyarisieren lassen. Nachdem aber das hier nicht der Fall war, so muß man glauben, daß das aus internationalen Gründen geschah, damit ein Jude den andern sogleich schon an dem Namen erkennt, um dann gemeinsam wirken und gewinnen zu können. Da sie sich immer darauf berufen, daß sie eine überlegene Rasse sind, so wäre die von uns besprochene Notiz der „W. A. Z." geeignet, das aufs neue wieder zu beweisen. Es bestätigt aber auch, daß die Juden aus Ungarn ein befestigtes Lager schaffen wollen, von wo aus sie ihre Ausfälle machen, und das Eroberte dort in Sicherheit bringen wollen."

Die Täuschung ging aber auch auf die Literatur über, in der die Ungarn mit Zügen belegt wurden, die ihnen durchaus fremd waren. Nicht immer hat sich jemand gefunden und gegen diese geistige Notzucht seine Stimme erhoben, wie jener Leser der Staatsbürger Z. im Herbst 1892, ein Ungar, schrieb: „Im Mosseschen ‚B. T.' wird eine ‚pikante' Geschichte von einem ‚bildhübschen jungen Mann' erzählt, der angeblich ‚heißes Ungarblut in den Adern hat' und Ferencz heißt, als Kommis eines großen Konfektionshauses die Liebe einer alternden Kokette gewinnt, dazu deren Tochter heiratet und schließlich letztere an einen ‚sehr reichen Herrn mit gestickter Fürstenkrone' verschachert. Im Namen meiner Landsleute protestiere ich dagegen, daß derartige schmutzige Kupplergeschichten auf unsere Rechnung gesetzt werden. Es handelt sich hier offenbar um einen ungarischen Juden. Letztere allerdings sind bei uns dafür bekannt, daß sie nur zu oft den Mädchenhandel gewerbsmäßig betreiben und nicht selten ihre eigenen Frauen preisgeben. Aber man sollte in Deutschland einen Unterschied machen zwischen diesen Pseudoungarn und uns, die wir die Ehre unseres Hauses und Namens so hoch halten wie die Deutschen."

Das internationale „B. T." hat in der Verschleierung der Rassenverhältnisse Großes, wohl das Alljudenmöglichste geleistet und unentwegt jede Missetat der Blutsgenossen dem Lande und der „Konfession" zugeschoben,

innerhalb deren man sie verübt hatte. In den Spalten des „B. T.“, das man wohl den „Monitör der Alliance Israelite Universelle“ genannt hat, ist immer nur von diebischen Christen, von verbrecherischen Franzosen, Italienern, Südamerikanern, Serben, nie aber von getauften Juden oder von Juden in Paris usw. die Rede. Als 1903 in Berlin der „ungarische“ Mietsschwindler Isidor Verboczy verurteilt wurde, brachte Mosse die Gerichtsverhandlung zwar wörtlich, wie sie eine Korrespondenz allen Zeitungen geliefert hatte, aber den Vornamen strich sein findiger Redakteur aus, um nichts vom Wolf unter dem ungarischen Schafspelz merken zu lassen.

Der Schaden für Rußland und Ungarn war aber immer noch nicht so groß wie für Deutschland, in dessen Sprache, vermanscht und zum „Jiddischen“ entstellt, neun Zehntel der gesamten Judenheit dieses Planeten reden, was dann von dem im allgemeinen philologisch noch ungebildeten Ausland leider für richtiges, geborenes Deutsch gehalten wird. Wie die falsche Flagge die Schiffe semitisierter Baralongier decken mußte, schützt unsere Sprache den Juden im Ausland, der unter diesem Plumeau sich, ohne uns zu fragen, alles, aber auch alles, selbst nihilistische Attentate auf Amerikas Präsidenten, erlauben durfte. Wir haben uns bei den Alljuden als Schein- und Trugdeutschen mit für den Haß zu bedanken, den wir in diesem Krieg mit Strömen besten, wahrhaft deutschen Blutes büßten; sie sind die Todfeinde deutschen Wesens, die unsere Sprache mißbrauchen, statt sich des ihnen von Natur zustehenden alt- und neuhebräischen Jargons zu bedienen. Denn dann wäre eine Verwechslung jener Gauner mit uns Deutschen und Germanen selbst für die schwärzesten Neger ausgeschlossen gewesen, die der in Württemberg geborene, in Amerika zum Milliardär gediehene Jakob Schiff und der von den fünf Frankfurtern stammende Londoner Rothschild diabolisch gegen uns aufgerührt und mit ins Feuer geschickt haben.

Die biologischen Gefahren des Reichtums.

Dr. Albert Reibmayr.

Einleitung.

Seit es im Kulturleben der Menschheit ein persönliches Eigentum gegeben hat, ist der soziale Aufstieg der Familien in der Regel auch mit einem materiellen Aufstieg, also mit einer Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse derselben, verbunden. Da der materielle Aufstieg der Familien, oder wie wir sagen können, das Reicherwerden der Familien im Kampfe ums Dasein derselben als Fortschritt und ein wertvolles Kampfmittel sich erwiesen hat[1]), welches nicht nur Vorteile für den Kampf mit den Mächten

[1]) Law sagt vom Reichtum: Eine der größten Kräfte — ich bin beinahe geneigt zu glauben, daß ich mich keiner Übertreibung schuldig mache, wenn ich die größte sage —

der Natur, sondern auch für den Konkurrenzkampf der Familien unter sich bot, so lag es in der Natur der Sache, daß der Trieb nach der Erwerbung materieller Güter in der Kulturmenschheit immer mehr stieg und endlich, wie dies bei allen menschlichen Bestrebungen gewöhnlich zu geschehen pflegt, das von der Natur gewollte gesunde, mittlere Maß zu überschreiten begann und in einen schrankenlosen Gold- und Besitzhunger ausartete. Frühzeitig wurde die Gefahr dieses maßlosen Triebes für die Familien und die Allgemeinheit erkannt und nicht nur die genialen Stifter von Religionen (Buddha, Christus) und Gründer von Staatswesen (Lykurgus), sondern selbst regierende Familienstände haben diesen ausartenden Trieb bekämpft und hemmende Schranken errichtet, um die Familien und die Allgemeinheit vor diesen Gefahren (welche dazumal mehr instinktiv geahnt als wissenschaftlich erkannt wurden) zu bewahren. Wie uns aber die Kulturgeschichte belehrt, haben alle diese Bestrebungen den an und für sich gesunden Trieb nach materiellem Besitz in gesunden Schranken zu halten, entweder keinen oder nur vorübergehenden Erfolg gehabt und blieb in diesem Kampfe der Geister bis heute der übermäßige Drang nach Reichtum fast bei allen Kulturvölkern und Rassen — so ungleich sie sonst sind — der gleichmäßigst verbreitete Charakterzug derselben.

Daß die bisherigen Bekämpfungen des Goldhungers der Familien und Völker so wenig Erfolg hatten, lag hauptsächlich darin, daß bis jetzt vorwiegend immer nur die sozialen und moralischen Gefahren des Reichtums für die Allgemeinheit in den Vordergrund geschoben wurden, wobei natürlich der Appell an die altruistischen Gefühle gegenüber den näher liegenden egoistischen Gefühlen für das persönliche Wohl und die Sorge für die Zukunft der Familie in der Regel den kürzeren ziehen mußte. Dazu kam, daß bei dieser Bekämpfung des Triebes nach Reichtum häufig von einem Extrem ins andere gesprungen wurde und das Streben nach persönlichem Besitz an sich verworfen und die Rückkehr zu der bedürfnislosen Zeit der kommunistischen wirtschaftlichen Verhältnisse empfohlen wurde, was unter allen Verhältnissen einen nicht erwünschten Rückschritt der erreichten Kulturhöhe zur Folge haben müßte. Das wichtigste aber war, daß bisher die biologischen Gefahren, welche der materielle Aufstieg der Familien mit sich bringt, nicht als solche erkannt oder anderen Faktoren zugeschrieben wurden. Erst die Fortschritte der Naturwissenschaften und der Biologie haben es ermöglicht, diese Gefahren des Reichtums nach allen Seiten, also nicht nur in sozialer und moralischer, sondern auch in hygienischer Hinsicht besser zu erkennen und zu würdigen. Ferner lehrt uns diese bessere Erkenntnis, daß nicht das maßvolle Streben nach Besitz an sich das Gefahrbringende ist, sondern der regelmäßige Mißbrauch, welcher mit dem

im Fortschritt des Menschen und in seiner Entwicklung vom Barbarismus zur Kultur ist seine Liebe zum Gelde und die Befriedigung seiner übertreibenden Verschwendungssucht gewesen. II. B., S. 36.

Reichtum bisher immer getrieben wurde, daß es also nicht nötig ist, den gesunden Trieb nach Reichtum als solchen zu bekämpfen, sondern nur den schlechten Gebrauch, welcher von den reichen Familien damit gemacht worden ist. Aber noch etwas Neues lehrt uns die heutige Wissenschaft, daß das Übermaß des Strebens nach Besitz nicht nur, wie man früher vorwiegend annahm, Gefahren für das soziale und moralische Leben der Bürger in einem Staatswesen mit sich bringt, sondern am allermeisten gerade für die Individuen und Familien selbst, welche diesem Triebe frönen, ja daß sogar die Nachkommenschaft von der Natur für diese Maßlosigkeit gestraft wird und die Lebensdauer der reichen Individuen und Familien dadurch eher verkürzt als verlängert wird. Diese Einsicht kann vielleicht am ehesten in Zukunft dazu beitragen, daß der bisherige vergebliche Kampf gegen den übermäßigen Trieb nach Reichtum erfolgreicher sein werde, denn durch diese Erkenntnis wird der an sich natürliche und starke Egoismus der Individuen und der Familie nicht nur durch die Appellation an altruistische Gefühle, sondern auch noch durch den nicht minder starken Egoismus für die Sorge und Erhaltung der eigenen und Familiengesundheit und deren Lebensdauer in Schranken gehalten. Ehe wir zur Besprechung der biologischen Gefahren des materiellen Aufstieges kommen, müssen wir noch einige Faktoren berücksichtigen, welche diese Gefahren in abschwächender oder verschärfender Weise zu beeinflussen imstande sind.

Wie es mehrere Formen des sozialen Aufstieges der Familien gibt, so können wir auch mehrere Formen des materiellen Aufstieges unterscheiden, denen verschiedene Formen des Besitzes entsprechen.

Wir unterscheiden zwei Formen des Besitzes: den immobilen und den mobilen Besitz. Der erstere entspricht besonders den Zeiten der vorwiegenden Naturalwirtschaft, der zweite den Zeiten der vorwiegenden Geldwirtschaft, in welch letzteren Zeiten die beiden Formen des Besitzes auch häufig gemischt sind.

In der Zeit der vorwiegenden Naturalwirtschaft und des immobilen Besitzes, welche Zeit immer für die Anfänge des Kulturlebens charakteristisch ist, stand die Leiter des sozialen Aufstieges der Familien immer im Kriegslager oder am Hofe der Fürsten. Der Reichtum bestand gewöhnlich im Grundbesitz, der auch meistens im erblichen Besitze der Familie war. Diese reichen Grundbesitzer lebten am Lande, beschäftigten sich mit der Verwaltung ihrer Güter und mit der Jagd und stellten nichts anderes dar als reiche Bauern, welche wie diese ein gesundes, natürliches Leben führten.

Der Mißbrauch des Reichtums zum eigenen Schaden und der der Familie war durch die vorwiegende Naturalwirtschaft beschränkt. Die hygienischen Vorteile der Lebensführung übertrafen in solchen Verhältnissen meistens die Gefahren, die der vorhandene Überfluß an Nahrung für die reiche Familie mit sich brachte.

Mit der immer mehr steigenden Einführung der Geldwirtschaft, wie dieselbe stets eine Folge einer zunehmenden Kultur und Handelsverkehrs ist, begann erst die Gefährlichkeit des materiellen Aufstieges für die Familien stärker bemerkbar zu werden. Denn erst mit der vorwiegenden Geldwirtschaft war ein mobiler Reichtum möglich, dessen Bildung nicht nur viel unbegrenzter in seinem Wachstum ist, sondern mit dem auch ein viel größerer und gefährlicherer Mißbrauch möglich war. Mit der Herrschaft des mobilen Reichtums sehen wir darum auch die biologischen Gefahren des materiellen Aufstieges der Familien, die bei der Herrschaft des immobilen Reichtums gleichsam nur in der Knospe angedeutet waren, zur vollen Blüte und Entwicklung kommen.

Bei dem mobilen Reichtum der Familien müssen wir nun ebenfalls zwei Formen desselben unterscheiden. Erstens den Reichtum, wie er durch den Fleiß und die Intelligenz des soliden Kaufmanns langsam im Verlaufe meist mehrerer Generationen erworben werden kann. Zweitens jenen Reichtum, wie er rasch auf dem Wege der börsenmäßigen Spekulation durch meist mehr oder weniger unsolide Praktiken durch Wucher oder Ausbeutung wirtschaftlich Schwacher erworben wird. Die erste Form des Reichtums nenne ich nach dem Vorgange der heutigen Soziologen den gesunden Reichtum oder Kapitalismus, den zweiten den entarteten.

Mit diesen verschiedenen Formen des materiellen Aufstieges der Familien haben wir uns zu beschäftigen und wir werden sehen, daß ebenso wie ein großer Unterschied in der Erwerbung und in der Art des Aufstieges der Familie vorhanden ist, ebensosehr verschieden die biologischen Gefahren auch dieser drei Formen des Reichtums sind. Der materielle Aufstieg der Familien auf der Leiter des immobilen Reichtums hat sich verhältnismäßig als die ungefährlichste Form des Reichtums erwiesen, weil die Lebensführung der Familien bei dieser Form des Besitzes die hygienisch gesündeste und die Möglichkeit des Mißbrauches desselben darum viel geringer ist, indem er den Familien nicht immer so zur Verfügung steht, wie dies beim mobilen Reichtum der Fall ist. Der mobile Reichtum des soliden Kaufmanns bringt schon größere rassenhygienische Gefahren mit sich, schon darum, weil die Familien vorwiegend in größeren Städten mit ihren hygienischen Schädlichkeiten zu wohnen gezwungen sind und dort auch die Versuchung, den stets zur Hand stehenden mobilen Reichtum zu mißbrauchen, viel größer ist. Die gefährlichste Form des Besitzes ist der entartete Reichtum,[1]) weil derselbe die größte Höhe erreichen kann und damit auch die größere Möglichkeit des Mißbrauches für die Familien gegeben ist.

Diese Form des entarteten mobilen Reichtums sehen wir heutzutage in Amerika in einer Blüte, wie dies im Leben der Kulturvölker mit Ausnahme der letzten Zeit der römischen Republik niemals in diesem Maße

[1]) Über den Unterschied zwischen solidem und entartetem Kapitalismus siehe auch Sombart: „Der Bourgeois einst und jetzt", „Der moderne Wirtschaftsmensch", S. 212 ff.

vorgekommen ist. Hier nimmt der Trieb des Erwerbes derart maßlose, schon pathologisch zu nennende Formen an, daß darunter nicht nur große biologische Gefahren für das Individuum und die Familie, sondern auch für die Allgemeinheit entstehen müssen.

Wie es drei verschiedene Formen des geographischen Klimas gibt, so können wir auch drei Formen des wirtschaftlichen Klimas unterscheiden: die Armut, die Wohlhabenheit und den Reichtum, die dem kalten, gemäßigten und tropischen Klima entsprechen. Und wie der nicht in ein gewisses geographisches Klima hineingeborene Mensch, wenn er in dasselbe einwandert, sich erst an die Gefahren desselben anpassen muß, so verhält es sich auch bei dem Auf- und Absteigen der Familien auf den verschiedenen Stufen des wirtschaftlichen Klimas, welche alle drei verschiedene biologische Vorteile und Gefahren für die neu eingewanderten Familien besitzen. Diejenigen Familien, die sich an diese Gefahren nicht anzupassen imstande sind, erliegen dann ebenso wie beim geographischen Klimawechsel entweder rasch oder in wenigen Generationen einer vorzeitigen Ausmerze.

Beim geographischen Klimawechsel sind bekanntlich die biologischen Gefahren für die einwandernden Familien um so größer, je greller der Kontrast des Klimawechsels ist, je rascher derselbe erfolgt und je unnatürlicher, unhygienischer dabei die Lebensführung der Familie ist. Unter solchen Verhältnissen kann auch die von Haus aus anpassungsfähigste Familie die Gefahren des Klimawechsels nicht überwinden und unterliegen solche Familien, wie wir dies heute an europäischen Familien, welche in ein tropisches Klima einwandern, häufig beobachten können, meist in kurzer Zeit der vorzeitigen Ausmerze. Ähnlich verhält es sich auch bei dem materiellen Aufstieg der Familien, also dem Wechsel des wirtschaftlichen Klimas derselben. Je größer der Kontrast des Besitzes, je rascher der Wechsel desselben eintritt, je mehr die Familien den Reichtum mißbrauchen, d. h. je unnatürlicher, unhygienischer ihre Lebensführung in dem neuen wirtschaftlichen Klima ist, desto größer werden die biologischen Gefahren für dieselben sein, desto leichter und rascher erliegen sie Krankheiten und einer vorzeitigen Ausmerze. Erfolgt aber der materielle Aufstieg der Familien langsam im Verlaufe mehrerer Generationen, so daß die Familien Zeit haben, eine bessere Anpassung an die Gefahren des tropischen, wirtschaftlichen Klimas sich zu erwerben, führen sie auch noch dazu ein natürliches hygienisches Leben und verwenden den Überfluß des Besitzes mehr im Interesse der Allgemeinheit als im egoistischen Interesse, so kann unter solchen Verhältnissen der materielle Aufstieg seine unzweifelhaften Vorteile, welche er in rassenhygienischer und kultureller Hinsicht den Familien immer zu bieten vermag, voll zur Geltung kommen und dadurch den Familien des materiellen und sozialen Aufstieges eine Lebensführung gestatten, welche das für den Kulturmenschen überhaupt mögliche Glück und Behagen außerordentlich zu erhöhen imstande ist. Aber dies ist, wie uns die Kultur-

geschichte der Menschheit lehrt, bisher nur selten der Fall gewesen und wenn überhaupt, so dauert dieses Maßhalten der Familien des materiellen Aufstieges gewöhnlich nur wenige Generationen an. Die Regel ist, daß mit der Vermehrung des Besitzes der Goldhunger im Verhältnis wächst und der Mißbrauch desselben Hand in Hand geht. Dadurch steigern sich auch die biologischen Gefahren, wodurch es dann schließlich zu einem Punkte kommt, wo auch die beste bereits erworbene Anpassung an die Gefahren des Reichtums zu versagen beginnt und degenerative Zustände erblicher Natur die Familien befallen und sie einer vorzeitigen Ausmerze zuführen. Diesen biologischen Prozeß bei den Familien des materiellen und sozialen Aufstieges in seinen Phasen zu verfolgen, ist nun unsere Aufgabe.

Die biologischen Gefahren des materiellen und sozialen Aufstieges für die körperliche und geistige Gesundheit der Familien.

In der ganzen belebten Natur hängt die konstitutionelle Gesundheit eines Organs von dem naturgemäßen Gebrauche desselben ab. Diese naturgemäße harmonische Tätigkeit der Organe wird im Tierreich von vererbten Instinkten und Gefühlen vom Unbewußten aus beherrscht. So sehr nun auch die regelmäßige Funktion eines Organs von der konservativen Kraft der Vererbung fixiert ist, so muß sie doch einen gewissen Grad der Anpassungsfähigkeit an veränderte äußere Verhältnisse besitzen, da sonst die Erhaltung der Art unter solchen Veränderungen leiden würde. Im Tierreich wird nun die Grenze dieser Anpassungsfähigkeit eines Organs, also die Grenze des für dasselbe Gesunden und Schädlichen, durch Lust- und Unlustgefühle dem Bewußtsein zur Kenntnis gebracht und darum auch in der Regel nicht überschritten. Anders verhält sich der Mensch, besonders der höhere Kulturmensch. Seit der Mensch seinen Willen von den Banden der Naturleitung emanzipiert und sich eine größere Willensfreiheit erworben hat, hat er diese Freiheit leider mehr zum Mißbrauch als zum richtigen Gebrauche der Organe verwendet. Dieser Mißbrauch der Organe kann nun nach zwei Seiten hin stattfinden: entweder in der Richtung des „Zuviels", also der zu starken Betätigung eines Organs, oder in der Richtung des „Zuwenig", in welchem Falle die Betätigung eines Organs unter dem für die harmonische Gesundheit desselben nötigen Grad der Anstrengung bleibt. In beiden Fällen reagiert die Natur regelmäßig mit Unlustgefühlen, welche meist nicht beachtet oder durch Anpassung und Gewohnheit abgeschwächt, ja nach und nach sogar in falsche Lustgefühle umgewandelt sehen, wie wir dies bei unseren Nervengiften, dem Alkohol und Nikotin, beobachten können. Bei fortgesetztem Mißbrauch reagiert die Natur mit krankhaften, aber noch heilbaren Zuständen, wenn der Mißbrauch eingestellt wird. Wenn aber der Mißbrauch eines Organs durch Generationen andauert, dann kommt es zu einer konstitutionellen krankhaften Veränderung und Schwächung desselben, welch letztere auch auf die Nach-

kommenschaft übertragbar werden kann. Jede solche durch einen dauernden Mißbrauch eines Organs herbeigeführte Schwächung und krankhafte Veränderung bildet außerdem stets einen „locus minoris resistentia“ und damit eine Eingangspforte für den in der Natur stets auf alles Disharmonische lauernden Parasitismus, gegen den, wie es scheint, nur ein harmonisch gesunder, ungeschwächter Organismus einen natürlichen Schutz zu bieten vermag.

Zu diesem Mißbrauch der Organe wird nun der Kulturmensch besonders durch günstige wirtschaftliche Verhältnisse verleitet und kann man sagen, daß beim Durchschnittsmenschen, wenn derselbe einigermaßen seine Lebensführung den Naturgesetzen entsprechend einrichtet und seine Organe nicht mißbraucht, dies in der Regel nicht so sehr von Einsicht und gutem Willen, als vielmehr von dem Zwange der wirtschaftlichen Verhältnisse abhängt. Darum unterliegen alle Familien des materiellen und sozialen Aufstieges, besonders die obern Stufen desselben, mehr oder weniger der Gefahr dieses Mißbrauches. Nun sind es hauptsächlich zwei Organe, welche unter günstigen materiellen und sozialen Verhältnissen fast regelmäßig mißbraucht werden. Es sind dies das Verdauungsorgan und das Gehirn. Bei dem ersteren Organ erfolgt der Mißbrauch in der Regel in der Richtung des „Zuviel“, beim Gehirn bei den noch aufstrebenden Familien wird das Organ ebenfalls in der Richtung des „Zuviel“ mißbraucht, welche Richtung aber dann bei den materiell und sozial mehr gesättigten Familien meist in das andere Extrem, in das „Zuwenig“ umschlägt.

Der Mensch hat die Neigung, auf dem Gebiete der Ernährung ins ungesunde, maßlose Extrem zu schwanken, wahrscheinlich schon aus der prähistorischen Zeit mit ihren großen Kontrasten von Überfluß und Mangel der Ernährung in das höhere Kulturleben mit herübergenommen. In jenen Zeiten war aber diese Neigung ungefährlich, weil eben die Zeiten des Mangels den Gefahren der Überernährung in den Zeiten des Überflusses entgegen arbeiteten, außerdem auch die regelmäßige Anstrengung des harten Kampfes ums Dasein mit den Naturmächten für einen ordentlichen Verbrauch der Einnahmen sorgte. Die Elastizität der Anpassung ist also auf dem Gebiete der Ernährung zweifellos vom Hause aus immer groß gewesen und wurde dann in der historischen Zeit unter fortwährender scharfer Ausmerze der nichtanpassungsfähigen Familien noch weiter erhöht, so daß im allgemeinen der höhere Kulturmensch heute diesbezüglich sicher über eine sehr große Anpassungsfähigkeit verfügt. Aber gerade diese große Anpassungsfähigkeit verführt den höheren Kulturmenschen um so leichter wieder zum Mißbrauch und ist es darum demselben auf keinem Gebiete der Lebensführung so schwer, dem von der Natur gewollten „Maßhalten“ zu folgen, als im Essen und Trinken. Werden nun die Verdauungsorgane dauernd in der Richtung des „Zuviel“, also der Über-

ernährung mißbraucht, so kommt es bald zu häufigen akuten Erkrankungen derselben und infolge des dauernden Überdruckes im Gefäßsystem zu Störungen im Gebiete der Zirkulationsorgane und der Nieren. Dies muß alles um so schneller und sicherer eintreten, je weniger den starken „Einnahmen" entsprechende „Ausgaben" auf dem Gebiete der Muskeltätigkeit usw. gegenüber stehen. Durch diese akuten Erkrankungen wird der Mensch für einige Zeit zu einer normaleren Ernährung gezwungen — wozu heute eine Kur verordnet werden muß — und können sich die mißbrauchten Organe während dieser Zeit wieder etwas erholen. Wenn aber der Mensch aus dieser Mahnung der Natur keine Lehre zieht, wie es gewöhnlich der Fall ist und der Mißbrauch wieder einsetzt, so muß es nach öfteren Wiederholungen dieser akuten noch heilbaren Erkrankungen zu dauernden, schwer heilbaren chronischen Erkrankungen der mißbrauchten Organe und damit auch zu einem vorzeitigen Tode des Individuums kommen, d. h. die Natur straft eine solche fortwährende Übertretung ihrer hygienischen Gesetze mit einer kürzeren Lebensdauer des Menschen, als dies sonst bei naturgemäßem Verhalten desselben der Fall gewesen wäre. Dauert der Mißbrauch der Verdauungsorgane durch mehrere Generationen, wie dies bei den Familien der höheren Grade des materiellen und sozialen Aufstieges häufig der Fall ist, so kann es in solchen Familien zu vererbbaren krankhaften Anlagen und Schwächezuständen der mißbrauchten Organe kommen, auf deren Basis dann der Parasitismus und zahlreiche andere Erkrankungen einen besonders günstigen Nährboden finden. Dadurch wird dann die vorzeitige Ausmerze solcher Familien — also das Aussterben derselben im Mannesstamme — als desjenigen Geschlechtes, welches stets den größeren Mißbrauch begeht — herbeigeführt. Zu diesem Mißbrauch der Verdauungsorgane durch Überernährung, also durch Quantitätsfehler, kommt es bei reichen Familien auch sehr häufig noch zu Qualitätsfehlern (z. B. zu viel Fleischnahrung) in der Ernährung und einem stärkeren Mißbrauch der sogenannten Nervengifte (Alkohol, Nikotin usw.), die wegen ihrer Unnotwendigkeit und Kostspieligkeit von den unteren Stufen des Aufstieges nicht so stark mißbraucht werden können, von den oberen aber gerade aus den gegenteiligen Gründen besonders beliebt sind.

Das zweite Organ, welches von den Familien des materiellen und sozialen Aufstieges regelmäßig mißbraucht wird, ist das für den Kampf ums Dasein wichtigste menschliche Organ: das Zentralnervensystem. Der Aufstieg der Familien auf der sozialen und materiellen Leiter kann heutzutage, wenn man von einigen seltenen Ausnahmen absieht, in der Regel nur auf zweierlei Weise stattfinden: entweder geschieht dies durch die rastlose energische, geistige Tätigkeit und oft auch Überanspannung gewisser wichtiger Charaktere und Anlage eines Einzelnen oder mehrerer Familiengenerationen, wobei aber immer einer oder mehrere von den Vorfahren

die zum Aufstieg nötige Charakterzucht in hervorragender Weise bestätigt haben müssen. Es setzt dies also wenigstens bei den aufsteigenden Familien in den Zeiten eines scharfen Konkurrenzkampfes derselben unter allen Verhältnissen eine besondere Befähigung in bezug auf wichtige, für den Kampf ums Dasein ausschlaggebende Charaktere voraus, wozu nicht allein hervorragende Intelligenz als vielmehr auch ein hoher Grad von Willensenergie, rastlosem Fleiß, Ausdauer usw. notwendig sind, welche nun oft in das „Zuviel" der Betätigung ausartet. Ob nun die Leiter des Aufstieges im Kriegslager, in der Studierstube, im Kontor oder an der Börse steht, immer müssen die wichtigsten Charakteranlagen selbst gezüchtet oder von Vorfahren ererbt sein, bei denen noch das Zentralnervensystem nicht durch Krankheiten geschädigt und besonders die wichtigen Willensqualitäten durch fortwährende Anstrengung auf gesunder Höhe erhalten worden sind. Dies erklärt uns die Tatsache, daß die Gründer der Familien des materiellen und sozialen Aufstieges gewöhnlich aus wirtschaftlich nicht besonders günstig situierten Familien herstammen, wo durch Generationen ein fortwährend scharfer Kampf ums Dasein geherrscht hat und die Erhaltung und Anstrengung der für diesen schärferen Kampf wichtigsten Charaktere eine Lebensfrage war. Deshalb können wir auch konstatieren, daß diesbezüglich hauptsächlich jene Stände und Stufen des materiellen Aufstieges in Frage kommen, welche durch ihre wirtschaftlichen Verhältnisse gezwungen sind, am Lande oder in kleinen Städten zu wohnen, bei welchen eine mehr natürlichere gesunde Lebensführung herrscht und darum auch die Familienerbschaftsmasse auch mehr gesund und unverdorben ist.

Nun schlummert aber in jedem Menschen von den Urzeiten her die „vis innertiae", d. h. die Neigung, sich nur dann anzustrengen, wenn die Peitsche der Not in irgend einer Form dahinter steht, wie wir ja diese Neigung bei allen wilden Völkern heute noch beobachten können. Immer wieder erregt es das Staunen der Reisenden, wenn sie sehen, wie neben einer großen Energie des Willens, welche diese Völker zeitweise entwickeln können, wenn die Peitsche der Not sie dazu zwingt, der unüberwindliche Hang zum „dolce far niente" im Falle momentanen Überflusses vorhanden ist. Von den tropischen Inseln, wo konstanter Nahrungsüberfluß herrscht, hat schon Darwin die Bemerkung gemacht, daß hier der Überfluß bei den Eingeborenen direkt kulturhemmend wirkt und der Mangel der Peitsche der Not die Entwicklung der Willensenergie und der für den Kampf ums Dasein sonst nötigen Charaktere hindert.

Ähnlich verhält es sich nun bei den Familien der höheren Grade des materiellen Aufstieges, besonders wenn bei denselben ein tropisches wirtschaftliches Klima durch einige Generationen geherrscht hat. Auch hier wirkt mit der Zeit der Überfluß und das Fehlen eines schärferen Kampfes ums Dasein bei den reichen Familien hemmend auf die Entwicklung oder Erhaltung der wichtigsten Willenqualitäten und verstärkt den Urtrieb des

„dolce far niente“ oder wenigstens die Neigung zu nur spielerischer Betätigung derselben. Doch können wir hier sehen, daß der früher bemerkte Unterschied in den biologischen Gefahren der verschiedenen Formen des Besitzes, also des immobilen und mobilen Reichtums, nirgends so auffallend zutage tritt, als auf dem Gebiete der Züchtung und Erhaltung der für den Kampf ums Dasein wichtigsten Willensqualitäten und verwandter Charaktere. Der reiche Großgrundbesitzer — wenn er ein echter ist und nicht ein Bodenspekulant — hat immer vorwiegend am Lande gewohnt und wenn er auch nicht mehr selbst den Pflug führt, so hat er doch körperlich und geistig immer von dem gesunden und gleichmäßig anstrengenden Leben des Bauernstandes profitiert. Stets war mit dem Großgrundbesitz auch die Verpflichtung oder Standessitte des Kriegs- und Militärdienstes verbunden. Beide Beschäftigungen haben aber immer eine Hochzucht oder wenigstens gute Erhaltung eines bedeutenden Grades der wichtigsten Willensqualitäten zur Folge. Auch der stets mit dem Großgrundbesitz verbundene Jagdsport unterstützt die Erhaltung der körperlichen und geistigen Gesundheit und Stärkung der Willenskraft.

Ganz anders verhält sich dies alles in der Regel bei den Familien des mobilen Besitzes, welche durch ihre Beschäftigung gezwungen sind, in den größeren Städten zu wohnen. Hat es auch einmal eine Zeit gegeben, wo auch die Gründer reicher Handelshäuser unter viel körperlich anstrengenderen und hygienisch gesünderen, wenn auch sonst sehr gefährlichen Verhältnissen ihren Reichtum erwerben und erhalten mußten, wie dies bei den seehandeltreibenden Völkern des Altertums und des Mittelalters der Fall war, so haben sich seither die Handels- und Verkehrsverhältnisse fast in das Gegenteil verändert. Heute müssen alle Großhändler in den Hauptzentren des Verkehrs wohnen, wo die Beschäftigung der Männer zwar gefahrlos in den Kontors und an der Börse sich abspielt, die Lebensführung aber dadurch eine mehr sitzende, unhygienisch bequeme geworden ist. Dazu kommt, daß durch das Prinzip der heutigen Geschäftspraxis, daß „Zeit Geld ist“, auch sonst die körperliche Anstrengung außerhalb des Geschäftes fast ganz ausgeschaltet ist, überall die Schnelligkeit und das nervöse Hasten in der ganzen Lebensführung herrscht, welchem Prinzip auch die bequemeren, die körperliche Anstrengung mehr ausschaltenden Verkehrsmittel (Automobil, Aufzug in den Häusern usw.) entgegenkommen. Der permanenten üppigeren, luxuriösen Lebensführung der Familien der höheren Stufen des materiellen und sozialen Aufstieges in den größeren Städten, also der körperlichen Überernährung oder geistigen Überanstrengung, stehen hier also keine entsprechenden Ausgaben in Form von körperlichen Anstrengungen und keine ausgleichenden Ruhemomente für das überreizte Nervensystem gegenüber, wie bei den Familien des immobilen Reichtumes am Lande. Alles dies wird noch verstärkt durch die hygienischen Schädlichkeiten des großstädtischen Milieus, welches wohl in bezug auf den Körper durch die Vorteile, die

der Reichtum zu bieten vermag, etwas gemildert, aber in geistiger Hinsicht um so schädlicher zu wirken imstande sind.

Am stärksten sind die biologischen Gefahren für die körperliche und geistige Gesundheit der Familien bei der entarteten Form des Reichtums. Die Maßlosigkeit des Erwerbtriebes erreicht hier die höchste Stufe. Man will nicht, wie beim Aufstieg der Familie des gesunden Reichtums langsam auf dem Wege mehrerer Generationen, sondern in einer Generation, ja in wenigen Jahren die Million erreichen, was eben nur möglich ist, wenn alle sozial-moralischen Rücksichten, also das Wohl der Allgemeinheit, außer acht gelassen, ja selbst die eigene Gesundheit und das geistige Wohl der Familie nicht geschont wird. Zur Charakteristik dieser Art Plutokraten besitzen wir einen Beitrag, wie er verläßlicher nicht gewünscht werden kann. John David Rockefeller, selbst einer der reichsten dieser modernen Raubritter, sagt in seinen Lebenserinnerungen von sich und den übrigen Mitgliedern dieser Kaste:

> „Was sind diese Leute? Haben sie überhaupt noch das Recht, Menschen genannt zu werden? Es sind Maschinen, die eine bestimmte Arbeit verrichten und zu nichts anderem zu brauchen sind. Ich kenne diese Gesellschaft, die sich stolz Finanzaristokratie nennt. Ich kenne sie, ich habe mit ihnen und gegen sie gekämpft. Der Grundsatz aller besteht in einem jede Schranke überschreitenden Egoismus, sie kennen keine, gar keine Rücksicht und es ist keine Phrase, wenn man von ihnen sagt, sie gehen über Leichen. Man spricht durchaus die Wahrheit, wenn man behauptet, daß jeder dieser Reichsten zahllose Menschen buchstäblich in den Tod getrieben hat. Ich selbst war nicht anders, und ich bereue heute aus tiefstem Herzen mein ganzes Leben."

Bringt schon der materielle Aufstieg auf den oberen Stufen des Reichtums große biologische Gefahren für die körperliche und geistige Gesundheit der Erwachsenen speziell des männlichen Geschlechtes mit sich, so ist diese Gefahr noch größer für die körperliche und geistige Erziehung der heranwachsenden Jugend dieser Familien. Hier kommt auch der Unterschied in den Gefahren des immobilen und mobilen Besitzes noch viel auffallender zur Geltung. Da ich gerade diesen Unterschied der biologischen Gefahren des Reichtums, welche derselbe auf die körperliche und geistige Erziehung der Jugend ausübt, für eine der wichtigsten Ursachen des langsamen oder raschen Verfalles und Ausmerze der Familien der oberen Stufen des materiellen und sozialen Aufstieges halte, so ist es notwendig, etwas ausführlicher darüber zu sprechen.

Der Konkurrenzkampf der Familien des materiellen und sozialen Aufstieges spielt sich heutzutage mehr als je auf dem Gebiete der Intelligenz ab und haben sich die Verhältnisse diesbezüglich gegen frühere Jahrhunderte gewaltig geändert, wo es oft genügte, einer Familie der höheren Stufen

des Besitzes zu entstammen, um die Jugend im Konkurrenzkampfe außerordentlich zu begünstigen. Wenn auch die Protektion heute nicht ausgeschaltet ist, so muß doch der Sohn reicher und sozial hochstehender Familien heute sich ordentlich anstrengen, um einen höheren Grad der Bildung zu erwerben, will er im Staate eine den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen seiner Eltern entsprechende Stellung einnehmen und behaupten.

Nun sind zweifellos alle Familien der oberen Stufen des materiellen und sozialen Aufstieges in der Lage, ihren Kindern jene Erziehung angedeihen zu lassen, welche die jeweilige Zeit für die beste hält. Da die Erziehungsmittel meistens in größeren Städten konzentriert sind, so wären hier die Familien des mobilen Reichtums, als in den Großstädten wohnend, scheinbar günstiger situiert, als die Familien des immobilen Besitzes. Doch wie es bei der körperlichen Ernährung nicht so sehr darauf ankommt, was man ißt — wenn es nur naturgemäß ist — sondern vielmehr darauf, wie man die Nahrung verdaut und verwertet, so verhält es sich auch bei der geistigen Ernährung, besonders der heranwachsenden Jugend. In dieser Hinsicht spielt nun das geistige Milieu und die Umgebung, in der Kinder aufwachsen, eine sehr wichtige Rolle. Diesbezüglich ist nun besonders für die Charakterbildung ein sehr großer Unterschied zwischen dem Milieu und der geistigen Umgebung, in welcher die Kinder der höheren Stufen des immobilen Besitzes aufwachsen, und den Kindern der Familien des mobilen Reichtums in den größeren Städten. Ein besseres Milieu für die geistige und körperliche Entwicklung gibt es kaum, als das Haus einer wohlhabenden oder reichen Familie am Lande, wo die gebildeten Eltern selbst sich um die Erziehung der Kinder kümmern, und wenn sie auch Hilfskräfte daneben verwenden, dieselben stetig zu überwachen in der Lage sind. Besonders ausschlaggebend ist aber für die so wichtige Erziehung des Gemütslebens der Einfluß der Mütter, welche in solchen Familien noch Zeit und Lust haben, ihre diesbezüglichen mütterlichen Pflichten voll zu erfüllen. Das regelmäßige gesunde Landleben, der Mangel anderer Zerstreuungen und Vergnügungen, als wie sie von der Natur und gleichgesinnten befreundeten Familien geboten wird, das gute sozialmoralische Beispiel, welches den Kindern in diesem Milieu gewöhnlich geboten wird, sorgt dann dafür, daß der geistige Magen der Jugend die ihr gereichte Nahrung ordentlich verdaut und geistig verwertet. Sehr wichtig in dieser Hinsicht aber ist, daß in diesem günstigen Milieu die gefährliche Periode der geschlechtlichen Entwicklung, besonders der männlichen Jugend, einen normaleren Verlauf nehmen kann, eher retardiert als künstlich beschleunigt wird, und wenn einmal entwickelt, hier die Gelegenheiten mangeln oder selten sind, den Geschlechtstrieb frühzeitig zu mißbrauchen. Schon Tacitus hat an dem Verhalten der germanischen Jugend auf den großen biologischen Nutzen für die körperliche und geistige Entwicklung der Jugend eines Volkes hingewiesen, wenn der Geschlechtstrieb bei derselben eher retardiert und

bis zur körperlichen Vollendung des Wachstums nicht mißbraucht wird, und ist er zweifellos zu dieser für die damalige Zeit auffallenden Ansicht durch den großen schädlichen Kontrast veranlaßt worden, der ihm durch die großen geschlechtlichen Gefahren bei der reichen Jugend des seiner Zeit schon sehr verderbten Milieus Roms vor Augen stand.

Hat die Jugend der Familien des immobilen Besitzes unter der Einwirkung einer solchen günstigen Umgebung das Alter erreicht, wo sie dann der höheren Bildung wegen in die größeren Städte übersiedeln muß, so ist unterdessen die gefährliche Zeit der geschlechtlichen Entwicklung vorüber und die körperliche und geistige Charakterbildung hat eine solche solide Basis erreicht, daß sie dann auch den großstädtischen geschlechtlichen Gefahren leichter stand zu halten vermag.

Viel ungünstiger in jeder Beziehung ist die Jugend der Familien des mobilen Besitzers in den Großstädten situiert. Das für die körperliche und geistige Entwicklung schädliche Milieu der Großstädte, die fortwährenden Verführungen zu Zerstreuung und Vergnügen, welche das Leben in den Großstädten mit sich bringt, der Umstand, daß die Eltern häufig wenig Zeit oder wenig Lust haben, die Erziehung der Kinder selbst zu leiten und diese Aufgabe daher meist fremden Personen überlassen werden muß, der Mangel des stets geistig und körperlich erfrischenden Umganges mit der Natur, alles dies ist Ursache, daß trotz der großen Geldopfer und Bemühungen der Eltern trotz der meist guten geistigen Anlagen, welche in den Kindern vorhanden sind, die Erfolge der Erziehung in den Großstädten den Erwartungen häufig nicht entsprechen. Ist dies schon bei den Familien des mittleren mobilen Besitzes in den größeren Städten der Fall, so steigern sich diese Gefahren für die Erziehung der Jugend noch mehr bei den Familien der höchsten Grade des mobilen Besitzes. In dem großstädtischen Leben kommt den Kindern reicher Eltern bald die Macht des großen Besitzes zum Bewußtsein und sie sagen sich, daß selbst, wenn es ihnen nicht andere sagen, daß es ja eigentlich ganz überflüssig ist, sich besonders anzustrengen, da sie ja einmal alles ohne viel Plage haben können. Dieses Bewußtsein wirkt schon in der ersten Generation lähmend auf die Hochzüchtung der wichtigsten Willensqualitäten: Energie, Fleiß, Beharrlichkeit rc. und steigert sich natürlich mit jeder Generation.

Die größte Gefahr für die körperliche und geistige Entwicklung droht aber der heranwachsenden Jugend, besonders der männlichen, zur Zeit der geschlechtlichen Entwicklung. Durch das großstädtische Milieu wird nicht nur an sich häufig eine künstliche Frühreifung des Geschlechtstriebes gefördert, es erwarten denselben, wenn einmal entwickelt, alle möglichen Gefahren und Formen des Mißbrauches ganz abgesehen von der größeren Gefahr der geschlechtlichen Erkrankung.

Die Folgen dieses großen Unterschiedes in den biologischen Gefahren, welchen die Erziehung der heranwachsenden Jugend in den Familien des

immobilen und mobilen Besitzes besonders der oberen Stufen desselben ausgesetzt ist, machen sich nicht in der Verschiedenheit des Verfalles derselben, sondern noch mehr in einer auffallenden Verschiedenheit in der Erhaltung der Höhe des verschiedenen Grades des materiellen und sozialen Aufstieges der Familien geltend. Bei den Familien der mittleren und oberen Stufen des immobilen Besitzes, die vorwiegend auf dem Lande und den kleinen Städten wohnen, hält die hervorragende Charakterzucht, mit welcher der Gründer der Familie den materiellen und sozialen Aufstieg begonnen, infolge der guten Erziehung durch viele Generationen an, kann nicht selten in einzelnen Nachkommen sich noch steigern, so daß die höchsten Stufen des materiellen und sozialen Aufstieges dieser Familie oft erst nach Jahrhunderten erreicht wird. Tritt endlich doch der Verfall der Charakterzucht der Familie des immobilen Besitzes ein, so verläuft derselbe sehr langsam und sind hier Regenerationen durch günstige Heiraten mit noch gesünderen Familien am Lande nicht selten.

Bei den Familien des mobilen Reichtums ersteigt heutzutage in der Regel die erste oder zweite Generation die höchste Stufe des materiellen und sozialen Aufstieges und beginnt häufig schon in der dritten bereits der rapide Verfall der tüchtigen Charakterzucht. So lange noch in den größeren Städten das Milieu für die heranwachsende Jugend der Familien nicht so gefährlich war, wie heute, der Aufstieg überhaupt langsamer vor sich ging, so daß sich die Familien auch besser an das tropische wirtschaftliche Klima anpassen konnten, hielt auch die gute Charakterzucht in den reichen Familien des mobilen Reichtums länger an und sind 5—10 Generationen Blütezeit nichts Seltenes. Aber heute steigern sich mit der großen Gefährlichkeit des großstädtischen Milieus und der größeren Schnelligkeit des materiellen Aufstieges auch die biologischen Gefahren für die Familien und die Erziehung der Jugend und bilden dieselben dann die Ursache des rapiden Verfalles der Familien des mobilen Reichtums, worüber ich später noch ausführlicher sprechen werde.

Die Gefährlichkeit des Reichtums für die heranwachsende Jugend in den Familien des mobilen Besitzes wurde bisher wenig beachtet, wohl auch nicht häufig erkannt. Denn auf den unteren Stufen des materiellen Aufstieges sieht man in der Regel nur die Vorteile, welche der Reichtum für die Erziehung der Kinder zu bieten imstande ist, übersieht die Gefahren und schiebt den Verfall der Charakterzucht der Jugend anderen Ursachen zu. Ebenso wie die Gefahren des tropischen geographischen Klimas eigentlich nur derjenige richtig erkennen und beurteilen kann, der wirklich in den Tropen gelebt hat, ebenso kann auch nur der Selbstreiche die Gefahren des Reichtums für die Erziehung der Jugend richtig einschätzen. Darum wird für uns das diesbezügliche Urteil zweier bekannter Millionäre einen besonders überzeugenden Wert haben und auch die Tatsache bestätigen, daß heutzutage diese Gefahren für die Jugend sich gegen früher sehr gesteigert haben.

Alfred Nobel sagt:

„Meine Erfahrung hat mich gelehrt, daß ererbtes Vermögen niemals Glück bringt und niemals richtig benutzt wird. Es vermindert die Lust zur Arbeit und unterbindet die Fähigkeit zur eigenen Entwicklung. Große ererbte Vermögen befördern nur die Entartung. Ich mißbillige, daß Kinder mehr von den Eltern erben als nötig ist, um sich für den Dienst der Menschheit zu erziehen."

Auch Cecil Rhodes ist derselben Meinung:

„Niemand sollte seinen Kindern viel Geld hinterlassen, denn es ist ein Fluch für sie. Wir leisten ihnen den besten Dienst, wenn wir ihnen die bestmögliche Erziehung geben und sie dann frei zum eigenen Kampfe in die Welt schicken. Was geschieht denn, wenn ihr euren Kindern viel Geld hinterlaßt? Sie entbehren des Spornes für die eigene Anstrengung, verschwenden ihr Vermögen auf Wein, Weiber und Spiel und bringen Schande über ihren Namen. Nein! Laßt eure gut erzogenen Kinder ihren Weg selber finden. Was euren Besitz anbelangt, so sollte dieser ausschließlich dem Gemeinwohle dienstbar gemacht werden, in der einen oder anderen Form dem Staate zufallen. Man wird sagen, daß sei Staatssozialismus. Aber ich kann nicht helfen, daß sind einmal meine Gedanken und sie sind richtig."

Um zu einer solchen extremen Ansicht zu kommen, muß Cecil Rhodes sehr schlimme Beobachtungen in den Familien des mobilen Reichtums gemacht haben. Es ist aber nicht nötig, das Kind mit dem Bade auszuschütten; ebenso wie man heutzutage die biologischen Gefahren des Reichtums für den Körper besser zu erkennen und zu bekämpfen in der Lage ist, ebenso wird auch, wenn einmal die Diagnose richtig gestellt ist, eine entsprechende Therapie für die bessere Erziehung der Kinder des mobilen Reichtums möglich sein. Etwas hoffnungsloser scheint das Problem in Amerika zu sein. Andrew Carnegie, der ja das Milieu der reichen Häuser in Amerika gewiß gut kennt, sagt in seiner Selbstbiographie:

„Weil ich weiß, wie süß und glücklich und rein, wie frei von verwirrenden Sorgen, von sozialem Neid und Eifersucht das Heim rechtschaffener Armut ist, wie liebevoll und einig seine Besitzer in ihrem gemeinsamen Interesse der Unterhaltung der Familie sein können, habe ich mit den Jungen der Reichen Mitgefühl, während ich die Jungen der Armen beglückwünsche. Aus diesen Gründen sind auch aus den Buben der Armen immer so viel starke, hervorragende Männer hervorgegangen und müssen immer solche aus ihnen hervorgehen.

Es muß schon recht arg bestellt sein mit den Resultaten der Erziehung der Kinder der amerikanischen Milliardäre, wenn hier Carnegie sogar die Kinder armer Familien den reichen gegenüber zu beglückwünschen Ursache

findet. Freilich, wenn man sich der Charakterisierung der Gründer dieser Familien erinnert, wie sie früher von Rockefeller gegeben wurde, so begreift man das Mitleid, welches Carnegie mit der Jugend solcher reichen Familien hat.

Es wird in der Zukunft eine der wichtigsten Aufgaben der Familien der oberen Stufen des mobilen Besitzes in den Großstädten sein, wenn sie Wert auf das Glück und die Lebensdauer derselben legen, ihre heranwachsende Jugend, besonders der männlichen, in der Zeit der gefährlichen Entwicklung, also im Alter zwischen 10—20 Jahren, den biologischen Gefahren der Großstädte zu entziehen, damit die von den Eltern ererbten guten Charakteranlagen keine dauernde Schädigung erfahren. Denn für den Kampf ums Dasein nicht nur der Völker, sondern auch der Einzelindividuen, ist immer der gute Charakter das Ausschlaggebende und kann niemals durch feinere Bildung und großstädtische Gewandtheit ersetzt werden. Die Großstädte haben aber heutzutage alle die Tendenz, noch fortwährend zu wachsen und damit wachsen auch die biologischen Gefahren, welche zu bekämpfen und so einzudämmen, daß sie den noch schwachen Halt der jugendlichen Charakterbildung nicht überwältigen, weder dem Staate noch der hygienischen Wissenschaft je vollständig gelingen wird.

Die Auswahl der Tüchtigen.

Von Ekkehard.

Ein neues Schlagwort geht in Deutschland um, das von der Auswahl der Tüchtigen. Nicht Rang und Stand und Vermögen der Eltern soll dem Kinde den Weg zu seiner Stellung im Leben bahnen, sondern nur seine eigene Tüchtigkeit. —

Dagegen hat nun wohl kein Mensch etwas einzuwenden. Nur hält es ungemein schwer, die wirklich Tüchtigen aus der großen Menge herauszufinden. Denn daß der Tüchtige schon seinen Platz finden wird, ist leider nicht immer wahr. An manchen Platz kommt man ohne eine gewisse Vorbildung nicht heran. Wer also diese in seiner Jugend nicht gehabt hat, der bleibt ausgeschlossen von einer Stellung, die seinen Neigungen und Fähigkeiten wohl entsprochen hätte. Mancher Begabte ist zu bescheiden, um den Platz zu erstreben, der ihm seinen Fähigkeiten nach wohl gebühren möchte, während mancher Unbegabte Strebertum genug besitzt, um sich auf einen Platz zu bringen, der ihm nicht zukommt. Und mancher Begabte hat das Pech, sein Leben lang nicht entdeckt zu werden. So ist es nun einmal in unserer unvollkommenen Welt, und so wird es wohl auch bleiben. —

In einem Stück will man nun freilich Wandel schaffen. Die Freunde der Einheitsschule wollen für das gesamte Schulwesen einen gemeinsamen

Unterbau schaffen, eine Grundschule, die von allen Kindern in fünf oder sechs Jahren zu durchlaufen ist. Erst wenn die durchgemacht ist, sollen die Begabten in die höhere Schule kommen, die minder Begabten oder Unbegabten aber in Schulen, die mehr für einen praktischen, erwerbenden Beruf vorbereiten. Die Auswahl der Tüchtigen soll also im Alter von elf bis zwölf Jahren vorgenommen werden. Heutzutage gibt es für die meisten Kinder keine solche Grundschule. Wer es sich leisten kann und es sich und seinen Kindern schuldig zu sein glaubt, schickt seine Kinder gleich anfangs in eine Vorschule, von der sie fast ausnahmslos auch bei mangelhafter Begabung in eine höhere Schule übergehen. Die höheren Schulen bekommen dadurch Kinder zugewiesen, die ihnen der Begabung nach eigentlich nicht gehören und mit denen sie viele Arbeit haben, bis sie auch nur den Einjährigen ersitzen. Hier könnte die Einrichtung einer Grundschule für alle Kinder von Nutzen sein. Wenn ein Kind elf oder zwölf Jahre alt ist, kann man seine Begabung besser beurteilen, als wenn es sechs Jahre alt ist. —

Allerdings sicher auch noch nicht, denn die Kinder entwickeln sich ungemein ungleich. Mancher Blender aus den ersten Schuljahren hält durchaus nicht, was er damals versprach. Mancher gilt noch als Zwölfjähriger als Dummkopf und erst von da an entwickelt er sich rasch. Und endlich ist auch mancher ein tüchtiger Mann geworden, der in der Schule als schwachbegabt galt. Wer soll denn da entscheiden, ob ein Kind, wenn es die Grundschule durchgemacht hat, in eine höhere Schule übergehen soll? Die Eltern vielleicht? Die kennen aber doch nur die Leistungen ihrer eigenen Kinder und es fehlt ihnen der richtige Maßstab. Oder der bisherige Lehrer? Der weiß doch auch nur, was das Kind bis dahin geleistet hat und wird gar nicht erbaut davon sein, wenn er endgiltig entscheiden soll. Oder eine Prüfung? Ohne eine solche werden die Lehrer der höheren Schulen wohl keinen Grundschüler aufnehmen. Aber allein kann sie die Tüchtigkeit auch nicht feststellen. Der Ausfall einer jeden Prüfung ist mehr oder minder vom Zufall abhängig. —

Im allgemeinen darf man wohl sagen, daß es hinsichtlich der Begabung dreierlei Menschen gibt, die Hochbegabten, um die es schade wäre, wenn sie nicht zum Studium kämen, für die aber auch heute der Regel nach ein Weg dazu freigemacht wird, auch wenn ihre Eltern den niederen Volkskreisen entstammen; die Unbegabten, die nicht auf die höheren Schulen gehören und es, wenn Elternehrgeiz sie doch dahin sendet, nur zum Einjährigen bringen, in der Regel aber früher von der Schule verwiesen werden und den sogenannten Presseanstalten verfallen; und dazwischen steht die große Masse der mittelmäßig Begabten, die ja bei gutem Fleiß das Ziel einer höheren Schule erreichen und studieren können, denen aber keineswegs dieser Weg gleichsam von der Natur gewiesen ist und die ebensogut der Landwirtschaft, dem Handel, dem Gewerbe zugeführt werden könnten und dabei eine befriedigende Lebensstellung gewinnen würden. —

Hätten wir also die Grundschulen, so würden sie es klar ersichtlich machen, was mit den beiden ersten Schülergruppen zu geschehen hätte, aber die große Masse der dritten Gruppe wäre nicht so leicht unterzubringen. Sie durchweg als nicht genügend begabt von den höheren Schulen auszuschließen, ist genau so unzulässig, als sie mit samt und sonders dahin zu überweisen. Wer wird denn auch den Mut haben, den Eltern eines mittelmäßig begabten Kindes zu sagen, es sei zwecklos, es in eine höhere Schule zu schicken? Man weiß doch, daß manche nur mittelmäßig begabte Kinder die höhere Schule und die Universität mit gutem Erfolg durchmachen. Sie müssen freilich arbeiten, aber sie lernen dabei auch durch Arbeiten und geben oft brauchbarere Menschen ab, als die, denen in der Jugend alles spielend beifiel und die das ernste, zielbewußte Arbeiten nicht gelernt haben.

Wenn also die Grundschule, vorausgesetzt, daß wir sie erst einmal haben, durchgemacht ist, so ist die Frage nach dem: Was nun weiter? für manchen wesentlich brennender, als jetzt. Jetzt sitzt in dem Alter mancher Schüler in der Volks- oder Mittelschule und denkt nicht daran, und seine Eltern denken auch nicht daran, daß er etwas anderes werden kann, als das, wozu eine Vorbildung in diesen Schulen genügt. Nach Erledigung der Vorschule muß ein Entschluß für das Weitere sofort gefaßt werden. Da steht nun zu befürchten, daß manche Eltern sich für die höhere Schule entschließen werden, wenn die Begabung ihres Kindes auch nur eine mittlere ist. Eine Überschätzung der Begabung gerade ihrer eigenen Kinder soll den Eltern gar nicht einmal so sehr zur Last gelegt werden, und die übertriebene Wertschätzung der studierten Berufe und der Beamtenlaufbahn mit der freilich kleinen, aber sicheren Einnahme und der Ruhegehaltsberechtigung ist nun einmal im Volk vorhanden, und auch der Glaube, daß von da aus ein Platz an der Sonne leichter zu erreichen ist. Damit muß also gerechnet werden. —

Wir fürchten also, daß die Einführung der Einheitsschule die Auswahl der Tüchtigen nicht erleichtert, sondern erschwert. Manche einsichtige Eltern werden freilich abgehalten werden, ihre Kinder in eine höhere Schule zu schicken, wenn ein mehrjähriger Schulgang sie davon überzeugt hat, daß ihre Kinder nicht zu den Tüchtigen gehören. Manche andere aber werden gerade dadurch, daß dieser und jener seinen Jungen doch auch auf die höhere Schule schicken will, zu dem Gedanken kommen, seinen Jungen denselben Weg machen zu lassen. Eine Anzahl Wenigbegabter, die heute von der Vorschule kommen, mögen von den höheren Schulen ferngehalten werden, dagegen werden die höheren Schulen einen wesentlich stärkeren Zuzug von mittelmäßig Begabten erfahren, und auch dem Studium werden sich mehr zuwenden, als für die Allgemeinheit erwünscht ist und als untergebracht werden können. —

Denn für Leute mit höherer und Hochschulbildung sind immer nur eine beschränkte Menge von Stellen vorhanden und es können auch nicht

willkürlich neue geschaffen werden. Wächst also die Zahl der Studierten, so muß mit Naturnotwendigkeit eine Anzahl von ihnen brotlos bleiben. Wir würden also mit der Zeit eine große Menge gelehrtes Proletariat im Lande haben und daß das ein Segen ist, wird wohl niemand behaupten wollen. Arbeiten haben solche Leute nicht gelernt und halten sich nach ihrer Vorbildung zu gut dafür. Da sie aber doch leben wollen und müssen, halten sie sich an allerhand demagogische Umtriebe und werden zu Volksverführern schlimmster Sorte. Selber brotlos, mit sich und der Welt unzufrieden, träumen sie von Weltverbesserungen, die sie obenauf bringen sollen, und verpflanzen ihre Unzufriedenheit in die Köpfe anderer. Man denke nur an die russischen Nihilisten, die ihre Apostel auch im gelehrten Proletariat haben.

Andererseits werden andere Hochschüler, die eine ihren Kenntnissen entsprechende Lebensstellung nicht finden, sich des Broterwerbs halber eine anderweitige Anstellung suchen und denen sozusagen das Brot vor dem Munde wegnehmen, die sonst für solche Stellungen in Betracht kommen würden. Schon jetzt werden mitunter in gewerblichen Betrieben Leute bevorzugt, die über eine gewisse höhere Schulbildung verfügen, obgleich schwer einzusehen ist, warum diese Bildung sie besonders zu dem Posten befähigt. Je mehr Leute mit höherer Schulbildung sich nun für solche Stellungen und bald für minder gute melden, desto unzugänglicher werden die Stellen für jüngere und ältere Leute ohne höhere Schulbildung. Man nimmt diesen also die Möglichkeit, bessere Stellungen zu erlangen und man verlangt die höhere Schulbildung da, wo sie nach Natur der Sache nicht verlangt werden kann. Mit anderen Worten: Man verteuert den Zugang zu solchen Stellen und man vermindert den Wert der höheren Schulbildung. —

Denken wir nun einmal, daß eine Stelle zu besetzen ist, die neben höherer Schulbildung auch eine große persönliche Tüchtigkeit fordert und wo unter den Bewerbern gern der Tüchtigste ausgewählt werden soll, so wird mit der Zahl der möglichen auch die Zahl der tatsächlichen Bewerber steigen und es wird nicht leicht sein, den Tüchtigsten auszusuchen, wie es andererseits dem Tüchtigen schwer werden wird, sich durchzusetzen. Der rücksichtslose Streber, dem es mehr darauf ankommt, einen einträglichen Posten zu erwischen, als ihn sorgsam auszufüllen, der Prahler, der sein kleines Lichtlein bei jeder Gelegenheit leuchten läßt, wird dann noch mehr als heute Aussicht haben, über den bescheidenen Tüchtigen den Sieg davonzutragen, weil eben der letztere noch leichter als heute in dem großen Haufen der Gleichberechtigten verschwindet. Und die Vetternwirtschaft wird sich zu einer Blüte erheben, die wohl niemand für erwünscht hält. Weil der Haufe der Bewerber groß ist, wird eben persönlicher Fürspruch gesucht werden und die persönliche Bekanntschaft mit jemand, der auf die Stellenbesetzung Einfluß hat, wird oft genug über die Tüchtigkeit den Sieg davontragen. Man kann von dem oder den Besetzenden auch gar nicht ver-

langen, daß sie aus der Fülle der Bewerber den Tüchtigsten herausfinden können, und man wird es ihnen nicht verdenken dürfen, wenn sie auf das Urteil solcher etwas geben, die einzelne der Bewerber persönlich kennen und über ihre Befähigung ein Urteil abzugeben vermögen.

Kommen wir nun aber auch auf diejenigen zu sprechen, die nach dem Durchmachen der Grundschule nicht auf eine höhere Schule kommen. Je schärfer die Auswahl derer ist, die auf die höhere Schule kommen, je mehr Kinder also nicht auf die höhere Schule kommen, obgleich sie wohl das Zeug dazu hätten, desto mehr tüchtige Leute bleiben in den sogenannten erwerbenden Berufen zurück. Ist das ein Fehler? Nach meiner Ansicht nicht. Jeder Beruf hat heutzutage tüchtige Männer nötig. Schon heute ist es bedenklich, daß die breiten Volksmassen von Elementen geführt werden, die ihnen nach Stand und Beruf nicht angehören und die sie häufig genug Zielen entgegenführen, die sich mit den gegenwärtigen Interessen dieser Schichten nicht decken. —

Werden künftig alle nur halbwegs fähigen Köpfe durch eine falsch verstandene Auswahl der Tüchtigen aus den breiten Volksschichten herausgezogen, so bleibt nur eine geistig beschränkte Masse als sogenanntes Volk zurück, und den Einzelnen dieser Masse werden dadurch auch die besten Verdienstmöglichkeiten entzogen, daß die Tüchtigen sich in diese Stellungen hineindrängen. Die breiten Volksmassen werden zu Arbeitssklaven herabgewürdigt, die sich verständnis- und willenslos der Führung aus den Kreisen der Tüchtigen überlassen müssen, weil sie selber nicht imstande sind, aus ihren eigenen Reihen heraus Führer hervorzubringen. Der heute schon beklagenswerte Gegensatz zwischen dem Volk und den Gebildeten muß sich zu einer tiefen Kluft erweitern.

Man mag über die Einheitsschule denken wie man will. Wer sie nur zwecks einer Auswahl der Tüchtigen wünscht, ist auf dem Holzwege. Einige wenige, die heute den Weg von der Volksschule zu den höheren und höchsten Schulen nicht finden, und um die es eigentlich Schade ist, daß sie nicht zum Studium gekommen sind, mögen durch die Einheitsschule leichter dahin kommen, wohin sie ihrer Tüchtigkeit nach gehören. Viele andere aber kommen in eine Laufbahn, in die sie eigentlich nicht gehören oder die für sie nicht durchaus notwendig ist. Man kann es den Tüchtigen ruhig überlassen, sich ihren Weg selber zu suchen. Sie werden ihn in der Regel auch finden, wenn sie keinem studierten Beruf zugeführt werden. Auch das Studium bringt einen Menschen noch nicht notwendig in den Beruf hinein, der seinen Begabungen und Fähigkeiten entspricht. Wie mancher lernt erst in späteren Lebensjahren, daß er eigentlich etwas anderes hätte werden müssen und daß er sich in einem anderen Beruf glücklicher gefühlt hätte! Aber auch das andere ist wahr, daß eine große Zahl derer, die nach ihrer eigenen Meinung ihren Beruf verfehlt haben, zu

jenen unglücklichen Naturen gehören, die sich in keinem Beruf wohl fühlen und ihr Lebenlang das Gefühl nicht los werden, daß sie eigentlich etwas anderes hätten werden müssen, als sie geworden sind.

Berichte und Notizen.



Naturgesetze und menschliche Wahngebilde. Köpfe, die sich für ganz besonders klug hielten, haben es oft versucht, die Natur zu verbessern; aber das war immer eine recht heikle Sache, und die Ergebnisse waren wesentlich andere, als sie sich die Weltverbesserer vorgestellt hatten. Oft liefen die Verbesserungsversuche auf recht böse Schildbürgerstreiche hinaus; einige davon erzählt Dr. Heinz Welten in der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer". Spanische Seeleute entdeckten im Mittelalter einsam gelegene Inseln, die eine prächtige Wald- und Wiesenflora, aber außer Käfern und Vögeln keine Tiere aufwiesen. Die Spanier erkannten bald, daß solche Inseln im Falle eines Schiffsbruches von großer Bedeutung sein müßten. Denn von den Fischen des Meeres und von den Vögeln des Landes konnte man lange Zeit leben. Noch besser freilich erschien es ihnen, wären Schiffbrüchige daran, wenn ihnen in ihrer Einsamkeit auch Säugetiere zur Nahrung zur Verfügung stünden. Darum siedelten die Spanier auf solchen Inseln Ziegen an. Der Erfolg war aber recht traurig, denn die naschhaften Ziegen knabberten an den jungen Trieben der Bäume herum und vernichteten in kürzester Zeit auch die stärksten Waldbestände. Als die Pflanzen vernichtet waren, gingen die Ziegen aus Mangel an Nahrung ein, die Käfer, die in der Moosdecke des Waldes gelebt hatten und die Vögel, denen die Käfer zur Nahrung gedient hatten, starben aus. Der kahle Felsen von St. Helena, der vor vier Jahrhunderten noch ein von dichten Laubwäldern bedecktes Eiland war, dankt seine heutige traurige Gestalt den spanischen Ziegen. Auch die Engländer mußten es einmal erfahren, daß man die Natur nicht ungestraft verbessern darf. Sie hatten im Jahre 1815 die Insel Aszension besetzt, um von dort aus Napoleon, der auf dem benachbarten St. Helena gefangen war, besser bewachen zu können. Die britischen Soldaten führten auf Aszension ein wahres Schlaraffenleben. Als aber in der Nähe der Insel ein Schiff strandete, schwammen von dem Wrack Ratten an das Gestade, die sich schnell vermehrten und den jungen Vögeln der Insel nachstellten. Da kam ein Engländer, der sich besonders schlau dünkte, auf den Gedanken, Katzen aus England zu bestellen. Doch auch die Katzen erkannten sehr schnell, daß es angenehmer und müheloser war, die wohlgenährten Vögel der Insel aufzufressen, die beinahe das Fliegen verlernt hatten, als den flinken und nicht sehr angenehm schmeckenden Ratten nachzustellen. So waren zwar die Engländer die Rattenplage nicht los, hatten aber dafür eine Katzenplage eingetauscht. Ähnliche unangenehme Erfahrungen machten die Amerikaner mit der Einbürgerung der Sperlinge, und die Australier mit der des wilden Kaninchens. Beide Tiere waren mit viel Kosten und Mühe von Europa eingeführt worden, da man hoffte, mit ihrer Hilfe Mängel zu beseitigen und Schäden abzustellen. Aber man wäre Sperling und Kaninchen später gerne wieder los geworden, als man erkannte, daß der Schaden, den sie anrichteten, weitaus größer war als der Nutzen, den man von ihnen erwartet hatte. Man darf eben nicht vergessen, daß eine Pflanze oder ein Tier nicht losgelöst von allem anderen für sich allein im Weltall steht, sondern daß es nur ein Rädchen im großen Weltgetriebe ist, in dem zahllose Räder ineinander greifen und eins vom andern abhängig ist.

Was ist Rassenhygiene? Jedermann weiß, was Hygiene ist. Aber fast jeder denkt dabei nur an die Hygiene des Einzelwesens, an die Individualhygiene. Was einem

dabei vorschwebt, ist besonders zweckmäßige Ernährung, Aufenthalt in Luft und Sonne, Turnen, Sport, Körperpflege, Ausflüge ins Gebirge, und die vielseitigen Maßnahmen der sozialen Fürsorge. Durch all diese Dinge kann die Erhaltung und Entwicklung des Einzelwesens hervorragend gefördert werden. Was aber bleibt dann der Rassenhygiene zu tun übrig?

So lange man glaubte, daß die Verbesserungen, die eine vernünftige und tatkräftige Individualhygiene am Einzelwesen hervorruft, in wesentlichem Grade auch seinen Nachkommen zugute kommen würden, so lange waren Individualhygiene und Rassenhygiene eins. Einen gesonderten Begriff „Rassenhygiene" aufzustellen, hatte erst Sinn, als man die Überzeugung gewann, daß auch durch die ausgiebigste Pflege der einzelnen Personen nichts Wesentliches für die Erhaltung und Veredelung der Rasse geschieht. Wenn man an eine „Vererbung erworbener Eigenschaften" glaubt, dann ist die Rassenhygiene nur ein neues Wort für die al bekannte Hygiene des Einzelwesens. Die Rassenhygiene bekommt als selbständige Wissenschaft erst wirklich einen Sinn, wenn es eine Vererbung erworbener Eigenschaften nicht gibt.

An dem Glauben an eine Vererbung erworbener Eigenschaften pflegen nun Nichtbiologen, besonders Pädagogen, Philosophen und Sozialisten mit einer boshaften Hartnäckigkeit festzuhalten. Aber es gibt keine Vererbung erworbener Eigenschaften, und es kann keine geben.

In einer Broschüre, in der ich auf die Unsinnigkeit derartiger Vorstellungen ausführlicher eingegangen bin[1]), konnte ich deshalb mit vollem Rechte den Satz niederschreiben: Der Glaube an die Vererbung erworbener Eigenschaften ist nichts weiter als „ein typischer Ausdruck gröbster biologischer Unkenntnis, den man nicht oft genug an den Pranger stellen kann". In der Tat sollte es verboten sein, mit einem solchen, aus mangelndem Wissen geborenen Aberglauben noch länger herumzuhantieren. Nehmen wir die wenigen außenseiterischen Gelehrten beiseite, die auf Grund einer seltsamen Unklarheit in den vererbungswissenschaftlichen Grundbegriffen an jener ganz veralteten Hypothese noch festhalten, so kann man die Behauptung der Vererbung erworbener Eigenschaften geradezu als eine Ungezogenheit bezeichnen, denn eine Ungezogenheit ist es, über Dinge Behauptungen aufzustellen, über die man sich nicht vorher wenigstens einigermaßen gründlich unterrichtet hat. (Zum tieferen Eindringen in diese Fragen pflege ich außer meiner Broschüre noch die beiden umfangreicheren Werke zu empfehlen: Baur, Einführung in die experimentelle Vererbungslehre, und Schallmayer, Vererbung und Auslese in ihrer soziologischen und politischen Bedeutung.)

Die Erhaltung und Veredelung der Rasse kann also auch durch die ausgiebigste Individualhygiene in keiner Weise gewährleistet werden. Sport, Körperpflege, Vermeidung des Nachtlebens usw. sind gewiß schöne Dinge, aber mit der Rassenhygiene haben sie so gut wie gar nichts zu tun. Wir wissen nun, was Rassenhygiene nicht ist; sie besteht nicht in der Sorge um die Erhaltung und Entwicklung des Einzelwesens. Was aber ist dann Rassenhygiene?

Zu den Begriffen, die in der modernen Literatur sehr beliebt sind, gehört auch der Begriff der Fortpflanzungshygiene. Mit diesem Begriffe kommen wir der Rassenhygiene schon etwas näher als mit der Individualhygiene, denn der Gedanke an die Bedeutung der Erbmasse spricht sich in ihm schon deutlicher aus. Bei der Fortpflanzungshygiene handelt es sich meist darum, Schädigungen, die die Nachkommenschaft eines Menschen vor ihrer Erzeugung und vor ihrer Geburt erleiden kann, auszuschalten. Zu einem erheblichen Teil werden nun allerdings diese Schädigungen mit Erblichkeit gar nichts zu tun haben, und ihre Beziehungen zur Rassenhygiene werden dementsprechend nur sehr lockerer Natur sein. Denn die Rassenhygiene sieht immer die Erbmasse an und zeigt

[1]) H. W. Siemens, Die biologischen Grundlagen der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik. München 1917 (80 S.), 1,80 M.

für das schnell vergängliche Einzelwesen nicht sonderlich großes Interesse. Sie gleicht darin dem Staate, der auch nur das Volk ansieht, und von der einzelnen Person selbst Blut und Leben fordert, wenn durch den Überfall feindlicher Nachbarn das Fortbestehen der Nation bedroht ist. Aber die Macht, die die Fortpflanzungshygiene heutzutage auf viele Geister ausübt, beruht doch wohl auf dem richtigen Gefühl, daß hier allem Anscheine nach Erbwerte auf dem Spiele stehen, und nicht nur die rasch vergänglichen Werte des einzelnen Individuums. So sind es besonders die Röntgenstrahlen, der Alkohol und die Syphilis, von denen man glaubt, daß sie auf die Erbmasse eine ungünstige Wirkung ausübten und dadurch den Verfall der modernen Kulturmenschheit herbeiführten.

Nun sind allerdings bisher unsere Kenntnisse über die Beeinflussung der Erbmasse durch äußere Faktoren sehr gering. Vor allen Dingen scheint es vorerst nicht möglich, sich über den Umfang dieser Beeinflussung ein auch nur einigermaßen zuverlässiges Bild zu machen. Wollten wir aber auch alles in Bewegung setzen, um die etwa mögliche Schädigung der Erbmasse zu verhüten, so würden wir damit doch nur rein negative Ziele verfolgen. Wir würden die Entartung, die unserm Volke droht, vielleicht verlangsamen können. Aber eine positive Gesundung ist natürlich durch bloße Abwehrmaßregeln nicht denkbar. Auch die Fortpflanzungshygiene gibt uns also höchstens das Programm zu einer negativen Rassenhygiene an die Hand. Auch die Fortpflanzungshygiene kann also nicht der Kern der Rassenhygiene sein. Was also ist nun endlich die Rassenhygiene?

Die Rassenhygiene gibt keine Vorschriften für das persönliche Leben, sie ist kein Ritual für Eheleute und solche, die es werden wollen, sie ist vielmehr ein politisches Programm. Der Boden, auf dem dieses über den Parteien stehende politische Programm fußt, sind die Tatsachen der Vererbung und der Variabilität. Die Vererbung lehrt uns, daß der Mensch den wesentlichsten Teil seiner guten wie schlechten, seiner körperlichen wie geistigen Eigenschaften seiner Erbmasse verdankt, und daß er diese Erbmasse an seine Nachkommen weitergibt. Die Vererbung lehrt uns also, daß die Wahrscheinlichkeit, tüchtige Menschen zu erzeugen, um so größer ist, je tüchtiger die Eltern sind. Die Variabilität (Mutabilität) dagegen lehrt uns, daß die Menschen an Erbwert sehr verschieden sind, daß es erbbildlich tüchtige und erbbildlich minderwertige Menschen gibt. Wenn nun in einem Volke die erblich Tüchtigen fortdauernd eine geringere Kinderzahl aufweisen als die unterdurchschnittlich Befähigten, so muß natürlicherweise das Volk an Rassenwert abnehmen. Dies aber ist bei uns bekanntermaßen der Fall. Nicht nur haben die führenden Stände unseres Volkes, die in körperlicher wie geistiger Beziehung eine Auslese besonders leistungsfähiger Erbstämme darstellen, eine Fruchtbarkeit, die nicht einmal zur Erhaltung ihrer bloßen Zahl genügt; auch innerhalb jedes einzelnen Standes sind es die besonnenen, vorausblickenden Eheleute, die die Kleinhaltung ihrer Familie am erfolgreichsten durchführen. Zahlen anzuführen, muß ich mir hier versagen; in meiner Broschüre findet man das wichtigste angegeben.

Es ist also die Geburtenverhütung der Tüchtigen, welche an der Kraft unserer Rasse zehrt und ihre Zukunft untergräbt. Das Hauptziel jeder positiven Rassenhygiene kann deshalb nur sein, die Tüchtigen zu einer ausreichenden Fruchtbarkeit zu veranlassen. Die positive Rassenhygiene ist daher identisch mit einer Bekämpfung des Geburtenrückgangs der Tüchtigen. Dem fortschreitenden Aussterben der begabten und wertvollen Familien unseres Volkes gilt es Halt zu gebieten. Das ist das Ziel, ohne dessen Erreichung all unser irdisches Streben vergeblich ist, ohne dessen Erreichung die deutsche Kultur durch die Ausmerzung ihrer Träger dem raschen Untergang entgegengeht. Ohne eine rasch entschlossene und großzügige rassenhygienische Geburtenpolitik ist Europas Herrlichkeit verloren, und schon in wenigen Menschenaltern werden die Asiaten gewahr werden, daß Europa nichts mehr ist als „die kleine, Asien vorgelagerte Halbinsel" (Nietzsche).

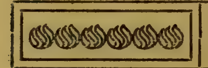
„Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!" So hat es einmal aus Kaisermund geklungen. Aber das heiligste Gut ist uns nicht Gold und Besitz, sondern das

unverfälschte Blut unserer Rasse. Noch sehen wir nicht, daß zu ihrer Rettung etwas Ernstliches geschieht, trotzdem die Zeit eilt. Möchte die Rassenhygiene die Geister neu entfachen! Möchte sie Hände und Hirne in Bewegung setzen, um das Grab wieder zuzuschaufeln, das unserer Zukunft bereits gegraben ist! — Hermann Siemens.

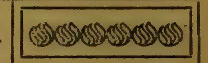
† **Rück-Beschneidung.** Gelegentlich haben die Juden ihre Beschneidung rückgängig zu machen versucht. Als z. B. Kaiser Vespasian, wie der jüdische Geschichtsschreiber Graetz 1, 26 berichtet, die bekannte Tempelsteuer in einen den römischen Behörden zu entrichtenden Leibzoll verwandelte, „entzogen sich manche durch Verleugnung ihrer jüdischen Abstammung dieser als Last oder Zurücksetzung verhaßten Abgabe. Kaiser Domitian ließ aber die, welche ihr Bekenntnis verheimlichen wollten, einfach untersuchen. Um der lästigen Judensteuer zu entgehen, machten sie dann das Bundeszeichen an ihrem Leibe unkenntlich. Ihre gesetzgebende Behörde in Palästina tadelte das Verfahren, als Verleugnung des Abrahambundes: Wer sich als Judäer unkenntlich mache, verwirke hiermit seine Seligkeit oder seinen Anteil an der zukünftigen Welt, selbst wenn er unterrichtet im Gesetze sei und einen frommen Lebenswandel führe".

War die Gefahr vorbei, so wurden die unbeschnitten gemachten Beschnittenen, also Zurückbeschnittenen, wieder neu beschnitten. Graetz 1, 69 erzählt mit unverkennbarer Genugtuung aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr.: „Die, welche früher, um der Judensteuer zu entgehen, ihre Abstammung durch eine künstliche Vorrichtung unkenntlich gemacht hatten, unterwarfen sich neuerdings einer Operation, um nicht mit dem Zeichen der Abtrünnigkeit (nämlich der, wenn auch künstlichen, Vorhaut) behaftet aus der neuen Ordnung der Dinge oder aus dem messianischen Reich ausgeschlossen zu werden."

Wie diese opportunistische Schnippelei nun im einzelnen möglich war, scheint einem Laien bedenklich, ist aber schließlich eine Aufgabe, die auch einem modernen Arzt nicht schwer fällt, besonders wenn es sich um eine Beschneidung handelte, die lediglich in einem Längsschnitt auf der Vorderseite des praeputiums bestand. Hier genügt Auffrischung der Narben und Vereinigung der Wundränder. Damit wäre der primäre Zustand der angeborenen Vorhautenge wieder hergestellt. Schwieriger ist schon die Beseitigung jener Beschneidung, die in einer kreisförmigen Abtragung der nach vorn über die Eichel (glans) gezogenen Vorhaut bestand, weil dabei diese mehr oder weniger hatte gekürzt werden müssen. Aber auch hier könnte durch Keilausschnitte und Vereinigung der Wundränder ein phimoseartiger Zustand erzielt und damit die Beschneidung für eine oberflächliche Untersuchung wenigstens scheinbar ungesehen gemacht werden. Eine spätere Wiederbeschneidung fände dann kaum Schwierigkeit. Da schon in uralter Zeit die operative Kunst z. B. der Ägypter hoch entwickelt war, darf also die Beseitigung des Zustandes der Circumcisio nicht zu den jüdischen Unmöglichkeiten gehört haben. Wenn das Gewissen dem Beschnittenen keine Schwierigkeiten machte, — der Chirurg machte sie ihm gewiß nicht.



Bücherbesprechungen.



Belgien als Sklave Englands im Licht der Geschichte. Von Kurd von Strantz. Leipzig 1918, Reichenbachscher Verlag. Preis 1 Mk.

Diese schmächtige Flugschrift enthält eine tiefgründige Geschichtskenntnis, aus der die praktischen Lehren für die niederdeutschen und hochdeutschen Belgier gezogen werden, da auch die Wallonen nur seit dem 12. Jahrhundert allmählich verwelschte echte deutsche Maasfranken sind, wie die Flamen eine Mischung niederfränkischen, friesischen und sächsischen Stammes darstellen, zu denen noch festländische Angelsachsen kommen, die längst der Küste aus der kimbrischen Halbinsel, von Schleswig-Holstein, auswanderten. Politik ist nach

Treitschkes Wort angewandte Geschichte. Strantz hält den irregeleiteten Belgiern einen Spiegel der Vergangenheit vor, wie das Josson in seinem zuerst flämisch gerichteten großen Geschichtswerke tut, der Frankreich als den „ewigen Feind Flanderns und der Wallonei" bezeichnet, wie er auch kurzweg seine Geschichte Belgiens nennt. Auf engstem Raume beweist Strantz die gleiche englische und gefährlichere Tücke seitens Englands unter der Maske der Freundschaft. Daher verhindert es noch 1815 und 1871 den Wiederanschluß der alten deutschen Niederlande an das deutsche Mutterland, wie ihm das wieder durch den unerwarteten Ausgang des Weltkrieges durch unsere eigene Schuld, weil wir die Nerven verloren haben, nach mehr als 50 Monaten blutigsten, für uns siegreichen Kampfes gelungen ist. Diese zähe, zielbewußte, brutale, kriegerische Politik Albions schildert Strantz mit steter Beziehung auf die Gegenwart. Diese Warnung ist daher jetzt gerade während unseres Schmachfriedens zeitgemäßer und nötiger denn je. Hoffentlich wird das Büchlein ins Flämische übersetzt und richtet die volksbewußten Flamen in ihrem gemeinsamen Leide mit uns auf. Dank der Politik der Feigheit unserer Reichstagsmehrheit, die zur Staatsumwälzung führen mußte, versäumten wir die sofortige Errichtung der zwei unabhängigen deutschen Schutzstaaten Flandern und Wallonei, die jetzt vier Jahre bestanden hätten und lebensfähiger als Polen gewesen wären, was sich wie eine falsche Schlange an unseren Busen legte. Bezeichnend ist die Tatsache, daß noch die Hertlingsche Zensur diese klare Forderung strich und somit durch würdelosen Verzicht unsere Volksgenossen an der Maß und Schelde feige und tatenscheu verriet. Jetzt haben wir den Dank des Raubverbandes für unser verächtliches Friedensgewinsel. England handelt und redet stets zielbewußt, heuchlerisch und bedenkenlos, aber immer erfolgreich, während der deutsche Träumer, trotz seines heldenhaften Waffensieges wieder gescheitert ist. Diese furchtbare Anklage erhellt aus den Tatsachen und der Nutzanwendung dieser neusten Schrift des bekannten Nationalpolitikers, dessen aufklärender, diplomatisch-politischer Tätigkeit wir schon öfters gedenken konnten. Aber er muß auch Leser finden, um zu wirken. Das Ausland kennt ihn genau und fürchtet ihn. Er hat schon 1886 diesen Weltkrieg als unvermeidbar erkannt und Belgiens Wiederanschluß gefordert. Sch.-G.

Zehn Jahre Minenkrieg im Frieden. Frankreichs Propaganda in Elsaß-Lothringen. Bern 1918, Wyß.

Ein alter ungenannter Kenner gibt trotz der strengen Zensur geradezu erschütternde Tatsachen über die französische, sogar amtliche hoch- und landesverräterische Tätigkeit in den Reichslanden kund, der die deutsche Verwaltung fast ahnungslos gegenüber gestanden hat, der schwerste Vorwurf für alle Statthalter, die sich auch nicht mit Ausnahme des gegenwärtigen, durch besondere Unfähigkeit, wie Manteuffel, der spätere Kanzler Hohenlohe und Wedel, durch einen völligen Mangel an Folgerichtigkeit ausgezeichnet haben. Es ist Pflicht der Reichsleitung, den Fund des Schriftwechsels des Dr. Buchner, den man unerhörterweise hat entwischen lassen, rücksichtslos zu veröffentlichen und endlich zuzugreifen, wie dies im feindlichen Auslande bei ähnlichen Hoch- und Landesverrätern geschehen ist, mögen diese auch im Reichs- und Landtage sitzen. Die Kenntnis dieses Buches ist daher für jeden Patrioten eine freilich unerfreuliche Pflicht und jetzt die Hoffnung der Besserung geschwunden, wo die Volksverräter regierungsfähig geworden sind, um vielleicht ganz französisch zu werden. K. v. Str.

Buysse, Ein Löwe von Flandern. München 1917, Georg Müller. Preis 6 M.

Es ist freilich ein ganz anderer flandrischer Löwe, als der von Hendrik Conscience, aber eigentlich viel volkstümlicher und poetisch empfunden, obwohl modern sozial, als die geschichtliche Aufklärung in Romanform, die der überzeugungstreue Burgunder Conscience, als Sohn seiner flämischen Mutter gibt. Die dankenswerte Übertragung dieser feinen und intimen Kunstwerke gibt vielleicht uns Deutschen den Anlaß, sie in der flämischen

Ursprache zu lesen. Wir zwingen dadurch auch die französisch schreibenden Flamen wieder, sich ihrer kraftvollen Mundart zu bedienen. Wer Klaus Groth und Fritz Reuter lesen kann, — das muß bei uns nicht nur der Gebildete, sondern jeder Norddeutsche vermögen — ist völkisch geradezu verpflichtet, sich auch in das jungflämische Schrifttum zu vertiefen, das fraglos eine unserer Gegenwartsliteratur ebenbürtige Stellung errungen hat. Es ist weniger pariserisch, als unsere alljüdisch beeinflußten Romane und Theaterstücke. Wir müssen unbedingt dieses bodenständige literarische Gewächs den Sumpfpflanzen von Berlin und Wien vorziehen. In diesem Sinne sei vorstehende Auswahl allen völkisch gesinnten Lesern eines ernsten Schrifttums angelegentlichst empfohlen. K. v. Str.

Altgermanische Kulturhöhe. Ein Kriegsvortrag von Geheimrat Prof. Dr. Kossinna. Sonderdruck aus „Die Nornen". 1918. 24 S.

In die Zeit der Entstehung der heutigen Völker müssen wir zurückgehen, ihre Entwicklung müssen wir erforschen, um die Verhältnisse unserer Zeit richtig zu verstehen. So behandelt Kossinna in seiner Schrift ein Gebiet, das gerade in diesen Tagen jedem Deutschen nahe liegen sollte. Die Bedeutung der Rassenfragen wird an dem Beispiele Italiens kurz gezeigt. Gedankenlos gebrauchte Schlagwörter, wie Vandalismus, werden beleuchtet. Die germanischen Eigenschaften, Kriegstüchtigkeit und Wagemut, wie er sich in kühnen Seefahrten offenbart, ferner die germanische Kunstbetätigung finden ihre Würdigung. Auch den alten Römern erschienen die Germanen als ein edles Volk, wie die römischen Bildwerke von Germanen deutlich erkennen lassen. Leider aber herrschen noch jetzt trotz der Aufklärungsarbeit, die besonders die Vorgeschichte geleistet hat, vielfach falsche Vorstellungen über die Kultur der alten Germanen. In der kleinen Schrift Kossinnas konnten nur einige der wichtigsten Fehlauffassungen richtig gestellt werden. Die Germanen waren keine Wanderhirten; von der jüngeren Steinzeit ab waren in Nord- und Mitteleuropa Einzelhöfe oder Dorfsiedelungen mit festgefügten Häusern üblich. Ackerbau und Viehzucht, die Kultivierung des Apfels, Spinnerei und Weberei sind bereits von denselben Zeiten ab nachweisbar. Die Germanen und ihre indogermanischen Vorfahren waren durch ihre Fähigkeiten zum Herrschen berufen, sie haben in verschiedenen Zeiten ihre Kultur und Macht ausgebreitet zum Segen der eingeborenen Völker. — Heute hat der Krieg gezeigt, daß der altgermanische Geist noch im deutschen Volke lebendig ist, dadurch haben wir aber auch in diesen dunklen Tagen die Gewißheit, daß es nicht seinen inneren und äußeren Gegnern unterliegen wird. Dr. W. Schulz.

Kühnemann, Deutschland und Amerika. Briefe an einen deutsch-amerikanischen Freund. München 1918, Beck.

Der bekannte deutsche Austauschprofessor hat aus eigenem Antriebe volle zwei Jahre während des Krieges das irregeführte amerikanische Deutschtum aufzuklären versucht, während die Reichsleitung es sich gefallen ließ, daß ein so ungeeigneter „Deutscher" wie Dernburg, ohne amtlichen Auftrag tatsächlich sich als Vertreter des Reichs gebärden konnte, um durch sein würdeloses Buhlen um die Gunst deutscher Juden in Amerika das Ansehen des deutschen Volkes dergestalt zu schwächen, daß unsere Volksgenossen unrühmlicherweise von uns abgefallen sind. Die zum Teil betrüblichen Tatsachen, die Kühnemann gibt, klären uns über die Gründe auf, warum unser Volkstum versagte. Selbst dieser Kenner Amerikas weiß aber nicht, daß volle 30 Millionen deutschen Blutes in der Union leben und sich trotz des Beistandes von 14 Millionen Iren von bloß 21 Millionen Yankees fast feigerweise politisch und national überwältigen lassen. K. v. Str.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 28. 1. 19.
Druck von Dr. F. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVII.12 | 1919

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung **auf biologischer Grundlage.**

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Vorwort des Herausgebers.

Der hier an erster Stelle abgedruckte Leitaufsatz sollte im Februar 1917 erscheinen. Ich wollte es um jeden Preis, auf jede Gefahr für mich und meine Zeitschrift dahin kommen lassen, daß ein gewisser Staatsmann endlich gestürzt, ein gewisser Monarch von seiner Verblendung endlich geheilt würde.

Alles ließ sich wunderschön an, da ich nicht unter Vorzensur stand. Das Heft mit dem Aufsatz war bereits fertig gedruckt, broschiert, in Ballen verpackt, und ich erwartete stündlich das Postpaket mit den ersten Heften.

Da kamen eines Sonnabends zwei Kriminalbeamte in meine Wohnung und fragten nach einem Manuskript, dessen Titel sie selber nicht anzugeben vermochten.

Ich war anfangs ganz ruhig und glaubte an irgendeine fatale Verwechselung. Es kam aber anders. Als ich sagte, die Urschrift wäre nur noch teilweise vorhanden, ich hätte aber noch einen letzten Revisionsabzug, da ich immer zwei Stück von der Druckerei erhielte.

Das wäre ja noch viel besser, meinten die Herren Kriminalbeamten (Schutzleute), ich möchte ihnen nur diesen Abzug übergeben.

Ich suchte nun, suchte, suchte, alles vergebens.

Schließlich kam mir die Sache ungemütlich vor, ich fing an zu fluchen, ich geriet in Jähzorn, ja zuletzt in förmliches Toben.

Erst später, als die Kriminalbeamten schon lange weg waren, fiel mir ein, daß mein Gebaren der Gipfel der Unvorsichtigkeit gewesen war. Man hätte daraus Verdacht schöpfen, das Toben für raffinierte Verstellung halten, mir Handschellen anlegen und wie einen schweren Staatsverbrecher abführen können. Die Herren Kriminalbeamten waren, glaube ich, auch darauf vorbereitet.

Aber nichts, nichts von alledem geschah. Die Herren des „fluchbeladenen" alten „militaristischen" Systems blieben gleichmäßig ruhig und höflich, rührten nichts an, durchsuchten nichts[1]).

---

[1]) Man stelle sich einmal vor, wie sich wohl die Herren des jetzigen neuen „anti-militaristischen" Systems im gleichen oder ähnlichen Falle verhalten hätten.

Endlich, als sich der Revisionsabzug noch immer nicht finden ließ, sagten sie, ich möchte ihnen doch die Urschrift, auch wenn sie unvollständig wäre, übergeben, damit sie wenigstens etwas mitbrächten.

Damit war ich natürlich einverstanden, überreichte den Herren die Urschrift und sie waren damit zufrieden, nachdem ich ihnen fest versprochen hatte, ich selbst wolle den Abzug, sobald er sich gefunden habe, hinbringen.

Als die Herren gegangen waren, setzte ich mich ruhig hin und überlegte, wo der Abzug eigentlich sein könnte. ... Da kam mir ein Gedanke. ... Ich eilte in die Küche, hob die Kringeln vom Kochherd und suchte.

Richtig — da war der Abzug, noch völlig unversehrt, man konnte ihm den Ort seines zeitweiligen Aufenthalts nicht ansehen.

Als ich im Hause des Oberkommando in den Marken anlangte, führte man mich zunächst vor einen Polizeibeamten. Der Herr empfing mich anfangs etwas mißtrauisch. Nachdem ich ihm aber den Abzug überreicht und den ganzen Hergang erzählt hat, wurde er ausgesucht höflich und sagte, er werde das Schriftstück der militärischen Zensur übergeben, und die Sache würde sogleich erledigt werden; ich könne darauf warten oder auch nach Hause fahren, ganz nach meinem Belieben.

Da ich nach den Stunden furchtbarer Aufregung vorläufig genug hatte, fuhr ich nach Hause, aß zu Mittag und legte mich etwas hin.

Nach zwei Stunden war ich wieder an Ort und Stelle. Hier hatte man den Abzug bereits gelesen und geprüft. Der Herr Leutnant meinte, er zweifele nicht im geringsten an meiner unbedingten Loyalität und Vaterlandsliebe; der Artikel könne aber auf keinen Fall erscheinen.

Ich machte einige Einwendungen, an die ich selbst nicht recht glaubte.

Der Herr Leutnant ließ sich aber nicht irre machen und bestand darauf, ich müsse den Artikel herausnehmen und einen anderen dafür einsetzen lassen, widrigenfalls die Sache für mich und meine Zeitschrift überaus unangenehm werden könnte.

Um das Erscheinen des Heftes nicht allzulange zu verzögern, wollte ich die Zensur vermeiden und schlug darum vor, den überaus lesenswerten Aufsatz von Prof. Dr. Ing. M. Koß: „Potsdam und Weimar, die Wurzeln deutscher Kraft“, der gerade um diese Zeit in der „Täglichen Rundschau“ erschienen war, abzudrucken.

Damit waren die Herren sofort einverstanden, und ich gab dann telegraphisch die nötigen Anweisungen nach Hildburghausen.

Zwei Tage darauf, am Montag, war ich wieder beim Oberkommando in den Marken und fragte, was mit dem inzwischen angekommenen Postpaket geschehen solle.

Man sagte mir, das wisse man alles schon seit der ersten Beschlagnahme der fertig gepackten Ballen in Hildburghausen. Auch ein Postpaket nach Bremen, an Prof. Dr. Holle sei unterwegs; das sei aber schon auf der Post beschlagnahmt.

Auf meine wiederholte Frage, was ich denn mit meinem Paket machen solle, erwiderte man, das könne ich ruhig solange behalten und bewahren, bis die Zensur ganz aufgehoben, der Krieg vorbei oder sonst eine Zeit gekommen sei, wo eine Veröffentlichung nicht gefährlich, ja wohl sogar wünschenswert sei.

Die Sache war damit für mich erledigt, und mir sind keinerlei Nachteile daraus erwachsen. Ich wurde nicht unter Vorzensur gestellt, man bat mich aber, daß ich solche Artikel, die mir irgendwie zweifelhaft erscheinen, vorher zur Begutachtung einreichen möchte. Ich habe mein Wort natürlich streng gehalten und bis jetzt keine der beanstandeten Stellen veröffentlicht. Nunmehr aber scheint mir die Zeit zur Veröffentlichung gekommen zu sein.

Ich könnte jetzt schließen, wenn ich nicht noch etwas sehr Wichtiges zu sagen hätte. Das Benehmen der Herren Offiziere und auch der beiden wackern Kriminalbeamten war mir gegenüber in jeder Beziehung geradezu ideal. Man vertraute in richtiger psychologischer

Erkenntnis vollständig meinen Worten, nicht einmal das Ehrenwort hat man mir abverlangt. Wenn es irgend möglich ist, strengste, eiserne Pflichterfüllung, die den Herren Offizieren, wie man sich denken kann, hier offenbar sehr schwer geworden ist, mit Menschlichkeit, Herzensgüte, Wohlwollen zu verbinden — hier war es geschehen, und ich bin den Herren dafür außerordentlich dankbar.

Von ihnen gilt in jeder Beziehung das, was man getrost vom größten Teile unserer unbesiegten Armee und Marine, vor allem aber vom größten Teile unseres Offizierkorps sagen kann:

> „Tapfer ist der Löwensieger,
> Tapferer der Weltbezwinger,
> Tapf'rer, wer sich selbst bezwang." Herder (Cid.)

Wenn ich nun in den Zeitungen lese, wie unser Heer, ja sogar unser Offizierkorps durch die Bank verlästert, verleumdet, beschimpft, besudelt wird, dann erfaßt mich ein geradezu physischer Ekel vor dem Teile meiner Volksgenossen, der so etwas tut oder mitmacht.

Ich habe den Inhalt des Folgenden zum Teil in dem darauf folgenden Aprilheft unter der Überschrift: „Die Grundlagen der starken Monarchie und des starken Friedens" verwenden können, den Februar-Artikel aber hier wieder wörtlich setzen lassen, um den Lesern einen Vergleich zu ermöglichen. Der erste Bogen des ersten Februarheftes wurde, wie verlangt, herausgerissen und durch einen anderen ersetzt. Ich glaube nicht, daß die Leser etwas gemerkt haben, denn das eine Februarheft sah äußerlich genau so aus, wie das andere. Durch wen die hohe Obrigkeit noch kurz vor dem Erscheinen auf den Artikel aufmerksam gemacht wurde, ist mir bis heute noch nicht bekannt geworden. Der Herr Polizeibeamte sagte, es sei von — privater Seite aus telephonisch geschehen.

Militär und Politik.

Vom Herausgeber.

Es gehört zu den besten deutschen und namentlich preußischen Überlieferungen, daß die bewaffnete Macht mit Politik, jedenfalls mit Parteipolitik nichts zu tun haben soll, daß die „ultima ratio regis" unter dem obersten Befehle des Monarchen steht, der Militär- und Zivilgewalt in einer Hand vereinigt und so die feste Axe, den unverrückbaren Angelpunkt, den ruhenden Pol in der Flucht der Erscheinungen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens bildet. Über die Militärgewalt verfügt der Monarch als oberster Kriegsherr uneingeschränkt, über die Zivilgewalt in Verbindung mit den verfassungsgemäß festgelegten Faktoren der Gesetzgebung, die, je nach den Bedürfnissen des Ganzen, im Laufe der Zeiten so oder so umgestaltet werden können. Diese Überlieferung, die Stabilität mit Fortschritt, Ordnung mit Freiheit glücklich vereinigt, hat Preußen und Deutschland zur ersten Großmacht der Welt werden lassen, und es wäre grundstürzend für die Zukunft des Deutschen Reiches und Volkes, wenn dieses granitne Fundament jemals untergraben würde, oder wenn gar eine parlamentarische Regierungsform die monarchische ablösen sollte. Kein sogenannter „Fortschritt", wie ihn auch der jeweilige „Zeitgeist" verstehen möge, kann an

diesem aus vernünftiger Überlegung geborenen und durch die geschichtliche Erfahrung immer wieder bestätigten Werturteile etwas ändern.

Aber — — dieses Werturteil ist unanfechtbar nur unter nachstehenden Voraussetzungen:

1. Der Monarch bleibt den wahrhaft monarchischen Instinkten und Überlieferungen unwandelbar treu, läßt sich weder direkt, etwa durch einheimische oder gar fremde Cliqueneinflüsse, noch indirekt, durch einen sogenannten „Zeitgeist", eine von der monarchischen abweichende Auffassung vom Wesen des Staates und der Staatskunst suggerieren.
2. Der Monarch wählt sowohl in militärischen wie in zivilen Angelegenheiten seine obersten Ratgeber unter keinen Umständen aus solchen Personenkreisen, die vom Wesen des Staates und der Staatskunst eine mit der starken Monarchie nicht vereinbare Auffassung haben oder auch nur — ihrer natürlichen und geistigen Eigenart nach — haben könnten. Ob solche Ratgeber auf ihre Weise fähig oder unfähig sind, spielt dabei noch gar nicht einmal eine Rolle.
3. Der Monarch und seine obersten Ratgeber haben unter allen Umständen den Willen zur Macht, trachten jederzeit mit allen Kräften danach, die Macht des ihnen anvertrauten Staates und Volkes zu mehren oder mindestens zu erhalten. Es gilt das nicht nur nach außen hin, auch nach innen, nicht nur in militärischer, politischer, wirtschaftlicher, auch in geistig-sittlicher Hinsicht. Sie dürfen also dem Volke bezw. Staatsvolke gegenüber nicht bloß nach der Möglichkeit rein materieller Zwangsgewalt streben, sondern müssen auch das Vertrauen zum mindesten der Gutgesinnten zu gewinnen suchen. Ihr Anspruch auf Gehorsam darf nicht bloß materiell, er muß auch geistig-sittlich begründet sein. Äußersten Falls, wenn es hart auf hart geht, ruht ja jede Art von Macht auf geistig-sittlichem Untergrunde.
4. Der Staat darf sich niemals zum Mittel und Werkzeug der Alleinherrschaft irgendeiner gesellschaftlichen Clique, eines Standes, oder gar einer politischen Partei erniedrigen lassen. Er muß aber jedem Stande und Berufe — für den Einzelnen sorgen, soweit er das nicht selbst vermag, die sozialen (gesellschaftlichen) Verbände — das Seine lassen oder, falls es bedroht ist, geben und sichern. Er darf sich also nicht zu viel um den Einzelnen bekümmern und sich dadurch mißliebig machen; aber er muß eifersüchtig darüber wachen, daß keinem ehrenwerten Stande oder Berufe das Leben unnötig erschwert wird. Über alledem steht jedoch, um es noch einmal zu sagen, der Wille zur Macht; denn nur durch dessen Verwirklichung vermag der Staat alle die Aufgaben, die man von ihm billigerweise erwarten kann, zu erfüllen. Alles, was

diese Macht mindert oder auch nur mindern will und kann, ist für ihn von Übel, muß er als seinen offenen oder heimlichen Feind ansehen.

Werden alle diese Voraussetzungen in ausreichendem Maße — voll wird es kaum jemals möglich sein — erfüllt, dann wird niemand, sei er Soldat oder Bürger, Fürst oder Arbeiter, Millionär oder Bettler, Gelehrter oder Analphabet, die monarchische Staatsform auch nur von ferne anzutasten wagen. Ist das aber nicht in ausreichendem Maße der Fall, dann finden die stets auf der Lauer liegenden Feinde dieser Verfassung nur zu leicht wirksame Handhaben, die Unzufriedenen gegen sie aufzuhetzen, als Verfehltheit der Idee hinzustellen, was nur Verfehltheit ihrer Verwirklichung ist. Dann aber ist es um so mehr Ehrenpflicht der Freunde dieser besten aller Staatsformen, sie in Schutz zu nehmen, gegen ihre Feinde zu verteidigen, selbst wenn das vom Monarchen nicht veranlaßt wäre, vom jeweiligen Staatsleiter nicht gern gesehen würde und von den Erbschleichern der monarchischen Gewalt listigerweise als ein Angriff auf die Person des Monarchen hingestellt werden könnte. Über diese Ehrenpflicht hilft keine britisch-heuchlerische oder byzantinisch-schmeichlerische Sophistik hinweg. Wenn sich jemand bewußt oder unbewußt in den Abgrund stürzen will, dann haben seine wahren Freunde ihn daran zu hindern. So wenigstens haben echte Germanen von jeher die Treue gegen ihre Könige und Herren verstanden.

Auch ist eine Politik, die sich auf die unter 1. bis 4. angeführten Punkte beschränkt, die also reine Staatspolitik monarchischen Charakters ist und mit Parteigetriebe nicht das geringste zu tun hat, keineswegs eine Sache, die in einem Staate mit monarchischer Verfassung und allgemeiner Wehrpflicht den Militär nichts angeht. Das gilt ganz besonders für die obersten Heerführer. Diese müßten ja ihr eigenes Werk, ja sogar die Grundlage ihrer Existenz zerstören und sich wie elende Soldknechte, unwürdig des ritterlichen Ehrenkleides der Offiziere, vorkommen, wenn sie sich gegen jene vier Hauptpunkte monarchischer Staatspolitik und ihre zeitweilige Durchführung gleichgiltig verhalten sollten. Aber auch in dieser Hinsicht hat die politische Heuchelei der heimlichen Feinde oder die Speichelleckerei der falschen Freunde der Monarchie den wahren Tatbestand völlig verdreht. Weil man heutzutage unter Politik gewöhnlich nichts anderes als Wühlerei, Hetzerei, Mandatsjägerei usw. versteht, so ist die irrtümliche Meinung entstanden, daß der Soldat sich unter keinen Umständen um Politik zu kümmern habe: Gewiß: wenn unter Politik nur Parteigetriebe, d. h. Rauferei um die Futterkrippe oder gar um die Vorherrschaft im Staate verstanden wird, dann hat sich ein anständiger Offizier und Soldat davon so fern wie möglich zu halten. Versteht man aber darunter nur jene vier Hauptpunkte monarchischer Staatskunst, dann kann es für einen ehr- und vaterlandsliebenden

Offizier unter Umständen sogar Pflicht sein, sich um Politik zu bekümmern.

Von der Politik sagt man heute bekanntlich auch, daß sie den Charakter verderbe. Wer sich aber zu jenem Zerrbilde von Politik aus innerster Neigung oder aus selbsüchtigem Interesse hingezogen fühlt, an dessen Charakter ist von vornherein nicht viel zu verderben gewesen. Nur die Not des Vaterlandes kann einen anständigen Menschen überhaupt dazu bringen, sich mit solcher Politik zu befassen. In diesem Falle der Not aber gilt bis zu einem Grade und mutatis mutandis für jeden Vaterlandsfreund das, was Heinrich von Treitschke (Ausgewählte Schriften, 2. Aufl., S. 143) von Politik und Moral in bezug auf den Staatsmann sagt: „Nicht mit moralischen Gemeinplätzen darf ein politischer Kopf hinweggleiten über den fürchterlichen Streit der Pflichten, der das Gewissen eines Staatengründers erschüttert. Dem Staatsmanne ist nicht gestattet wie dem schlichten Bürger, die fleckenlose Reinheit seines Wandels und seines Rufes als das höchste der sittlichen Güter heilig zu halten. Er lebt den Lebenszwecken seines Volkes, er soll die Zeichen der Zeit zu deuten wissen, den göttlichsten Gedanken herauszufinden aus dem Gewirr der Ereignisse und ihn verwirklichen in hartem Kampfe. Dies allein ist politische Wahrhaftigkeit, dies ist die politische Tugend, die den Frauen und Gemütsmenschen allezeit unfaßbar bleibt. Läßt sich der Widerstand der trägen Welt anders nicht überwinden, so soll der Staatsmann für den Sieg der Idee auch die Mittel der Arglist einsetzen, die der Einzelne für die endlichen Zwecke seines Tuns nicht brauchen darf. An den rauchenden Trümmern seines Vaterlandes sich die Hände zu wärmen mit dem behaglichen Selbstlob: „ich habe nie gelogen — das ist des Mönches Tugend, nicht des Mannes".

So weit, wie das hier von dem für das ewige Leben und Gedeihen seines Volkes verantwortlichen Staatsmanne im Sinne unserer biologischen Denkweise mit Recht gefordert wird, braucht der Vaterlandsfreund bezüglich der innern Politik noch gar nicht einmal zu gehen. Wohl aber kann von ihm verlangt und erwartet werden, daß er den Mut hat, der Wahrheit, so wie sie ist, nicht wie sie von gewissen Leuten vorgespiegelt wird, ins Angesicht zu sehen. Wir wollen darum einmal untersuchen, ob und wie weit auch in einer Monarchie unter Umständen gegen die unter 1. bis 4. genannten Punkte verstoßen werden kann.

Man sollte meinen, es wäre gar nicht möglich, daß es jemals einen Monarchen geben könnte, der gegen sich und sein Haus selbst wütet, der die Fundamente seines Thrones mit eigner Hand untergräbt. Wie es aber bewußte oder unbewußte Selbstmörder gibt, so kann es auch in diesem oder jenem Sinne selbstmörderische Monarchen geben, und Pflichtvergessenheit ihrer Freunde wäre es dann, sie nicht rechtzeitig zu warnen, dem drohenden Verhängnis nicht in den Arm zu fallen.

Der Selbstmord im eigentlichen Sinne ist gewöhnlich nur im Falle der Verzweifelung oder geistigen Umnachtung möglich. Ein solcher Fall mag bei einem Monarchen nicht so leicht eintreten, wie jener andere, daß er das für den Thron Verhängnisvolle seines Tuns oder Lassens nicht ahnt, oder daß er gar in dem Wahne lebt, damit ein Gott wohlgefälliges, seinem Volke und der Menschheit heilbringendes Werk zu tun. Dieser Fall ist aber der gefährlichste und gerade in unserer Zeit nur zu leicht möglich. Es gibt ja gerade in der heutigen Zeit Mittel und Wege genug, um einem in hohem Grade suggestibeln, begeisterungsfähigen Menschen die sonderbarsten Suggestionen beizubringen. An direkte Versuche von Person zu Person braucht dabei noch gar nicht einmal gedacht zu werden. So plump und unvorsichtig sind die nach dem Erbe der monarchischen Macht schleichenden Personen, Cliquen, Parteien nur selten. In der Regel suchen sie zuvor einen ihren Absichten förderlichen sogenannten „Zeitgeist" zur Herrschaft zu bringen. Ist dieses Teufelswerk erst einmal gelungen, beherrscht der „Zeitgeist" die Herzen und Köpfe aller mehr oder weniger Schwachen, Widerstandsunfähigen, dann dringt er in alle Ritzen und Fugen. Weder die Einzimmerwohnung des Proletariers noch der Palast des Fürsten ist dann vor ihm sicher. Dafür liefern die Zustände vor der großen französischen Revolution ein besonders naheliegendes Schulbeispiel. Auch gehen die Erbschleicher der monarchischen Gewalt noch immer gleich auf das ganze Erbteil los. Sie versuchen es unter harmlosen Namen zuerst mit einem Stück davon. Aber auch für diese schiefe Ebene gilt das Wort: „Wer dem Teufel den kleinen Finger gibt, wird ihm über kurz oder lang die ganze Hand überlassen müssen."

Wenn nun zu diesem auf Punkt 1 hinweisend als auf Punkt 2 bezüglich noch hinzukäme, daß der Monarch als Vertreter seiner und seines Volkes Interessen einen ersten Minister hätte, der von Politik, wenigstens von Machtpolitik monarchischen Charakters, keine blasse Ahnung hätte, der sich auf diese Kunst noch schlechter verstünde, als der Esel aufs Lautenspiel, der anstatt des Willens zur Macht den Willen zur Ohnmacht hätte, — dann wird man zugeben müssen, daß die Gefahr für den Monarchen und die Monarchie ganz besonders groß ist.

Beim Nachdenken darüber, wie diese drohende Gefahr abzuwenden wäre, könnte ein Sophist leicht zu der Ansicht kommen, es käme auf die Person eines einzelnen Monarchen gar nicht so sehr an, wenn nur die Monarchie gerettet werde. Falls ein Monarch so mit Blindheit geschlagen wäre, daß er seine eigensten Interessen nicht mehr zu erkennen vermag, dann wäre das ein sicheres Zeichen, daß Gott ihn verderben will, und man müßte dann ihn absetzen, oder dem Schicksal freien Lauf lassen.

So bestechend diese Ansicht auf den ersten Blick erscheint, so steckt darin doch, wie gesagt, eine gefährliche Sophistik. Denn mit der Absetzung und dem Ersatz eines solchen Monarchen durch einen andern würde in

jedem Falle auch die Monarchie erschüttert. Ist der Nimbus der Unverletzlichkeit einer gekrönten Persönlichkeit erst einmal verflogen, dann hat auch der monarchische Gedanke einen schweren Schlag erlitten. Auch die Macht des Nachfolgers wäre dann nicht mehr dieselbe, wie nach einem natürlichen und gesetzlichen Erbgange. Der Nachfolger müßte dann durch große Taten für Staat und Volk den Nimbus der Monarchie erst wieder herstellen. Freilich gilt ja für jeden Nachfolger und am meisten für einen Thronerben das bekannte Wort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen"; aber dieser Erwerb ist im Falle natürlichen Erbganges denn doch unvergleichlich leichter als in dem zuerst angenommenen Falle. Darum ist es in diesem Falle, auch wenn die Not des Vaterlandes groß genug wäre, besser, es wird erst alles nur Denkbare und Mögliche versucht, um den zeitweiligen Monarchen von der Gefährlichkeit der von ihm zugelassenen äußern und innern Politik zu überzeugen. Nur wenn alle dahin gehenden Versuche fehlgeschlagen wären, könnte, um das Vaterland und die Monarchie zu retten, der angedeutete Schritt vor Gott und der Geschichte verantwortet werden. Ein Unglück für das Land bliebe ein solcher Schritt freilich immer, und nur die bittere Notwendigkeit, ein noch viel größeres Unglück zu verhüten, könnte ihn unter Umständen rechtfertigen.

Von solchen Notfällen sind die für ein Land unglücklichsten die „Grenzfälle", d. h. diejenigen Fälle, in denen die Frage nach der vollkommenen leiblichen, geistigen, sittlichen Gesundheit und damit vollständigen Regierungsfähigkeit weder entschieden verneint noch entschieden bejaht werden kann. Kann nämlich die Frage entschieden verneint werden, dann ist die Sache ziemlich einfach. Der nächste volljährige, leiblich, geistig und sittlich hinreichend gesunde Erbe der Krone gelangt dann auf den Thron oder übernimmt zum mindesten die Regentschaft. So lag z. B. der Fall des erst kürzlich verstorbenen Königs Otto von Bayern und des Königs Friedrich Wilhelms IV. von Preußen gegen Ende seiner Regierungszeit. Ein Grenzfall war dagegen der des Königs Ludwig II. von Bayern zum mindesten in der ersten, größern Hälfte seiner Regierungszeit. Das tragische Ende dieses edlen, hochsinnigen Fürsten war eine für Land und Volk noch vergleichsweise glückliche Lösung, es hätte viel schlimmer kommen können. Auch handelte es sich in diesem Falle nur um ein mittelgroßes, in sich wohlgefestigtes und durch den Reichsverband nach jeder Richtung gesichertes Staatswesen. Weit unglücklicher wäre ein solcher Fall, selbst wenn er nur teilweise zuträfe, für ein großes Reich in gefährdeter Lage.

In diesem Falle wäre, wenn es sich um einen Militärstaat handelte, das Kriegsheer bzw. dessen oberste Führerschaft am ersten berufen und auch imstande, einen erträglichen Zustand zu schaffen; denn kein Organ eines solchen Gemeinwesens hat an einer starken Monarchie ein so großes Interesse wie das Kriegsheer. Ein Militärstaat ist mit der Monarchie und dem Heere viel

inniger verwachsen als ein anderes Gemeinwesen. Beide Teile haben hier von jeher einander gestützt und sich in die Höhe gearbeitet. Das Gedeihen des einen ist von dem des andern abhängig, beide sind darum überhaupt nicht voneinander zu trennen. Gewiß können Militärstaaten, wie die Geschichte lehrt, auch als Republiken bestehen, aber längere Zeit nur als solche aristokratischer Artung. Und auch diese haben dann nur die Überlieferungen der ursprünglichen Militärmonarchie fortgesetzt. In ihren Anfängen und grundlegenden Einrichtungen geschaffen aber wurden diese Überlieferungen wie der Staat überhaupt nur von großen Monarchen. Es liegt das in der Natur der Sache. Wie auch der größte Baum nicht aus vielen Samenzellen, sondern aus einer einzigen hervorgegangen ist, so kann auch in einem werdenden staatlichen Organismus nur der Monarch und die erbliche Monarchie den organischen Zusammenhang und die einheitliche Artung des Ganzen gewährleisten. Unter vielen herrscht stets die Selbstsucht und das Sonderinteresse, nur Einer kann in letzter Instanz das Gemeinwohl im höchsten Sinne des Wortes wahren und jedem Organe nach Verdienst und Würdigkeit seinen Anteil zukommen lassen. Republiken, sowohl aristokratische wie plutokratische und demokratische, haben stets nur von dem an der ursprünglichen Monarchie begangenen Raube oder Diebstahle gelebt, und wenn der Staat von der infolge des Verfalls dieser Herrschaften eingetretenen Anarchie gerettet werden sollte, mußte wieder in dieser oder jener Form auf die Monarchie zurückgegriffen werden. Dafür liefern das alte Rom und das moderne Frankreich besonders anschauliche und lehrreiche Schulbeispiele.

Es ist also nichts mit der gerade jetzt wieder heuchlerischer- oder ehrlicherweise viel herumgetragenen Meinung, daß auch für Machtpolitik staatlicher und volklicher Art die parlamentarische Regierungsform besser als die starke Monarchie geeignet sei. Vernunft und Weltgeschichte widersprechen dieser Meinung auf das entschiedenste. Gewiß mögen Republiken, namentlich aristokratische, solange ihre Beherrscher gesund und stark, kriegerischer Natur und Kultur bleiben, die Macht des Staates und Volkes schneller auf eine gewisse Höhe bringen, als es den mit ihren Thronerben nicht immer glücklichen Monarchieen beschieden sein mag. Auch Montesquieu ist ja bekanntlich in „Causes de la grandeur des Romains et de leur décadence" dieser Ansicht. Aber noch leichter als Monarchen werden Aristokraten zu — Plutokraten, falls ihre Staatsgrundgesetze es nicht, wie in Sparta, geradezu darauf angelegt haben, daß die herrschende Adelskaste stets verhältnismäßig arm und bedürfnislos bleibt. Wo das aber nicht der Fall ist, entwickelt sich in solchen Republiken mit der Macht auch der Reichtum um so schneller, und dann geht es mit aller wirklichen Macht, namentlich auch Militärmacht, sehr rasch zu Ende. Nur das Zurückgreifen auf die Monarchie kann, wie im alten Rom, das Eintreten dieses Endes verlangsamen. Und was gar demokratische Republiken mit militärischen Überlieferungen anbelangt,

so verfällt der militärische Geist hier noch schneller, und selbst mächtige äußere Feinde und bedrohte Grenzen vermögen das nicht auf lange Dauer zu verhindern. Stellt sich hier nicht die starke Monarchie wieder ein, dann verfallen so regierte Staaten rettungslos den Krallen der Plutokratie, des Mammonismus, und es kommt dann nur zu bald der Moment, wo nur noch List, Lüge, Korruption die allgemeine Anarchie, den Kampf aller gegen alle notdürftig und nicht mehr lange aufhalten können. Auch darüber hilft keine heuchlerische Sophistik der in solchen Zuständen die Erfüllung ihrer erbschleicherischen Hoffnungen Suchenden hinweg.

Auch der allgemeine Weltfriede, mit dem man ja jetzt wieder ehrlicher- oder heuchlerischerweise krebsen geht, wird durch solche Staatsverfassungen nicht im mindesten gesichert, vielmehr aufs äußerste gefährdet; denn auch die Macht des Geldes versagt zuletzt in jeder Form, auch in der der Bestechung und Beschwichtigung. Das Ende ist die Anarchie und Herrschaft des Verbrechertums in jeder Gestalt, als Raub, Diebstahl, Mord usw.

Die heutigen Pazifisten plutokratischer wie demokratischer Bekenntnisfarbe haben das Weltfriedensproblem überhaupt ganz falsch gestellt. Die Frage muß nicht heißen: wie können Kriege unter allen Umständen vermieden werden, sondern: wie kann der wirkliche Frieden (nicht nur der politische, den die plutokratischen Pazifisten allein meinen, auch der soziale und wirtschaftliche, an den diese Art von Pazifisten gar nicht denken)[1] ohne kriegerische Gewalt und Macht hergestellt und gegen alle Bedrohungen gesichert werden?

So gestellt könnte das Problem ohne starke Monarchie nur auf geistig-sittlichem bzw. religiösem Wege zu lösen versucht werden, und das auch nur bis zu einem Grade und für eine bestimmte Menschenart. Der erste wirklich ernste und erfolgversprechende Versuch dazu wurde bekanntlich vor nun bald zwei Jahrtausenden durch das Christentum gemacht. Er hatte anfangs nicht nur äußerlich, auch innerlich einen recht erfreulichen Erfolg; aber je mehr der Erfolg in die Breite ging, je mehr und je verschiedenere Menschen er umfaßte, desto gründlicher scheiterte er, und die Römer, die ihn für ihr sittlich verfallendes Staatswesen sich zunutze zu machen suchten, vermochten schließlich daraus auch nur eine neue Art von Gewaltherrschaft keineswegs nur friedlicher, auch kriegerischer Betätigung herzustellen. Es wurde also nur eine neue imperialistische Überlieferung geschaffen, die hierarchische, plutokratische und — kriegerische Machtmittel oft recht skrupellos miteinander vereinigte. Unter dieser (zurzeit allerdings bedeutend gemilderten) Überlieferung leiden die europäischen Völker noch heute. Den Frieden auf Erden hat auch sie nicht gebracht, vielmehr recht oft gestört.

---

[1]) Sie könnten ja sonst gar nicht jene „friedlichen", d. h. wirtschaftlichen Eroberungen machen, auf deren ungestörtes Beginnen und Vollenden es dieser Art von Pazifisten allein ankommt. Vergl. „Der Krieg als Kulturfaktor". Politisch-Anthropologischer Verlag.

Vergleichsweise am besten noch schlug das Christentum bei den germanischen, namentlich den deutschen Völkerschaften an. Sie übernahmen es in einem fast schon völlig verweltlichten, ja verheidnischten Zustande, belebten es aber mit ihren starken Geistes- und Gemütskräften und retteten es dadurch zweimal vor völligem Verfall. Das erstemal zur Zeit Ottos des Großen und seiner Nachfolger, das zweitemal zur Zeit Luthers durch die sogen. Reformation, die bekanntlich, namentlich während der sogen. Gegenreformation, auch der römisch-katholischen Bekenntnisform des Christentums zugute gekommen ist. Ohne diese Reformation wäre auch der Katholizismus längst dem Untergange anheimgefallen.

Den Frieden auf Erden haben aber selbst die deutschen Bekenntnisformen des Christentums nur in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht eine Zeitlang zu bringen vermocht. Politisch tobte der Krieg ungehindert weiter, und höchstens die Art der Kriegführung ist dadurch etwas vermenschlicht worden. Neuerdings ist zu dem politischen auch noch der soziale und wirtschaftliche Unfriede gekommen. Auch dagegen haben sich die Kirchen als ohnmächtig erwiesen. Nur eine starke monarchische Machtansammlung militärischer sowohl wie geistig-sittlicher Art wird das Friedensproblem vollständig, wenn auch nicht auf ewige Dauer, lösen können. Vielleicht liegt aber die ewige Dauer gar nicht im natürlichen und göttlichen Weltenplane. Das gesunde und starke Leben ist überall in der Natur auf Kampf und Bewährung im Kampfe gestellt. In der Kultur ist es nicht anders. Wenn die Geschöpfe durch sie oder trotz ihr gesund, stark, schön werden und bleiben sollen, wenn die Kultur sie nicht krank, schwach, häßlich machen und zum Absterben bringen soll, dann darf auch in ihr der harte Kampf um Dasein und Macht nicht fehlen. Das Einzige, was in dieser Hinsicht vernünftigerweise zu wünschen und auch erreichbar ist, läuft darauf hinaus, den Kampf möglichst menschlich bzw. ritterlich zu führen und den Krieg zur Ausnahme, nicht zur Regel werden zu lassen, wie das ja beim Kampf aller gegen alle, gleichviel auf welchem Gebiete, der Fall ist. Der Mensch bedarf zum gesunden und starken Leben sowohl des Krieges wie des Friedens, aber ewige oder auch nur allzu lange Dauer ist weder für das eine noch für das andere erreichbar, auch gar nicht wünschbar und heilbringend.

Ich bin auf diese Dinge so ausführlich eingegangen, weil gerade heute die Wahrheit darüber auf jede nur mögliche Art verheimlicht, oder verdunkelt, vertuscht, verdreht und dadurch der starken Militärmonarchie und der von ihr vertretenen Politik Abbruch zu tun versucht wird. Die ohnehin zu keiner Zeit besonders groß gewesene Zahl der Starken, Weisen, Wahrheitsliebenden haben gegenüber der ungeheuren Masse der Schwachen und Dummen auf der einen Seite, der Listigen und Habgierigen auf der anderen Seite heute einen besonders schweren Stand. Dabei können die meisten der Starken und Mutigen von ihrer

Kraft nicht einmal den rechten Gebrauch machen, weil ein Blendwerk der Hölle, das sich mit einem Heiligenschein umgibt und „Zeitgeist“ nennt, sie noch immer daran hindert. Dieser „Zeitgeist“ dringt, wie schon bemerkt, in alle Ritzen und Fugen, hypnotisiert und suggeriert heutzutage Fürst und Proletarier, Männlein und Weiblein. Namentlich sucht man ihn den Monarchen, soweit sie ihm nicht schon von selbst erlegen, nicht schon völlig verhändlert, demokratisiert oder plutokratisiert sind, mit all den wohlfeilen, einer bequemen Genußphilosophie (vergl. Januarheft 1917 S. 512) entnommenen Gründen plausibel zu machen. Sie sehen in ihrer Verblendung nicht die Erbschleicher und sehnen sich anscheinend selbst nach dem sorglosen, bequemen Leben, das ihnen die parlamentarische Regierungsform nach ihrer „Pensionierung“ angeblich bringen soll. Und nun erst die Völker! Die können sich schon gar nicht mehr vorstellen, daß die Zukunft überhaupt anders aussehen, daß anderswoher das Heil der Staaten und Völker sowohl wie der Einzelnen kommen könnte! Sie erblicken in der parlamentarischen Regierungsform auf Grund des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts die Erlösung von allem Übel und ahnen nicht, daß sie damit den Weg der Knechtschaft und des Untergangs beschreiten. Es ist heute fast genau so, wie vor zweitausend Jahren; nur sehen die Herodes und Pilatus, die Pharisäer und Schriftgelehrten ganz, ganz anders aus. Wenn das Volk sie erkennen könnte, würde es staunen, wie „modern“, „hochmodern“ sie aussehen. Freilich genügte jetzt nicht mehr die Geißel, um das Heer der Händler und Wechsler, der Räuber und Diebe aus dem Tempel hinauszujagen. Es müßte ein Schwert, ein starkes und scharfes Schwert sein.

Damit kommen wir wieder auf unseren Gegenstand zurück. Militär und Politik im Sinne der vorausgegangenen Erörterungen sind schon deshalb nicht voneinander zu trennen, weil der Staat, wenn man darunter ein Element der strafferen Ordnung, der höheren Organisation der menschlichen Gesellschaften versteht, im Kriegsheere jederzeit seinen Ursprung und in dessen oberstem Führer stets seinen Schöpfer hatte. Nur die Macht in dem gesammelten und konzentrierten Zustande eines siegreichen Heeres war zum ersten Male imstande, die äußern Feinde von den Landesmarken fern zu halten und im Innern dem Faust- und Beuterechte der Einzelnen ein Ende zu machen. Diese Zustände wiederholen sich, wenn der Staat schwach wird, von Zeit zu Zeit immer wieder, und immer wieder kann nur das siegreiche Kriegsheer die nationale Ordnung herstellen.

Im Kriegsheere wurde auch zuerst jener unbedingte Gehorsam geboren und erzogen, der einen Teil der guten Landessitten zum „Gesetz“ zu stempeln vermochte. Auch die geistig-sittliche Freiheit für alle, die ihrer würdig sind, nahm vom „Gesetz“ aus ihren Ursprung und ihre weitere Entwicklung. Sie war, ist und wird stets sein eine Tochter der Macht, nicht, wie man jetzt heuchlerischer- oder ehrlicherweise glauben machen will,

der Ohnmacht, der Schwäche, der feigen Nachgiebigkeit gegen alles, auch das Unwürdigste und Niederträchtigste, wenn es die „Humanität" für sich anruft. Mit dem „Gesetz" wiederum wurde der lockere Sozialverband der Familien, Sippen, Stämme, Völker zum fest gefügten „Staate", und mit dem ersten Staate entstand die erste Monarchie, der erste wirkliche König. Bis dahin hätte man das Oberhaupt des Stammes oder Volkes höchstens Oberhäuptling oder Patriarch nennen können.

Neben dem Häuptling oder Patriarchen hat im Urzustande der menschlichen Gesellschaft bekanntlich der „Zauberer" oder „Medizinmann" das meiste Ansehen. Aus ihm entwickelt sich später nach der einen Seite der „Priester", nach der anderen der „Arzt" und alles, was sonst noch als Träger der rein geistigen und sittlichen Kultur bezeichnet werden kann. Es hat bekanntlich menschliche Gesellschaften gegeben, in denen der Oberpriester zugleich auch König war oder den König nach und nach verdrängte. Das ist aber kein gesunder Zustand, vielmehr eine Ausartung nach der allzu ausschließlich geistigen und sittlichen Seite hin, geradeso wie die Plutokratie eine Ausartung der Herrschaftsorganisation nach der allzu materiellen Seite hin ist. Alle seitlichen Entwicklungen geraten aber über kurz oder lang in eine Sackgasse. Sie müssen dann entweder umkehren und einen anderen Entwicklungsgang einschlagen, oder stehen bleiben, verkümmern, absterben. Darum führt die Hierarchie sowohl wie die Plutokratie, weil sie ein Machtmittel allzuviel gebrauchen und es dadurch abnutzen, über kurz oder lang zur Anarchie, zum Kampfe aller gegen alle zurück. Nur die wahre und echte, auf die verschiedenen materiellen wie geistig-sittlichen Machtmittel gleichermaßen gestützte Monarchie bildet am Entwicklungsbaume der menschlichen Gesellschaften den Hauptstamm und die himmelan strebende Krone. Die seitlichen Äste und Zweige mögen sich um den Hauptstamm und die Krone möglichst harmonisch gruppieren; aber es ist ein Unglück für den Baum, wenn die Krone aus Mangel an Säften verdorrt, oder vom Blitze erschlagen wird. Die Seitenzweige, besonders einer davon, falls er Raum hat, entwickeln sich dann zu üppig, der Baum wird verunstaltet und geht zugrunde, wenn der Stamm nicht eine neue Krone heraustreibt. Der Baum wird sich dann nach und nach wieder erholen, aber einen Verlust an Wachstum und Lebenskraft hat er in jedem Falle erlitten.

Das mag nur ein Gleichnis sein, das natürlich, wie jedes Gleichnis, hinkt; aber den darin enthaltenen Wahrheitskern wird kein Wahrheitsliebender verkennen.

Wie schon eingangs angedeutet, schreibt der moderne, der starken Monarchie bekanntlich nicht günstige Zeitgeist listigerweise der Verfehltheit der Idee zu, was nur Verfehltheit ihrer Verwirklichung ist. Aber auch von anderen, diesem Zeitgeiste keineswegs rettungslos Verfallenen hört man gerade jetzt wieder oft genug die Meinung, daß es mit der Monarchie

immer mehr abwärts ginge, weil die echten und rechten Monarchen immer seltener würden.

Darauf ist zu erwidern, daß die echten und rechten Monarchen schon wieder häufiger werden würden, wenn die Völker selbst sich solche wünschen, d. h. wenn die „Popularität" eines Monarchen nicht mehr davon abhängt, in welchem Maße er dem modernen Zeitgeiste zugänglich ist. Die Erbschleicher der monarchischen Gewalt haben es eben auch in dieser Beziehung nur zu gut verstanden, ihren Absichten in der öffentlichen Meinung vorzuarbeiten, und niemand findet sich, der ihnen dieses hinterlistige, verbrecherische Handwerk zu legen sucht.

So ist es denn nicht zu verwundern, wenn selbst die bestgesinnten Kreise an der Zukunft der Monarchie zu verzweifeln anfangen. Fast allgemein neigt man der Ansicht zu, daß die Vorteile, die diese Staatsform vor anderen voraus hat, zu sehr von der Persönlichkeit des Monarchen abhängen. Auch dieses Argument ist keineswegs in dem Maße stichhaltig, wie es bei oberflächlicher Betrachtung erscheint. Gewiß gehören zur festen Begründung einer starken und mächtigen Monarchie ein großer und zu deren Auf- und Ausbau ein paar zum mindesten tüchtiger Monarchen. Aber ist der Bau erst einmal vollendet, und sind zu dessen Erhaltung die erforderlichen guten Überlieferungen geschaffen und wirksam, dann genügen für die Thronerben auch schon einfache Durchschnittsbegabungen, um die segensreichen Wirkungen dieser Staatsform ganz außer Frage zu stellen. Eine starke, festgefügte Monarchie kann sogar ab und zu eine vollständige Null auf dem Throne vertragen. Die guten Überlieferungen tun dann eben schon das ihrige, und es kann dann sogar vorkommen, daß ein berufener Vertreter der Monarchie als leitender Staatsmann um so größeren Spielraum hat. Was aber natürlich auch die stärkste Monarchie nicht vertragen kann, ist ein Monarch, der mit eigner Hand die Axt an die Pfahlwurzel des Stammes legt, dessen Gipfel die Krone trägt, der anstatt des Willens zur Macht den Pazifismus, Feminismus, die Sentimentalität, die Furcht, die Schwäche und alle die anderen mehr oder weniger schlecht verhüllten Charakterzüge des Willens zur Ohnmacht regieren läßt.

Daß hervorragend gute Überlieferungen eine geschichtlich gewordene Einrichtung selbst unter wenig günstigen Umständen gesund, ja auf der Höhe der Entwicklung erhalten können, zeigt das Beispiel der preußischen, jetzt deutschen Armee. Es hat ihr, wenn man von der Zeit 1786—1806 absieht, niemals an tüchtigen, ja genialen Führern gefehlt. Das lag offenbar daran, daß das preußische Offizierkorps sich von unten herauf selbst, durch eigne Zuwahl ergänzt, und daß für die Beförderung in die höheren Stellen ausgezeichnete, in der ganzen Welt vielleicht einzig dastehende Überlieferungen bestehen. Auch ist der Organismus des Heereswesens für die Auslese der Tüchtigen deshalb besonders günstig gestellt, weil hier das Haupt jedes vergleichsweise selbständigen Organs, vom Kompagniechef bis

zum General und Feldmarschall, sozusagen ein verkleinertes Abbild des Ganzen ist und, wenn auch in verschiedenem Maße und Grade, dieselben Eigenschaften starker Willenskraft, rascher Entschlußfähigkeit, praktischen Blicks, sicherer Menschenbeurteilung usw. usw. erfordert. Die Auslese der Tüchtigen kann also hier nach dem Maßstabe tatsächlicher Leistungen erfolgen und wird darum, wenn kein fremder Geist einzieht oder sich störend einmischt, kaum jemals fehlgreifen.

Leider bestehen ähnlich günstige Verhältnisse für die Auswahl der leitenden Staatsmänner in Preußen und Deutschland noch nicht. Eine gute oder überhaupt eine Überlieferung konnte sich hier deshalb nicht bilden, weil die Besetzung der wichtigsten Ministerien in Preußen bis zum Tode Friedrichs des Großen überhaupt keine große Rolle gespielt hat. Die Monarchen haben bis dahin ihren Staat im Innern und nach außen hin der Hauptsache nach selbst geleitet und vermochten das auch, weil damals der Umfang der Geschäfte noch nicht allzu groß war. Erst nach dem Tode Friedrichs des Großen wurde das anders, und leider scheinen von da ab in dieser Beziehung keine gesunden Grundsätze oder gar bewährte Überlieferungen bestimmend gewesen zu sein. Für die Besetzung der wichtigsten Staatsämter scheinen Hofintrigen, gegenseitige Eifersüchteleien der Beamten, persönliche Zu- und Abneigungen des Monarchen, der „Zeitgeist" oder gar ausländische Einflüsse eine große Rolle gespielt zu haben. Erst mit Bismarck kam wieder ein genialer Staatsmann ans Ruder und vermochte sich trotz heftigster Angriffe von allen Seiten allein durch das hohe Pflichtgefühl seines Monarchen lange Zeit zu behaupten. Aber die maßlosen, aller Wahrscheinlichkeit nach mit ausländischen Einflüssen zusammenhängenden Angriffe im Innern haben ihn offenbar nicht die Zeit und Muße finden lassen, für den staatsmännischen Nachwuchs eine ähnlich gute Schule einzurichten, wie das Moltke für die preußisch-deutsche Armee so schön gelungen ist.

Bekanntlich ist Bismarck auf ganz ungewöhnlichem, jedenfalls nicht herkömmlichem Wege in seine Stellung gelangt. Er hatte sich seinem Könige in höchster Not des Vaterlandes, als der Staat dem fremden, verderblichen Zeitgeiste fast zu erliegen drohte, sozusagen freiwillig zur Verfügung gestellt. „Entdeckt" hat ihn also der von monarchischen Instinkten anscheinend doch nicht so ganz verlassene Friedrich Wilhelm IV., wenn auch erst sein Bruder Wilhelm I. von dieser „Entdeckung" den rechten Gebrauch zu machen verstanden hat. Eine staatsmännische Schule oder gar Überlieferung hat aber auch die lange Amtsdauer Bismarcks, wie gesagt, nicht in die Wege geleitet, und jetzt scheint es fast Tradition werden zu wollen, Bürokraten an die wichtigsten Staatsämter zu berufen. Das ist aber der denkbar unglücklichste Verlegenheitsausweg.

Ich will damit keineswegs etwas gegen die vielgeschmähte preußische Bürokratie sagen. Sie ist für den Zweck, den jede Bürokratie nur haben

kann und soll, ganz gut geeignet und hat höchstens die Fehler ihrer Tugenden; aber sie ist nur Werkzeug, und man soll sie nicht mit dem Werkmeister verwechseln. Jeder Künstler, ja jeder Handwerker bedarf zur Ausführung seines Werkes bestimmter Instrumente, Werkzeuge. Auch die Staatskunst, die größte und schwerste aller Künste, kann sie nicht entbehren. Je besser solche Apparate für einen bestimmten Zweck zubereitet sind, desto besseres kann damit geleistet werden; nur soll man über sie als Beweger und Lenker nicht wieder leblose Mechanismen, sondern lebendige, sogar sehr lebendige Menschen setzen. Von richtigen Bürokraten zu verlangen, daß sie den Staat zu bestimmten oder gar hohen Zielen hinlenken und hintreiben sollen, heißt erwarten, daß der Hobel von selber hobeln, die Säge von selber sägen, der Pinsel von selber malen soll. Bürokraten werden auf Fügsamkeit, Anstelligkeit, Gewissenhaftigkeit im kleinen usw. geschult, um nicht zu sagen „dressiert". Starker, selbständiger, unbeugsamer Wille, eigenschöpferische Tätigkeit, weltumspannender Blick, rasche Entschlußkraft wird bei ihnen meist unterdrückt, aber ganz und gar nicht gefördert und ausgebildet. Darum ist die bürokratische Stufenleiter, die man unhöflicherweise auch „Ochsentour" (Tretmühle) nennt, das denkbar unglücklichste Auslesesieb für leitende Staatsmänner. Alles, was entschiedene Anlage für diesen Beruf verrät, fällt, wie man das z. B. an Bismarck gesehen hat, gleich bei den ersten Siebschüttelungen durch. Die bis zuletzt oben bleiben, sind die Fügsamen, Anpassungsfähigen, in ihrer Art vielleicht auch Geschickten, Anstelligen, aber keineswegs solche, die zur Leitung eines großen Staatswesens geeignet wären. Wer nach Durchlaufen der bürokratischen Stufenleiter, oben angelangt, noch starke, unbeugsame Willenskraft, rasche Entschlossenheit, weltumspannenden Blick und eigenschöpferischen Tatendrang besitzen sollte, müßte wie durch ein Wunder dem Auslesesieb standgehalten haben. In der Regel werden die auf der obersten Staffel Angelangten bequeme Philister, oder müde, an Leib und Seele gebrochene, jedem halbwegs starken Drucke, von welcher Seite er auch komme, ausweichende Menschen sein.

„Ja — aber", wird man fragen, „wo sollen denn die leitenden Staatsmänner gesucht werden?"

Nun — jede selbständige, selbstverantwortliche Tätigkeit in irgend einem ehrenwerten Berufe, sei es Landwirtschaft, sei es Industrie, sei es Handel oder irgendwelcher freie geistige Beruf, ist eine bessere Auslese- und Ausbildungsgelegenheit der zum Staatsmann erforderlichen Fähigkeiten, als der Bürokratismus. Alle freien Berufe stellen ihre selbständigen, selbstverantwortlichen Geschäftsleiter fast jeden Tag vor rasche, weittragende Entschlüsse, lehren sie Erfolgsmöglichkeiten schon von ferne erspähen, Mißerfolge, Verluste noch rechtzeitig abwenden. Ebenso erfordern sie seelische Spannkraft, praktischen Blick und Menschenkenntnis, wenn auch nicht alle den geistigen Gesichtskreis in gleichem Maße erweitern.

Freilich gehören zu einem leitenden Staatsmann außer diesen Fähigkeiten auch noch andere, höhere, die genau so angeboren sind, wie die für die erfolgreiche Ausübung irgend einer anderen höheren Kunst erforderlichen Eigenschaften. Auch das sorgfältigste Studium der Geschichte und der anderen staatswissenschaftlichen Fächer macht für sich allein noch keinen Staatsmann, ebensowenig wie jemand ohne Talent durch bloßen Fleiß jemals ein tüchtiger oder gar großer Maler, Bildhauer, Musiker geworden ist. Die frühzeitige und unüberwindliche Neigung für einen bestimmten Beruf gibt für die Fähigkeit dazu einen gewissen Fingerzeig, doch kann dabei auch Ehrgeiz, Eitelkeit, Habsucht oder irgendeine andere unedle Leidenschaft mitsprechen. Solche Leidenschaften spielen aber gerade bei den Anwärtern für die höchsten Staatsämter eine große Rolle, und es ist darum gerade hier besonders schwierig, die Spreu von dem Weizen zu sondern.

Es kann für diesmal nicht näher darauf eingegangen werden, auf welche Weise eine Pflanzschule und eine Überlieferung für künftige Staatsmänner geschaffen werden könnte. Nur darauf sei noch hingewiesen, daß auch der beste Parlamentsredner und erfolgreichste Parteipolitiker noch lange kein Staatsmann ist. Wäre er das, dann hätte er sich nicht auf die Parteipolitik geworfen. Mit skrupellos und geschickt betriebener Parteipolitik kann man wohl unter Umständen an die Macht gelangen, aber auch Staat und Gesellschaft zugrunde richten. Das ist ja einer der größten Vorzüge einer starken Monarchie, daß der Parteipolitik und Parteiselbstsucht hier unzerreißbare Zügel angelegt sind.

Sollte nun unsere preußische Monarchie auch, wie es bei fortgesetzter Herrschaft des modernen „Zeitgeistes" nur zu leicht kommen kann, der Parteipolitik und ihren unbegrenzten Möglichkeiten anheimfallen? Wenn die zweifellos schon bestehende Gefahr in dieser Hinsicht noch größer werden sollte, dann wird es auch für unser Militär zur vaterländischen Pflicht, ihr mit allen Mitteln entgegenzutreten. Militär und Politik sind dann nicht mehr Dinge, die einander nichts angehen. Wenn das durch die vorstehenden Darlegungen genügend klar geworden sein sollte, dann wäre ihr Zweck erfüllt.

Zwei Revolutionen.

W. Frhr. v. Thüring.

> Der Geist der Neuerungen ist gewöhnlich das Attribut kleiner Charaktere und eingeschränkter Köpfe. Leute, die nie hinter sich auf ihre Vorfahren blickten, werden auch nie vor sich auf ihre Nachkommen sehen. Burke. 1792.

Während der Regierung des Kaisers Wilhelm II. war es bekanntlich nicht gern gesehen, wenn man Worte und Handlungen des Monarchen kritisierte, am wenigsten, wenn die monarchisch gesinnten Teile des Volkes

das taten. Sie bekamen als „Nörgler" den freundlichen Rat auszuwandern. Besonders unbeliebt waren Rückblicke auf die Bismarcksche Zeit, sehr geschätzt dagegen ein gewisser fröhlicher Optimismus, den man auch idiotisch hätte nennen können. Die krankhafte Abneigung vor rückschauenden Betrachtungen ist die Begleiterscheinung aller „Taten" dieser einzigartigen Regierung geblieben. Es kann nichts Bequemeres für die Unfähigkeit geben. Je schneller die Regierten vergessen, desto leichter sind sie irre zu führen. Die Erinnerung an Bismarck so rasch und so gründlich wie möglich in den Herzen der Deutschen auszulöschen, war die besondere Aufgabe der Nachfolger, die sich dem Kaiser empfehlen wollten. Bülow, dieser großzügige Schaumschläger, stöhnte noch 1906: „Wir laborieren an dem mißverstandenen Fürsten Bismarck"; es war auch zu rücksichtslos, daß man noch acht Jahre nach Bismarcks Tode von ihm sprach! Man kann verstehen, daß dem Fürsten Bülow ein Vergleich mit Bismarck verdrießlich sein mußte. — Goethe beklagte die „tätige Unwissenheit" als das schlimmste Übel, sie war das Charakteristikum der letzten monarchischen Regierung. Unwissenheit läßt sich leicht abstellen, am sichersten durch Rückblicke auf die Vergangenheit. An Tagen, an denen das Volk Trauerfeiern für Rosa Luxemburg und Liebknecht veranstaltet, ist es schwer, an einen Fortschritt der Menschheit zu glauben. Einen wirklichen Fortschritt würde es bedeuten, wenn die Menschen, Fürsten und Völker anfangen würden, aus den Erfahrungen vergangener Generationen zu lernen. Der Zustand, daß in jedem Jahrhundert zwei bis drei größere oder kleinere Revolutionen nötig zu sein scheinen, kann kaum als normal bezeichnet werden, jedenfalls nicht als Fortschritt. Und doch sind die Leser des Vorwärts und des Berliner Tageblatts davon durchdrungen, immense „Fortschritte" durch ihre Lektüre und durch die Zugehörigkeit zur Demokratie täglich gemacht zu haben; sie halten Maschinengewehr- und Geschützkämpfe in der Jerusalemerstraße, zerschossene königliche Schlösser, Hunger, Raub und Mord für unzweifelhafte „Fortschritte"; sie finden Matrosen und Straßendirnen in den Schlössern der Landesherren für ganz an ihrem Platze und schwören auf Theodor Wolff, der diesen „Fortschritt" predigte — bis eine Handgranate ihrer weiteren Denkarbeit ein unerwartetes Ziel setzt. Alle diese Kulturerrungenschaften hätte sich unser Volk, dessen „Bildung" so oft in größenwahnsinniger Anmaßung gerühmt wurde, ersparen können durch vermehrte Geschichtskenntnisse.

Am schnellsten vergißt homo sapiens die zunächst liegende Geschichte. Die Regierung des Kaisers begann mit Bismarcks Entlassung, zwei Jahre sollte sich der Alte noch „verschnaufen", dann kam die neue Zeit, die „große" Zeit. Warum auch nicht? Schließlich muß jeder Mensch den Takt haben, Platz zu machen, wenn er sich im königlichen Dienst verbraucht hat; hat er den Takt nicht, so hat der König die Macht nachzuhelfen. Die erstaunlichste Energie wurde bei dieser Aktion wie bei allen

Entschlüssen gezeigt, die uns zum Verderben ausgeschlagen sind. Mit dem 20. März 1890 beginnt der Abstieg, nur von wenigen erkannt, aber doch von einigen, deren Urteil den deutschen Michel hätte nachdenklich stimmen sollen. Die Freisinnige Zeitung schrieb: „Gott sei dank, daß er fort ist . . . es wäre ein Segen für das Reich gewesen, wenn er schon viel früher beseitigt worden wäre.“ Die Frankfurter Zeitung nannte den 20. März: „einen Tag, dessen die Nation mit Freuden gedenkt“. Die Moskauer Zeitung gab den Kommentar zu dem jüdischen Triumphgesang: „Jetzt, nach dem Sturze Bismarcks, kann der demokratische Zerfall seinen normalen Verlauf nehmen.“ Wenn die Todfeinde des monarchischen Deutschlands, die Juden, die Träger des sogenannten „Fortschritts“, die Führer aller Revolutionen und die anerkannten Führer des heutigen Deutschlands, so unvorsichtig jubelten am 20. März 1890, so wäre ja einiger Grund auch für den Kaiser vorhanden gewesen zur Selbstbesinnung. Er aber nannte den „demokratischen Zerfall“ — „herrliche Zeiten“! Der alte Bismarck beurteilte die Zeiten nicht mit dem gleichen Enthusiasmus! — Im Juli 1890 schon sah er die Dinge ungleich richtiger an: „Ich bin der Ansicht, daß in naher Zukunft die soziale Frage Deutschland zu einem blutigen Kataklysmus führen muß, je später die unvermeidlichen Repressionsmaßregeln, desto blutiger die Lösung[1].“ Bismarcks Auffassung von der Gefahr der Revolution war ja nichts Neues. Er hatte schon dem Kaiser ähnliches gesagt, seine Amtszeit ist voll von Beweisen dieser einzig möglichen Anschauung. Er hat immer noch an die Anwendung von Repressivmaßregeln geglaubt; der Kaiser aber hatte unfehlbarere Arzneimittel, wie der 9. November 1918 zur Evidenz bewiesen hat. Die Verschiedenheit der Ansichten über diese Frage gab die äußere Veranlassung zur Entlassung — heute wird der Kaiser vielleicht daran zweifeln, ob der Satz „der Lebende hat recht“ in allen Fällen zutrifft. Damals erhielt Bismarck den letzten Stoß aus dem Hinterhalt durch das großherzoglich badische Haus — die Rolle des Scharfrichters scheint den Herrschaften zu liegen. Als der Prinz Max jetzt den Kaiser zur Abdankung zwang, erinnerte sich dieser vielleicht mit einiger Reue an die bundesfreundliche Mithülfe des früheren Großherzogs bei Bismarcks Entfernung. Die badischen Herrschaften gehörten stets zu den sogenannten „Philosophen“, wunderbare Leute von großem Ruf beim deutschen Spießer. Nun ist auch dies Haus verschwunden. Die „philosophischen“ Fürsten erkennen immer erst, wenn der Sturm der Revolution (nach Wilhelm II. eine „vorüber-

---

[1]) Hier verdient eingeschaltet zu werden, daß neuerdings Herr Hamann einige überaus alberne Bücher erscheinen ließ, in denen er sich bemüht, „bedeutend“ zu sein und doch nicht verhindern kann, daß aus jeder Zeile der instinktlose freisinnige Spießer hervorleuchtet. Herr Hamann nennt die Prophezeiung Bismarcks „einen großen Irrtum“ — von solchem Volke sind wir regiert worden in der neo-wilhelminischen Periode! Wir kommen auf den Burschen noch zurück.

gehende Erscheinung") sie selbst über Bord gespült hat, das wahre Ziel aller „Philosophen": die Vernichtung der Monarchie.

Die Sozialdemokratie ging nach dem 20. März stolz wie der Hahn auf dem Mist umher, schrieb sich den Sieg über Bismarck und das Sozialistengesetz zu und empfing von der Demokratie die „verdienten" Glückwünsche. Vielleicht war sie dumm genug, sich wirklich für den Sieger zu halten. Der wirkliche Sieger war der Kaiser; mit der Entfernung Bismarcks begann die Reihe der unschätzbaren Dienste, die der Kaiser der Revolution leistete. Sie hat sich dafür dankbar erwiesen, indem sie ihn bisher mit Attentaten verschonte; aber im Grunde sind es unanständige Kerle und die Absetzung des Kaisers ist eine schreiende Undankbarkeit, fast so groß wie Bismarcks Entlassung.

Der Kaiser war damals 31 Jahre alt. Wer ihn in Psychologie und Menschenkenntnis unterrichtet hat, wissen wir nicht, vermutlich ein „Philosoph". Auch der Geschichtslehrer scheint nicht viel von seinem Metier verstanden zu haben. Neuerdings wird behauptet, „der Kaiser sei von jeher periodisch irre" gewesen und es wird mit Aussprüchen des Kaisers Friedrich belegt. Die Vorgänge bei Bismarcks Abgang legen den Verdacht nahe. Die Ärzte mögen das entscheiden. Die Frage ist weniger erheblich für uns, als für den Kaiser selbst. Uns hilft niemand aus dem „Kataklysmus" von Blut und Dreck, in den uns die 30jährige Mißregierung gestürzt hat. Es gibt manche Menschen, die ohne eine Spur von Selbsterziehung und Selbstbeherrschung in das Leben hineinrasen und die doch mit 30 Jahren ganz brauchbare Leute sein können, wenn sie sich erst gehörig die Hörner abgelaufen haben. Kaiser Friedrich scheint Zweifel gehabt zu haben, ob sein Sohn zu diesen Leuten gehörte[1]). Die etwas sentimentale Verehrung, die heute noch manche Kreise dem Kaiser entgegenbringen, hat einen falschen Unterton. Die Wahrheit läßt sich nicht mit süßlichen Redensarten beugen; und die Wahrheit ist die, daß wir mit einem anderen und starken Herrscher nie in unser unermeßliches Unglück geraten wären — worauf wir noch zurückkommen.

Mögen nun natürliche Belastung allein oder im Verein mit verkehrter Erziehung das betrübende Resultat ergeben haben, eine gedeihliche Regierung konnte Deutschland nicht durch den Kaiser erfahren. Der Hinweis auf den blühenden Zustand Deutschlands vor dem Kriege ist kindlich. Wie krank Deutschland war, hat der November 1918 gezeigt. Daran ändert nichts die kurze Scheinblüte vorher.

Der „normale Verlauf" des demokratischen Zerfalls wurde unnormal beschleunigt durch die Art der Regierung des Kaisers. Von Bismarck befreit, war ihm durchaus nicht „weh ums Herz"; seiner unbegrenzten Popularität stand nichts mehr im Wege. Man hat in Unkenntnis der Dinge Bismarck die Schuld gegeben, daß er durch seine Schroffheit, durch

[1]) Siehe Tesdorpf: Die Krankheit Kaiser Wilhelms II.

seinen Mangel an Ehrerbietung den Bruch mit dem Kaiser provoziert und beschleunigt habe und somit einen Hauptteil der Schuld an der späteren Entwicklung der kaiserlichen Regierung getragen habe. Nichts kann verkehrter sein als diese Legende. Bismarck, der nie anders als ehrerbietig dem Kaiser gegenüber getreten ist, hat in den zwei Jahren vor seiner Entlassung oft eine Behandlung erfahren, die sich zu keiner Zeit ein Mann von seiner Größe von irgend einem Monarchen hätte gefallen lassen.

Die Regierung des Kaisers erfuhr seit 1890 keinerlei Hemmungen, weder durch Menschenkenntnis, noch durch Dankbarkeit, noch durch Überlegung. Es werden in der Geschichte nur wenige Herrscher zu finden sein, die so wenig über die Wirkungen ihrer Worte und Taten nachgedacht haben, wie Wilhelm II. In dieser Beziehung ist er noch heute in der Verbannung unverändert, wir haben schon wiederholt Beweise davon gelesen; Mißerfolge scheinen von jeher ohne erzieherische Wirkung geblieben zu sein. Hierin hat der Kaiser bei seinen Ministern Schule gemacht; auch Herr v. Bethmann beharrte „unentwegt" bei notorischen Fehlgriffen und besaß die Geschmacklosigkeit, die Welt dann stets auf sein Festhalten an Irrtümern, die übrigens schon vor Jahrhunderten durch die Geschichte widerlegt waren, besonders aufmerksam zu machen. Es ist dies eine Eigentümlichkeit der „Philosophen".

Den ersten Mißerfolg erfuhr der Kaiser in der Sozialpolitik, der er sich als „Sachverständiger" besonders widmete. Hier winkte schnell und reichlich zu erwerbender Lorbeer, so glaubte der Kaiser, und zeigte sich ungehalten, wenn sein am Montag ausgesprochener Wille am Donnerstag noch nicht in die Tat umgesetzt und bereits Früchte getragen und Lorbeer angesetzt hatte. Der alte Kaiser war nach Bismarcks Rat kühn und doch bedächtig an diese Fragen herangetreten. Wer einmal diese Bahn betrat, mußte voraussehen, daß bestimmte Grenzen niemals überschritten werden durften ohne die wirtschaftliche und politische Existenz des Volkes aufs Spiel zu setzen; eine uferlose Sozialpolitik muß zur Revolution führen, das wußten Bismarck so gut wie die sozialdemokratischen Führer. Soziale Bestrebungen der Arbeiter hätten nicht notwendig durch revolutionäre Parteien vertreten zu werden brauchen, auch nicht durch international organisierte; eine nationale und monarchische Arbeiterbewegung wäre denkbar gewesen, allerdings nur, solange nicht das Judentum die Führung dieser Bewegung an sich gerissen hatte. Die Voraussetzung der Sozialpolitik des alten Kurses war ausdrücklich die „Repression" revolutionärer Umtriebe gleichzeitig mit den Arbeiterschutzgesetzen. Niemals hätte der Arbeiter auf den Gedanken kommen dürfen, eine Besserung seiner materiellen Lage dem Anschluß an eine revolutionäre Partei zu verdanken. Eine Sozialpolitik, die erzwungen wird durch revolutionäre Propaganda, durch Drohung mit Gewalt, durch Organisationen, die künstlich durch den Haß gegen alle anderen Klassen zusammengehalten werden — eine solche Sozialpolitik hätte

für jeden Staatsmann und ganz besonders für jede monarchische Regierung unmöglich sein müssen. Alle diese Überlegungen machten dem neuen Kurse keinerlei Kopfschmerzen. Es ist eine der gröblichsten Lügen des neuen Kurses, wenn seine Vertreter behaupten, in der Sozialpolitik das Werk des alten Kaisers und Bismarcks fortgesetzt zu haben. Ein Stubenmaler, der ein angefangenes Bild Rembrandts weitermalt, setzt dessen Werk nicht fort. Noch kurz vor der Revolution ließ die sogenannte kaiserliche Regierung die unentwegte „Fortführung" der Sozialpolitik verkünden in der kindlichen Erwartung, die Sozialdemokratie damit „bei der Stange" zu halten. Sogar eine Einwirkung auf die feindlichen Großmächte bei den Friedensverhandlungen wurde zugesagt — hoffnungsloser konnte sich keine Regierung blamieren. Die „Sozialpolitik" der Herren Genossen ging von jeher „aufs Ganze"; die Erwerbslosenunterstützung, deren wir uns jetzt erfreuen, ist noch längst nicht die äußerste Grenze ihrer Sozialpolitik. Wir sind in dieser Beziehung das Land der unbegrenzten Möglichkeiten geworden; das Ziel irdischer Glückseligkeit, das sich in den Köpfen der Arbeiter dank des Eingreifens des Kaisers festgesetzt hat, ist von verblüffender Einfachheit: „Das Geld der ‚Reichen' befreit uns von der Notwendigkeit zu arbeiten." Auch ohne die Revolution hätte der „neue Kurs" uns zu diesem Unsinn geführt, und auch ohne den Krieg wäre die Revolution die unvermeidliche Folge der Regierung Wilhelms II. geworden. Für die romantische Verehrung, für die „einseitige imaginäre" Liebe, wie Marwitz diese Gefühle nennt, und die heute einige altkonservative Kreise dem Kaiser markieren zu müssen glauben, fehlt jeder vernünftige Grund grade in den staatserhaltenden Schichten des Volkes. Wir halten das monarchische Prinzip trotzdem für das beste, und grade darum bekämpfen wir unfähige Monarchen.

Die Entwicklung der Dinge bestätigte Bismarcks Warnungen von Anfang an. Die schöne Ansprache des Kaisers an die drei sogenannten Kaiserdelegierten vom Mai 1889, die Staatsratssitzungen, die internationalen Verhandlungen (eine einzige Phraseologie, wie Bismarck sie nannte), befriedigten allein den Kaiser. Schon die Februarwahlen 1890 gaben die erste Quittung: von 1887—1890 verdoppelte die Sozialdemokratie ihre Stimmenzahl. Die Demokratie feierte die im Orient geläufigen Freudenorgien und bewies dem Kaiser unwiderleglich den Zusammenbruch der — Bismarckschen Innenpolitik! Die Franzosen begrüßten diese „Erfolge" des Kaisers als den Anfang ihrer Rache. „Autorité" schrieb: „Der Koloß mit den tönernen Füßen zittert in seinen Grundlagen . . . ich begrüße den Ausbruch des revolutionären Geistes auf deutschem Boden mit Freuden. Zum ersten Male dient er zu etwas Gutem — zur Rache"! Wir erhitzen uns heute die Köpfe über die Frage nach der Schuld am Kriege. Wir sollten uns besser eine ganz einfache Frage vorlegen: hätten England und Frankreich jemals den Krieg gegen uns provoziert, wenn wir nicht seit Jahrzehnten von der Sozialdemokratie beherrscht worden wären? Der

Kaiser sprach noch acht Tage vor den Wahlen 1890 im Staatsrat gegen die „willkürliche und schrankenlose Ausbeutung der Arbeitskraft" und blieb bei seiner Überzeugung, „die arbeitenden Klassen mit ihrer Stellung innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung versöhnen zu können" — alle alten Weiber in Deutschland weinten vor Freude. Gewiß hätte ein starker Monarch das Ziel des Kaisers bis zu einem gewissen Grade erreichen können. Die Mittel, die der Kaiser anwandte, waren untauglich, und das Objekt war untauglich geworden durch die verkehrte Wahl der Mittel.

Eine günstigere Zeit zu gründlicher Vorbereitung hat kaum je eine Revolution gefunden, als die Regierungszeit des Kaisers; 28 Jahre blieb er bei seiner durch nichts gerechtfertigten Überzeugung, wahrscheinlich bleibt er heute noch dabei. Der Schlußstein, den dies Werk der Desorganisation der stärksten Militärmacht der Welt krönte, war die von der kaiserlichen Regierung geduldete und geförderte sozialistische Propaganda in der Armee während des Krieges. Selbst unsere großen Heerführer standen offenbar unter der Hypnose des Kaisers und des Herrn v. Bethmann, als sie diesem planmäßigen Selbstmord untätig zusahen. Mutwilliger und eigensinniger hat nie ein Monarch alle Warnungen vernünftiger Menschen und die noch viel eindringlicheren Warnungen der Ereignisse mißachtet. Solange Bismarck lebte, warnte er. Alle Völker der Erde hätten uns um einen solchen Staatsmann beneidet, der Kaiser ließ acht Jahre lang die Kräfte dieses seltenen Geistes brach liegen und ließ den Menschen Bismarck in der unwürdigsten Weise bekämpfen; der amtliche Brief nach Wien war sein Werk. Sein Privatbrief an Kaiser Franz Joseph würde allein genügt haben, ihn als Mensch und Herrscher für alle Zeit unmöglich zu machen. Nach Bismarcks Tode ging auch gegen den toten Helden der Kampf „unentwegt" weiter. Das einzige Prinzip der kaiserlichen Regierung, das mit einiger Sicherheit erkannt werden kann, ist: die Politik in allen Stücken gegen das Bismarcksche Vorbild zu führen; der technische Ausdruck dafür lautete: „in den Bahnen Bismarcks wandeln" — und das glaubten die Deutschen. Der Kampf hat mit dem Sieg der Revolution und mit dem Untergang Deutschlands und Bismarcks Lebensarbeit geendet. Nicht der „lebende" Kaiser, wie er einmal stolz verkünden ließ, hat recht behalten, sondern der tote Bismarck. Das deutsche Volk aber bezahlt mit seiner Existenz die Schuld, die es auf sich lud, als es schweigend den Gründer seiner Macht behandeln ließ wie einen unzuverlässigen Tagelöhner.

Das war die Vorgeschichte der einen Revolution; mit kleinen Abweichungen hatte die Menschheit sie schon einmal vor 100 Jahren erlebt.

Auch Deutschland hatte vor 400 Jahren seine erste soziale Revolution. Sie träumten vom ewigen Frieden, vom tausendjährigen Reich — vom „Völkerbund" nach heutigem Sprachgebrauch — und schlachteten sich gegenseitig, offenbar um ihre pazifistischen Gesinnungen zu dokumentieren. Eins taten sie nicht — sie ließen ihr Land nicht im Stich während eines Krieges

mit äußeren Feinden; diese Spezialität der Vaterlandsliebe ist deutsches Erzeugnis der Neuzeit. Frankreich vernichtete dagegen seine Monarchie; aber mitten aus dem Bürgerkrieg heraus erhob es sich gegen den Angriff der äußeren Feinde, rettete das Land vor der Invasion und führte seine politischen Kämpfe weiter. Das sozialistische Deutschland hat einen neuen Typus der Vaterlandsliebe aufgestellt. Wenn die Fürsten so oft in der Geschichte Treue von ihren Völkern erwartet haben, so sind sie fast ebenso oft betrogen worden. Festliche Empfänge, geputzte Menschenmassen, leuchtende Augen und dergl. angenehme Dinge sind noch niemals ein brauchbarer Schutz in Revolutionen gewesen, so oft sie auch dafür gehalten wurden. Von der „deutschen Treue" im besonderen wird man sich in Zukunft eine Vorstellung machen, die von der bisherigen sagen- und balladenhaften Abart dieser löblichen Tugend erheblich abweicht. Stärker noch als durch die Treulosigkeit ist die Welt überrascht worden durch die phänomenale Dummheit des deutschen Volkes, das vier Jahre lang mit anerkennenswertem Mute sich schlägt, um seine Existenz zu behaupten, und dann vier Wochen vor Englands Zusammenbruch sich plötzlich darauf besinnt, daß es vom Militarismus genug habe. Hierfür kann es nur eine Erklärung geben: Der Sozialismus übt auf die geistigen Fähigkeiten der Menschen eine fördernde Wirkung offenbar nicht aus. Nach einigen Jahren fortgesetzter Revolutionen sind überhaupt bisher die Völker stets zu der Überzeugung gelangt, daß auch sonst der Sozialismus der Menschheit wertvolle Fortschritte auf irgend einem Gebiet kaum gebracht hat. Von einer Bewegung, deren Triebfedern Haß und Neid sind, ist das auch nicht zu erwarten. Daß eine monarchische Regierung ein Menschenalter hindurch diese Predigt des Klassenhasses feige geduldet hat, ist ihr historisches Verbrechen. Der weibische Versöhnungstummel des Kaisers machte ihn von vornherein zum Herrscher untauglich; es gibt keinen menschlichen Beruf, für den sich diese Geistesanlage vorteilhaft erwiesen hätte.

Und doch — war es so schwer, sich durch die Geschichte belehren zu lassen? Gehörte nicht beinahe ein kindischer Trotz dazu, um alle Warnungen der Lebenden und der Toten unbeachtet zu lassen? Mußte die französische Revolution denn nur für die Revolutionäre die Lehrmeisterin werden? Warum nicht für die Monarchen?

Schon Ludwig XVI. mit seinem Turgot hatte unerfüllbare Hoffnungen erweckt, schöne Projekte angekündigt, die nie zum Ziele führten, „vor den Augen der Arbeiter ein Ideal aufleuchten lassen, das sich später in Rauch auflöste". Genau so fing Wilhelm II. an. Auch Ludwig XVI. hatte der Industrie zu schnellerem Wachstum verholfen als nötig war, Paris war am Ende des 18. Jahrhunderts eine Fabrikstadt geworden. Turgots Ministerium hatte wohl die Notwendigkeit gewisser Reformen richtig erkannt, war aber nicht imstande gewesen, sie durchzuführen; nur die Beunruhigung des dritten Standes hatte die Monarchie erreicht. Die Regierung

Wilhelms II. fand bereits fertige Reformen vor, und hätte nur auf erprobten Straßen vorwärts gehen zu brauchen, vor allen Dingen die monarchische Staatsgewalt ungeschmälert erhalten sollen. Nichts dergleichen geschah. Einen triftigen Grund zu irgendeiner Revolution hat der deutsche Arbeiter nie gehabt, die nächsten Jahre werden ihm das mit aller wünschenswerten Klarheit zeigen. Die sinnlose, über alle Vorstellung hinausgehende Schwäche des Monarchen hat unsere Revolution entfesselt, nichts weiter. Bisher sind weder die frühere kaiserliche Regierung noch die Deutschen selbst zu dieser Erkenntnis gekommen. Vom Kaiser erwarten wir sie auch nicht, er wird auch schwerlich zugeben, je unrecht gehabt zu haben. Vielleicht wird Herr v. Bethmann einmal so ehrlich sein und sich an Malesherbes ein Beispiel nehmen. Die Minister Ludwigs XVI. mögen Phantasten gewesen sein, vielleicht als „Philosophen" auch bewußte Zerstörer der Monarchie. Malesherbes gab wenigstens angesichts der Guillotine zu, daß er sein Geschäft schlecht verstanden habe. Er schrieb kurz vor seiner Hinrichtung: „Turgot und ich waren anständige Leute . . . aber wir haben sehr schlecht regiert, wir kannten die Menschen nur aus Büchern, hatten kein Geschick für die Geschäfte . . . und haben, ohne es zu wollen, gerade durch unsere Ideen zur Revolution beigetragen." Welcher Reichskanzler nach Bismarck könnte nicht dies Geständnis wörtlich wiederholen? Auch ohne die drohende Guillotine sollte Herr v. Bethmann den Versuch zur Ehrlichkeit machen.

Als in Frankreich die Anzeichen einer Umwälzung drohender wurden, begann Turgot die überlieferte Monarchie umzuformen in eine Demokratie mit monarchischer Spitze. Man wollte die Gefahr beschwören durch den „tugendhaften Monarchen, der über ein Volk ohne Standesunterschiede regiere" — Hirngespinst der „Philosophen", das trotzdem immer wiederkehrt. Wie oft hat man dem Kaiser nicht dieses Ideal vorgestellt; vielleicht lag es ganz in der Richtung seiner Neigungen. Es mußte hier wie dort versagen. Organe eines lebenden Körpers lassen sich nicht nach theoretischen Grundsätzen beseitigen. Völker sind niemals Konglomerate absolut gleicher Individuen, keine Republik hat diesen „Idealzustand" je erreicht, auch kein Despot. Jeder Versuch endet im Chaos. Das wird auch die sogenannte sozialistische Republik erfahren. Mit dem Wachsen einer revolutionären Gärung vermehrt sich die Geschwindigkeit der Reformen. Man mag die Brocken noch so schnell hintereinander dem Raubtier in den Rachen werfen — zuletzt kommt man selber an die Reihe. Das ist das normale Schicksal aller Monarchen, die sich einbilden, die Ungleichheit der Menschen untereinander ignorieren oder beseitigen zu können. Turgot wurde unabläßig gedrängt von Condorcet und anderen. Sechs Verordnungen an einem Tage legte er dem Könige vor, darunter zwei von größter Wichtigkeit. Condorcet war der Ansicht, man müsse, wenn man schon 16 Monate lang Minister gewesen sei, „den Bau von Grund aus

zerstört und wieder neu aufgeführt haben". Und Turgot, „der die Menschen nur aus Büchern kannte", ließ sich drängen. Wer bei Herrn v. Bethmann vor dem Kriege die Rolle Condorcets gespielt hat, wissen wir nicht. Im Kriege waren es die Führer der Demokratie aller Schattierungen, vermutlich waren es vor dem Kriege dieselben; in der elsaß-lothringischen Verfassungsfrage ohne Zweifel. Die Atmosphäre, in der die Reichsregierung in Berlin seit 1890 vegetierte, war den „Condorcets" günstig, in der Person des Monarchen bestand kein Gegengewicht. Die Reformen, die auf solche Weise ganz besonders zuletzt als Angstprodukte in die Welt gesetzt wurden, waren ganz vergebliche Opfer. Die Revolution stand fest, nur das Tempo wurde noch durch Herrn v. Bethmann beschleunigt, nicht aufgehalten, wie er sich einbildete. Sobald die „Gefahr" eines deutschen Sieges drohte, begann die Demokratie mit den ihr geläufigen Mitteln gegen den Sieg zu arbeiten. Mit erfreulicher Unverfrorenheit sprach es ihre Presse aus — aber der Kaiser glaubte fest an die Nichtexistenz der Parteien. So fanden die Parteien Zeit, die Armee so gründlich zu zerstören, daß sich heute kaum mehr eine Andeutung der stärksten kontinentalen Landarmee mehr findet. Im Bewußtsein seines guten Gewissens duldete der Kaiser 30 Jahre lang die revolutionäre Propaganda im Volk — auch „er kannte die Menschen nur aus Büchern".

Mit Neckers Ernennung zum Finanzminister 1776 erwachten im Volk neue Hoffnungen. Aber nicht Necker war Premierminister, sondern Maurepas, und der war alt und von Natur sorglos; wohl bewunderte er geniale Gedanken anderer, soweit er nicht durch senile Eifersucht gehemmt wurde, aber er tat nichts, um sie zur Ausführung zu bringen, denn er wollte „Erschütterungen" vermeiden. Das war auch das Rezept der Nachfolger Bismarcks und des Kaisers selbst, nachdem seine ersten Versuche, sich Popularität zu gewinnen, fehlgeschlagen waren.

Daß Maurepas bei Beginn der Regierung Ludwigs XVI. Mentor des jungen Königs wurde, verdankte er einem der Zufälle, die oft die Geschichte liebt, und an denen zuweilen die Geschicke der Welt hängen. Der König hatte an Machault geschrieben, um ihn zu sich zu rufen, und den Brief zum Expedieren einen Kurier gegeben. Die drei alten Tanten des Königs erreichten in einer stürmischen Szene eine Änderung des Entschlusses Sr. Majestät. Wäre der Kurier schon unterwegs gewesen, so wurde Machault Ministerpräsident. Ein verlorener Sporen verzögerte um wenige Minuten das Abreiten des Kuriers. So konnte der Brief des Königs angehalten und an Maurepas umadressiert werden. Das war von entscheidender Bedeutung für das Schicksal der Monarchie, denn Machault war an Charakter der bessere und energischere.

Eine Eigentümlichkeit schwacher Monarchen kehrt in der Geschichte regelmäßig wieder: der Einfluß nicht verantwortlicher Ratgeber. Ludwig XVI. führte eine sekrete Korrespondenz mit dem „Marquis" de Pezai, der sich

selbst zum Berater angeboten hatte, Friedrich Wilhelm IV. mit Radowitz, Bunsen und anderen. Wie oft Wilhelm II. die Ratschläge solcher „freiwilligen Minister" erhalten und befolgt hat, wird eine spätere Zeit lehren. Für jetzt wissen wir nur, daß diese Ratgeber in der Mehrzahl dem Volke angehörten, das noch nie ein Interesse an der Erhaltung der Monarchie gehabt hat. Die verantwortlichen Minister, die Wilhelm II. gehabt hat, waren im besten Falle geschickte Geschäftsminister, aber fast durchweg charakterschwache Leute, am meisten die von der Demokratie am lautesten gepriesenen. Auf die Mehrzahl paßt das Urteil, das Ségur über Necker fällt: Er zeigte mehr als einmal Entschlußfähigkeit und Wagemut, „aber nur dann, wenn er sich von der öffentlichen Meinung unterstützt wußte, deren ergebener Diener er Zeit seines Lebens war, und die er als eine unfehlbare Herrscherin ansah". Die Welt hat nur wenige Staatsmänner gesehen, die von der öffentlichen Meinung eine angemessene Vorstellung besaßen. Bismarck nannte sie „das Gespenst des Esels in der Löwenhaut" und seine größten Zeiten waren die, wo er fast allein gegen diese „unfehlbare Herrscherin" ankämpfte.

Wie Ludwig XVI. von Anfang seiner Regierung an aufrichtig danach strebte („candidement avide" sagt Ségur), sich die Herzen seiner Untertanen zu gewinnen, so Wilhelm II. „Aber schwankend in seinen Absichten, verfolgt er das, was er einmal angefangen hat, nicht mit Festigkeit. Er gibt wohl Beweise von Güte, aber er versäumt es, Stärke zu zeigen. So läßt er unter seinen Händen die königliche Autorität schwächer werden, ohne die doch wirklich Gutes nicht nutzbringend durchgeführt werden kann." Wilhelm II. zeigte nun zwar zuweilen „Stärke"; er maßregelte Landräte, wenn sie als Abgeordnete nach ihrer Überzeugung abgestimmt hatten, er verbot den Truppen ihrem rechtmäßigen Landesherren Ehrenbezeugungen zu erweisen, und was dergleichen unterhaltende Proben kaiserlichen Willens mehr waren. In den Lebensfragen des Volks und der Monarchie sind die Anzeichen von Stärke schon spärlicher. Die Schaffung der Flotte kann als wirkliches Resultat starken Willens gebucht werden. In dem Ende der Monarchie und des Deutschen Reiches, das von der Flotte ausging, liegt eine wirkliche Tragik. Hier tritt auch die Schuld des Kaisers am sichtbarsten zutage. Wir stützten unsere Macht auf ein gutes Heer und eine hoffnungsvolle Flotte. Aber der Kaiser ließ die Staatsgewalt gegen alle Mahnungen blind und taub planmäßig 30 Jahre lang untergraben, so wurde das deutsche Schwert zum Flederwisch. So viel muß jeder Herrscher von der menschlichen Natur kennen, daß er die Folgen einer ungehemmten revolutionären Propaganda übersieht, auch ohne Warnungen. Wer auf einen Bismarck nicht hört, verscherzt sich selbst menschliches Mitgefühl. Herrscher, die die Menschen nur aus „Büchern kennen", haben ihren Beruf ein für alle Mal verfehlt. Welche wirklichen Gründe hatte heute der vierte Stand in Deutschland für eine soziale Umwälzung? Wenn heute aber auch die

Mehrheit der Bürger und Bauern sich von der Monarchie abwendet, aus welchem anderen Grunde als deshalb, weil der Monarch nicht mehr imstande war, das ganze Volk gegen die Machtansprüche der Arbeiter zu schützen.

Mit der Schwäche des Monarchen logisch verbunden erscheinen die abnehmenden Charaktereigenschaften der Minister. Wie konnte der Monarch glauben, aufrechte und ehrliebende Minister zu finden, nachdem er einem Bismarck so schmachvoll gedankt hatte? Kein Minister war davor sicher, sobald er den Mut der eigenen Meinung hatte, à la Bismarck zu enden. Der jetzt veröffentlichte Brief des Kaisers an den Kaiser Franz Joseph wirft übrigens durchaus kein „neues Licht" auf die Ereignisse im März 1890, sondern bestätigt nur alles, was bisher bekannt war, verstärkt dagegen den Eindruck des vom Kaiser unter allen möglichen Vorwänden gewollten Bruchs mit Bismarck. Der „alte hohenzollernsche Familienstolz" hätte andere Hohenzollern vor unwürdigem Undank bewahrt, auch vom intimen Verkehr mit Juden. Ein merkwürdiger Familienstolz, diese Marke 1890.

Joseph II. hat bei seinem Besuch in Versailles 1777 ähnliche Beobachtungen über die Minister des Königs gemacht; er schrieb darüber seinem Bruder Leopold: „Jeder Minister ist absoluter Herrscher in seinem Bereich, aber in dauernder Furcht, nicht etwa von seinem Souverain geleitet zu werden, sondern abgesetzt zu werden. So hat jeder nur den Wunsch sich zu halten, und nichts geschieht zum allgemeinen Wohl, es sei denn aus dieser Veranlassung." Um sich zu halten, tat auch Herr v. Bethmann mancherlei, zum allgemeinen Wohl hat er nichts getan. Wie Necker durch seinen Entschluß, dem dritten Stande der Generalstände die doppelte Zahl der Abgeordneten jedes anderen Standes zu geben, später der eigentliche Urheber der Revolution wurde, so Herr v. Bethmann durch die Zusage der Wahlreform während des Krieges.

Das Reformieren allein hat noch nie eine Revolution gehindert, sonst wäre eine Revolution in Deutschland unmöglich gewesen. Wir haben so viel reformiert und verbessert, bis schließlich den ungebildeten Massen auch die allertörichtsten Forderungen erreichbar schienen. Die Reformen ohne Maß und Überlegung gehen allen Revolutionen voraus. Für das Gelingen der Revolution ist ausschlaggebend allein die Haltung der Armee. Die Revolution bricht an dem Tage aus, an welchem die Führer der Revolution überzeugt sind, die Armee auf ihrer Seite zu haben. 1848 irrten sie sich hierin, 1918 nicht mehr. Seit 1916 war die Armee bereits in großen Teilen vorbereitet.

Die französische Armee ist zu allen Zeiten schwerer in der Disziplin zu erhalten gewesen als die preußisch-deutsche. Dieser Mangel aber fand sein Gegengewicht in dem stärker ausgebildeten Sinn für Vaterlandsliebe. Unter Ludwig XVI. zeigte die Armee die Notwendigkeit gewisser Reformen; St. Germain erkannte das und handelte. In seinen „10 Grundsätzen" bezeichnet er die Fehler, die er abstellen will; „In der Armee" — sagt er

dort — „ist das Interesse an die Stelle der Ehre getreten. Gegen dies Element der Korruption muß eine Reaktion eintreten. Der Militärstand soll sich nicht bereichern." Auch wir hätten diese grade Offenheit des Kriegsministers gut brauchen können. Wir hatten schon vor dem Krieg den Fall des Generals v. Lindenau, im Kriege haben wir einige andere erlebt. Wie schwer aber ist es in Deutschland von jeher gewesen, deutliche Anzeichen der Korruption und des Niedergangs auch offen so zu nennen. Nie wäre eine so rasche Zersetzung der Armee denkbar gewesen, hätten wir noch ein altpreußisch erzogenes und fühlendes Offizierkorps gehabt. In Wirklichkeit hatten wir es schon 1914 nicht mehr, nach den großen Verlusten im Laufe des Krieges schmolzen die letzten Reste rasch zusammen. Der Leichnam der deutschen Armee ging in wenigen Tagen in Verwesung über, ein Zeichen, wie schwer krank die Armee schon lange vorher gewesen ist. 1806 war es ebenso, und man schob dem Adel die Schuld zu; das kann man heute nicht mehr. Aber damals wie heute traf den größten Teil der Schuld den König, den ersten Offizier der Armee.

Trotz der wohlerkannten Mängel in der Armee griff Ludwig XVI. zu dem Mittel aller schwachen Monarchen, er milderte die Strafen. Die Herabsetzung der Strafen für Desertion begründete er in einer kgl. Verordnung, die auch von Wilhelm II. geschrieben sein könnte: „Ich vertraue, daß die große Milderung der Strafen das gute Resultat haben wird, daß die Deserteure aufhören werden, für das Publikum interessant zu sein, und daß diejenigen, die ihre Flucht aus einer gewissen Pflicht der Menschlichkeit beförderten, sie nunmehr dem Gesetz überlassen werden." Immer wieder „vertrauen" schwache Monarchen auf ungewisse Ereignisse. Aus der deutschen Armee desertierten während des Weltkrieges viele Tausende, die Insubordination wuchs täglich und doch wurden alle Strafen gemildert. Der Reichstag selbst verhinderte die energische Unterdrückung der organisierten Revolution in der Marine — der 9. November gab ihm die Quittung. Herr Michaelis, voll feuriger Energie gegen die Landwirtschaft, räumte respektvoll der Revolution das Feld, der Monarch tat nichts.

Wir wollen gerade bei den Reformen St. Germains in der französischen Armee noch einen Blick 10 Jahre voraus tun. Wie die französische Armee schließlich im ersten Jahr der Revolution aussah, hat der Kriegsminister La Tour du Pin 1790 der Nationalversammlung sehr gründlich dargelegt. Die alte Disziplin, die strenge Subordination, der Gehorsam gegen den König — noch war er ja Staatsoberhaupt — war allenthalben erloschen. In vielen Regimentern herrschte offene Empörung, Fahnen und Kassen wurden weggenommen, die Offiziere verjagt, die Festungskommandanten ermordet, überall entstanden aufrührerische Zusammenkünfte der Soldaten — wir nennen sie heute A.- und S.-Räte nach russischem Kulturvorbild! Überall kamen die traurigen Symptome einer militärischen Demokratie zum Vorschein, „des schrecklichsten aller politischen Ungeheuer, das sich

selten an etwas Geringerem als dem Untergange des Staates begnügt". Der Kriegsminister wundert sich über Ungehorsam der Armee zu einer Zeit, da die Weisen der Nationalversammlung doch gelehrt hätten, „wie man Gesetzen mit Achtung begegnen soll". La Tour hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der heutigen Regierung, nur glauben wir bei beiden nicht an das naive Erstaunen.

Die Nationalversammlung beschließt nach diesem Vortrage dann auch ganz etwas Ähnliches wie heute Ebert und Scheidemann. Normale Menschen würden Kriegsgerichte, Dezimierung oder sonstige bewährte Mittel erwarten. Die Nationalversammlung, da die Soldaten ihre Dekrete mit Füßen getreten haben, erläßt — neue Dekrete; da die Soldaten ihre Eide gebrochen haben, schlägt die Nationalversammlung — neue Eide vor. Statt Munition erhält die Armee Flugschriften und Pamphlete. Um den demokratischen Soldaten-Versammlungen, den aufrührerischen Deputationen und „allen den Greueln, die Müßiggang, Schwelgerei und Insubordination in einer Armee erzeugen", entgegenzutreten, muß der König Verordnungen an die Armee erlassen, in denen die Soldaten aufgefordert werden, „sich mit den Klubs und Bürgergesellschaften ihrer Garnisonen zu vereinigen, und an ihren Festen und patriotischen Belustigungen teilzunehmen", eine „anmutige Disziplin", wie Burke es nennt. Wir hatten diese Höhe schon im November 1918 erreicht, und die A.- und S.-Räte glaubten gewiß an die Originalität ihres Vorgehens; diese Illusion müssen wir ihnen rauben. So blieb dem französischen Offizier des Jahres 1790 „nichts übrig, als sich die Folgsamkeit seiner Soldaten durch Wahl- und Volkskünste zu sichern. Er muß sich wie ein Kandidat, nicht wie ein Befehlshaber betragen". Frankreich war damals allerdings in der glücklichen Lage, keine energischen äußeren Feinde zu haben, vielmehr nur „philosophischen" Feldherren in ihren späteren Kämpfen (1793) zu begegnen. Wir haben nicht das Glück. Daß nur ein Diktator das Land aus diesem Elend retten könne, sah übrigens Burke schon 1792: „Unter der Ohnmacht eines Teiles der Regierung und dem Schwanken aller anderen Teile, werden sich die Offiziere dieser Armee eine Zeitlang mit einzelnen Empörungen und Meutereien begnügen, bis irgendein allgemein beliebter General, der die Kunst versteht, den Soldaten zu fesseln, und der den wahren Geist eines militärischen Befehlshabers besitzt, es dahin bringen wird, aller Augen auf sich zu richten. Diesem werden die Armeen aus persönlicher Ergebenheit gehorchen." . . . „Wenn über kurz oder lang die monarchische Regierung wieder das Übergewicht in Frankreich bekommt, so muß sie die uneingeschränkteste Despotenherrschaft werden, die noch jemals auf dem Erdboden erschienen ist." Nicht Prophetengabe, sondern Menschenkenntnis ließ Burke so sprechen. Konnte Deutschland nicht vor 30 Jahren einen Herrscher mit solcher Himmelsgabe haben? Die Hoffnung der preußischen Armee war aus alter Tradition der Monarch. Bisher

haben wir keinen Führer aus dem militärischen Elend gefunden. Er hat uns mehr gefehlt wie jemals einem Volk, gerade weil der Monarch versagte. Auch in der französischen Armee der Revolution ist die Disziplin durch nichts so sehr zerstört worden, als durch die Wahnidee der Soldaten, es gehöre zu ihren Menschenrechten, sich ihre Offiziere zu wählen. Aber wir haben nichts gelernt!

Wie Deutschlands Untergang schließlich durch den Krieg gegen England besiegelt wurde, so erlitt auch Frankreichs Monarchie den Todesstoß durch einen Krieg gegen England.

Ludwig XVI. hatte immer gewünscht, den Frieden zu erhalten, die Volksstimmung aber brannte auf Abrechnung mit dem englischen Erbfeinde. Turgot sah in dem herannahenden Konflikt — das größte Unglück das es gibt, weil ein Krieg vielleicht für immer die Reform im Inneren verhindern würde; er fürchtete wohl in erster Linie die finanzielle Erschöpfung. Unsere Demokratie hatte schon 1914 ähnliche Beängstigungen und sprach offen aus: Ein siegreicher Krieg stärkt die Autokratie — als ob von Wilhelm II. jemals eine Autokratie zu fürchten gewesen wäre, von ihm, der seit 1890 Schritt für Schritt die verfassungsmäßigen Kronrechte dem Parlament preisgegeben hatte. Necker war, als der Krieg nun ausbrach, aus ähnlichen Gründen wie Turgot Gegner des Krieges und betrieb, vom Könige unter der Hand unterstützt, den Frieden; auch er sah im Kriege ein unbesiegbares Hindernis aller seiner Reformpläne. Er wünschte, daß man auf jedes Wort der „Verständigung" höre, und auf jedem Wege, wenn er nur ehrenhaft sei, den Frieden herbeiführe — ungefähr wie Bethmann und Kühlmann, nur ohne daß man damals so töricht war wie diese, die Friedenssehnsucht den Feinden wöchentlich einmal mitzuteilen. Vergennes, der Minister des Auswärtigen, wünschte auch das Ende des Krieges, aber nur nach einem Siege. Sartine, der Marineminister, wollte die Fortsetzung des Krieges gegen England bis zum völligen Siege. Also alle Schattierungen vom Pazifisten bis zu „Tirpitz" in der damaligen Regierung — ganz wie heute — nur daß die Sache glücklicher ablief. — Das Kriegsziel — die Lostrennung Amerikas von England wurde nach langer Kriegsdauer erreicht, ein Teil von Westindien und dem Senegalgebiet fiel an Frankreich — damals wurden noch Kriegsziele ausgesprochen. — Es war ein Annexions- und Gewaltfrieden nach dem heute gebräuchlichen Rotwelsch der Demokratie. Nur hatten Sozialismus und Demokratie damals noch nicht die Macht, das Volk bis zur Selbstvernichtung aufzuhetzen. Dieser Idealzustand ist durch die Preßfreiheit erst möglich geworden. — Necker hatte trotzdem richtig vorausgesehen, daß der englische Krieg die Finanzen Frankreichs verderblich beeinflussen würde, und so wurde der Krieg schließlich mit ein Grund zum finanziellen Bankrott und zur Revolution. Trotz aller Parteiungen, die schon damals für und wider den Krieg sich bildeten, ist doch die Gesundheit der politischen In-

stinkte im allgemeinen noch beneidenswert. Der Graf Kersaint berichtete der französischen Regierung: Unsere Ehre, unsere Sicherheit und unser Interesse zwingt uns zu diesem Kriege. „Es ist die einzige Gelegenheit, die englische Macht niederzuschlagen und sie dahin zu bringen, daß sie uns nicht mehr ebenbürtig ist.“ Vergennes unterstützte Amerika unter der Hand mit Geld, Waffen und Munition und beteuerte dabei die Neutralität Frankreichs — Wilson hatte 1914 also ein brauchbares Vorbild. Die Jugend des französischen Adels ließ sich willig von den amerikanischen Abgesandten begeistern und anwerben. Den glücklichen Erfolgen zu Beginn des Krieges folgte eine Periode der Verlegenheiten, die das Urteil und die Stimmung der Menge niederdrückten; Frankreich blieb aus Instinkt trotzdem politisch richtig orientiert — wir nicht! Englands Stolz und Machtbewußtsein, bewunderns- und beneidenswert zugleich, wurde vom alten Pitt, der sich todkrank in das Oberhaus bringen ließ, vertreten: „Alles ist besser als Mutlosigkeit. Wir wollen eine letzte Anstrengung machen, und wenn wir fallen sollen, wollen wir fallen wie Männer.“ Wann hätten wir solche Worte je gehört? In Berlin würden sie allerdings auch vom Chor der jüdischen Presse in Hohn und Spott erstickt worden sein. Wir überlegten, ob wir alle Mittel zum Siege anwenden sollten: Der Kaiser hat, wie eben eine holländische Zeitung berichtet, noch im August 1918 eine Tauchbootsperre vor der amerikanischen Küste verhindert, — und wundert sich jetzt wahrscheinlich, daß er ohne Krone und Land in Amerongen sitzt! Nach dem ersten Kriegsjahre verzagte Herr Erzberger und mit ihm die „kaiserliche“ Regierung, nach dem zweiten Kriegsjahre begann die planmäßige Zertrümmerung von Armee, Marine und Heimat. Der Monarch aber sah keine Parteien mehr! Ein Monarch, der nicht mehr führt, ist kein Herrscher mehr.

Für Frankreich hatte der englische Krieg trotz des guten Ausganges zwei große Nachteile. Über die finanziellen Folgen schrieb St. Priest: „Diese unglückliche Anerkennung der vereinigten Staaten hat uns alle zugrunde gerichtet, durch die furchtbaren Kosten des Krieges gegen England. Das Defizit auf der einen Seite, die Nichterfüllung der Versprechungen, die der Monarch beim Regierungsantritt gemacht hatte, auf der anderen Seite — das waren die Hauptgründe des großen Zusammenbruchs.“

Der andere — schlimmere — Nachteil lag in der moralischen Einbuße, die die Monarchie erlitt. Ségur sagt dazu: „Gemeinsame Sache zu machen mit einem Volk, das sich gegen den rechtmäßigen Herrscher erhebt, eine Bewegung zu stützen, die zum Prinzip hat, daß die Regierung ihre Macht nur mit Zustimmung des Volkes besitzt, gleichzeitig Urheber der Revolution und Gründer einer Republik zu werden, das war für einen absoluten König ein gefährliches Unternehmen, das hieß die jahrhundertealte Fiktion in ihren Grundfesten erschütiern, auf der das ganze ehrwürdige Gebäude ruhte ... Der Glaube an die Monarchie erhielt einen tödlichen

Stoß: ein Idol, über das man anfängt zu disputieren, ist nichts anderes als ein zerstörtes Idol." — Als Nikolaus II. 1914 seine Hand über die Serben hielt, schützte er die Mörder des Erzherzogs Ferdinand — in Jekaterinenburg reifte die Ernte aus dieser Saat: „Gott läßt sich nicht spotten." Als Wilhelm II. in ruchlosem Trotz gegen Bismarcks Warnungen die Revolution 30 Jahre lang sich vorbereiten ließ, als er schweigend duldete, daß deutsche Arbeiter die russische Revolution mit Riesensummen unterstützten, da grub er sich sein eigenes Grab. Die Bolschewisten in Rußland, die Spartakusbanden bei uns sind die notwendigen Produkte der von Wilhelm II. als ungefährlich angesehenen Sozialdemokratie. War es Unverstand, war es Gleichgültigkeit Wilhelms II., wie schon bei Ludwig XVI. gegen alle großen Fragen der Menschheit? Herr v. Bethmann und der Prinz Max von Baden sprachen so oft vom Weltgewissen und von Menschheitspflichten. Wo blieb ihr Gewissen, als sie Deutschland und damit vielleicht die Welt der Revolution preisgaben? Mit literarischen und philosophischen Gesprächen, wie sie von Herrn v. Bethmann so oft berichtet wurden, wie sie noch heute von Wilhelm II. aus seiner Verbannung berichtet werden, möchten wir definitiv in Ruhe gelassen werden. Von solchen Regenten haben nun die Völker genug, sie wollen M ä n n e r, nichts weiter. Friedrich Wilhelm IV. war einmal so ehrlich zu gestehen: „Ich bin kein großer Regent." Möchte diese Erkenntnis nun auch in Amerongen Platz greifen, sie würde durch den 9. November 1918 vollkommen ausreichend begründet sein.

Schwache Monarchen scheinen eine Vorliebe für energisch klingende Phrasen zu haben: „Wer sich mir entgegenstellt, den zerschmettere ich", klang es zur Warnung für Bismarck. „Wer mir widerspricht, den zerbreche ich wie dies Glas", rief Ludwig XVI., als ihm irgendwer eine im übrigen unbegründete Vorstellung machte. Dem Parlament drohte er später das gleiche Schicksal an. „Diese Phrase wandte er mit Vorliebe an, aber si blieb, da sie zu oft wiederholt wurde, zu oft ohne Erfolg und mach vielleicht nicht den erwarteten Eindruck."

Sehr merkwürdig scheint die Tatsache, daß man schwache Herrscher gegen stärkere Charaktere am leichtesten mit der Verdächtigung einnehmen kann, daß die Stellung des Fürsten durch den der Energie verdächtigen Minister bedroht werde. Um Necker den letzten Stoß zu geben, stellte Maurepas dem Könige vor, Necker wolle sich an des Königs Seite auf den Thron setzen. „Das ist zu stark, dieser Mensch will sich an meine Seite setzen", fuhr der König auf. Um des Kaisers Vertrauen zu Bismarck zu erschüttern, insinuierte ihm der Großherzog von Baden die Idee von dem Streit zwischen der Dynastie Hohenzollern und der Dynastie Bismarck. Der Großherzog brauchte nichts von der Königstreue preußischer Edelleute zu wissen, der Kaiser mußte sie gut genug kennen, um den Unsinn dieses Gedankens erfassen zu können.

Als Necker (den wir sonst keineswegs mit Bismarck vergleichen wollen) fortgeschickt war, regierte der König selbständig; aber „im Volke bildete sich die Idee, daß der Wille eines einzelnen nicht mehr genüge zum Regieren, sondern daß es nötig sei, ihn durch den gemeinsamen Willen aller zu ersetzen. Die großen Mittel hatten versagt, die königliche Regierung verfiel auf die empirische Methode und auf dilatorische Auskunftsmittel. Der König jagte seine Minister fort oder duldete, daß andere sie fortjagten, aus voller Arbeit, und zerstörte nach ihrem Sturz, ohne ein Wort zu verlieren, alles, was sie in harter Arbeit vollbracht hatten". Klingt dieser resignierte Bericht nicht wie ein geschichtlicher Rückblick auf das Jahr 1890? Neckers Besorgnis vor den schädlichen Folgen zerrütteter Finanzen war nur zu begründet. Nur hat weder die französische Revolution den Bankrott abwenden können, noch hat jemals irgend eine Revolution die Finanzen eines Staates gebessert; es liegt nicht im Begriff einer Revolution, Ordnung in irgend etwas zu bringen. „Die Hilfsquellen schlechter Regierungen sind immer bald erschöpft. Ihre ganze Finanzwirtschaft besteht darin, daß sie den Anschein einer großen Wassermenge für eine Stunde erkünsteln, indem sie alle lebendigen Quellen und Adern zerstören, die den Vorrat für Jahre bereiten sollen." Schon diese Warnung hätte jedes vernünftige Volk für alle Zeiten von der Neigung zu dem Allheilmittel der Revolution kurieren sollen. Sehen wir den Zustand der französischen Finanzen nach dem ersten Revolutionsjahr daraufhin an und vergleichen wir ihn mit unserem ersten Quartal.

Mit Ausnahme der stark vermehrten Zunft der Räuber und Spitzbuben wurde kein Staatsbürger in Frankreich reicher durch die Revolution, nur der Staat um vieles ärmer. Die Einnahmen wurden durch die Revolution um mehr als die Hälfte verringert, nachdem jede öffentliche Gewalt vertilgt war, „ohne die jeder Finanzplan . . . eine Chimäre ist." Die Ausgaben vermehrten die Helden der Revolution dagegen ins Unendliche. Sie rechneten der Nation Summen, „womit dreißigjährige Kriege bestritten werden konnten", als Revolutionskosten an; wer Rechnung von ihnen forderte, wurde verspottet, aber sie prahlten unaufhörlich mit Sparsamkeit, Gemeinsinn und anderen inhaltslosen Phrasen. Das Defizit, aus dem sie die Berechtigung zur Revolution herleiteten, vergrößerten sie zwanzigmal, von der Staatsschuld wurde kein Taler abgetragen, dazu eine neue Schuld in Form von Entschädigungen über das Land gebracht. Die Konfiskationen des Kirchen- und Privatbesitzes wurden in den großen Abgrund verschlungen, ohne dem Land irgend einen Gewinn zu bringen; dazu wurden Industrie, Handel und Gewerbe vernichtet, und durch die Assignatenwirtschaft alles, was die wirtschaftliche Tätigkeit des Volkes wieder hätte beleben können, aus dem Lande vertrieben. Allein die Stadt Paris, die vor der Revolution eine Million Livres an Kapitalien besaß, hatte daher bereits nach zwei Jahren 40 Millionen Schulden. Wie wird

es bei uns nach zwei Jahren aussehen, nach den Leistungen des ersten Quartals? „Nichts ist doch am Ende grausamer und ungerechter als eine schwache Regierung . . . statt Gesetzgeber zu werden, werden sie Schmeichler, statt das Volk zu leiten, seine Werkzeuge werden". Aber wir wollen gerecht sein, seit der Bülowschen und Bethmannschen Zeit war auch unsere monarchische Regierung trotz aller schönen Worte nicht viel von dieser Darstellung Burkes verschieden.

Die schädliche Eigentümlichkeit der Gattung Mensch, aus den Erfahrungen früherer Geschlechter nichts lernen zu wollen, läßt uns wenig Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft. Von jeder Revolution haben die Völker den Himmel auf Erden erwartet, noch nie haben sie irgend etwas Besseres erreicht. Alle Opfer sind stets umsonst gewesen. Die Völker wechseln ihre Herren, aber diese werden mit jeder Revolution schlechter. Augenblicklich sind die sogenannten Kulturvölker damit beschäftigt, das internationale Judentum zu ihren Herren zu machen; dies Ziel werden sie erreichen. Es gibt nichts in der Welt, was man nicht mit Hilfe von Zeitungspapier den Menschen glaubhaft machen könnte; da die Zeitungen den Juden gehören und da die politische Bildung der Deutschen außerordentlich tief steht, liegt kein vernünftiger Grund vor, an der Herrschaft der Juden nach dieser Revolution zu zweifeln.

Die jetzige Revolution hat alle Lehren aller früheren Revolutionen bis in die kleinsten Züge bestätigt. Sie hat ganz besonders eindringlich die alte Erfahrung illustriert, daß nie ein Volk eine Rolle in der großen Politik spielen kann, wenn es im Innern nicht gesund ist. Welthandel, Kolonien, Flotte sind alles schöne Dinge; für ein Volk, das im Innern vom Sozialismus zerfressen ist, sind sie absolut wertlos. Wo sind jetzt unsere Kolonien und die ganze schöne Marine, „Spielzeug" nannte sie Eduard VII., ohne zu ahnen, wie recht er hatte. Mit Bismarck hörte jede ernste Behandlung der innerpolitischen Fragen auf. Der „neue Kurs" des Kaisers auf innerpolitischem Gebiet war kindlicher Dilettantismus. Vielleicht dachte man, die Sache würde noch eine Weile halten, vielleicht hoffte man alles von dem sieghaften Eindruck der Persönlichkeit Wilhelms II., vielleicht, und das ist das wahrscheinlichste, dachte man gar nichts. Charakteristisch ist nur, daß der unfähigste Liberalismus den neuen Kurs repräsentierte und verteidigte. Dem Volke wurde gleichzeitig und wenn alles so recht schief ging, erzählt, daß sei die verdammte konservative Junkerpolitik. Wie ist im Grunde doch die ganze Politik so kinderleicht zu machen mit der jüdischen Presse und dem erleuchteten Publikum! Eine der Typen des neuen Kurses und neuerdings sein Historiograph ist Herr Hamann; ein Mann nach dem Herzen der Epigonen, freisinniger Journalist mit entsprechender Bildung, schließlich Exzellenz geworden. Dem Fürsten Bülow glaubt Herr Hamann einen besonderen Dienst zu erweisen durch Zitierung eines Briefes über die Behandlung der Sozialdemokratie. Bülow hielt den

deutschen Volkskörper für stark genug, das sozialdemokratische Gift, „soweit es Gift ist", selbst auszuscheiden, das sei besser als eine „unzeitgemäße, jedenfalls verfrühte Operation". Er läßt also durchblicken, daß er die Sozialdemokratie zum Teil für ungefährlich hält. Bismarck dachte anders über die Eigenschaften der Sozialdemokratie und über den Zeitpunkt der Operation! Als Heilmittel habe Bülow, wie seine beiden Vorgänger, die Sammlung der bürgerlichen Parteien angesehen — alles Ideen, die schon damals nicht der leisesten Kritik stand hielten, heute durch die Ereignisse völlig ad absurdum geführt sind. Die berühmte „Sammlung" war auch eine Wahnidee Wilhelms II. Glaubten er und seine Minister wirklich an die Möglichkeit solcher Sammlung? Haben sie in allen den Jahren nichts gelernt? Die jüdische Demokratie hat die gleichen Ziele, den gleichen Haß gegen jede monarchische Autorität, wie die Sozialdemokratie. Bismarck nannte sie die „Vorfrucht", der Kaiser „versöhnte" die Führer mit Orden und wollte sie „sammeln". Von Schwätzern, wie Bülow und Hamann, sind wir jahrzehntelang regiert worden! Der 9. November hat auf alle Verbrechen der Schwäche und Unfähigkeit die Generalquittung ausgestellt.

Das Resultat des Rückblicks auf die dreißigjährige Periode des Rückgangs, der den Augen der Mitlebenden durch einen scheinbaren Aufschwung in der materiellen Situation des Landes verdeckt wurde, ist das: Mit der vorzeitigen Trennung von Bismarck verlor der Kaiser Kompaß, Maßstab und Zügel für alle seine Handlungen. Es ist oft in der Geschichte vorgekommen, daß Fürsten ihre Berater nicht liebten, „Könige müssen sich oft die Freimütigkeit solcher Untertanen gefallen lassen, die ihnen verhaßt ... sind". Selten finden wir Monarchen, die zur Unzeit ihren Launen nachgebend, solche unbequemen aber klugen Diener davonjagten. „Ludwig XIII. haßte Richelieu tödlich; aber daß er diesen Minister gegen alle seine Nebenbuhler schützte und aufrecht hielt, war der Ursprung alles Ruhms seiner Regierung und das Fundament der Festigkeit seines Thrones. Ludwig XIV. liebte Mazarin nicht ... aber seines eigenen Vorteils wegen ließ er ihn nie sinken." Ebenso war es später mit Louvois, nicht anders mit Georg II. und Pitt; er machte ihn zum Minister, obwohl er ihm nicht angenehm war, aber er tat das, „was einem weisen Fürsten zu tun ziemte".

Alle diese Monarchen hatten vielleicht keinen Minister von Bismarcks Größe, aber sie alle waren eben kluge Männer. Hatte Wilhelm II. 1890 nicht den Instinkt, Bismarck neben sich zu dulden, so hätte er doch die Beispiele der Geschichte kennen müssen, denen seine eigene Lage damals ähnlich war. Er handelte aber wie fast immer aus Impulsen, und die stärkste seiner Triebfedern war schon damals die Eitelkeit.

Die Zukunft Deutschlands liegt verhüllt vor uns. Wenn wir jedoch den Verlauf anderer Revolutionen ansehen und wenn wir wissen, daß die Menschennatur trotz aller Fortschritte der Zivilisation sich nie verändert

hat und nie verändern wird, so ist es uns erlaubt, das verschleierte Bild unserer Zukunft soweit zu enthüllen, um die Folgen dieses Revolutionsanfangs einigermaßen beurteilen zu können. Die einzige Macht, die imstande gewesen wäre, die Zukunft des menschlichen Geschlechts wirklich zu beeinflussen, ist die christliche Lehre. Wir haben uns ihrem Einfluß soweit wie möglich entzogen. Der Schöpfer und Lenker aller Dinge hat es zugelassen, daß die Völker vom Geist des Judentums, dem Todfeinde christlicher Ethik, beherrscht wurden. Es bleibt uns nur übrig, die Zukunftsmöglichkeiten nach dem jetzigen Stande der Entwicklung der Menschenseele zu schätzen. So hat auch Burke, als die französische Revolution begann, den weiteren Verlauf beurteilt. Gentz schrieb in der Vorrede zur Übersetzung von Burkes „Betrachtungen über die französische Revolution" 1792: „Gleicher Anfang wird zu gleichem Ende führen. Frankreich wird von Form zu Form, von Katastrophe zu Katastrophe schreiten, um noch in mehr als einer Gestalt dem aufgeregten Europa ... eine ernsthafte Warnung vor politischem Leichtsinn .... zu bereiten." Diese Prophezeiung von der Entwicklung Frankreichs ist buchstäblich eingetroffen, eine Warnung haben die Ereignisse indessen für Europa nicht sein können. Vielmehr ist das eingetreten, was ein Redner in der Constituante 1792 sagte: „... Daß es gefährlich sei, alten Leuten Gehör zu geben, oder auf irgend jemanden zu achten, der noch verblendet genug wäre, an Erfahrung zu glauben." Diese Lebensweisheit erstaunt uns nicht im Munde von Revolutionären, als Grundsatz einer monarchischen Regierung ist sie entschieden originell. Aber die Natur „gab uns Leidenschaften und die Eitelkeit zu glauben, daß unsere Mittel außerordentlicher und die Umstände, in welchen wir uns befinden, von ähnlichen ganz verschieden seien". Die Deutschen würden sich gewiß wundern, wenn sie wüßten, daß in der Umgebung des letzten deutschen Kaisers noch kurz vor dem Ende genau diese Auffassung von der Lage der Dinge ausgesprochen wurde.

Alles in allem genommen: gibt uns der Vergleich mit 1789 und der Verlauf der Dinge in Frankreich Trost und Hoffnung auf Rückkehr der Vernunft? Wir fürchten nein! Das deutsche Volk hat sich nicht mit Empörung von der verbrecherischen Narrheit dieser Revolution abgewandt, sondern in alter Schafsgeduld läßt es sich von den Verderbern der Völker, den Juden, weiter führen. Es wählt sich eine Nationalversammlung, deren Mehrheit von Revolutionspartei und Demokratie nach menschlichem Ermessen jede Aussicht auf Rückkehr zu gesunden Zuständen ausschließt. So muß denn der Verlauf der französischen Revolution in allen Teilen nachgeahmt werden und Deutschlands Ende ist definitiv erschienen. Und es bietet uns, den ohnmächtigen Zuschauern, nur einen geringen Trost, Burkes Wort zuzustimmen: „Es gibt Narrheiten, die den Tadel mutlos machen, die weit über die Lächerlichkeit hinaus sind und keine andere Empfindung mehr erwecken als — Ekel."

Quellen:
Burke: Betrachtungen über die französische Revolution. Bearbeitet von Fr. Gentz. F. Vieweg d. ä., Berlin 1793.
Marquis de Ségur: Au couchant de la monarchie. Calman-Levy, Paris 1909.
Deutscher Geschichtskalender von Dr. C. Wippermann, Jhrg. 1889 u. ff. F. W. Grunow, Leipzig.
Und andere.

Das neue Weltimperium.

Albert Klein.

Ein neues Weltimperium steigt aus dem Blutmeer und dem Trümmerfeld des großen Weltkriegs empor, ein Weltimperium, wie es seit der Römer Tagen nicht mehr bestanden, wie es selbst das römische Weltimperium nicht war. England, die stärkste und führende Macht der die ganze Erde umspannenden Koalition gegen uns, ist aus dem größten Weltkrieg aller Zeiten als Sieger hervorgegangen und das heißt in diesem Falle als der unbestrittene Herr der Welt.

Von einer Weltherrschaft Englands im wirklichen Sinne konnte man bisher noch nicht sprechen — zu starke Mächte standen noch neben ihm, machten ihm die Weltherrschaft streitig, vor allem Rußland und Deutschland. In Deutschland sah England seinen gefährlichsten Konkurrenten, er mußte beseitigt werden, und mit ihm der andere, Rußland. Vor allem aber Deutschland, der durch seine innere Kraft gefährlichste von beiden.

Zwischen England und Deutschland ging letzten Endes dieser von ihm entzündete Völkerkampf, nach Englands Willen sollte er die große blutige Auseinandersetzung zwischen ihm, der alten, im festen Besitz sich fühlenden, und der neu aufstrebenden Weltmacht, mit dem Ziel ihrer Vernichtung, zum mindesten ihrer Ausschaltung, bringen. Alles andere war Nebensache, auf dies eine Ziel war mit echt englischer großartiger Folgerichtigkeit und Zähigkeit alles eingestellt. Es hat erreicht was es wollte, mehr als es gewollt, als es wohl selbst je in seinen kühnsten Träumen gedacht — Deutschland liegt zerschmettert zu seinen Füßen, es ist nicht nur als lästiger Mitbewerber ausgeschaltet, sondern auf lange hinaus als Macht beseitigt. Und nicht nur das: England hat sich in diesem Krieg ein Reich zusammenerobert, das seine Macht ins Ungeheure vergrößert und sie fester denn je auf die Füße stellt. Keiner tritt ihm mehr in den Weg. Amerika und Frankreich sind seine Verbündeten und werden es bleiben, müssen wollen, wie England will, Frankreich ohne weiteres. Amerika, selbst wenn es nicht immer wollte wie England will, schon der japanischen Gefahr wegen, Japan wiederum der amerikanischen Gefahr wegen. Die neutralen Völker kommen nicht in Frage, sie beugen sich und müssen sich beugen dem englischen Joch, wie sie es schon in diesem Krieg getan, und nun erst recht tun müssen. Und Englands Ansehen und Macht in aller Welt, bis zu

den fernsten Völkern hin, ist nach diesem Krieg fester denn je gegründet, niemand wird noch gegen seinen Stachel zu löken wagen.

Die Welt ist nun tatsächlich englisch geworden, das englische Weltimperium ist fertig, die englische Weltherrschaft ist da!

Für seine alte Weltherrschaft ging England in den Krieg, eine neue Weltherrschaft bringt es aus dem Kriege heim. Um seine Weltherrschaft kämpfte England diese vier Jahre lang — das wußte drüben jedermann; sie zu brechen, war die eigentliche Aufgabe dieses Krieges für uns, die allerdings bei uns nicht von jedermann verstanden wurde, vor allem nicht von dem leitenden Staatsmann, aber auch von den anderen Verantwortlichen nicht, bis auf den einen Tirpitz. Noch war Englands Weltherrschaft in Wahrheit nicht bedroht, aber die Gelegenheit war günstig, den vorgeblichen Bedroher, der ihm immerhin auf dem Weltmarkt schon gefährlich wurde, Deutschland, zu beseitigen, und zugleich den anderen Nebenbuhler, der ihm in Asien gefährlich werden konnte, Rußland, gründlich zu schwächen, und so beide Wettbewerber mit einem Schlage für lange Zeit auszuschalten. Dazu trieb England es zum Krieg, trieb es Rußland und Deutschland in den Krieg, und ließ auch das nur zu bereitwillige Frankreich für sich bluten. Dafür hat es, als es mit Rußland und Frankreich allein doch nicht so ging, wie es sich die Männer in dem großen Weltgeschäftshaus an der Themse gedacht, als die Rechnung mit dem business as usual-Krieg doch nicht stimmte, sich mehr und mehr mit eigener Kraft, mit Anspannung aller, seiner ganzen Kraft, an dem kostspieligen, blutigen Unternehmen beteiligt, ein Volk nach dem anderen in seinen Dienst gezwungen, bluten und zahlen lassen, schließlich fast die ganze Welt in den Krieg hineingezogen. Für seine Weltherrschaft ließ England die ganze Welt bluten, sich verbluten!

All' die anderen Ziele, für die England angeblich kämpfte: die kleineren Nationen vor der Vergewaltigung Deutschlands zu schützen, die Welt überhaupt von dem unerträglichen deutschen Joch zu befreien, die europäische Zivilisation zu retten, dem demokratischen Prinzip in der Welt zum Siege zu verhelfen, den deutschen Militarismus zu brechen, waren hohle Worte, gut genug, die Welt zu täuschen und vor allem Deutschland selbst zu schwächen — England kannte die Welt und kannte seine Deutschen!

Am meisten Wahrheit steckte noch in der Behauptung, für Belgien zu kämpfen: Belgien war in der Tat ein wichtiger Posten in seiner Rechnung, schon als Brückenkopf auf dem Festland und auch der flandrischen Küste wegen, die nicht in Deutschlands Hand kommen durfte. Bei allem hatte England nur ein Ziel im Auge: Deutschlands Macht zu brechen, seine eigene Weltherrschaft neu und fester zu gründen. Auch heute noch ist es wichtig und nötig, das immer wieder festzustellen, festzuhalten, auch — leider! — dem eigenen Volke gegenüber.

Für seine Weltherrschaft kämpfte England auf dem europäischen Kontinent, für seine Weltherrschaft kämpfte es auf dem außereuropäischen Kriegsschauplatz, in Afrika und Asien!

Wir in Deutschland hatten fast nur den Blick gerichtet auf den Krieg an unseren Grenzen und dem näheren und ferneren europäischen Kampfgebiet: nur zu verständlich — der ging uns zunächst an; hier brannte das Feuer am sichtbarsten und spürbarsten. Aber darüber haben wir oft vergessen, nicht genug beachtet, was sich hinter der nächsten Schlachtfront, was sich auf dem außereuropäischen Kriegstheater abspielte. Während England mit eigener und mit der Macht seiner Verbündeten in Europa gegen uns kämpfte, kämpfte es zu gleicher Zeit und mit mehr Waffenglück auf anderen ferner gelegenen, ihm aber vielleicht noch näher liegenden Kampfgebieten, hat es sich im Laufe dieses Krieges dort in Afrika und Asien zu seinem alten Reich ein neues Reich erobert, das schon allein seinen Einsatz reichlich lohnt, sein Weltreich ganz bedeutend festigt und vergrößert. Streicht England in dem kommenden Friedensschluß seinen Gewinn da draußen in der Welt ein, bleibt es im Besitz der von ihm eroberten Länder und Kolonien — und es wird schon dafür sorgen; wer wollte und sollte es auch daran hindern? — so hat es den Krieg, *seinen* Krieg, in einem nie geahnten Maße gewonnen, hat es trotz aller, ja wahrlich nicht geringen Einbußen an Geld und Blut ein glänzendes Geschäft gemacht!

Ein Blick auf die Karte zeigt es uns.

Die eigentliche Grundlage der englischen Weltmacht ist sein Indisches Reich. Um Indien zu sichern, war in den Köpfen der englischen Imperialisten schon lange vor dem Krieg der Gedanke entstanden, die gesamten Küstenländer des Indischen Ozeans und die Vorländer Indiens unter Englands Gewalt zu bringen. Das wissen wir schon aus den Zeugnissen des Buches von Homer Lea „The day of the Anglosaxon“ (deutsch von Graf Reventlow unter dem Titel „des Britischen Reiches Schicksalsstunde“). Jedenfalls sind die Engländer mit der ihrer Politik eigenen Großartigkeit und Zielsicherheit in diesem Krieg daran gegangen, diesen Gedanken zu verwirklichen. Und so haben sie Deutsch-Ostafrika, Ägypten, Arabien, Palästina, Mesopotamien, Persien und Beludschistan in ihre Gewalt gebracht, und Afghanistan droht nun dasselbe Schicksal. Mit aller Zähigkeit und Klugheit, mit List und Gewalt hat England jene weiten Randländer sich angeeignet, unter seine Botmäßigkeit gezwungen, hat es auf jenem zweiten Hauptkriegsplatz dieses Weltkriegs ohne große Opfer alles erreicht was es wollte, ist der Traum der englischen Imperialisten erfüllt. Indien ist nicht nur durch all die neu eroberten Vorlande so gut wie unantastbar für irgendeinen möglichen Feind, sondern England hat auch noch große und wertvolle Gebiete in seinen Besitz oder doch in seine Gewalt gebracht.

Nun hindert auch nichts mehr die Verwirklichung des gigantischen Plans, Indien mit Südafrika durch eine einzige Eisenbahnlinie zu ver-

binden und so zugleich das südliche Persien und die arabische Halbinsel von der übrigen Welt abzuschneiden und gänzlich unter Englands Gewalt zu bringen. Der Durchführung dieses Planes — an dem Bau der Bahn haben die Engländer schon lange während des Krieges fieberhaft gearbeitet — galten die letzten schweren Kämpfe in Ostpalästina, um die noch klaffende Lücke zu schließen, die noch fehlende Verbindung zwischen Mesopotamien und Syrien zu gewinnen; mit dem Zusammenbruch der Türkei fiel ihnen auch Ostpalästina (zu dessen Eroberung sie schon einen neuen, großen Winterfeldzug vorbereitet hatten) von selbst in den Schoß: der lückenlose Bau der Bahn ist nun gesichert, und damit das letzte getan, die alten und die neu erworbenen Gebiete in Afrika und Asien, das ganze gewaltige Reich um den Indischen Ozean herum, zusammen- und abzuschließen, Englands Herrschaft im näheren und ferneren Orient zu Lande zu festigen und zu sichern.

Und nicht nur zu Lande hat England Indien und den umliegenden afrikanischen und asiatischen Besitz gefestigt und gesichert — es hat auch die mindestens ebenso wichtige Sicherung des Seewegs nach Indien mit seinem kühnen und rücksichtslosen Zugreifen, durch eben jene Machtstellung in den Küstenländern des Indischen Ozeans, erreicht, vor allem auch durch die nun unbestrittene Gewalt über den Suezkanal, den eigentlichen Lebensnerv Englands. Daß er das ist, und wie sehr er das ist, hat sich in diesem Krieg aufs neue und deutlichste erwiesen: ohne den Besitz des Suezkanals, ohne den sicheren Weg von und nach Indien und Australien hätte es diesen Krieg wohl gar nicht führen können, der Sicherung des Suezkanals galten seine Anstrengungen im Orient vor allem; wäre es in dem ersten Kriegsjahr, als der Versuch gemacht wurde und es noch möglich gewesen wäre, gelungen, dieses Tor zu verriegeln, diese Straße zu sperren — der Krieg hätte wohl schon bald ein für England schlimmes Ende gefunden. Aber das Genick Englands (nach dem Worte Bismarcks) blieb unversehrt, sein Lebensnerv wurde nicht durchschnitten, und nun, nach dem Kriege, beherrscht es den Weg nach seinem kostbarsten Besitz wie je zuvor, mehr als zuvor.

Englands Herrschaft in Indien und im ganzen Orient ist besiegelt, seine Weltherrschaft gewaltig vergrößert, neu und fest begründet!

Es ist müßig, Betrachtungen darüber anzustellen, ob und wie lange ein solches Weltimperium bestehen wird — wir haben mit ihm zu rechnen. Die Folgen und Folgerungen für uns ergeben sich von selbst.

Alle Pläne, die wir im Orient gehabt, Bagdadbahn, wirtschaftliche Erschließung der Türkei und des näheren Orients, sind nun zu nichts geworden. Und wie dort, so müssen wir überall auf unseren Platz in der Welt verzichten. Nur soweit England will, kann sich Deutschland draußen noch betätigen. Was wir in jahrzehntelanger Arbeit im Ausland aufgebaut, ist zerstört, Deutschlands Handel vernichtet, seine Industrie, die

Grundlage seines Handels, auf dem Wege vernichtet zu werden, seine Kolonien hat es verloren, seine Flotte auch, seine Handelsschiffe zum größten Teil — mitsprechen in der Welt kann es nicht mehr, arbeiten in der Welt darf es nur noch als Lohnarbeiter Englands. Von einer Weltmacht Deutschlands kann keine Rede mehr sein, wir sind England, dem Herrn der Welt, des Weltmarkts und der Weltmeere, auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Wir müssen dieser grausamen Tatsache ins Auge sehen, ein Bemänteln und Beschönigen hilft nichts — und wir müssen die Folgerungen daraus ziehen, und unsere zukünftige Politik danach einrichten.

Haben wir in der Weltpolitik bis auf weiteres und wohl auf lange hinaus nicht mehr mitzusprechen, müssen wir den Traum, ein Weltvolk zu werden, begraben, so haben wir um so mehr danach zu trachten, ein größeres Deutschland in Europa zu erbauen — Deutsch-Österreich und vielleicht auch ein Teil des Baltenlandes bietet uns die Möglichkeit dazu. Wir müssen wieder mehr Agrar- als Industrie- und Handelsstaat werden.

Bleibt uns wenigstens das „Reich" in irgendeiner Form erhalten, sinken wir nicht wieder in das alte Kleinstaatenelend zurück, vernichten wir nicht mit eigener Hand durch sozialistische Experimente und noch schlimmere Dinge unsere Industrie und Landwirtschaft, kehrt dauernde Ruhe und Ordnung wieder ein, dann mag es wohl gelingen, in langer harter Arbeit uns wieder emporzuringen und allmählich auch unseren Platz in der Welt wieder einzunehmen.

Deutschland hat sich schon mehr als einmal aus tiefstem Verfall wieder empor gearbeitet; Weltreiche kommen und gehen — auch Englands Stunde kann einmal schlagen, ein Tag der Deutschen wieder kommen.

„Wir heißen euch hoffen!"

Lettow-Vorbeck.

Vom Sturme zerschmettert Thron und Land.
Lettow-Vorbeck hält noch immer stand.
Britische Fahnen flattern am Rhein.
Lettow-Vorbeck fällt in Rhodesien ein.
Kasama genommen, Broken Hill —
Da kommt ihm Kunde: „Die Waffen stehn still.
Die Waffen gestreckt, keine Rettung mehr,
In Trümmern das Sechs-Millionen-Heer."
Fanfaren der Rifleskompagnien,
In Abercorn erwarten sie ihn.
Wie die britische Fahne flatternd steigt!
Der Unbesiegte grüßt sie und schweigt.
Neun Deutsche bei ihm, sein verlorener Hauf.
Vierhundert Askaris marschieren auf.
Die Letzten aus der letzten Schlacht,
Kopf hoch noch heut vor der Übermacht!

Er mustert sie. Endlich das karge Wort
„Dank, Jungen! Legt die Büchsen fort!"
Die Sonne sinkt. Was glänzt, verweht.
Ein Name doch ist, der nie untergeht.
Sang und Sage die Steppe durchfliegt
Von dem Löwen aus Nord, den sie niemals besiegt.
Vierhundert mit ihm, ärmliche Zahl,
Arme Neger[1]) nur, aber Herzen von Stahl.
Und keiner dabei, der in Schimpf und Schmach
Vorm bitteren Ende die Treue brach. Caliban.

Nr. 22 des „Tag" (Richard Nordhausen.)



Berichte und Notizen.

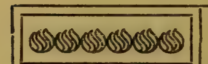


Zu K. F. Wolffs Abhandlung „Indogermanen und Deutsche" (Heft 1—9 dieses Jahrgangs) hat mir die Schriftleitung gütigst ein Nachwort gestattet. Der Verfasser, der seine deutsch-vaterländische Gesinnung als Tiroler Standschütze auf dem Schlachtfelde bewährt hat, war in den letzten Jahren auch schriftstellerisch auf dem Gebiete der germanischen Volkskunde und Vorgeschichte ungemein tätig, wie u. a. diese neueste Veröffentlichung bekundet. Daß jeder redlich strebende Forscher, zumal bei einer so schwierigen Aufgabe, selbständige Anschauungen hegen und sie mit Wort und Schrift vertreten darf, ist selbstverständlich; es fragt sich nur, wieweit sie mit wissenschaftlich feststehenden Tatsachen übereinstimmen. In dieser Hinsicht muß jeder an die Öffentlichkeit sich Wendende auf Einwände gefaßt sein, ja er muß sie willkommen heißen, weil nur so, im freien Wettstreit der Meinungen, das gemeinsame Hochziel, die Wahrheit, erreicht werden kann. Anerkennung verdient vor allem des Verfassers Begeisterung für seinen Gegenstand und das entschiedene Eintreten für Nordeuropa als Urheimat der sogenannten „Indogermanen". Im einzelnen freilich können manche Bedenken gegen seine Stellungnahme zu den widersprechenden Ansichten der Fachgelehrten nicht unterdrückt werden. Was zunächst die naturwissenschaftliche Seite der Frage anlangt, so muß eine vorsichtige, nur den Tatsachen Rechnung tragende Forschung beanstanden, daß Wolff die „kurzköpfige" Menschenart („rundköpfig" verdient den Vorzug, weil nicht in der Länge an sich, sondern in deren Verhältnis zur Breite die Rasse sich ausprägt) für einen Zweig der europäischen Urbevölkerung hält, der schon vor Jahrtausenden „die Gebirgsländer der Mitte" bewohnte. Wenn man auch zugeben muß, daß schon gegen Ende der älteren Steinzeit vereinzelte Rundköpfe in unserem Weltteil auftreten, so ist doch nicht zu leugnen, daß sie mit der Zeit immer zahlreicher werden und in geschichtlichen Einwanderungen aus dem Osten, und zwar in Verbindung mit schwarzen Haaren, fast ausschließlich vertreten sind. Daraus geht hervor, daß die rundköpfige, schwarzhaarige, untersetzte Menschenart (Homo brachycephalus) ursprünglich in Asien zu Hause war, sich zu verschiedenen Zeiten in wiederholten Wellen über Europa verbreitet und in mannigfach wechselndem Verhältnis mit den einheimischen Rassen gemischt hat. Außer der nordischen lichthaarigen (Homo europaeus) gehört dazu die südliche schwarzhaarige (Homo mediterraneus), die der Verfasser für afrikanisch hält. Aus diesem „Einbruche der Afrikaner" werden allerlei Schlüsse gezogen, die selbstverständlich mit der Voraussetzung stehen und fallen. Ein einheitlicher Ursprung des Menschengeschlechts und eine vom Entstehungsgebiet der Gattung aus in wiederholten Ringwellen erfolgende Verbreitung über alle zugänglichen Länder hat entschieden mehr

[1]) Askaris sind gewöhnlich keine Neger, sondern Araber oder Mischlinge mit solchen.

Wahrscheinlichkeit. Demnach wäre auch die sogenannte „Mittelmeerrasse", die aber im Westen des Erdteils noch heute weit nach Norden sich ausdehnt, aus dem nordischen Schöpfungsherd gekommen und aus Europa nach Afrika vorgedrungen, nicht umgekehrt. Für den Altertumsforscher ist eine Übertragung geschichtlicher Völkernamen in vorgeschichtliche Zeiten bedenklich, und eine „Völkerkarte Mitteleuropas" aus dem dritten vorchristlichen Jahrtausend, auf der neben „Glockenbecherleuten" und „Aunetitzern" auch Germanen, Kelten, Litauer, Italer, Griechen u. a. stehen, kann auf Zuverlässigkeit sicherlich keine allzu großen Ansprüche machen. Wenn auch Römer und Griechen, ehe sie in die beiden südlichen Halbinseln eindrangen, zweifellos im mittleren Europa, in den Donauländern und im heutigen Frankreich gewohnt haben, so ist es doch schwierig und bedenklich, ihre Spuren in einigen besonders gestalteten Gefäßen und Geräten finden zu wollen. Jedenfalls aber sind die Italer, wie später die mit ihnen nächstverwandten Kelten, nicht von Osten her, sondern über die Westalpen nach Italien gekommen. Auf sprachlichem Gebiet ist, abgesehen von einigen verfehlten Namendeutungen, wie Thusnelda (richtig Thumelda) als „Riesenkämpferin" oder Bodincus als „Wasser" (die Grundform ist Padus = griech. bathys, tief, fundo carens bei Plinius), besonders die ganz ungeschickte, zum Teil sogar von dem Sprachforscher wieder aufgegebene Zweiteilung der Indogermanen in Kentum- und Satemvölker, nach der harten oder weichen Aussprache des k-Lauts, zu beanstanden, denn die Aussprache hat, wie z. B. eine Vergleichung des Schwedischen mit dem Deutschen zeigt, manchmal im Laufe der Zeit innerhalb desselben Sprachstammes gewechselt. Auch die Erklärung und zu hohe Bewertung der sogenannten „Lautverschiebung" ist nach den heutigen Anschauungen über Herkunft und Stammesgliederung der indogermanischen Völker nicht mehr aufrecht zu halten. Den eigentlich geschichtlichen Wanderungen wird von Wolff verhältnismäßig wenig Bedeutung beigelegt, und doch sind sie für die Urheimatfrage, da sie auf ähnliche vorgeschichtliche Vorgänge schließen lassen, von größter Wichtigkeit.

Auch die voraussetzungslose und vorsichtig abwägende Wissenschaft wird mit des Verfassers Schlußsatz übereinstimmen: „Europa ist das Haupt der irdischen Welt, und Lenker Europas ist der Blondstamm"; im einzelnen jedoch sind seine Ausführungen nicht alle gleichmäßig begründet und darum nur mit Auswahl und Vorsicht aufzunehmen. Hinsichtlich der auf das Deutschtum gesetzen Hoffnung, die „eine Zeit der Deutschen" kommen sieht, ist es ihm leider nicht besser ergangen als vielen anderen Vaterlandsfreunden, so auch mir selbst. Der Ausgang des furchtbaren, gegen eine Welt von Feinden geführten Krieges hat dem glänzenden Anfang und Verlauf nicht entsprochen. Es stehen unserem Volkstum schwere, entbehrung- und arbeitreiche Zeiten bevor; doch dürfen wir, auf seine gute Art und seinen gesunden Kern vertrauend, die Zuversicht auf eine glückliche Überwindung auch dieser härtesten Prüfung nicht aufgeben. — Ludwig Wilser.



Bücherbesprechungen.



Trabert, Historisch-literarische Erinnerungen. Kempten 1912, Kösel.

Bei der Zerrissenheit unseres deutschen Volkes in diesem seinen größten Daseinskampf, den die Geschichte kennt, erscheint ein Rückblick auf die politischen Kämpfe des vorigen Jahrhunderts, die zur Gründung des Deutschen Reiches führten, ungemein zeitgemäß. Wir ersehen daraus, daß wir aus der Geschichte nichts gelernt haben, wollen aber die Hoffnung nicht aufgeben, daß wir in letzter Stunde noch die Mahnungen der Vergangenheit beherzigen, ehe das ganze Erbe Bismarcks vertan ist. K. v. Str.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.

Abgeschlossen am 26. 2. 19.

Druck von Dr. C. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.



März 1919 • XVII. Jahrg. Nr. 12

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

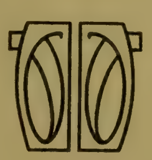
für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung auf biologischer Grundlage.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Herausgeber:

Dr. Schmidt-Gibichenfels.

Inhalt:



Politisch-Anthropologischer Verlag

Berlin-Steglitz, Kuhligkshof 5.

Ziel und Aufgabe der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift“

ist die folgerichtige Anwendung der kritisch gesichteten natürlichen Entwicklungslehre im weitesten Sinne des Wortes auf die politische, soziale, wirtschaftliche, leibliche und geistige Entwicklung der Völker, insbesondere unseres deutschen Volkes. Die Biologie, d. h. die Lehre von den allgemeinen Naturgesetzen des Lebens, und die Anthropologie, d. h. die naturwissenschaftliche Lehre vom Menschen und seinen Lebensbeziehungen, unterrichtet uns über seine angeborenen, ererbten und erworbenen Eigenschaften und Kräfte; und da wir in der politischen Verfassung einer Gesellschaft die unvermeidliche Bedingung sehen, unter welcher sich die natürlichen Fähigkeiten der menschlichen Gattung zur höchsten Blüte entfalten, so glauben wir mit dem Titel der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift“ unsere wissenschaftlichen Absichten am klarsten ausdrücken zu können.

Erstens ist unser Ziel ein theoretisches, nämlich die Nicht-Fachgelehrten und die weiteren Kreise des wissenschaftlich interessierten Publikums über den Stand, die Fortschritte und die Tragweite der natürlichen Entwicklungslehre zu unterrichten: über die Ursachen und Gesetze der organischen Veränderung, Anpassung, Vererbung, Auslese, Vervollkommnung und Entartung, sowohl bei Pflanzen und Tieren, als besonders beim Menschen.

Zweitens ist unser Ziel ein historisches, nämlich die Geschichte des Menschengeschlechts vom Standpunkt der organischen Naturgeschichte zu erforschen, und zu diesem Zweck die biologischen und anthropologischen Grundlagen in der Entwicklung der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Verhältnisse, wie auch der Moral, Philosophie, Kunst und Religion nachzuweisen.

Drittens ist unser Ziel ein praktisches, auf die Gegenwart gerichtetes, nämlich die besten und zweckmäßigsten Erhaltungs- und Entwicklungsbedingungen der menschlichen Gattung und Gesellschaft festzustellen und vom Standpunkt der gewonnenen Erkenntnisse aus die Fragen der sozialen und persönlichen Hygiene, der Rechts- und Staatsverfassung, der Sozialpolitik und Schulreform, sowie die Triebkräfte und Ziele der nationalen Parteikämpfe der Gegenwart in bezug auf ihre kriegerischen, wirtschaftlichen, staatlichen und geistigen Ergebnisse zu beleuchten. Diesem praktischen Teile unseres Programms soll vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit gewidmet sein.

Lebenserneuerung

auf biologischer Grundlage will

„Hellauf“,

Zeitschrift für deutsche Erneuerung, herausgegeben von

Friedrich Schöll.

Jährlich 12 Hefte Mk. 3,—.
Probenummern kostenlos vom

Mimir-Verlag
für deutsche Erneuerung, G. m. b. H.
Stuttgart, Senefelderstraße 13.

Schriften von Dr. Franz Haiser

Der aristokratische Imperativ

Preis 1,50 M.

Die Überzeugungskraft des Beweises

Preis 4,50 M.

Die Krisis des Intellektualismus

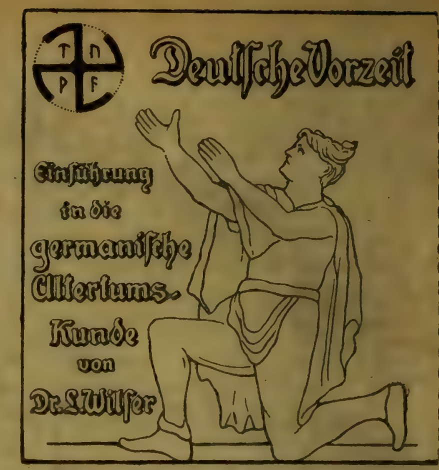
Preis 1,— M.

Durch jede Buchhandlung oder vom

Politisch-Anthropol. Verlag
Berlin-Steglitz.

Zur rassischen Erneuerung!

Unter dem Namen „Deutsche Erneuerungs-Gemeinde“ hat sich eine Vereinigung zur Wahrung unserer völkischen und rassischen Kräfte gebildet. Die Mitglieder der Gemeinde erkennen in der modernen großstädtischen und handelsindustriellen Entwicklung eine Gefahr für den Bestand der deutschen Art. Sie gewahren, wie durch eine aufreibende und dem deutschen Naturell nicht angepaßte Lebensweise unsere Rasse dem leiblichen und sittlichen Verfall entgegen geht; sie erblicken ferner eine soziale und wirtschaftliche Gefahr in der fortschreitenden Entvölkerung des flachen Landes und der Überfüllung der Städte, sowie in der damit verknüpften Herausbildung eines Massen-Proletariats. Eine Lösung sucht die Gemeinde darin, daß sie den Familien und Personen, die die Schädlichkeit des städtischen Lebens erkannt haben, Gelegenheit geben will, sich auf dem Lande anzusiedeln und sich ganz oder teilweise dem Land- und Gartenbau zuzuwenden — unter Hinzunahme einer auf Natürlichkeit und Einfachheit gerichteten Lebensführung und Jugend-Erziehung. Die Gemeinde hat in der Ostpriegnitz eine Siedelung ins Leben gerufen, in der sich bereits eine Anzahl ihrer Mitglieder niedergelassen haben. Näheres über die Bedingungen der Beteiligung erfährt man durch die **Geschäftsstelle der Siedelungsgesellschaft Heimland in Leipzig,** Königstraße 27.



Ein schöner, stattlicher Band mit über 100 zeitechten Abbildungen, Karten, Stammtafeln. Leicht gebunden 5 Mk. 50 Pfg., in Geschenkeinband 7 Mk. (Postgeld je 35 Pfg.)

Corn. Tacitus'

„Germanien“.

Neu übersetzt, erläutert und mit vielen zeitechten Abbildungen herausgegeben von
Dr. Ludwig Wilser.

Seit 1915 die 4. Auflage (11.—14. Tausend). Leicht gebunden 2 Mk., Geschenk-Ausgabe 2 Mk. 50 Pfg. (Postgeld je 25 Pfg.).

Verlag von Peter Hobbing, Steglitz 3.
(Postscheck Berlin 27 228.)

Eine Fundgrube

politischer Erkenntnis
und biologischen Wissens

sind die

gebundenen Jahrgänge

der Politisch-Anthropologischen Monatsschrift.

Sie werden ständig verlangt und gehören in die Bücherei jedes deutschdenkenden Mannes.

Der 1. Jahrgang ist völlig vergriffen. Vom 2.—15. Jahrgang ist noch eine kleine Anzahl vorrätig. Bestellen Sie bald, sonst sind auch diese schnell vergriffen. 1. Jahrgang und Januar-, Februar-, Märzhefte 1912, sowie April 1914 kaufen wir zum vollen Preise zurück.

Wir liefern diese Jahrgänge ungebunden zu 12 Mark, gebunden zu 16 Mark durch jede Buchhandlung oder direkt vom

Politisch-Anthropologischen Verlag
Berlin-Steglitz.

Druckerei der Dorfzeitung in Hildburghausen.

